

Die  
**Pfanderstube.**

—♦♦♦—  
**Eine Sonntagsgabe**  
zur  
**Erweiterung für Stadt und Land.**

—♦♦♦—  
Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.

**L a n d s h u t.**

Druck und Verlag von J. F. Rietisch.

# Die P l a u d e r s t u b e



Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

---

Sonntag

---

L a n d s h u t.

Druck und Verlag von J.F. Rietsch.

## **Inhaltsverzeichnis**

**Ein Abenteuer eines Zollbeamten**

**Citronen - Finger (Eine englische Polizei-Geschichte)**

**Das alte Schloß**

**Der Brillant-Ring**

**Der Fächer - Eine Kriminal-Geschichte**

**Der Pfarrer und sein Schützling**

**Der Verstorbene als Bräutigam**

**Des Seeräubers Schatz**

**Die Abenteuer eines Lieutenants**

**Die Geschichte des Strandwächters**

**Geschichte vom alten Pomschick**

**Drei Mal um Mitternacht**

**Eine verhängnisvolle Nacht**

**Die Goldbarren**

**Homöopathische Kuren**

**J e w g r a f oder Geschichte eines russischen Leibeigenen**

**Mit dem Nachtzuge**

**Eine Nacht auf Schloß Ashurst**

**Der Seeräuber**

**Der Traum des Schulmeisters**

**Fazio**

**Die Mönche von Alt-St. Nicolas**

**Das Meerfräulein**

**Ein Weihnachts-Abend**

**Die Braut vom Richtplatz**

**Ein russisches Familiendrama**

**Der Chorknabe**

**Der Goldschmied von Paris**  
**Ein Vampyr**  
**Der silberne Schilling Ein neues Märchen von Andersen**  
**Des Teufels Schwiegermutter**  
**Die drei Reisetaschen**  
**In den Scheeren von Bohüslän**  
**Der Lumpensammler von Paris**  
**Ein Märchen aus dem Harze**  
**Ein fürchterlicher Kutscher**  
**Eine Silvester-Ueberraschung**  
**Scherz für Scherz**  
**Eine merkwürdige Criminalgeschichte**  
**Im Moore**  
**Ein Blatt aus dem Leben Katharina II**  
**Eine russische Dorfgeschichte**  
**Der zerbrochene Grabstichel**  
**Sympathie gegen die Todesangst**  
**Der tolle Feldscher**

# Ein Abenteuer eines Zollbeamten.

Sonntag, den 15. Juni 1862.

**V**or dreißig Jahren, als ich noch Beamter im Sr. Majestät Zollwesen war, befanden sich die Küsten-Gesellschaften Englands in einem ganz anderem Zustande als heutzutage. Der Schleichhandel stand in voller Blüte, hohe Zölle und hohe Preise verlockten den Schmuggler zur rastloser Thätigkeit und von der Seite der Regierungsorgane fand keineswegs jene gleichförmige Wachsamkeit statt, welche die jetzige Zeit auszeichnet. Obschon ich ein alter Mann bin und eine natürliche Vorliebe für vergangene Zeiten hege, wo ich noch jung und kräftig war, kann ich doch nicht umhin, zu gestehen, daß der Seedienst an der Küste zur Verhütung de Schmuggelei unter der Regierung der Königin Victoria die Küsten in viel besserer Ordnung und Sicherheit erhält, als er unter der Herrschaft ihres Großvaters und ihrer Oheime der Fall war. Wie konnte es auch in der That anders sein? Wir wurden durch Privatzunft ernannt, ohne alle Rücksicht auf den Verdienst, unsere Vorgesetzten kümmerten sich selten um uns und wir hatten hundert Gründe für unsere Faulheit und Nachlässigkeit; manche von uns waren träge, andere furchtsam und nicht wenige waren bestochen, um Nichts zu sehen und zu hören. Dann waren auch die Mittel, mit denen wir arbeiten sollten, eben nicht von der besten Sorte. Jene Seehäfen welche Mitglieder in Parlament schickten, besaßen ihre eigenen Zollboote, die mit Bürgern bemannt waren, die fette Gehalte bezogen und ihrer Stimmen willen und nicht wegen ihrer Seetüchtigkeit gewählt wurden. Ich habe die Bemannung eines Bootes gekannt, welche des Ruderns völlig unfähig gefunden wurde, als sie zum Dienst gerufen werden sollte; und doch waren diese Leute die Gehilfen, auf welche wir uns verlassen mußten. Unsere eigenen Leute waren nicht viel besser, die Zollrotte, wie

sie genannt wurde, bestand aus liederlichen Taugenichtsen, die selten nüchtern und nicht selten mit den Schmugglern im Bunde waren. Im besten Falle waren sie in einem solchen Maße störrig charakterlos, daß es Niemand glauben würde, wer die tüchtige, wohldisciplinierte Küstenwache des heutigen Tages kennt.

Unter solchen Umständen ist es nicht zu wundern, daß uns so viele Prisen durch die Finger schlüpfen. Das wahre Wunder ist, daß wir dennoch so viele Fänge machten. Aber nicht alle von uns waren Drohnen im Bienenkorbe. Einige waren so eifrig, als es nur möglich war, und zu diesen zählte im Jahre 1827 auch ich. Ich war damals ein junger Mann, aber ich stand schon einige Jahre im Zolldienst und da ich vor Kurzem zu berittenen Zollbeamten befördert worden war, bezog ich ein hinlängliches Gehalt, um heirathen zu können. Meine Station lag an der Kentischen Küste, nicht weit vom Städtchen D. Und sie bot mir reichliche Gelegenheit; meine Thätigkeit und meinen Eifer für die Sache des Königs zu beweisen. In jenen Tagen war Kent und Sussex da Hauptquartier eines ausgedehnten Schleichhandels. Die meisten Matrosen längs der Küste waren in den Schleichhandel verwickelt, fast alle Krämer, der Stadt, hatten ihre Capitalien hineingesteckt und meilenweit ins Land hinein hatten selbst Pächter wenigstens einen jährlichen Antheil an schmugglerischen Unternehmungen. Noch jetzt steht gar manches alte Haus, unter dem sich alle Gattungen von geheimen Kellern und Höhlen befinden, in welche Thee und Branntwein und andere Waaren nach ihrer ersten Ladung aufgespeichert wurden; von dort wurden Sie nach den Scheunen der der Küste naheliegenden Pachthöfe oder verlassene Ziegelöfen und Steinbrüche, in Höhlen und Wälder oder nach anderen Versteckplätzen gebracht, bis sie nach London geschafft wurden.

Landeinwärts gab es große Magazine von geschmuggelten Waaren, von deren Vorhandensein wir nur eine unbestimmte Kenntnis hatten, mit denen wir uns jedoch nicht zu befassen wagten, so unglaublich dies auch jenen scheinen mag, die daran gewöhnt sind, das Gesetz für allmächtig zu halten. Aber die Wahrheit ist, daß wir es nicht wagten, in der Unterdrückung solcher Praktiken zu weit zu gehen. Hätten wir nach dem vollen Maßstabe unserer Pflicht gehandelt, so hätten wir in ein

Wespennest gestochen und wahrlich wenig Ursache zu lachen gehabt.

Die Beschlagnahme eines Schiffes samt Ladung nahmen sich die Schmuggler nicht allzu sehr zu Herzen: ihre wohlbekannte Berechnung war, daß ein glücklich ausgeführtes Unternehmen den Verlust zweier Frachten bezahlte, so enorm war ihr Gewinn in jenen Zeiten des Repressivsystems. Aber wenn wir, — die Philister, wie sie ins hießen — uns ihre versteckten Höhlen und Schlupfwinkel mengten, so betrachteten sie einen solchen Eingriff als ehrloses Spiel und ahndeten es demgemäß.

Mehr als einmal hatte ich von achtbaren Bürgern und Pächtern wohlmeinende Warnungen empfangen, daß ich in der Ausübung meines Berufes allzu scharf wäre, daß mir mein Diensteifer keine guten Früchte tragen würde und daß es besser wäre, ich nähme mir ein Beispiel an dem alten Herrn Praboby von D., der durch vierzig Jahre den Rechten der Krone mit heilsamer Kurzsichtigkeit nachgesehen hatte, zur großen Zufriedenheit aller ehrlichen Krämer. Aber ich war zu jung und zu heißblütig — ich hoffte, ich darf beisetzen, zu ehrlich — um diesem freundlichen Rath zu folgen. Der Gedanke, ein stummer, zahnloser Wachhund zu sein wie der alte Lieutenant Praboby, und weder zu beißen noch zu bellen, sondern unter solchen Vorwänden des Königs Brot zu essen, hatte für mich etwas unüberwindlich Abstoßendes. Mir machte es Vergnügen meine Pflicht zu erfüllen und die Belohnung meiner Vorgesetzten zu empfangen, die bereits an meine weitere Beförderung zu denken anfangen. Ja ich empfand eine Art Freude, wenn ich daran dachte, daß mein Name bekannt und meine Wachsamkeit von den verwegentesten Desperados der Küste gefürchtet war, und daß meine Heldenthaten sogar ein Plätzchen in dem Winkel eines Provinzblattes gefunden hatte.

Aber ich hatte noch einen anderen und gewichtigeren Grund, Alles aufzubieten, um durch besondere Verdienste eine Beförderung zu erreichen. Ich war verheirathet, wie ich schon gesagt habe, und zwar mit einem Wesen. Das in einer Sphäre, als meiner eigenen geboren war — mit der verwaisten Tochter eines Geistlichen. Heiter und lächelnd hatte Lucy meine Armuth getheilt; aber ich sehnte mich darnach, ihr jene Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens zu verschaffen, an die sie in ihrer

Jugend gewöhnt war, und es geschah hauptsächlich ihretwillen, daß ich mich bemühte, in meinem Berufe eine höhere Stellung zu erklimmen. Möge niemand darüber lachen, daß ein Zollschnüffler ehrgeizig sein könne. Gewiß gibt es manchen Beruf, der beliebter und höher ist, aber kein Stand verdient gänzlich verachtet zu werden, in welchem ein Mensch seine ehrliche Arbeit leisten und seine Hände von Schurkenstreichen rein halten kann.

Der Herbst jenes Jahres, das ich genannt habe, war sehr rau und die Witterung schlecht und stürmisch. Solche Zeiten lieben die Schmuggler. Lichte Nächte und mondhelles Meer sind weniger nach ihrem Geschmack, als das finstere und schmutzige Wetter, das ihre Unternehmungen vor feindlichen Augen verdeckt. Trotz Zollbeamten waren die »Fahrten« zahlreich und gewinnbringend gewesen. Die Zollschiffe der Regierung hatten wenig Beute gemacht und die Küstenwache war beinahe immer gefoppt worden. Nur eine einzige Falle war eine großartige Beschlagnahme ausgeführt worden und ich hielt mich für den glücklichsten aller Sterblichen, weil ich die Ursache derselben war. Aber ich ließ mir wenig träumen, daß, als ich bei meinen einsamen Ritten über die Dünen auf jenen abgelegenen Versteckplatz stieß und dessen Geheimnisse entdeckte ich an mein Verderben ging! Ich stellte mir damals, wahrlich nicht vor was folgen konnte und welche grausame Rache ich heraufbeschwor, als ich diese verhängnißvolle Entdeckung machte. Der Schlupfwinkel war schon an und für sich höchst sonderbar und schlaue gewählt. Neben einem einsamen Pachthof, der etwa 4 Meilen vom Meer auf den Kreidedünen stand, war ein Brunnen, ein alter, tiefer Brunnen mit Eimern, Kette, und Winde und Holzdach, der sich von tausend anderen solchen Brunnen im südlichen England nicht im mindesten unterschied. Aber vierzig Fuß unter der Oberfläche war in der Seite des Brunnens eine Art Gang oder Höhle ausgegraben, die breit genug war, um zwei Menschen zuzulassen und die in eine Grotte führte, welche, aus der festen Kreide ausgehöhlt, ein trockenes, geräumiges Magazin für die Fäßchen und Ballen bildete, mit denen sie angefüllt war. Jeder hätte in den Brunnen hinabsehen können, ohne etwas Verdächtiges wahrzunehmen, und doch ich hätte sicherlich nichts entdeckt, wenn ich nicht gerade zufällig darauf zugeritten wäre,



als eben zwei Männer an der Winde arbeiteten und einen Eimer ans Tageslicht heraufzogen, der kein Wasser enthielt, sondern einen Mann welcher mit einer kurzen, groben Jacke und rothen Mütze war und auf dem Knie ein Fäßchen hielt, dessen Aussehen sehr den Verdacht erregte, daß es mit Branntwein gefüllt sei. Dies war mir genug; ich lenkte mein Pferd in den Schatten der Gartenmauer und schaute mit unverwandten Augen zu. Leise wie ein Jäger, der den Fuchs aus dem Dickicht hinausstehlen sieht, schlug ich den Heimweg an, mußte aber doch gesehen worden sein, denn als ich nach Stunden mit der entsprechenden Verstärkung zurückkam, waren die Spitzen und Seidenstoffe aus dem Brunnen geschafft und Sr. Majestät Diener fanden nur mehr dickbäuchige Branntweinfässer, Claret und Thee vor. Aber selbst diese Beschlagnahme machte großen Lärmen. Der Zollcommissär Sir John Bruckram kam eigens nach D., um hierüber zu berichten, er belobte mich vor dem versammelten Personale und versprach mir unter vier Augen Belohnung und Beförderung bei allernächster Gelegenheit, wenn ihn der Minister zu Tische laden würde und ihm dann die Möglichkeit geboten wäre, meine Ansprüche zu befürworten.

Mit Stolz erfüllt durch diese Auszeichnung kümmerte ich mich wenig um die melancholische Weise, mit welcher einige Bürger, von denen sich voraussetzen ließ, daß sie die besten Mittel besaßen, um die Meinungen der Schmuggler zu kennen, die Köpfe schüttelten, wenn sie mir begegneten und ich scherte mich noch weniger um die Drohbriefe, die mir nun zuzukommen anfangen. Letztere waren wahrhaft häßliche Documente, voll schlechter Orthografie und jämmerlich gekratzt, als ob sie deren Schreiber mit einem in nasses Schießpulver getauchten Bajonette geschrieben hätten, aber ihr Inhalt trübte gar manchmal Lucys glänzende Augen und bleichte ihre blühenden Wangen. Ich wünsche beinahe, ich hätte ein paar dieser Briefe aufbewahrt, um meine Leser mit einem Facsimile beglücken zu können, aber man kann sich leicht vorstellen, welche Art von Drohungen sich von Leuten erwarten lassen, die herzlos und roh waren wie die wilden Wogen, auf denen sie ihr verpöntes und gefährliches Gewerbe trieben. Doch schenkte ich diesen Drohungen keine weitere Beachtung, sondern strebte unablässig nach demselben Ziele wie

früher.

An einem finsternen Decemberabend — es war am fünften des Monats, denn ich habe Ursache, den Tag im Gedächtniß zu behalten, traf ein Schreiben in meiner Wohnung ein. Es trug die Unterschrift des Inspectors, meines unmittelbaren Vorgesetzten und war aus F. datiert, einer benachbarten Stadt, in welcher, wie ich wußte, dieser Beamte wohnte. Der Brief benachrichtigte mich, daß einer Privatmittheilung zufolge gerade in dieser Nacht eine große Schiffsladung an der Küste zwischen D. Und F. Gelandet werden solle. Ich wurde angewiesen, Punkt elf Uhr an einem bestimmten Punkt der Küste einzutreffen, wo ich den Inspector und seinen Leuten finden würde, der sich bei der Ausführung dieses höchst wichtigen Fanges meiner Localkenntnisse und wohlbekannter Geschicklichkeit zu bedienen wünschte. Der Brief war wie gewöhnlich mit rother Tinte adressiert, mit der magischen Aufschrift: »In seiner Majestät Dienstangelegenheit« versehen, und mit dem großen rothen Siegel ausgestattet, das derlei Document zu zieren pflegt. Ich habe vergessen, noch einen Theil des Briefes zu erwähnen. Der Inspector wies mich strengstens an, allein zu kommen und von diesem Auftrage keiner Person in D., sie möge zum Dienst in einer Beziehung stehen oder nicht, irgend eine Mittheilung zu machen.

Den ganzen Abend hindurch war, während ich mich für meine nächtliche Expedition vorbereitete, Lucy traurig und niedergeschlagen und ich fand ihre Augen stets mit einer so schmerzlichen Zärtlichkeit auf mich gerichtet, daß mir unwillkürlich ein kalter Schauer das Herz durchzuckte. Ich hingegen hatte eher Lust, fröhlich und voll Hoffnung zu sein, denn nun gab es eine prächtige Gelegenheit, meinen Eifer für die Sache des Königs neuerdings zu bekunden und das Wohlwollen meiner Vorgesetzten und vielleicht auch jene Beförderung einzuernten, die mir erst so kürzlich versprochen worden war.

Aber Lucy war nicht glücklich; ihr ausdrucksvoller Blick verfolgte mich stets, während ich mich in unserem kleinen, bescheidenen Zimmer umherbewegte, meine Pistolen einölte und lud, den Säbel und Leibriemen nebst meinem wasserdichten Mantel und den hohen Aufzugstiefeln in Bereitschaft brachte und alles so anordnete, um es augenblicklich bei der Hand zu haben, wenn es

nach dem Nachtmal Zeit zum Aufbruch war. Lucy hatte mich an manchen Abend mit denselben Vorbereitungen beschäftigt gesehen, aber ihr Herz war nie zuvor so schwer, ihre sanften blauen Augen nie so thränenvoll gewesen. Sie kam rathlos immer wieder auf den Brief des Inspectors zurück, verlangte ihn wieder und wiederzusehen und las ihn langsam durch, jede Sylbe bedächtig abwägend, wie ein Gelehrter irgend ein seltsames Manuskript in einer halbvergessenen Sprache studiert und fragte mich über die Absicht und die Meinung des Schreibers auf eine Art und Weise aus, die jeden Anderen um seine Fassung gebracht hätte.

»Bist Du auch g a n z überzeugt, daß der Brief wirklich die Handschrift des Inspektors ist und hast Du vielleicht irgend ein früheres Schreiben von ihm im Hause, damit wir es vergleichen können?«

Ich lachte sie aus; aber sie bestand darauf und ich mußte endlich gestehen, daß mir die Schriftzüge des Inspektors nicht im Geringsten bekannt waren. Man hatte ihn erst kürzlich angestellt, er war in dieser Gegend persönlich unbekannt, und obschon ich glaubte, im Zollamte von seiner Hand geschriebene Acten gesehen zu haben, so hatte ich doch seinen Schriftzügen keine Beachtung geschenkt und hätte sie nicht wieder erkannt. Sodann machte sich Lucy daran, das Siegel auf eine Weise zu untersuchen, wie etwa ein Alterthümler in einem Museum über irgend einer halb verwischten Medaille oder Münze brütet. Aber dieses war, sie mußte es zugeben, ganz genau wie sonst, derselbe Löwe, dasselbe Einhorn, dasselbe königliche Wappen und dasselbe Motiv; selbst die Freigebigkeit, mit welcher das Siegelwachs verschwendet, und die die Flecken und Tropfen, die auf den Umschlag gefallen waren, hatten einen gewissen officiellen Charakter, der jeden Zweifel verscheuchte. Dann warf Lucy Fragen bezüglich des Inhaltes des Schriftstückes auf und wunderte sich vorzüglich, warum der Inspektor so entschieden darauf bestehen sollte, daß ich niemandem von D. Mitbringen und über den erhaltenen Befehl so strenge Verschwiegenheit bewahren sollte?

Hierauf konnte ich nur antworten, erstens daß es meine Sache sei. Meinen Vorgesetzten zu gehorchen und nicht sie um Ihre

Beweggründe zu befragen und zweitens, daß der Inspector ohne Zweifel wisse, daß einige von unseren Leuten mit den Schmugglern verbündet wären und in Ihrem Geld stünden, und daß die Andern wieder betrunkene Spitzbuben wären, die in irgend einer Strandkneipe beim vollen Krüge die ganze Sache sicherlich ausplaudern würden. In der That gab es in jenen Tagen vor der Reform-Bill nur sehr wenige, auf die man sich verlassen konnte, namentlich in einem Wahlflecken wie D., wo die Bürger, die um Ihre Stimmen willen im Solde der Regierung standen, sehr häufig nahe Verwandte gerade jener Schmuggler waren, über welche man sie als Wache gestellt hatte. Nur der Inspector, der mir als ein energischer Beamter geschildert worden war, hatte eine Anzahl Subaltern mitgebracht, die in der Gegend weder Verbindungen hatten. Noch welche anzuknüpfen Lust fühlten. Es war natürlich, daß er sich auf seine eigenen Leute verlassen wollte, und nicht weniger natürlich, daß er wünschte, von meiner genauen Kenntniß der verschiedenen Wege und Stege der Küste Nutzen zu ziehen.

Meine junge Frau hörte dies alles an und war zum Schweigen gebracht, aber nicht befriedigt.

Das Nachtessen an dem Abend war ein trauriges Mahl trotz der Heiterkeit die ich durch die Schilderung der glänzenden Aussichten, die unser in der Zukunft harten, zu erwecken bemüht war. Ich plauderte über die Gewißheit meiner schleunigen Beförderung auf die Stelle, von der man täglich erwartete, daß sie durch die Resignation des ausgedienten Lieutenants Peabody erledigt werden würde, dann machte ich im Geiste einen Sprung über die nächsten zwei oder drei Jahre und ich sah mich als Inspector und auf dem besten Weg nach einem wärmeren Nest, in London selbst — im obersten Zollamt. Weiter plauderte ich von einem allerliebsten Landhäuschen in Islington, mit Garten nebst Wagenremise und von der Erziehung des kleinen Alfred, der als Gentleman heranwachsen und in die Kirche eintreten sollte, wie sein Großvater; und ich baute in der That noch ein Scheck von jenen Luftschlössern, die Lucy wie so viele junge Mütter außerordentlich liebte. Aber obschon mein Weib zu lächelnd und noch in Ihrer gewohnten Weise zu plaudern versuchte, wollte es doch nicht recht gehen, und so oft sie sich von mir unbeobachtet

glaubte, heftete sie Ihre Blicke auf eine so schreckerfüllte Weise auf mich, als sehe sie eine Gefahr, die für andere unsichtbar war.

Der Übergang aus einer Stimmung in die andere geschieht oft sehr plötzlich und es ist vielleicht keineswegs zu verwundern, daß, nachdem es mir nicht gelungen war Lucy aufzuheitern ich gereizt und mürrisch wurde. Ich sah nach meiner Uhr, trank ein Extraglas Grog, stand, indem ich meinen Teller bei Seite schob, vom Tische auf und fing schweigend an mein Rüstzeug anzulegen. Als ich den breiten ledernen Gürtel umschnallte und meine Pistolen hineinsteckte, schauderte Lucy sichtlich. Sie hatte mich früher oft in eben so finstern Nächten und zu nicht minder gefährlichen Unternehmungen aufbrechen gesehen, ohne, wenigstens äußerlich. Irgendwelchen Schrecken zu zeigen. Doch schenkte ich Ihr keine weitere Beachtung, ich vollendete meine Equipirung. Hängte den Säbel an meiner Linken fest ein, damit er nicht klirrte, und hüllte mich in meinen großen, weiten Mantel.

Aber da schmiegte sich Lucy dicht an meine Seite, schlang Ihren weichen Arm um meinen Hals und sprach und blickte so zärtlich und liebevoll, daß ich wahrlich aus dem härtesten Klotz hätte geschnitten sein müssen, wenn meine üble Laune vor diesen treuen Augen und diesem zärtlichen Lächeln nicht geschwunden wäre. Und dann, es nützte alles nichts, mußte sie den Kleinen aus seinem Bettchen nehmen, damit er Papachen noch küßte, ehe dieser schied. Natürlich weinte das Kind, weil es aus seinem Schlummer gestört worden war und mich in dem ungeheuren Mantel, und den wachstaffelten Hut nicht kannte und Lucy besänftigte es wieder in Ihrer wundersamsten Weise — mit Ihrer unvergleichlichen Schmeichelkunst, der selbst halsstarrigste Schlingel nicht hätten widerstehen können. Aber in diesem Ausbruche von Lucy's Zärtlichkeit lag etwas Feierliches, der Schrecken, unbestimmt und gestaltlos, war aus Ihren süßen blauen Augen noch nicht geschwunden und Ihre Stimme zitterte, als sie den kleinen die rosigen Händchen falten und sein Gebetchen für den Papa stammeln hieß. Ich hatte sie Dieß oft thun gehört aber niemals mit einem solch tiefen, beklommenen Ausdruck und ich konnte mir wohl sagen, daß Ihr schwer ums Herz war. Doch presste ich meine Lippen auf Ihre weichen Wangen und dann auf das kleine rosige Antlitz unseres Kindes

und eilte aus dem Zimmer hinaus.

Ich war kaum ein kurzes Stück auf dem Kieselpflaster der engen Gasse, die finster und still war, wie das Grab, hinabgegangen, als ich meinen Namen rufen hörte.

»Alfred! Alfred! Nur ein einziges Wort!«

Ich ging zurück und fand Lucy in der Thüre stehen und in die Nacht hinausblicken.

»Nun, wie heißt dieses wunderbare Wort?« fragte ich. »Mache schnell meine Liebe, sonst erhalte ich einen Verweis, weil ich nicht pünktlich bin.«

»Alfred, lieber Alfred!« sprach mein Weib zögernd, »mir ist heute schwer ums Herz. Bist Du auch ganz sicher, hinsichtlich des Briefes?«

»Wessen Sicher?« fragte ich, vielleicht etwas verdrießlich.

»Bist Du sicher, daß er wirklich von F. Kam? Daß ihn der Inspektor wirklich selbst geschrieben hat?«

Ich lachte, schloß Ihren Mund mit einem Kuß, sagte Ihr, sie wäre ein kleines Gänschen und passe nicht zum Weibe eines Seemannes und schritt dann wieder die Straße hinab. An der Ecke blickte ich fast unwillkürlich nochmals zurück und bemerkte, wie die Thüre noch weit offen war und ein gelber Lichtstreifen auf das Pflaster fiel, und wie Lucy auf der Schwelle stand auf meine verhallenden Tritte lauschte. Ich winkte mit der Hand, bog um die Ecke und trat in die stille, finstere Stadt.

Ich hatte eine lange Strecke durch die holprigen, armseligen Gassen des Seestädtchens zu gehen, die von elenden, von tobenden Winde hin- und her geschwungenen Öllampen nur trübe beleuchtet wurden. Überall waren die Fensterläden geschlossen, obschon hier und da durch die Spalten ein heller Lichtstreif hervorströmte, ich konnte die Stimmen hören, die am behaglichen Feuer, beim friedlichen Nachtmahl gemüthlich plauderten. Auch die Schenken, an denen ich vorüber schritt, waren nicht leer, denn durch Ihre rothen Vorhänge glühte ein heller Schimmer und manch lustiges Lied drang in die schwarze Einsamkeit hinaus.

Endlich kam ich zur Stadt hinaus und schlug meinen einsamen Weg auf der weißen Kreidestraße ein die nach den hohen Klippen führte. Es war eine wilde Nacht, der Wind zerrte an meinem

Mantel, und hätte ich meinen Hut nicht festgebunden, so wäre er verloren gewesen, ehe ich noch zwanzig Schritte vom Hause entfernt war. Über mir war ein stürmischer Himmel, auf welchen die schwarzen Wolken in schweren Massen vor dem Winde einherrollten und der matte, bleiche Neumond blickte nur selten hervor. Trotz meiner Anstrengung wollte mein Herz nicht recht frisch bleiben, die ganze Natur schien zu drohen und zu grollen, und ich mochte thun, was ich wollte, Lucy's traurige Stimme, der Schatten eines herannahenden Unglücks lastete schwer auf meinen, gewöhnlich elastischen Geiste. Ihre letzte Frage für so müßig ich sie auch gehalten hatte, tauchte in meinem Gedächtnisse immer wieder empor: »War ich g a n z sicher, daß der Inspektor den Brief geschrieben hatte?« Vergeblich verscheuchte ich diese Frage, vergeblich erklärte ich dieselbe für albern, für ein bloßes Hirngespinnst, sie gellte immer wieder in meinen Ohren, als ich meinen Weg vorwärts kämpfte gegen den tobenden Wind.

Ich hatte nun die kreidige Straße verlassen und wanderte über die dünnen Kräuter der Dünen. Ich mußte jetzt vorsichtig vorwärtsschreiten, denn der Boden war unregelmäßig und ich hatte eine steile Rasenböschung hinanzuklettern, um an den Ort der Zusammenkunft zu gelangen. Endlich kam ich hin, ich kannte sie gut genug, diese riesige Klippe, die stolz über die schäumende See hinausprang. Diese Klippe war meilenweit ins Meer hinaus eine wohlbekannt Landmarke, in allen Zeiten hatten die Wachfeuer darauf gelodert, ein großer Dichter hatte Ihren schwindelnden Abhang in Worten beschrieben, die eben so einfach und großartig wie sie selbst, und in ganz England war dieser Abgrund unter dem Namen die »Dichterklippe« bekannt. Einen Augenblick blieb ich auf dem Zinne dieses gewaltigen Meerwalls stehen und schaute hinaus in die schwarze Nacht, aus welcher die unsichtbaren Wogen mit geheimnißvollem Geräusch grollten. Weit über das Meer hin konnte ich durch einen Riß in den Wolken das rothe Funkeln eines Lichtes sehen, das die Schiffe vor einer gefährlichen Stelle warnen sollte. Augenblick und der schwarze Himmel hatte es verschlungen. Keine Spur eines Menschen oder seiner Werke waren sichtbar. Ein Schauer durchrieselte mich, ein mächtiger Antrieb drängte mich zu fliehen,

heimwärts zu eilen, zu meiden — was? Pah! Welch ein jämmerlicher Feigling müßte ich werden, wenn mir öfters so wäre! War ich denn ein Kind, daß ich mich vor einer finsternen Nacht und einem starken Wind fürchtete! Ich drängte vorwärts, meine Zweifel verspottend.

Nach einigen Minuten konnte ich einen Klumpen von schwarzen Gegenständen unterscheiden, die wenige Schritte vom Rande des Klippenabhanges standen. Büsche oder Menschen? Menschen, denn ich hörte das Gemurmel Ihrer Stimmen. Ohne Zweifel der Inspektor mit seinen Leuten. Ich eilte auf sie zu.

»Guten Abend meine Herren.«

Sie antworteten mit keiner Sylbe. Schweigend öffneten sie Ihre Reihen, um mich aufzunehmen; mein geübtes Auge bemerkte sogleich als ich unter sie hineintrat, das es Ihrer achtzehn bis zwanzig gewesen sein mochten. Ein Pfiff, scharf und schrill, ein Schrei des Triumphes, und ich wurde sogleich von einem Dutzend kräftiger Hände gepackt und festgehalten. Der Angriff war so plötzlich, die Überraschung so vollständig, daß ich, obschon weder ein schwacher noch furchtsamer Mann, ehe ich einen Hieb führen oder eine Pistole ziehen konnte, schon gebunden, entwaffnet und zu Boden geworfen war. Die Schmuggler! Schnell wie der Blitz durchzuckte mich der Gedanke, daß ich in eine schlaue gelegte Falle gerathen und der Willkür dieser Verbrecher preisgegeben war, von denen die meisten alle Ursache hatten, mich zu hassen.

»Eine Ratte in der Falle! Eine Ratte in der Falle!« riefen mehrere heisere Stimmen zugleich, »endlich haben wir den Schnüffler erwischt!« Und dann folgte ein Sturm von Schimpfworten und rohen Schmähungen, die mit noch viel gräßlicheren Flüchen vermischt waren.

»Schlagt den Schuft todt!«

»Schießt ihn nieder ohne Federlesen!«

»Zerhaut ihn zu Köder für die Aalfische!«

»Werft den Landhai über die Klippen!«

So lauteten einige von den Vorschlägen der Kerle, die sich um mich gedrängt hatten.

»Halt!« rief eine Stimme im Tone eines Gebieters, »zieht den



Kerl in die Höhe, helft ihm auf die Beine und Ihr, Bill, haltet ihm die Laterne unter die Nase, damit wir überzeugt sind, daß es das rechte Teufelshuhn für uns ist.«

Ich wurde wieder emporgerissen; meine Hände waren mit einem dünnen Tau festgebunden und jeder Widerstand war unmöglich. Als das rothe Licht der Blendlaterne auf mein Gesicht fiel, schloß ich unwillkürlich die Augen.

»Das ist unser Vogel! Der Spitzbube ist uns richtig ins Netz geflogen!« war der einstimmige Ruf. Ich schlug meine Augen auf und bei dem flüchtigen Schein der Laterne konnte ich, so geblendet ich auch war, doch bemerken, daß ich in der Gewalt mehrerer stark gebauter Männer war, die Seemannstracht trugen, aber durchaus vermummt und verkleidet waren. Sie waren bewaffnet, denn ich sah die messingnen Griffe Ihrer kurzen Säbel und die mit Messing beschlagenen Kolben Ihrer Pistolen die hie und da aus Ihren Jacken oder wachstaffetnen Überwürfen hervorblickten, aber ein Jeder trug eine Kreppmaske oder hatte das Gesicht so mit Ruß oder Schießpulver beschmiert, daß er wie ein Neger aussah und jede Erkennung unmöglich war. Derjenige, welcher Ihr Häuptling zu sein schien, war größer und zarter gebaut als die Übrigen obschon er auf gleiche Weise gekleidet und bewaffnet war, über sein Gesicht trug er einen Kreppstreifen, den sein Hauch wie ein Vorhang hin und her bewegte. Ich konnte nur seine Augen bei den Rissen des Schleiers hervorschauen sehen, seine war weniger rau als die seiner Cameraden; ich war überzeugt, daß er allein ein Mann von Erziehung war und daß mein Schicksal von seinem Gutdünken abhing.

»Der Nämliche«, sagte der Anführer nach einer Pause, »Alfred Harvey.« Neues Geschrei.

»Tödtet ihn!«

»Ersäuft den Schnüffler, wie Ihr einen rädigen Hund ersäufen würdet!«

»Werft ihn hinab!«

»Erschießt ihn!« und andere angenehme Vorschläge wurden von allen Seiten gebrüllt. Auch blieben die Äußerungen des Grolles nicht bloß mündlich. Ich wurde von meinen Feinden hin und her gestoßen und geschlagen und nur die Masse, die sich um

mich gedrängt hatte, schützte mich vor den schlimmeren Streichen der Knüttel und Säbel, mit welchen die Erbittertsten Feinde nach meinem wehrlosen Kopf zielten.

»Wer drang an Bord der »Glockenblume«, grollte eine raue Stimme, und nahm zwanzig Tonnen des besten Branntweins weg —«

»Wer hielt den Wagen beim neunten Meilenstein an und bemächtigte sich der Waaren, die dem halben Kirchspiel von Lingham fröhliche Weihnachten verschafft hätten?« fiel ein Zweiter ein.

»Wer machte mich zum Bettler, indem er mir meinen Tabak nahm?« schrie ein mürrischer Seemann, dessen Gesicht ich vergeblich durchforschte, so vollständig war es durch die schwarze Farbe entstellt.

»Der ist's«, knurrte ein vierter Ankläger, »den gerade der Teufel mit des Königs Zollschiiff herschicken mußte, als wir die Mannschaft von D. Schon betrunken gemacht hatten, und dem ich drei Jahre an Bord des Kriegsschiffes zu danken habe, bis ich endlich Reißaus nahm. Soll ich jetzt nicht meine Rache haben?«

»Denk an den Brunnen!« kreischte ein Fünfter und dann überstieg die Wuth der Schurken alle Grenzen.

Ich wurde mit Füßen gestoßen, niedergeworfen, ich dachte, ich würde schier todt getreten werden. Dann wurde ich wieder plötzlich auf meine Beine gerissen und zerschlagen und betäubt, wie ich war, fühlte ich etwas wie einen kalten Metallring an meine Stirne gedrückt und erkannte, daß es die Mündung einer Pistole war. Mechanisch schloß ich meine Augen, sandte in meinem Innern ein stilles Gebet zum Himmel und ergab mich in mein Schicksal.

»Schieße, Jack!« schrien mehrere der Bande.

»Halt!« rief die Stimme des Anführers dieser höllischen Rotte, »halt! wollt Ihr den Galgen um seine Frucht betrügen? Der verrätherische Schuft verdient es nicht. Daß er wie ein Gentleman aus der Welt geht.«

»So ist's«, lautete die Erwiderung, der wieder neue Erörterungen folgten.

»Das Erschießen ist ein zu leichter Tod für einen solchen Kerl!«

»Der Capitän hat recht!«

»Hängt den Landhai auf!«

»Über die Klippe! — über die Klippe!« —

Und die Pistole wurde weggenommen. Mir that es beinahe leid. Der Tod hatte mich nur für einen Augenblick verlassen, um in irgend einer viel schrecklicheren Gestalt wiederzukehren.

»Nur keine Übereilung, Jungen«, sagte der Anführer, »laßt uns hören, ob er etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen hat.«

Es folgte ein Murren, aber der Mann hatte offenbar viel Einfluß und ich wurde daher zu ihm hingeschleppt, und man forderte mich auf zu reden. Ich werde diese Scene nie vergessen. Die stürmische Nacht, die wilde Klippe, die Laterne, deren flackerndes Licht auf dem schauerlichen Kreise der geschwärtzten Gesichter spielte, die Gestalt des improvisierten Richters, schlank und schattenhaft, dessen Augen durch den wehenden Schleier glühten, — dieß alles war mehr wie die Gebilde eines schrecklichen Traumes, aber es lag eine gräßliche Wahrheit darin.

»Alfred Harvey«, sagte der Häuptling und trotz seiner milden Stimme fürchtete ich ihn mehr, als den ganzen tobenden Haufen. »Alfred Harvey, wenn Ihr Etwas zu Euren Gunsten anzuführen habt, so sprecht.«

Ich sprach, aber mit der Verzweiflung in meinem Herzen, Ich erklärte, daß ich nichts gethan hätte als meine Pflicht gegen den König, eine Furcht oder Gunst, — daß ich gegen Niemanden einen Groll oder Mißgunst gehabt hätte, daß ich — unnöthigerweise nie strenge oder hart gewesen wäre und daß ich nur gehandelt hätte, wie jeder ehrliche Beamte an meiner Stelle zu handeln verpflichtet sei. Aber meine Vertheidigung verfehlte die Wirkung. Diese verwilderten Geschworenen waren zu schwer befangen, um mir Gehör zu schenken. Sie erstickten meine Worte mit Flüchen und wildem Geschrei.

»Bringt den winselnden Seehund zum Schweigen«, war der allgemeine Ruf und ich fühlte bitter, daß jede Hoffnung geschwunden war.

»Alfred Harvey«, sagte der Anführer, »hört und Ihr, Leute merkt auf das Urtheil. Dieser Schnüffler ist keiner von der gewöhnlichen Sorte der Philister, für die eine milde Strafe wie das Aufschlitzen

der Nase oder Ohren, oder das Durchziehen unterm Schiffskiel oder selbst das Stäupen genug ist. Ich sage, wenn nicht jene Geschichte mit dem Brunnen gewesen wäre, so würde ich für eine solche leichte Züchtigung sein, aber leider ist meine Pflicht eine strengere; Schnüffler, Dein Urtheil ist — der Tod! Knüpft ihm Hals und Fersen zusammen und werft ihn den Fischen hinab.«

»Die Fluth ist schon fort!« bemerkte der Mann. Der mich an der Schulter hielt.

»Dann wird unser Freund nicht so weich fallen, als ich hoffe«, sagte der Schmuggler-Capitän.

Ein wildes Gelächter belohnte den rohen Spaß. Ich machte eine gewaltige Anstrengung, um mich der Stricke, mit denen meine Handgelenke gebunden waren, zu entledigen, aber obwohl ich sie lockerte, konnte ich sie doch nicht zerreißen, auch wäre ich unter so vielen kräftigen Händen vollkommen ohnmächtig gewesen. Ich sprach nichts mehr. Ich fand es unter meiner Würde, um Barmherzigkeit zu betteln, denn mein Flehen wäre doch vergebens gewesen. Sie führten mich ohne den geringsten Widerstand von meiner Seite an den Rand der hohen Klippe, unter welcher das Meer brauste. Der Mond hatte nun die Wolken ein wenig durchbrochen und sein bleicher Schimmer zeigte mir die furchtbare Tiefe unter mir, den schmalen Streifen Strand, den noch schmälere, mit Kreidestücken bedeckten Sandstreifen und die weiße Linie der schäumenden Wogen, die sich am Ufer brachen.

»Nun, Jungen, packt den Schnüffler ordentlich«, rief der Anführer. »Eins, zwei, drei und dann hinab mit ihm!«

Ich wurde ein paar Schritte zurückgezogen und von mehreren kräftigen Armen aufgehoben.

»Ich werde zählen«, sagte der Capitän.

»Eins!«

Ich blieb stumm in meiner Todesangst; ich biß meine Lippen, damit mir nicht ein Schrei um Erbarmen entschlüpfte. Diesen Triumph wollte ich meinen Peinigern nicht gönnen.

»Zwei!« rief der Führer.

Eine kurze Pause. Ich hing schon halb über der Klippe und meine Henker schickten sich an, mich in den Abgrund zu

schleudern.

»Drei!« zitterte beinahe schon auf den Lippen des Schmuggler-Capitäns.

»Arme Lucy! Gott schütze mein Weib und mein Kind!« scholl halb unbewußt von meinen Lippen, als ich eben am Punkte war, über den Abgrund in die schwarze Nacht hinausgeschleudert zu werden. Unter den Männern, die mich hielten, entstand eine Bewegung, ein Gemurmel. Meine letzten Worte, die nicht an sie gerichtet waren, hatten eine Wirkung gemacht, die keine Rede hätten hervorbringen können. Mein Flehen würden die Kerle verspottet haben, aber so roh und verwildert sie auch waren, so hatten doch auch sie Weiber und Kinder die sie liebten, und mein Stoßseufzer hatte in Ihren rohen Herzen eine Saite berührt, die sie einhalten machte.

»Drei!« sagte der Führer, aber keine Antwort erfolgte.

Sie legten mich nieder und standen zaudernd da, während sie einander zuflüsterten.

»Ich will nichts damit zu schaffen haben«, sagte der Eine, es war gerade der Kerl, der mir die Pistole an die Stirn gesetzt hatte.

»Jem sagt, er habe sie gesehen«, grollte eine andere Stimme.

»Ei!« antwortete Jem, »und eine hübsche blauäugige Dirne ist sie und auch gut gegen die Armen, wie meine Mutter sagt.«

»Hol mich der Kukul, wenn mir Das recht ist!« bemerkte ein anderer.

»Habt Ihr Schafsherze, Ihr kleinemüthigen Dummköpfe? « spottete der Capitän.

Aber die Männer fühlten Ihre rauhen Herzen einmal bewegt und sie traten nun zu Ihrem Führer hin und flüsterten ihm etwas zu, das ich nicht hören konnte. Es folgte eine Unterredung. Ich stand mittlerweile wie geblendet und betäubt da und wankte gleichsam auf der Schwelle zwischen Leben und Tod. Die Verhandlung, von der ich kein Wort erhaschen konnte, endete mit einem tollen Gelächter, das mit dem Wind dahinbrauste. Hierauf nahm der Capitän das Wort.

»Schnüffler«, sagte er, »wir wollen Dir einen Ausweg offen lassen. Anstatt Dich den Fischen vorzuwerfen, wollen wir Dich über den Rand der Klippe hängen und Dich, wie eine Muschel am

Felsen, dort hängen lassen. Wenn Du Dich bis zum Morgen festhalten kannst, so mag vielleicht ein Schäfer kommen, der Dich für den Galgen rettet. Wenn Du hinabfällst, — gute Nacht!«

Ehe ich noch antworten konnte, wurde ich abermals gepackt; man steckte mir einen Knebel in den Mund, verband mir die Augen und führte mich auf den höchsten Punkt der Klippe. So weit ich es beurtheilen vermochte, schritt ich so wenigstens hundert Klafter hinan. Dann hoben mich die Elenden über den Rand und ließen mich so lange hinab, bis mein Kinn gerade den Rasen berührte, während sie meine Hände, die noch immer gebunden waren, auf den Rand legten, so daß sie sich an den Boden und den Grasbüscheln festhalten konnten.

»Halt Dich fest, Schnüffler«, waren die letzten Worte, die ich hörte, und sie wurden beinahe überschreien von dem wilden, herzlosen Gelächter, der Elenden, die sich über meine Todesangst lustig machten. Ich hörte, wie sich Ihre Tritte verloren. Ihre Stimmen verhallten immer leiser und leiser, ich war zurückgeblieben, im zugrunde zu gehen. »Grausam fürwahr ist die Barmherzigkeit der Bösen.« Ich wurde geschont, wie eine Katze die halbtote Maus schont, meine Qualen wurden verlängert. Hätte nicht der Knebel mir den Mund geschlossen, wie gerne hätte ich ihnen nachgerufen und sie gebeten, meinem Leben mit einer Kugel ein Ende zu machen. Aber sie waren fort und ich blieb, die Augen fest verbunden, mit meinen Händen über dem steinigen Strand und dem brausenden Meere hängen. Der Tod — ein grausamer unmittelbarer Tod stand vor mir. Andererseits trennten mich nur wenige Fuß der senkrechten Kreidemauer vom Leben und der Freiheit. Aber ich hatte nicht die Kraft um mich aus diesem höllischen Abgrund emporzuschwingen, über welchen mich der tobende Wind rastlos hin und her schaukelte.

In den ersten Minuten hörte ich ein Brausen in den Ohren, wie wenn Bienen den duftigen Blumen des Sommers sumsen. Dann verschwand dieses Gefühl, welches durch einen plötzlichen Andrang des Blutes nach dem Kopf bewirkt worden sein mußte, und meine Gedanken entwickelten plötzlich eine beinahe übernatürliche Lebhaftigkeit. Während ich so über meinem gähnenden Grabe schwebte, schien ich mit einem Blicke mein ganzes verflossenes Leben zu übersehen, Dinge, die längst

vergessen waren, die Freuden und Leiden der Kindheit, die Aufgaben, die am Schooße meiner Mutter gelernt hatte; ich sah, wie ich hinter die Schule ging, wie ich den ersten Preis errang, wie ich für manchen tollen Knabenstreich gezüchtigt wurde. Diese und viele andere Szenen meiner Kinderjahre zogen an mir vorüber, als würden sie auf den Schiebern einer Zauberlaterne gemalt. Dann war ich ein Mann und in meinem jetzigen Berufe; mein erster Fang, mein erster Kampf mit den Schmugglern tauchte lebendig in meinem Geiste auf; ich fühlte, wie das Boot über die leuchtende See glitt, wie wir der Beute nahten, wie das Feuer und Kampfgeschrei begann, zugleich fühlte ich die alte Aufregung in mir auflodern, jubelnd rief ich den Schiffen zu und mit jedem Ruderschlag bebte mein Herz in Freude. Dann war ich wieder ein junger, zärtlicher Liebhaber und wandelte an Lucy's Seite durch den alten Obstgarten voll weißer und rother Blüten, und ich sah den Tag, an dem ich sie bat, mein zu sein, und Ihr so süße Worte in das Ohr flüsterte, daß sie erröthete und bebte, eine schönere rosige Blüthe, als der Sommer je zu schaffen weiß. Dann sah ich meines kleinen Alfreds kindliches Antlitz und verwunderte Augen und ich meinte die Stimme des unschuldigen Kindes zu hören, wie es sein Gebet für mich lispelte. Und dann lachte ich, schien zu lachen, ein schreckliches wahnsinniges Gelächter. Das mich schüttelte und folterte, aber der Knebel war fest zwischen meinen Zähnen und kein Laut drang heraus. Dann wurde ich halb verrückt und meine Gedanken wurden fantastisch und sonderbar.

Ich war eine Spinne, die sich an einem Faden von der Mauer schwingt, ich war eine Fledermaus, die mit Ihren Krallen hoch am Kirchthurm hängt, ich war eine Seemöve, die auf weißen Schwingen über das endlose Meer zieht. Und dann brachte mich der Schmerz und die Kälte wieder zum Bewußtsein. Der Wind war schneidend, meine Zähne schienen zu klappern, meine Füße waren kalt wie Stein und schwer wie Blei. Ich war schon einige Zeit über dem Felsen gehangen. Die Hände schmerzten mich unsäglich, heftige Krämpfe folterten meine überspannten Gelenke, mein Hals war halb ausgerenkt. Doch klammerte ich mich, um des lieben Lebens willen, so weit ich konnte an. Mein Geist war thätig. Meine Gedanken flogen hin zu Lucy und Ihrem Kinde, zu Ihrem Schrecken und Kummer, zu der kalten, nackten

Armuth, die Ihrer harrete, wenn einmal der Ernährer dahin war. Denn ich hielt mich schon für todt. Hoffnung war Spott und Hohn, keine menschliche Kraft konnte dieses verzweifelte Anklammern bis zum Morgen aushalten, und selbst wenn die Dämmerung jetzt anbräche, so war ich noch stundenlang an keine Hilfe zu denken. Nein, für mich war alles vorbei. Ich stellte mir Lucy vor, wie sie bleich und arm und im schwarzen Trauerkleide weit weg in einem düsteren Viertel der großen Stadt, in einem einsamen Dachstübchen emsig die Nadel führte, um für sich und Ihr abgezehrttes Kind das dürftige Brod zu erwerben. Jetzt schlug die Thurmuhr der St. Jameskirche in D. Die Stunde und der Wind trug die trägen Töne an mein Ohr. Schall deutlich und klar! Zwölf! Noch acht finstere Stunden bis zum Morgen. Kein Sterblicher vermochte nur ein Zehntel dieser Qual zu ertragen. Arme Lucy! Ich betete in meinem Inneren, nicht um Leben, — das war für mich dahin, wenn mich nicht ein Wunder vom Rande des Grabes zurückreißt, — sondern um Vergebung meiner Sünden, um Gnade für jene, die ich verlassen mußte, ich fühlte, daß der Sturm diese armen verwaisten Lämmer nicht zu schwer heimsuchte. Der Wind ließ nach und es fiel ein kalter Regen, der mein Gesicht peitschte. Die krampfhaftige Lage meiner Glieder verursachte mir gräßliche Schmerzen, der sich allmählig bis zur unerträglichen Folter steigerte. Mich überkam die Versuchung loszulassen und lieber gleich hinunterzusinken in die Tiefen unter mir. Aber trotzdem hielt ich fest. Obschon die Augen verbunden waren, malte ich mir dennoch den Strand unter mir aus und das steinige Ufer, den gelben Sand, die Kreide-Bruchstücke, die dort lagen, und die Wogen die sich am Ufer brachen. Wenn ich auf den Strand fiel, ehe die Fluth zurückkam, mußte ich sicherlich in tausend Trümmer zerschmettert werden. Ob ein solcher Tod wohl sehr schmerzhaft sein mag? Ich stellte mir den Sturz durch die Luft vor und das Gefühl des Fallens durch den unendlichen Raum, die atemlose Schnelligkeit des Sinkens, das Krachen auf dem harten Strand. Würde ich es fühlen? War es möglich, daß ich stundenlang hätte daliegen müssen mit gebrochenen Knochen und Rückgrat, wie ein zermahlener Wurm, mich vergeblich nach dem Tod sehndend? Lieber ertrinken, als solchen Tod.

Ach, dachte ich, wenn ich nur so lange mich halten kann, bis



die Fluth kommt, so wird mir das Meer ein verhältnißmäßig schmerzloses Ende gönnen. Diese neue traurige Hoffnung machte, daß ich mich noch fester anklammerte; ich konnte wohl nicht leben, aber ich hatte gehört, Ertrinken sei ein leichter Tod, als ein so schrecklicher Fall wie er mir bevorstand. Aber warum überhaupt sterben, wenn ich mich nur so lange erhalten konnte, bis das Meer den Fuß der Klippe bespülte? Ich konnte gut schwimmen. Vielleicht kann ich mich retten! Niemals, niemals, der grausame Strick, der meine wundgeriebenen Handgelenke zusammenschnürte, welche jeden Kampf mit den Wellen hindern. Sollte ich der unerträglichen Spannung ein Ende machen und hinauspringen, um meinem Schicksal halb entgegenzukommen? Nein, nein! Ich hörte die Wogen näher brausen; ich wollte warten, warten. Vom Kampf und Schmerz gefoltert konnte ich mich kaum mehr halten. Hätte mich nicht mein Kinn gestützt, so hätte ich längst nachgeben müssen. Ich hatte meine erstarrten Finger in den kurzen Rasen eingebohrt und hielt diesen mit der Kraft der Verzweiflung fest. Aber meine Kräfte ließen rasch nach; ich war schwindlig, betäubt, erschöpft. Ha, blitzte es da in mir auf. Ich kann ebenso gut als Mann im Kampf ums Leben sterben. Ich dachte daran, daß ich mit einer gewaltigen Anstrengung auf die Klippe hinaufklettern und so gerettet werden könnte. Wohl würde die Anstrengung den letzten Rest meiner Kräfte erschöpfen, wohl stand ein glücklicher Erfolg wenig in Aussicht, da ich gebunden war, aber in wenigen Minuten war es selbst für einen Versuch zu spät. Ich raffte alle Kraft zusammen und versuchte mannhaft mich an den Händen über die vorspringende Klippe hinaufzuziehen. Auf einen Augenblick erhob ich mich, ich schwebte mitten in der Luft, es schien mir zu gelingen, aber der Strick hinderte mich, meine gefolterten Arme ließen nach; ich sank; mein Kinn glitt über den Rand des Abgrundes, und ich baumelte nun an der vollen Länge meiner Arme. So konnte es nicht dauern. Der Schmerz war groß, meine Kraft war weg, in einer Minute mußte ich loslassen und mich zu todt fallen. Da tauchte eine wilde Vorstellung in mir auf, daß vielleicht Schmuggler weniger barbarisch als ich dachte, in der Nähe waren und mich beobachteten, bereit, mich am Ende zu retten. Gewiß, gewiß mußte es doch so sein. Ich versuchte, um Hilfe zu schreien, ihnen zuzurufen, daß es in einer Secunde zu

spät sei. Ich war geknebelt. Ich brachte kein Wort hervor. Der Schrecken des Todes kam über mich; ich ließ los. Aber kein Sturz, kein rasender Fall durch die Lüfte folgte. Meine Füße sanken nur um einige Zoll und berührten dann den Boden, sicheren Boden! Es war kein Traum! Wurde ich durch ein Wunder aus dem Verderben gerissen? Mir schwanden die Sinne und ich sank zu Boden. Als ich wieder zu mir kam, war es Morgen, ich lag gänzlich durchgeweicht und erstarrt auf der Erde; zwei Schafhirten standen neben mir, von denen einer versuchte, mir durch die Zähne Branntwein einzuträufeln, während der andere meine Halsbinde löste. Die Binde war von meinen Augen genommen und der Strick, mit dem man meine Hände gebunden hatte, war zerschnitten. Ich blickte verwundert auf, ohne zu wissen, ob ich in dieser oder in der anderen Welt war.

»Froh bin ich, Herr, daß Ihr endlich wieder zu Euch kommt.« sagte der eine Schäfer, »obschon niemand errathen kann, wie Ihr hierher gerathen seid.«

Ich schaute mich verwirrt um, ich lag nicht am Strand; keine Klippe erhob sich über mir. Ich lag in einer Art Mulde oder Becken in den Kalkdünen wie sie an der Küste von Kent nicht ungewöhnlich sind.

Ich will gleich den grausamen Streich erklären, dessen Opfer ich geworden bin. Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß die Schmuggler, als sie mich durch den falschen Brief in die Falle lockten, die Absicht hatten, mich um mein Leben zu bringen, welches sie im letzten Augenblick nur in Folge jener launenhaften Anwandlung von Großmuth schonten, die zuweilen selbst die verstocktesten Herzen zu überkommen pflegen.

Sie hatten sich enthalten mein Blut zu vergießen nicht um meinetwillen, sondern um meines unschuldigen Weibes und Kindes willen. Dies war der einzige Grund, der sie dazu bewog. Aber sie waren nicht willens, *mich* gänzlich ohne **S t r a f e** für meinen strengen Diensteifer entwischen zu lassen und hatten mich daher in eine Lage gebracht, von der sie überzeugt waren, daß ich in Ihr alle Schrecknisse des Todes empfinden würde.

Sie hatten mich mit verbundenen Augen an dem Rand einer seichten Kreidegrube, die kaum neun Fuß tief war, hängen lassen in der vollen Überzeugung, daß ich wähnte, thatsächlich über dem

schwindelnden Abgrund der riesigen Klippe zu schweben. Der Boden war, in Wirklichkeit kaum mehr als einen halben Klafter von meinen Füßen entfernt, und als ich um die volle Länge meiner Arme sank, war ich, der ich meine sechs Fuß messe, kaum sechs Zoll vom sicheren Boden entfernt. Aber ich starb einen tausendfachen Tod während der schrecklichen Stunde, die ich auf der Dichterklippe zubrachte.

\*

\*

\*

Ich resignierte auf meiner Stelle. In Folge der scheren Krankheit, in welche ich nach jener fürchterlichen Nacht verfiel, war ich schwach geworden und hatte so gealtert, daß ich gerne die Stelle eines Schreibers in einem großen Londoner Institut annahm, welche meine theilnehmenden Freunde mir verschafften. Ich habe mein Glück auf einem anderen Lebensweg gemacht. Lucy ist noch an meiner Seite, mein Halt und mein Trost und meine Kinder sind, so wie ich es wünsche. Aber ich habe mich von dem Schrecken jener entsetzlichen Nacht nie vollständig erholen können.

E n d e

# Citronen - Finger.

## (Eine englische Polizei-Geschichte.)

Sonntag, den 13. März 1859.

### 1.

Vor etwa fünf Jahren war ich Telegraphist auf der Station Newstone. Ich hatte abwechselungsweise eine Woche Tagdienst und eine Woche Nachtdienst. Der Weihnachtsabend war herangekommen, der gesegnetste von allen Abenden des Jahres, und ich hockte wie gewöhnlich in meinem kleinen Bureau, zwei große, blinkende Instrumente vor mir, ein hellflackerndes Gaslicht über mir, und neben mir ein tüchtig geheizten Kamin, welches in Gemeinschaft mit einem dreibändigen Roman aus einer Leihbibliothek mir behilflich sein sollte, die trägen, trüben Stunden der langen Winternacht möglichst erträglich hinzubringen.

Die nächtlichen telegraphischen Botschaften oder Telegramme, wie man heutzutage sagen würde, waren zu Newstone niemals zahlreich; selten gab es welche für Privatpersonen; sie bezogen sich meistens nur auf die Geschäfte des Eisenbahndienstes oder die Angelegenheiten der Eisenbahn-Kompagnie. An jenem Abend war ich sehr niedergeschlagen und gedrückt. Es ging gegen die Natur, am Weihnachtsabend zu arbeiten, wo alle Welt außer mir Feiertag zu haben und sich gute Tage zu machen schien. Ich dachte an mein Liebchen dem ich ferne sein mußte. Caroline und ich waren seit etwa zwei Jahren mit einander verlobt, und wenn sich keine Aussicht auf eine Heirath zeigte, so konnten mir noch zwanzig Jahre länger mit einander verlobt bleiben. Mr. Lancaster, Cary's Vater, war ein Kaufmann, der ein ziemlich einträgliches

Geschäft hatte, und weigerte sich natürlich, seine Tochter einem armen Teufel zu geben, welcher jährlich bloß siebzig Pfund Einkommen hatte. Er rieth Cary mehrmals, mich aufzugeben; da sie aber hierzu nicht zu bringen war, so begnügte er sich damit, mir das Haus zu verbieten, und hoffte, Zeit und Entfernung — denn er wohnte ein Dutzend Meilen von Newstone entfernt — würden schon seine Zwecke fördern.

Ich wußte, daß Mr. Lancaster am Weihnachtsabend immer eine Anzahl junger Leute in sein Haus einlud und ich vergegenwärtigte mir diese, wie sie dort tanzten, — wie Cary in ihrem weißen Musselinkleide unter ihnen herumhüpfte, dasselbe Band um die Taille, womit ich sie kaum einen Monat zuvor beschenkt hatte. Ob wohl irgend ein Gedanke an meine Wenigkeit ihr durch den Kopf ging, während sie unter dieser fröhlichen Gesellschaft verkehrte? Ob nicht vielleicht gerade in diesem Augenblick mein verhaßter Nebenbuhler, der Tuchhändler Binks, mit ihr tanzte und ihre Taille mit seinem Arm umspannte? Derartige Gedanken waren nicht leicht zu ertragen; darum trat ich hinaus auf die Plattform des Bahnhofs, um mich einigermaßen zu zerstreuen.

Es war eine klare, sternhelle Nacht; ein scharfer Wind piff gellend und trocken durch die Telegraphendrähte über meinem Kopfe, und schien meinem Ohr die schwachen Laute der Weihnachts-Lieder und Straßenmusikanten zuzutragen, durch die Entfernung gedämpft und verschönert. Laternen blinkten gleich Leuchtkäferchen unter den Waggonen im Bahnhofe; wildes, rauhes Anrufen von Männern schlug an mein Ohr, und gellende Piffe von versprengten Lokomotiven, welche wie toll ab- und zuzufahren schienen, als wollten sie sich in einer solch bitterlich kalten Nacht bloß warm erhalten, und als hätten sie eigentlich gar keine ernste Beschäftigung. Die Kälte trieb mich bald wieder in mein Bureau, mit erstarrten Fingern und recht zufrieden mit einem solchen Obdach.

Die langen, trüben Stunden zogen langsam an mir vorüber; jede derselben verkündete mit hellem Schlag die wackere, kleine Uhr in der Ecke. Mitternacht kam und ging, ein Uhr, zwei, drei Uhr zogen vorüber. Ich war der reizenden Heldin meines Romans bereits müde geworden, und hing schon wieder bangen, muthlosen Befürchtungen nach wegen Binks, als mich plötzlich

das rasche Klingeln der elektrischen Signalglocke aufschreckte. Es war eine Privatbotschaft: »Mr. Kors, Ironville, an Mr. Darke, 39. High Street, Newstone.

»Citronen-Finger reist heute Nacht mit dem Postzug ab. Alles in Ordnung. Hab Acht auf den schwarzen Zwerg.«

Ich war an seltsame Botschaften gewöhnt, allein diese war die sonderbarste, die mir jemals zu Gesicht gekommen war. Ich buchstabirte sie zweimal durch, um zu sehen, daß ich sie richtig niedergeschrieben hatte; hierauf schrieb ich sie in eines der gedruckten Formulare ab, unterzeichnete sie, setzte darunter die Zeit, zu welcher ich sie erhalten hatte — 3 Uhr 45 Minuten, — und steckte sie in ein Briefcouvert.

Nr. 39 High Street war die Wohnung von Mr. Breem, dem Schneider und kaum fünf Minuten vom Bahnhofgebäude entfernt. Mr. Breem hatte gewöhnlich Zimmer zu vermieten, und Mr. Darke war vermuthlich ein Miethsmann von ihm. Nachdem ich das Bureau verschlossen hatte, wanderte ich raschen Schrittes nach Breem's Haus. Ich hatte aus der telegraphischen Depesche den Schluß gezogen, Mr. Darke sei ein Mann, der Sehenswürdigkeiten, Seltenheiten 2c. zur Schau stelle und dem irgend Jemand einen schwarzen Zwerg zugeschickt habe, vielleicht auch einen Riesen — jedenfalls aber einen Zwerg, um ihn in seine Karawane aufzunehmen. Es war noch Licht im zweiten Stockwerk von Nr. 39. War Mr. Darke noch wach? erwartete er vielleicht eine Depesche? ES sah just so aus.

Ich pochte laut mit dem Thürklopfer und trat dann in die Straße zurück, um die Wirkung zu beobachten. Das Licht im zweiten Stockwerk ward nicht von der Stelle gerückt, aber das Fenster geöffnet, ein Kopf herausgestreckt und eine barsche Stimme fragte: »Wer ist da?«

»Wohnt Mr. Darke hier?« fragte ich.

»Weißhalb wollt Ihr das wissen?«

»Ich habe eine telegraphische Depesche für ihn.« sagte ich.

»Ah, so! schon gut. Nur einen Augenblick Geduld!«

Die Stimme war sehr barsch und tief. Einen Augenblick später ward die Thür geöffnet, soweit die Sperrkette es zuließ, und eine große, muskulöse Hand streckte sich mir entgegen.

»Geben Sie her!« sagte Mr. Darke. Ich legte ihm demgemäß die Depesche in die Hand. »Warten Sie noch einen Augenblick, bis ich nachgesehen habe, ob keine Antwort nöthig ist!«

Nach einer kleinen Weile ward das Fenster wieder geöffnet; »es ist keine Antwort nöthig!« hieß es, und das Schiebfenster fiel wieder herunter. Mit Ausnahme seiner Stimme hatte ich von Mr. Darke nicht mehr gehört und wahrgenommen, wie ich von dem Hause wegging, als da ich hingegangen war. Ich hatte bloß den Umriß seines Kopfes gesehen, als er aus dem Fenster blickte; ob er aber jung oder alt, hübsch oder häßlich, blond oder schwarz war, darüber befand ich mich gleich sehr im Ungewissen.

Ironville liegt 30 Meilen von Newstone. Der Postzug legt diese Strecke in etwas weniger als einer Stunde zurück und langt an letzterem Orte um halb sechs Uhr Morgens an. Da die Uhr nun nahezu halb 6 Uhr wies, so trat ich auf den Perron des Bahnhofs hinaus, um daselbst auf- und abzugehen, denn ich war entschlossen, falls irgend ein Riese, ein Zwerg oder ein anderes Monstrum mit dem Zuge ankäme, solle es wenigstens meinem Blicke nicht entgehen. Ich erwartete halb und halb Mr. Darke hier zu treffen, der ebenfalls auf den Zug harre, aber er war nicht zu sehen. Pünktlich zur festgesetzten Zeit lief der Zug langsam in den Bahnhof ein, und in der nächsten Minute war der Perron überschwemmt von jenen seltsam gekleideten Individuen, die in Geschäften oder zu ihrem Vergnügen bei Nacht reisen müssen. Aber nirgends war ein Zwerg, Riese oder sonstiges Ungethüm zu sehen. Nur ein einziger Passagier stieg in Newstone aus; die Anderen fuhren sämtlich weiter, wie deutlich an der Hast zu sehen war, womit sie nach dem Zeichen mit der Glocke wieder ihren Plätzen zueilten. Und jener einzige Passagier war ein schlanker, junger Herr in sehr modischem Anzuge, ohne Backenbart, aber mit einem langen, schönen Schnurrbart, welchen er mit dem Daumen und Zeigefinger seiner ausnehmend hübschen Hand, die in einem seinen Glacehandschuh steckte, drehte. Er sprang munter aus einem Wagen erster Klasse, lächelte leutselig dem Portier zu, der grüßend an die Mütze griff, nahm dann seinen kleinen, schwarzen Reisesack, sah sich mit einem raschen, flüchtigen besorgten Blicke im Kreise um, brach dann wieder in ein Lächeln aus, schlenderte langsam den Perron hinab bis zur

Treppe, stieß die schweren Flügelthüren auf und trat auf die Straße. Irgend ein Stutzer aus London, der hierher gekommen, um die Weihnachten bei seinen Freunden zuzubringen, sagte ich zu mir selbst. Allein wohin kann er in dieser frühen Morgenzeit gehen? Keines von den Gasthäusern der Stadt wird vor einer Stunde geöffnet sein.

Ohne mich lange zu besinnen, ob diese Sache mich etwas anging oder nicht, eilte ich ebenfalls die Treppe hinunter und ging dem Fremden nach. Er schritt über den kleinen Platz vor dem Bahnhof und sah sich nach allen Seiten um, als ob er nicht wüßte, was für einen Weg er einschlagen solle. Plötzlich glitt eine Gestalt hinter irgend einem Vorsprunge hervor und näherte sich dem Fremden. Ich konnte hören, wie sie einige halblaute Worte wechselten. Da nahm der zweite Fremde den schwarzen Mantelsack aus der Hand des Reisenden und beide eilten raschen Schrittes in die Stadt hinein. Dieß Alles sah ich beim Licht der Gaslaternen des Bahnhofes. Als die beiden Gestalten aus dem Lichtkreise dieser Gaslaternen hinaustraten und in der jenseits herrschenden Dunkelheit verschwanden, erfaßte mich ein vages, unerklärliches Gefühl von Neugier, ich zog meinen Ueberrock fester um mich und eilte ihnen mit raschen, verstohlenen Schritten nach, wobei ich mich zugleich auf der dunkleren Seite des freien Platzes hielt. Ich, brauchte übrigens nicht weit zu folgen, denn sie gingen nur bis in die High Street und hielten vor dem Hause Nr. 39, dessen Thüre sich im nächsten Augenblick hinter beiden schloß; eine Minute später sah ich sodann in Mr. Darke's Zimmer wieder ein Licht anbrennen.

Da sich nicht erwarten ließ, daß ich noch mehr sehen werde, so kehrte ich nach meinem Bureau zurück, setzte mich zu meinem lustigen Kaminfeuer und verfiel bald in einen leichten Halbschlummer, worin Mr. Darke der Reisende, Cary, der schwarze Zwerg und Binks, der Tuchhändler zu einem fantastischen Drama in einander verschwammen, welches meinem ermüdeten Geist endlos vorgaukelte. Was aber hatte die telegraphische Depesche mit dem hübschen Reisenden zu schaffen? So oft ich aus meinem Halbschlummer wieder auf einige Minuten erwachte, hielt ich mir diese Frage wieder vor, ohne jedoch eine Antwort darauf zu finden, obschon mir daran



auch nicht eben viel gelegen war. Plötzlich aber ging mir ein Licht auf; vollständig wach und munter geworden, sprang ich auf, riß das Tagbuch auf, worin die Depeschen eingetragen waren, und las: »Citronen-Finger reist heute Nacht mit dem Postzug ab.« Jenun, was mir an dieser Depesche so sehr auffiel und was ich mit dem hübschen Reisenden in Beziehung brachte, war der Umstand, daß dieser ein Paar dicht anschließender, citronengelber Glacehandschuhe getragen hatte, an denen der äußere Saum am ersten Finger der rechten Hand geplatzt war. Dieß hatte ich deutlich gesehen, während er an seinem Schnurrbart drehte. Allein gesetzt auch, der Reisende wäre der sogenannte Citronen-Finger der Depesche gewesen, wie sollte ich mir den schwarzen Zwerg deuten? Er hatte keinen schwarzen Zwerg mitgebracht, sondern war allein angekommen. Allein? ja freilich! aber hatte er nicht den kleinen Reisesack von schwarzen Leder bei sich, über welchen er mit besonderer Vorsicht zu wachen schien, da er nicht einmal dem Portier hatte gestatten wollen, ihn für ihn aus den Wagen zu nehmen? Eine Theorie, scharfsinnig aber unwahrscheinlich, stieg in meinem Kopfe auf, als ich mein Gaslicht auslöschte, und die Rouleaux am Fenster aufzog, um das erste Morgengrauen hereinzulassen.

Mein Dienst ging um 8 Uhr zu Ende. Der Londoner Zug war im Begriff abzufahren, als ich auf dem Heimwege nach meiner Wohnung über den Perron ging. Ich kam an einer Gruppe von Reisenden vorüber, welche vor einer Wagenthür stand, und schrak plötzlich zusammen, als ich eine dumpfe, barsche Stimme zu Jemand sagen hörte: »Noch eine Minute und wir sind auf und davon!« Ich hätte diese Stimme unter Tausenden als diejenige von Mr. Darke erkannt, und ich sah mich daher rasch um. Die Gruppe hatte sich schon zerstreut, bis auf zwei Personen, einen Mann und eine Frau, welche sich eben anschickten, ihre Plätze im Wagen einzunehmen. Die Person, welche ich für Mr. Darke hielt, war ein stämmiger Mann in mittleren Jahren, in einem eleganten, schwarzen Anzug; er hatte schwarzes Haar und dichte, schwarze Augenbrauen, einen dichten, schwarzen Backenbart, der unter dem Kinn zusammenlief, und ein blasses, pockennarbiges Gesicht mit dunklen kühnen, listigen Augen. Er schien mir ein wilder Barsche zu sein, mit dem nicht gut ein Hühnchen zu

pflücken war. Das Gesicht seiner Begleiterin konnte ich nicht erkennen, denn sie trug einen dichten, schwarzen, gestickten Schleier; ihrer Gestalt nach konnte sie aber nicht viel über zwanzig zählen. Sie war hübsch, jedoch etwas auffallend gekleidet, denn sie trug über ihr Seidenkleid einen schönen, hochrothen, sehr umfangreichen Shawl, der für den Morgen des Christfestes ungewöhnlich genug war, obschon er bei dem kalten Wetter sehr behaglich sein mochte. Aber sieh: so wahr ich lebe, sie trägt ja dasselbe Paar citronengelber Handschuhe, welches der in der Nacht mit dem Postzuge angekommene Stutzer getragen hatte; es muß dasselbe Paar sein, denn der äußere Saum am ersten Finger der rechten Hand ist ebenfalls ein wenig aufgerissen. Und siehe! sogar derselbe kleine Mantelsack von schwarzem Leder ist da. obschon ihn dießmal Mr. Darke selbst trägt. Was mag das Alles bedeuten?

Unter gewöhnlichen Umständen wäre ich sogleich zu Bett gegangen und hätte etwa bis zwei oder drei Uhr Nachmittags geschlafen; allein am Christfeste war hieran nicht zu denken. Nachdem ich daher gefrühstückt hatte, wars ich mich in meine Sonntagskleider und verließ meine Wohnung mit dem Vorsatze, einen größeren Spaziergang auf's Land zu machen. Vor dem Aufbruch wollte ich noch einmal nach der Station gehen und versuchen, ob ich nicht einen gewissen Freund veranlassen könne, mich zu begleiten. Allein die erste Person, welche mir auf dem Perron des Bahnhofs entgegentrat, war Mr. Choop, der oberste Polizeikonstabel von Newstone.

Mr. Choop ist ein kleiner, unermüdlicher, rührig aussehender Mann, mit einem gewissen fahrlässigen und doch geschäftigen Wesen, als ob er immer etwas zu thun haben müsse. Er hat ein offenes, freundliches Gesicht, trägt seinen Hut sehr tief im Nacken, zeigt gewöhnlich eine weite Fläche von weißer Chemisette und scheint in seiner ruhigen, harmlosen Weise um Jedermann's Vertrauen zu werben. Aber man sage ihm nur Etwas, das ihn interessiert, man versetze ihn in Aufregung, man bringe ihn aus der passiven in die active Stimmung und man wird sogleich sehen, wie seine Augen scharf und blitzend, seine Züge belebt und gespannt werden, und seine Zähne glänzen. Er sieht in einem solchen Augenblick so gefährlich und böse aus, wie

eine zum Sprung geduckte Tigerkatze. Mr. Choop ist durch seine Heirath weitläufig mit mir verwandt, und kannte den Zustand meiner Herzensangelegenheiten. Er war in seiner passiven Stimmung als ich ihn auf der Plattform vor den Wartesälen traf und sah aus wie der gutmüthigste und harmloseste aller Menschen.

»Nun, wie geht es heute?« fragte er mich, als wir uns mit einem Händedruck begrüßten. »Wie geht es Cary? Haben Sie sich mit dem Alten noch nicht wieder vereinigt und die Hochzeit angesetzt?«

Ich verneinte mit einem trostlosen Kopfschütteln.

»Bah, Sie müssen nur den Muth nicht gleich sinken lassen«, fuhr er fort. Was mich schon so frühe hierher führt? Jenun, nur ein Geschäft, — natürlich! Die Sache ist die«, fuhr er fort und nahm mich geheimnißvoll an einem Rockknopfe, — »es ist in der verwichenen Nacht ein frecher Einbruch in Ironville begangen und es sind verschiedene Gegenstände von bedeutendem Werthe gestohlen worden. Zufolge einer Nachricht, die ich vor einer halben Stunde durch den Telegraphen erhielt, hab' ich allen Grund, zu glauben, daß einer der Mitschuldigen, welcher einen namhaften Theil der gestohlenen Gegenstände mit sich führt, heute früh vor Tag mit dem Postzug hier angekommen ist. Es ist ein schlanker, junger Mann, in eleganter, modischer Kleidung, mit einem großen, blonden Schnurrbart, der ein Paar citronengelbe Glacehandschuhe und einen kleinen, viereckigen Reisesack von schwarzem Leder trug.«

»Alle Wetter! Das ist ja Mr. Darke's Freund!« rief ich plötzlich.

»Ei, was wollen Sie damit sagen?« rief mir Mr. Choop leidenschaftlich mit seinem scharfen, stechenden Wieselblick, welcher ihn sogleich in einen ganz andern Menschen umwandelte. Drei Minuten reichten hin, um Alles mitzutheilen, was ich wußte. Mr. Choop schlug ein beinahe unmerkbares Schnippchen mit seinem Daumen, und ein großer, dicker, vierschrötiger Bursche, der wie ein Tagelöhner vom Lande in seinem Sonntagsputz aussah, schlenderte heran, und ich erkannte in ihm nun Timothy, Mr. Choop's vertrauten Untergebenen.

Mr. Choops schickte den Timothy nach Nummer

Neununddreißig, um gewisse Erkundigungen einzuziehen, und ging dann selber an den Schalter, um den Kassier zu befragen, ob er sich nicht erinnere, nach welcher Station Mr. Darke und seine Begleiterin Billete genommen hatten. Der Kassier hatte aber so vielen Personen für diesen Zug Billets ausgehändigt, daß er sich nicht mit Bestimmtheit erinnern konnte; doch meinte er, es sei nach London visirt gewesen. Mr. Choop bat mich nun, ihn nach dem Telegraphen-Bureau zu begleiten. Der Acht-Uhr-Zug war jetzt kaum halbwegs London, und die Vergleichung des Fahrtenplans ließ den Polizeibeamten sogleich ermitteln, an welchem speziellen Theil der Bahnlinie der Zug gerade sein mußte. Ich telegraphierte daher auf seine Aufforderung sogleich nach derjenigen Station, wo der Zug zunächst anhalten mußte, gab eine kurze Beschreibung von Mr. Darke und seiner Begleiterin, bat, den Zug bei seiner Ankunft zu durchsuchen und die fraglichen Individuen sogleich festzunehmen. Nach einer Viertelstunde erhielten wir die Antwort: »Der Zug ist durchsucht, aber keine Individuen darin getroffen worden, welche der gegebenen Schilderung entsprächen.« »Telegraphiren Sie sogleich an alle Stationen, wo der Zug seither gehalten hat.« sagte Mr. Choop, »bis Sie ermitteln, an welcher derselben der Mann und die Frau ausgestiegen sind!«

So telegraphirte ich nun erfolglos an vier Stationen, aber die fünfte antwortete: »Ja, die geschilderten Individuen sind mit dem Acht-Uhr-Zug hier eingetroffen.« »Jetzt hab' ich Dich, Jim Riley!« rief Mr. Choop mit einem grimmigen Lächeln.— »Fred, mein Junge, wenn Sie ein Bischen Spaß mit ansehen und mit Timothy und mir gehen wollen, so sollen Sie uns willkommen sein!«

---

## 2.

Mit dem Glockenschlage Zwölf langten wir auf der Station Fulwood an: Mr. Choop Timothy und ich. Nach einigen Erkundigungen bei dem Bahnmeister, sandte Mr. Choop den

Timothy nach der einen Richtung aus, während er und ich eine andere Richtung einschlugen. Mr. Choop richtete behutsame Nachfragen an verschiedene Personen, ohne aber irgend eine genügende oder zufriedenstellende Auskunft zu erhalten. Auch Timothy brachte bei seiner Rückkehr keine zweckentsprechenden Nachrichten mit. Mr. Choop erwog sich's eine Weile und rief dann: »Es muß so sein, wie ich mir's auf dem ganzen Herwege geargöhnt habe. Wir finden unsere Vögel wahrscheinlich in der Kneipe zu den zehn Fußreisenden, und dorthin wollen wir sogleich aufbrechen. Frisch drauf, Jungens! wer am besten läuft, soll den Vortrab bilden!«

Wir verließen das Städtchen mit raschen Schritten auf der Heerstraße, und kamen bald in eine öde Haidegegend. Felder, Hecken, Bäume blieben bald hinter uns zurück, bis wir endlich auf allen Seiten von wellenförmigen Hügelgelände von Haide und Moor umgeben waren, das sich soweit hin erstreckte, als der Blick nur reichen konnte, und den Horizont mit anmuthigen Wellenlinien begrenzte. Unter Mr. Choop's eigener Führung verließen wir nach einiger Zeit die Landstraße und erreichten darauf den Fuß eines Hügels, der etwas höher war als die übrigen. Mr. Choop nahm seinen Hut ab, kletterte den Hügel hinan und nahm eine heimliche Rundschau über seinen Gipfel hinweg vor. Dann winkte er mir, zu ihm heraufzukommen. Ich schaute mich ebenfalls über den Grat des Hügels hin um, und bemerkte, daß wir uns auf dem Gipfel eines Höhenzuges befanden, von wo aus sich die Straße in ein kleines Thal herniedersenkte, in dessen Mitte dicht an der Landstraße, ein kleines, viereckiges Gebäude stand.

»Das ist die verrufene Schenke zu den zehn Fußgängern. Ich will darauf wetten, daß Jim Riley und seine Frau in jenem Hause sind!« sagte Mr. Choop. »Es ist ein berühmter Sammelplatz für alle Spitzbuben im ganzen Bezirke!«

Mr. Choop stieg wieder hinab und er und Timothy beriethen sich einige Minuten lang leise und ernstlich. Hierauf öffnete Timothy ein kleines Bündel, das er ans dem ganzen Wege von Newstone an mitgebracht hatte, und schickte sich an, mit großem Ernste das blaue Staubhemd eines Fuhrmanns anzuziehen, welches ganz in der Art und Weise wie es die Fuhrleute lieben, mit Litzen und Knöpfchen reich benäht war.

Sodann stülpte er den untern Theil seiner Manchester-Beinkleider ziemlich herauf, um seine plumpen Schnürstiefeln desto besser zum Vorschein zu bringen, kämmte sein Haar vorwärts, rückte den etwas angetriebenen Hut mehr nach dem Genicke, und machte sich in einem schwerfälligen, schaukelndem Schritte nach der Kneipe auf den Weg, während er eine volksthümliche Melodie piff. Mr. Choop und ich saßen noch ein halbes Stündchen auf dem Gipfel des Hügels, rauchten eine Cigarre, plauderten von allerhand Dingen, und versäumten nicht, alle vier oder fünf Minuten uns angelegentlich in der Richtung jenes Wirthshauses an der Landstraße umzusehen.

»Warum warten Sie nicht lieber, bis es Nacht ist?« fragte ich Mr. Choop, „wir könnten uns ja alsdann der Kneipe nähern, ohne bemerkt zu werden?«

»Allerdings, aber wir dürften auch mit Bestimmtheit darauf rechnen, nach Einbruch der Nacht ein halbes Dutzend handfester Spitzbuben dort zu finden, welche uns das Leben ein Bischen sauer machen würden!« gab er zur Antwort.

»Warum nehmen Sie aber alsdann nicht ein halbes Dutzend Leute mit, um jedes Wagniß zu vermeiden?«

»Was für ein Verdienst wäre dann dabei? Wenn es Timothy und mir nicht gelingt, so wird es noch Zeit genug sein, andere Leute zu Hilfe zu nehmen; allein es ist besser, wenn wir es allein durchsetzen! — Dort ist er!«

Timothy lehnte am Thürpfosten des Wirthshauses und rauchte eine lange Thonpfeife. Während wir ihn noch beobachteten, nahm er seinen Hut ab, und kratzte sich den Kopf tüchtig, was er dann noch zweimal wiederholte. »Alles in Ordnung!« sagte Mr. Choop. Dieß war das verabredete Zeichen. Leihen Sie mir Ihre Mütze, Freund, und nehmen Sie meinen Hut. Ich möchte nicht, daß mich Riley eher erkenne, als bis ich im Hause bin!« Wir nahmen den Tausch unserer Kopfbedeckung vor und brachen alsbald auf, wobei Mr. Choop sich das Ansehen gab, als ob er hinkte.

Timothy rauchte noch seine Pfeife unter der Thüre, als wir das Wirthshaus erreichten.

»Schönes Wetter, Herr, sagte Timothy im breiten Dialekte des Landvolks. »Sehr schön, guter Freund!« versetzte Mr. Choop!«

was für ein Bier wird denn hier ausgeschenkt?«

»Oh, es passirt — 'S ist nicht so übel! Der Wirth ist drinnen im Hause irgendwo, und seine Weibslente scheinen weggegangen zu sein!«

»Zwei Gläser von Eurem besten Ale, Wirth!« rief Mr. Choop einem kurzen, dicken Mann mit rothen Haaren und Spitzbuben-Gesicht zu, welcher unter die Thüre trat und uns argwöhnisch betrachtete. Kaum hatte der Wirth uns den Rücken gewendet, als Timothy und Mr. Choop rasch und leise einige eilige Worte mit einander wechselten. Wir zündeten so eben unsere Cigarren an, als der Wirth mit dem Ale zurückkehrte. Er führt uns in ein kleines Stübchen, und wir ließen den Landmann noch immer unter der Thüre stehen. Der Mann schien eine gewaltig durstige Leber zu haben, denn er verlangte rasch ein Glas um das andere, als ob er entschlossen wäre, sich in der möglichst kurzen Zeit einen Rausch anzutrinken. Er soff so gewaltig, daß der Krug des Wirthes am Ende leer wurde und dieser ein Licht anzündete, um in den Keller zu gehen und noch mehr Ale abzuzapfen. Kaum aber hatte der Wirth die letzte Stufe der Kellertreppe erreicht, so war die Kellerthüre schon leise und ruhig hinter ihm abgeschlossen.

Mr. Choop's Apathie war im Nu verschwunden. Sein Auge blitzte, er fletschte die Zähne und war ganz furchtbar anzusehen. »Gehen Sie jetzt in den Garten und stellen Sie sich dicht unter das Fenster zur Linken!« flüsterte er mir zu. »Wenn Jim Riley herunterspringt — obschon ich kaum glaube, daß er Zeit dazu haben wird —, so packen Sie den Kerl sogleich und klammern Sie sich an ihn an, bis ich komme. Nun vorwärts, Tim! rasch und leise!« Mr. Choop und Timothy zogen jeder einen verdächtig aussehenden Stock mit Bleiknopf hervor und schlichen so leise wie ein Paar Hauseinbrecher die Treppe hinan, während ich in den Garten eilte.

Ein wilder Lärmen von Geschrei und Flüchen, übertönt von den wilden Schreckensgeschrei eines Weibes, das Poltern eines umgeworfenen Tisches erschollen droben; dann ward das Fenster aufgerissen und Mr. Darke sprang wie besessen aus demselben, — ihm auf der Ferse folgte Mr. Choop. Beide erreichten beinahe gleichzeitig den Boden und wälzten sich im erbitterten Kampfe auf

demselben herum. Allein Mr. Darke, der seinem Gegner an Körperkraft wohl zweimal gewachsen war, gewann bald die Oberhand und setzte sich rittlings auf Mr. Choop, jedoch nur für einen Augenblick, denn im nächsten legte ich ihm beide Arme um den Hals und riß ihn aus Leibeskräften rückwärts. Choop kam nun rasch wieder auf die Beine zu stehen, holte seine Handschellen hervor und hatte den Mr. Darke fest und sicher in seinem Gewahrsam, bevor dieses Individuum nur wieder zu Athem kommen konnte.

In diesem Augenblick erschien auch Timothy und eskortirte das Weibsbild, das ich wohl fortan als Mrs. Riley bezeichnen muß; in der andern Hand trug er, mit großer Vorsicht und Bedächtigkeit den schwarzen Reisesack. Master Choop öffnete ihn und ich sah nun, daß er bis zur Hälfte mit goldenen Uhren, Ringen, Busennadeln und anderen Bijouterie-Waaren der verschiedensten Art gefüllt war.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land. Der nun zurückgeschlagene Schleier der jungen Frau zeigte mir das Gesicht des Reisenden von heute Nacht — minus des Schnurrbarts — ein kühnes, frech dreinblickendes, aber schmuckes Weibsbild, welches sein Unglück mit einer stolzen Gleichgültigkeit ertrug, die Timothy's Bewunderung erregte.

Der Wirth der Kneipe, welcher schon längst an der Kellerthüre gepocht und herausgelassen zu werden begehrt hatte, wurde nun in Freiheit gesetzt und schaute betroffen drein als er wahrnahm, was für Veränderungen mit seinen Gästen vor sich gegangen waren. Auf Mr. Choop's Befehl brachte er sogleich sein Pferd und einen leichten Wagen hervor, und wir fuhren mit unseren Gefangenen durch den dämmernden Abend nach der Station zurück.

Durch Mr. Choop's unermüdlicher Anstrengungen ward die ganze Bande der Hauseinbrecher rasch zur Haft gebracht. Einer derselben ließ sich herbei, gegen seine Mitschuldigen zu zeugen und es kam nun an den Tag, daß Jim Riley nur der Planmacher für die mancherlei Einbrüche war, welche diese Rotte schon seit einiger Zeit ausgeführt hatte. Es war sein Amt, die zu beraubenden Lokalitäten genau zu besichtigen. Risse und Pläne zu entwerfen, und die Einzelheiten des Einbruchs zu arrangieren,



dessen mechanische Ausführung er alsdann Anderen überließ, wofür ihm gewöhnlich ein gewisser Antheil an dem Ertrag des Raubes als Vergütung für seine Arbeit zuerkannt wurde.

Drei Tage nach Weihnachten erhielt ich ein Briefchen von Mr. Lancaster, worin er mich ersuchte, nach Ironville hinüberzukommen, da er ganz besonders mich zu sprechen wünsche. Er empfing mich in seiner gewohnten ernstern, ruhigen Weise, fixirte mich unter seinen buschigen Brauen hervor ganz durch und durch, bot mir einen Sitz an und sagte dann: »Ich erhielt gestern früh von Mr. Choop eine Schilderung gewisser Ereignisse, welche sich auf den neulich in meinem Hause stattgehabten Einbruch beziehen.

»Ein Einbruch in Ihrem Hause, Sir?« rief ich erstaunt.

»Allerdings; haben Sie nichts davon gewußt?«

»Nein; die Thatsache, daß ein Einbruch verübt worden, war mir wohl bekannt; allein ich wußte nicht, daß er Sie betroffen hatte!«

»Das ist aber der Fall«, entgegnete Mr. Lancaster. »Choop meldet mir, er habe von Ihnen den ersten Aufschluß erhalten, mittelst dessen es ihm gelungen sei, einen Theil der Bande ausfindig zu machen und zu verhaften und das gestohlene Eigenthum zum größten Theile wieder herbeizuschaffen. Er gesteht zu, daß er Ihrem Muth und ihrer Rührigkeit wesentlich die Verhaftung Riley's verdanke. Nun aber bin ich kein undankbarer Mensch. Sie hegen schon längst eine Neigung für meine Tochter, welche, wenn ich recht unterrichtet bin, von ihr erwidert wird; allein Sie sind noch nicht in der Lage, um zu heirathen. Ich will Ihnen daher einen Vorschlag machen: ich will Sie gegen einen mäßigen Gehalt als Commis in mein Geschäft nehmen und wenn ich alsdann finde, daß Sie in Ihrem neuen Beruf dieselbe Summe von Intelligenz und Thätigkeit mitbringen, welche man Ihnen nachrühmt, so soll sich ihr Gehalt bald aufbessern. Und in dem Falle endlich, daß Cary und Sie nach Jahr und Tag noch derselben Ansicht sind, so habe ich alsdann gegen Ihre beiderseitige Verbindung nichts einzuwenden. Lassen Sie mich morgen Ihren Entschluß wissen. Sie finden Cary drüben im Wohnzimmer!« —

Ich brauche kaum zu sagen, daß Cary und ich uns stets sehr freuen, wenn Mr. Choop bei einem gelegentlichen Besuch in

Ironville bei uns in unserer Heimath einspricht, und uns Nachrichten von Citronen - Finger bringt, welche nunmehr, während Mr. Riley seine Strafzeit in einem Correptions - Hause absitzt, als Krämerin in Strumpf- und Strick Waaren ein leidliches Auskommen hat, während Cary und ich uns des reinsten Glückes erfreuen.

- Ende -

# Das alte Schloß.

Sonntag, den 27. Januar 1861.

**E**ines Abends hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft in dem gemütlichen Landhause meines Vaters versammelt, um die Weihnachtsfeier mit uns zu begehen. Mein Onkel, welcher sich gerade in sehr heiterer Stimmung befand, erzählte viel von seinen Feldzügen in Spanien und sagte, nachdem er längere Zeit gesprochen, daß er uns eine Geistergeschichte zum Besten geben wolle, wie wir gewiß noch nie eine gehört hätten. Wir Alle nehmen darauf hin Platz an dem großen Kamin, der von einer so hellen Flamme beleuchtet wurde, daß wir mit einem Gefühl der Sicherheit in die dunklen Ecken des Gemaches blicken konnten, mein Oheim setzte sich in seinen großen Lehnstuhl, nahm meine Schwester Emely auf die Knie und begann folgendermaßen:

»Vor vielen Jahren, meine Freunde, als das Schlachtfeld mein Haus war und meine einzigen Freunde die Gefährten, welche an meiner Seite fochten, als eine Häuslichkeit mir wie im Traum erschien und ich kaum die Hoffnung hatte, meine Verwandten je wieder zu sehen, trug sich die Begebenheit zu, welche ich Euch jetzt mitzutheilen gedenke. Ich war damals jung und voll Hoffnung, ja voll Enthusiasmus in Betreff der Lebensbahn, welche ich erwählt und die mir kaum Zeit ließ, mich trüben Gedanken hinzugeben. Heitere Gedanken gleich mir umgaben mich, voll von Ehrgeiz stürmten wir vor, und warfen selten einen Blick hinter uns. Mein bester Freund war ein Lieutenant, der mit mir in gleichem Alter stand; er war von Geburt ein Irländer und hieß Courcy. Er war von guter Familie, aber von geringen Vermögen und hatte sich vorgenommen, dasselbe zu vermehren, bevor er nach Hause zurückkehrte. Im Feldlager wie in der Stadt richteten wir es stets so ein, daß wir das Quartier miteinander theilten; so ward er bei der Begebenheit, welche ich Euch erzählen will, mein Gefährte

und war mir von großem Nutzen.

Eines Abends nach einem ermüdenden Tagesmarsche gelangten wir, bis auf die Haut durchnässt, kaum fähig auf unseren Pferden zu sitzen, welche vor Mattigkeit stolperten, in eine elendes spanisches Dorf, welches unserer Schaar nur wenig Bequemlichkeit in Aussicht stellte, — einige zerstreute Hütten, augenscheinlich unbewohnt, und eine erbärmliche Posada (Wirthshaus) vor welchem drei bis vier ziemlich verdächtige Spanier lagen, welche uns mit nicht sehr freundlichen Blicken unter ihren *Sombreros* hervor ansahen.

Der Wirth bewillkommnete uns, als wir schwerfällig genug von unseren Pferden abgestiegen, mit aller spanischer Ruhmredigkeit, aber das Innere seines Hauses war eben so erbärmlich, als das Aeußere desselben uns erschien. Ein guter englischer Stall würde vorzuziehen sein aus vielen Gründen, vorzüglich wie hie Reinlichkeit betrifft. Wir schauerten, als wir die Möblirung sahen, wenn man anders die nackten Wände und unbequemen Stühle so nennen kann, und da wir wohl wußten, daß Geld in Spanien wie überall, Alles vermag, so boten wir solches unserm Wirth an, in der Hoffnung, er werde uns ein besseres Unterkommen anzeigen. Während indessen der Wirth die Achseln zuckte, trat mein Diener ein und theilte uns mit, daß er am Ende der Straße, welche aus dem Dorfe führte, die Thürme eines alten Schlosses gesehen habe, wo wir vielleicht ein Quartier finden würden, wenn die Besitzer Christen wären. Diese Kunde so erfreulich für uns, schien es keineswegs für den Wirth zu sein, welcher uns beschwor, ja nicht jenes schreckliche Haus zu betreten, in welchem seit langen Jahren Niemand gewohnt habe, in Folge einer jener Nacht- und Mordtragödien, die in Spanien so häufig vorkommen.

Wir lachten indessen über des Wirthes erschrecktes Aussehen und bereiteten uns vor, nach jenem besseren Quatier uns zu begeben, indem wir uns von meinem Diener Erfrischungen nach bringen ließen. Unser Wirth erfaßte mich darauf beim Arm, bittend, doch dieses Wagniß nicht bestehen zu wollen, schon Viele hätten es vor uns gethan, aber man habe nie wieder von ihnen gehört; man vernähme in jenem Schlosse zur Nachtzeit seltsames Geräusch und ängstliches Geschrei, welches

wahrscheinlich von den früheren Bewohnern, deren schuldbelastete Seelen im Tode keine Ruhe finden könnten, ausgehe. Dies war genug für meinen Freund de Courcy, welcher behauptete nie etwas Geisterähnliches in seinem Leben gesehen zu haben, weshalb er sehr neugierig auf solche Ereignisse sei.

Der Wirth schaute uns mit Verzweiflung an, welche wir darauf schoben, daß er nun weniger Gewinn von uns ziehen könne. Wir bedachten seine Reden nicht, sondern entfernten uns, entschlossen, die Abenteuer in dem alten Schlosse muthvoll zu bestehen.

Fünf Minuten Wegs führten uns zu dem Schlosse, es war in einem seltsamen Style gebaut, doch hatten offenbar vornehme Leute früher darin gewohnt. Die Thür desselben war fest verschlossen, und wir standen da, uns einander ansehend, wie wir hinein gelangen sollten, als der Wirth, begleitet von einigen Leuten, die Erfrischungen trugen, herbeikam und uns sagte, daß, wenn wir noch darauf beständen, dort zu schlafen, wir vielleicht durch das Hintergebäude hinein gelangen könnten; von ihm und seinen Begleitern geführt, bahnten wir uns daher einen Weg durch einen alten, verfallenen Garten und eine Art Hof, wo wir einen Eingang fanden. Unsere Begleiter schienen ganz zu Hause zu sein, sie zündeten ihre Laternen an und schritten durch eine sehr geräumige Halle eine schöngebaute Treppe hinauf, welche in das Gesellschaftszimmer wie es schien, führte. Zu unserm großen Erstaunen waren die Möbel sehr prächtig und das Zimmer hatte ganz den Anschein als sei es noch vor Kurzem bewohnt gewesen. Selbst Bücher lagen noch auf den Tischen und Ueberbleibsel von verbrannten Feuerscheiten lagen in dem Kamine. Wir wandten uns an den Wirth, und befragten ihn in Betreff dieser auffallenden Erscheinung. Er lispelte, offenbar erschrocken, daß die Familie, nach dem hier stattgefundenen schrecklichen Ereigniß, ungefähr vor sechs Monaten geflohen sei. Wegen der grausigen Erscheinung um Vorgänge vor welcher er uns früher gewarnt, hatte man die Wohnung leer stehen lassen, nachdem einige kühne Männer vergeblich gewagt, den Geistern ihren Besitz streitig zu machen.

Ohne weiter Etwas zu sagen, fachte er mit Hilfe seiner Begleiter ein helles Feuer im Kamin an, stellte die Erfrischungen, welche

sie mitgebracht hatten, auf den Tisch und daneben einige Flaschen Wein. Nachdem er diese kleinen Einrichtungen besorgt, fragte er, wann wir am folgenden Morgen unseren Marsch fortsetzen wollten.

»Beim St. Patrick!« — sagte Courcy — »wir haben keine Lust, schau morgen weiter zu ziehen, wir werden hier auf weitere Befehle warten, welche hoffentlich nicht eher kommen, als bis unsere müden Knochen gehörig ausgeruht haben.« — Mit diesen Worten warf er sich in einen großen Lehnstuhl, nicht ohne sichtliche Gemüthlichkeit.

Der Wirth sah ängstlich aus und wechselte Blicke mit seinen Gefährten. Ich legte meine Halfterpistolen auf den Tisch und entkorkte mit großer Kaltblütigkeit die langhalsigen Flaschen, so daß das Echo davon in dem großen Zimmer widerhallte.

Der Wirth und seine Leute empfahlen uns dem Schutze Gottes und seiner Heiligen und schickten sich an, fortzugehen. Wir vergaßen nicht, sie bis an die Thüre zu begleiten, welche wir hinter ihnen verschlossen, und kehrten dann in unser gemüthliches Quartier zurück. Wir setzten uns wieder und begannen mit dem Abendessen, nach welchem wir sehr schmachteten; zuerst aber untersuchten wir genau die Korke, um zu sehen, ob hie Flaschen nicht vielleicht schon vorher geöffnet seien, in her Absicht, uns einen Streich zu spielen, denn solche Dinge kommen nur zu häufig vor, obgleich in diesem Falle die Nähe unserer Schaar solche Verrätherei von Seiten der Spanier sehr gefährlich machte. So verzehrten wir denn unser Abendessen sehr heiteren Mutes, ohne im Geringsten der Geister zu gedenken, vor welchen man uns bange gemacht hatte.

Darauf schoben wir unsere trefflich gepolsterten Stühle dem warmen Schein des Kaminfeuers zu, streckten unsere müden Glieder aus und steckten unsere Cigarren an, indem wie uns sehr des Entschlusses, das schlechte Wirtshaus verlassen zu haben, freuten.

Ermattung und die Wärme, welche von den brennenden Holzscheiten ausströmte, bewirkte, daß unsere Augenlider sich bald schlossen und unsere Conversation inne hielt. Die Bilder vor unseren Augen verschwammen immer mehr, ich hörte meinen Freund schon schnarchen und schlief bald darauf ebenfalls ein.

Ein gellender Schrei, gleich einem Trompetenstoß, erweckte uns bald auf sehr unsanfte Weise. Wir sprangen beide auf, kaum wissend, wo wir uns befänden, als unsere Ohren plötzlich ein neuer Schrei traf, der uns zu umtosen schien und dann in melancholischen Tonabstufungen auf dem langen Corridor in der Ferne erstarb.

Mittlerweile waren unsere Sinne etwas klarer geworden. Wir blickten einander an und rüsteten uns, ohne ein Wort zu reden, zu Thaten. De Courcy schürte schnell das Feuer von Neuem an, so daß wir den hellen Schein desselben benutzen konnten, während ich den Docht der Lampe putzte, deren trauriger Zustand uns deutlich verriet, wie lange wir schon geschlafen hatten. Wir sahen auf unsere Pistolen und nahmen dann ruhig wieder in unsern Lehnstühlen Platz.

Ein tiefer, förmlich grabesähnlicher Seufzer, welcher dicht vor der Thüre unseres Zimmers ausgestoßen wurde, machte uns wachsam. Wir blickten vorsichtig über die Lehnen unserer Stühle nach der Richtung, aus welcher der Ton kam, hin, und ich gestehe, daß unsere jungen Nerven für einen Augenblick aufgeregter wurden, als wir sahen, daß sich die Thüre geräuschlos in ihren Angeln bewege, als ob ein übernatürlicher Besuch erscheinen wollte. Mit pochendem Herzen erwarteten wir den Eintritt des ungebetenen Gastes. Ich dachte, daß, wenn es ein armer Geist wäre, er ober sie nach Geisterart, das heißt, ohne die Thüre zu öffnen, welches mir eine ganz unnütze Ceremonie zu sein schien, hereinkommen könne. Wir vernahmen bald Fußtritte welche in dem Korridor erschallten und sich schnell unserm Zimmer zu nähern schien.

»Schieße nicht sogleich«, — sprach de Courcy leise zu mir. »Wenn es ein wirklicher Geist ist, so hat es keinen Zweck, und wenn es ein solcher nicht ist, so sehe ich nicht ein, warum wir ihn dazu machen wollen.«

Ich beschloß, dem Rathe meines Freundes zu folgen, indem ich fühlte, daß sich etwas ereignen werde, entweder Natürliches oder Uebernatürliches; so entfernte ich denn meine Finger wieder von dem gespannten Hahn der Pistole. Ich habe bereits gesagt, daß wir Beide jung waren und in voller Lebenskraft standen; gewöhnt an den Anblick des Todes auf dem Schlachtfelde in allen

möglichen Gestalten, konnten wir einen kleinen Schreck schon ertragen. Dennoch muß ich gestehn, daß unsere Athemzüge kürzer wurden und eine Art von Eiseskälte sich ueber unsere Glieder verbreitete, als wir ein Gesicht von höchst seltsamen, nicht menschlichem Schnitt erblickten, daß uns mit blitzenden Augen anstarrte. Es war das eines weiblichen Wesens, um dessen Züge wir dunkle Blutflecken bemerkten. Es fuhr fort, uns melancholisch anzusehen, und es schien unmöglich, unsere Augen von demselben abzulenken, wir waren wie vom Zauber gefesselt.

Nach einigen Augenblicken, welche uns die Länge von Jahren zu haben schienen, schlüpfte sie geräuschlos in das Zimmer und schaute um sich, als suche sie etwas. Nachdem sie beinahe in die Mitte des Zimmers gelangt war, stand sie still; wir fühlten, daß wir der Sprache nicht mächtig seien, und hie Gestalt schien, weil wir sie urverwandt und starr ansahen, vor unseren Augen sich zu bewegen.

Endlich schien de Courcy den Muth zu gewinnen, sie anzureden, denn ich bemerkte, daß seine Lippen sich bewegten, als wolle er etwas sagen; aber seine Rede wurde gehemmt durch den Eintritt einer Gestalt, welche dergestalt in einen dunkelfarbigen Mantel gehüllt war, daß man die Gesichtszüge desselben nicht erkennen konnte. Sie streckte die Arme aus, erfaßte das Frauenzimmer beim Schopf und zog sie aus dem Gemache heraus, die Thüre schlug heftig zu und wiederum vernehmen wir Geschrei und Todeseufzer auf den Korridors.

Wir sprangen jetzt beide aus unseren Stühlen empor und stützten nach der Thüre; sie gab sogleich unserer Berührung nach, und der offene Korridor lag vor uns, aber Nichts war zu sehen. Ohne etwas zu sagen, schoß de Courcy seine Pistolen in die Dunkelheit hinein ab, aber nur das Echo derselben, kein anderes Geräusch, traf unsere Ohren.

Darauf schlossen wir die Thüre und nahmen wieder Platz.

»Wir sind unwillkommene Gäste hier, wie es scheint«, sagte he Courcy — »Indessen kann ich nicht an Geister glauben. Warum ein Geist, der seine körperliche Hülle verlassen hat, ehrliche Christen beunruhigen sollte, sehe ich nicht ein, wenn die Letzteren auch Quartier suchen in dem Hause, welches jene



früher bewohnten. Man sagt, Geister hätten keine Ruhe, um so weniger brauchen sie Armsessel und Betten, und kann es ihnen gleichgültig sein, ob wir dieselben benutzen. Ich habe eine Idee — sag' nichts davon auf der Parade, noch weniger dem Schurken von Wirth. Wir wollen ihm doch noch eine Falle stellen, das Quartier ist zu gut, um es aufzugeben.«

Das Tageslicht brach herein, während wir noch über unsern Plan uns unterhielten, von dem weiter unten mehr. Wir musterten ruhig unsere Soldaten und trafen alle Anstalten zu deren gutem Unterkommen. Der Wirth folgte uns mit dienstbeflissener Geschäftigkeit, als hätte er gern erfahren, wie es uns während der Nacht ergangen, und behauptete entschieden, wir müßten besonderen Schutz genießen, weil die bösen Geister uns während der Nacht in Frieden gelassen. Wir würden dieß Alles mit gutem Glauben angenommen haben, wenn wir nicht ein heimlichts, ironisches Verziehen seiner Mundwinkel bemerkt hätten. »Wart', bis an uns die Reihe kommt«, flüsterte de Courcy.

Wir wendeten während des Tages unsere Aufmerksamkeit der Außenseite unseres Quartiers zu, bemerkten aber nur den Eingang, durch welchen wir selbst in das Schloß gelangt waren und den wir, nachdem unser Wirth sich am Abende vorher entfernt, hinter ihm sorgfältig verbarrikadiert hatten.

Wir häuften nun während des Tages Vorräthe für unsere Beköstigung am Abend auf und wiesen jede Dienstleistung des Gastwirthes zurück, welcher über unsere Kaltblütigkeit sehr verwundert zu sein schien. Unter Anderm sah ich, daß gegen Abend auf de Courcy's Befehl von jedem Tambour ein großer Packkorb in das Schloß getragen wurde. Wir folgten demselben sogleich und nahmen wieder unsere Plätze wie am vergangenen Abende ein. Der Tambour entfernte sich, nachdem er die Weisung erhalten, gut aufzumerken, im Falle ein Alarm entstehen sollte.

Nachdem Alles ruhig geworden und wir alle Winkel und Ecken genau untersucht hatten, um nicht von irgend einer Seite überrascht zu werden, öffnete de Courcy den geheimnißvollen Korb, und es kroch eine große Bulldogge, die dem Tambour gehörte heraus. De Courcy lachte über meine Überraschung. Ich sah sogleich seine Absicht ein und stimmte derselben aus vollem Herzen bei, denn es mußten schnelle Geister sein, wenn sie vor

unserm vierfüßigen Freunde entkommen wollten. Er streckte sich vor dem warmen Kaminfeuer aus und schief mit einem klugen Blick, als wollte er sagen: »ruft mich, wenn Ihr meiner bedürft!« zu unserer Füßen ein.

Unser Abendessen fand wie gestern statt, nur schliefen wir nicht ein, denn wir hatten eine lange Siesta gehalten. Wir warteten begierig auf die Erscheinung der Geister und als es Mitternacht war, lehnten wir und in unseren Sesseln zurück, als schliefen wir. Kaum hatten wir dieß gethan, als unsere Ohren durch einen schrecklichen Lärm von Seufzern und Geschrei begrüßt wurden, Thüren mit Geräusch auf- und zugingen und was sonst noch bei Geistererscheinungen vorfällt, eintrat.

Die Thüre öffnete sich jetzt wieder geräuschlos, und die weibliche Gestalt trat herein. Die Erscheinung schien etwas zu erschrecken. Sie wagte sich nicht in die Mitte des Zimmers hinein wie am vorigen Abend, sondern blieb in einiger Entfernung in der Dunkelheit stehen.

Die dunkle Gestalt kam ihr nach und streckte seine Arme nach ihr aus. Dieselben Töne wie am gestrigen Abende erschallen durch das Gemach. Courcy faßte den Hund am Halsband, kaum im Stande, ihn festzuhalten, aber in dem Augenblicke, als die weibliche Gestalt aus dem Zimmer schlüpfte, ließ er die Dogge auf die verhüllte Gestalt los. Dieselbe verschwand mit geisterhafter Schnelligkeit. Als wir an die Thüre traten, kam der Hund uns schon entgegen, indem er etwas im Munde hatte, was er zu zerfetzen bemüht war. Wir machten die Thüre zu und nahmen ein Stück einer ganz natürlich aussehenden Jacke dem Hunde aus dem Munde.

»O, o!« — rief mein Freund aus, — Du siehst, die Geister haben vortreffliche Schneider; irre ich nicht, so sah ich diese Jacke schon einmal.«

Nachdem wir ein schweres Stück Möbel vor die Thüre geschoben, beriethen wir uns, was zu thun sei, und der Morgen fand und entschlossen.

Als wir mit Tagesanbruch aus dem Schlosse gingen, waren wir überrascht, einen kleinen Korb an der Thüre stehend zu finden, welcher Cigarren, eingemachte Früchte und andere Dinge enthielt. Ein Zettel hing an demselben, auf welchem stand:

»Dejarnos y les dejaremos«

was nach freier Uebersetzung heißt: »Laßt uns in Frieden, und wir werden Euch in Frieden lassen.« Nachdem wir uns diese Dinge gut hatten schmecken lassen, begaben wir uns in die Posada. Der Wirth begrüßte uns mit einem schlaun Ausdruck des Gesichts, und als er aus dem Zimmer ging, sahen wir, daß ein Stück an seiner Jacke fehlte.

Wir blieben ruhig auch die übrige Zeit in dem Schlosse. Unsere Kameraden wunderten sich, doch verriethen wir ihnen das Geheimniß nicht, noch quälten wir uns darum, wenn wir um Mitternacht Geräusch vernahmen, obgleich dasselbe sehr verschieden von dem früheren war. Die geheimnißvollen Besucher füllten unsere Vorräthe, und wir hüteten uns wohl zu verrathen, daß das Schloß von einer Schmugglerbande benutzt wurde, welche, durch die Anarchie der Zeiten begünstigt, sich gebildet hatte.

- E n d e -

# Der Brillant-Ring.

Sonntag, den 11. Mai 1862.

In einem kleinlichen, wohnlichen Zimmer eines Hauses in dem vornehmsten Theile von London saß eine einfache, angenehme Dame von ungefähr vierzig Jahren und schrieb. Sie trug Trauerkleider; ihr Gemahl, Sir Robert Annesley, war vor einigen Jahren gestorben. Er war als geschickter Arzt in der Welt emporgekommen und sogar in den Adelstand erhoben worden. Lady Annesley war seine zweite Frau gewesen; der jetzige Besitzer des Hauses, Sir Philipp Annesley, gleichfalls ein angesehener und beliebter Arzt, war ihr Stiefsohn.

In dem nämlichen Zimmer eine alte Dame auf einem niedrigen Sopha in der Nähe des Kamines, trotz ihrer Blindheit und ihren vierundachtzig Jahren eine heitere und nette alte Frau. Es war die Mutter des verstorbenen Sie Robert. Es hatte, wie sie sich auszudrücken pflegte, dem lieben Gott gefallen, ihr den theuern Sohn zu nähmen und sie selbst zu verschonen. Auf ihrem Schooße lag ein Beutel von weißen Leinen, ähnlich dem Ueberzuge eines Kopfkissens, aber nicht zu groß. Sie war damit beschäftigt, ihn mit Papierschnitzeln voll zu stopfen. Seit sie erblindet war, füllte sie einen Theil ihrer Zeit damit aus, unbrauchbares Papier, alte Zeitungen und dergleichen in kleine Stückchen zu reißen, und Sophakissen damit auszustopfen. Mary Carr, Lady Annesley's Nichte, saß am Fenster und nähte den Ueberzug zu diesem Kissen; er bestand aus zwei viereckigen Stücken von weißem Sammet, die sie selbst mit schönen Blumenbouquets bemalt hatte. Das Kissen war als ein Geschenk für Grace, die Schwester Sir Philipp's bestimmt, die auf dem Punkte stand, sich mit dem Doctor Scott zu verheirathen. Grace war gerade ausgegangen mit der Mündel des verstorbenen Sir Annesley, Georgina Livingston, die auch im Hause wohnte.

Die alte Frau Annesley sah — wenn man von einer Blinden, das sagen darf — von ihrem Kissen und ihren Papierschnitzeln auf; sie hatte noch die Gewohnheit, wenn sie zu Jemand sprach, das Gesicht noch jener Richtung zu wenden, wo sie die angeredete Person vermuthete, gerade so wie sie es gethan hatte, ehe sie das Augenlicht verloren. »Wie steht es mit Carl's Heirath? Ist die Sache im Reinen?«

Nun, ich glaube«, — antwortete Lady Annesley, hielt aber plötzlich inne. Die Thür wurde rasch geöffnet und ein großer stattlicher Heer trat ein. Ohne das angenehme Lächeln, welches häufig um seine Lippen spielte, und ohne seine dunkelblauen Augen hätte mau seine Züge gewöhnlich nennen können. Und doch gab es Damen, welche meinten, Sir Philipp Annesley sei als unverheiratheter junger Mann zu hübsch für einen Arzt.

»Ist das Philipp?«

»Ich selbst, Großmama, und niemand anders«, antwortete Sir Philipp. Wer will mir einen Finger leihen?«

»Einen Finger!« wiederholte Lady Annesley. »Wozu? Sage es Mary.«

Mary legte ihren Sammet nieder und trat näher. Sir Philipp öffnete ein kleines Etui, nahm einen Ring heraus und paßte ihn an den vierten Finger ihrer linken Hand. Sie stand in ruhiger Haltung vor ihm, erröthete aber bis zu den Wurzeln der Haare. Der Ring war von wunderschöner Arbeit und mit zwölf kleinen, aber prachtvollen Diamanten besetzt.

»Phillipp, welch' ein schöner Ring!« rief Lady Annesley aus.

»Ja, er gefällt mir auch. Grace hat sich einen Ring gewünscht, und ich hin überzeugt, daß Scott bei seiner Zerstretheit nicht daran denkt. Es sollte mich nicht wundern, wenn er sogar die Trauringe vergäße. Er ist zu groß, nicht wahr, Mary?«

»Er ist viel zu groß Grace müßte einen andern davor tragen, um ihn nicht zu verlieren.«

»Ich hätte besser den kleineren genommen«, sagte Sir Philipp. »Der Juwelier hätte noch einen andern, der gerade wie dieser, nur kleiner ist. Ich will diesen zurückbringen und ihn umtauschen.«

»Er hat gewiß viel gekostet«, sagte Lady Annesley.

»Ziemlich viel; achtundvierzig Guineen.«

Die alte Frau Annesley schlug vor Verwunderung in ihre Hände. »O Philipp, achtundvierzig Guineen für einen Ring, das ist hoch nahezu eine Sünde. Dein Vater würde den vierten Theil dieser Summe erst zweimal besehen haben, ehe er ihn ausgegeben hätte.«

Er ging zu ihr, legte den Ring in ihre Hand, und indem er sich zu ihr niederbeugte, sprach er freundlich: »Fühle nur, Großmutter er ist wirklich wunderschön. Es ist viel Geld; aber wir verheirathen Grace auch nicht alle Tage.«

Frau Annesley ließ ihre Finger über den Ring gleiten, nach Art blinder Leute, und gab ihn dann zurück. »Philipp«, fragte sie dabei, »wann wirst du für dich einen Trauring kaufen? Sollte es wohl je dazu kommen?«

Dass angenehme Lächeln zeigte sich wieder um seine Lippen und vielleicht auch ein Anflug von Roth aus seinen Wangen. »Ein Arzt hat keine Zeit, an solche Dinge zu denken.«

»Keine Zeit?« erwiderte die alte Dame, die seine Worte buchstäblich genommen hatte. »Ich denke, er hat dazu eben so gut die Zeit, wie andere Leute. Was man will, das kann man auch. Philipp, weißt du, daß du in deinem fünfunddreißigsten Jahre bist?«

»Und wissen sie auch, was Ihre Patienten sagen?« fügte seine Stiefmutter Lady Annesley hinzu. »Sie sagen —«

»Ich kann es mir schon denken; ich brauche es gar nicht zu hören;« unterbrach sie Sir Philipp lachend. »Wenn sie einen unverheiratheten Arzt nicht wollen, so brauchen sie ja nicht zu mir zu kommen; sie mögen zu einem andern gehen.«

»Das werden sie nicht tun«, sagte Lady Annesley nachdrücklich. »Philipp, Sie müssen wirklich bald heirathen. Ich wünschte, Sie thäten es: es würde wenigstens zu meiner Beruhigung dienen.«

»Beruhigung? Inwiefern?« fragte Sir Philipp rasch und etwas scharf.

»O, ich kann mich nicht näher erklären«, antwortete Lady Annesley. »Es würde mich in mehr als einer Hinsicht beruhigen.«

»Vorausgesetzt doch, daß ich nach Ihrem Sinne heirathete«, sagte Sir Philipp, der diese Annspielungen recht gut verstand.

»Bewahre! nicht nach meinem Sinne; ich zähle gar nicht. Aber nach dem Sinne Ihrer Schwestern, nach dem Sinne der ganzen Welt.«

»Aber schrecklich wäre es, wenn ich nach meinem eigenen Sinne heirathete, nicht wahr, Lady Annesley?« sagte er lachend.

Er hatte sie nie Mutter genannt; ja, früher hatte er sie mit Überlegung und Absicht immer »Lady Annesley« angeredet. Er war schon vierundzwanzig Jahre alt, alt sein Vater diese seine zweite Frau heirathete, und damals im Innersten seines Herzens über diese Verbindung empört. Anfangs war die ganze Familie unzufrieden darüber; aber mit der Zeit hatte sich das *Verhältniß* zwischen Lady Annesley und ihren Stiefkindern ganz freundlich gestaltet. Die Töchter waren jetzt verheirathet, bis auf Grace, deren Hochzeit in Kurzem stattfinden sollte.

»Das ist nicht zum Lachen, Philipp. — Was für eine hübsche Rose haben Sie in Ihrem Knopfloch!« fuhr Lady Annesley fort. »Wo haben Sie die bekommen?«

»Aus Frau Leigh's Gewächshaus«, antwortete er indem er die prächtige weiße Rose, schön wie eine Camelia, von seinem Rocke nahm. »Sie führte mich in demselben umher, als ich eben in ihrem Hause war.«

»Ist ihre Tochter besser?«

»Nein, das arme Mädchen! Und ich fürchte —«

Sir Philipp, sagte nicht, was er fürchtete. Er gehörte nicht zu denen, die zu Hause viel über ihre Patienten sprechen. In der Pause, welche hier eintrat, trat eine Magd ein und meldete Lady Olivier an.

Sir Philipp nickte, stand einige Augenblicke in Gedanken und schickte sich dann an, hinunter zu gehen.

»Wollen Sie mir dieses aufbewahren?« sagte er, indem er im Vorbeigehen, Lady Annesley den Diamant-Ring reichte. »Ich will ihn umtauschen, sobald ich ausgehe. Da, Mary, ein Geschenk für Sie.«

Er warf Mary die weiße Rose in den Schooß. Sie rührte sie nicht an, sondern ließ sie ruhig liegen; aber ihre Wangen wurden wieder heiss. Lady Annesley runzelte die Stirne; aber diese glättete sich wieder, als ihre Augen auf den Ring fielen.

»Einen schöneren Ring habe ich noch nicht gesehen!« rief sie aus, indem sie ihn wiederholt an den Finger steckte und wieder abzog. »Aber woran hat Philipp gedacht daß er ihn so groß nehmen konnte? Wer ist das, der da herauf kommt?«

Es war Carl, Mary's Bruder, ein junger Lieutenant, lustig, sorglos und häbsch; oft in Noth, immer in Verlegenheit; bis über die Ohren in Schulden und ähnliche Unannehmlichkeiten; kurz, ein Mann, von dem Alle, namentlich aber Lady Annesley, meinten, es könne kein gutes Ende mit ihm nehmen. Er war Lady Annesley's Neffe, ein Sohn ihres verstorbenen Bruders. Diese Verwandschaft und den Umstand, daß seine Schwester Mary im Hause wohnte, nahm er zum Vorwande, öfter Besuch zu machen, als es Lady Annesley lieb war, Sie fürchtete sehr, er mochte eine Neigung für Georgina Livingston gefaßt haben, oder sie für ihn, oder vielleicht gar Beide für einander. Ihr Neffe, der so arm wie eine Kirchenmaus war, sollte Georgina stehlen mit ihrer jährlichen Einnahme von 900 Pfund! Wie würden die Leute darüber sprechen! Sie würden sagen, Lady Annesley hätte das eingefädelt. Und Lady Annesley legte viel Gewicht auf das Gerede der Leute.

Carl trat ein in voller Uniform; er war einer der hübschesten jungen Offiziere, die sich je vor ihrer Majestät in St. James verbeugt hatten. So dachte Mancher, der ihn sah, und er selbst hatte nichts dagegen einzuwenden, wenn Jemand so dachte.

»Wo ist Georgina?« fragte er.

»Georgina ist ausgegangen«, erwiderte Lady Annesley scharf. »Warum bist du so aufgeputzt?«

»Ich komme vom Lever der Königin. Haben Sie vergessen, daß dieses heute stattgefunden?« entgegnete er, indem er mechanisch das kleine Etui nahm und es öffnete. Carls Finger hatten die Gewohnheit, alles anzufassen, und schon oft halte er deshalb von seiner Tante einen Schlag auf die Hand bekommen.

»Was für ein kostbarer Ring?« sagte er.

»Ein Geschenk für Grace, von Sir Philipp. Aber er soll umgetauscht werden, weil er zu groß ist.«

Carl steckte ihn an seinen kleinen Finger und drehte ihn mit Bewunderung hin und her. »Ein wundervoller Ring!« wiederholte



er, wirklich wundervoll!«

»Du hättest ihn wohl gern?« rief lachend Mary vom Fenster her.

»Ich wollte, ich hätte das Geld, das er wert ist«, erwiderte er.  
»Das könnte ich besser gebrauchen. Was kostet er? Fünfzig Guineen?«

»Nicht schlecht gerathen«, sagte Lahy Annesley, die Carl wegen seines guten Herzens und seines angenehmen Wesens im Grunde doch gern halte, wenn sie nur die Furcht und Sorge in Betreff Miß Georgina's hätte vergessen können.

Sie standen zusammen und bewunderten um die Wette den Ring. Ein Mal steckte sie ihn an, das andere Mal er. Lady Annesley nahm ihn zuletzt und hielt über ihn das Etui, als wollte sie ihn vor dem Einschließen in dasselbe noch ein Mal recht betrachten.

»O weh!« rief die alte Frau Annesley in diesem Augenblicke.

Lady Annesley schloß eilig den Deckel des Etui, stellte dasselbe auf den Tisch und eilte zu ihrer Schwiegermutter. Die alte Dame hatte den Beutel auf den Teppich sollen lassen, und ein Theil des Inhalts fiel heraus.

»Bemühen Sie sich nicht selbst damit, meine Liebe.« sagte sie, als Lady Annesley begann, ihn wieder hinein zu stopfen. »Legen Sie nur alles auf meinen Schooß. Ich werde nicht nach ein Mal so ungeschickt sein. Sie sehen, das Kissen ist beinahe voll.«

Lady Annesley that, wie sie verlangt hatte und ging zurück an den Tisch. Der unruhige Carl war mittlerweile zu Mary hingetreten, und die Beiden flüsterten zusammen. Lady Annesley nahm ein Stück weißes Papier und wickelte es um das Etui, ohne erst nochmals hinein zu sehen; dann zündete sie ein Wachslight an und versiegelte es.

»Ich muß gehen«, sagte Carl. »Sind Sie heute Abend zu Hause?«

»Ich!« ohne Zweifel«, lachte die Großmama vom Sopha her. »Ich glaube auch nicht, daß die Andern ausgehen werden. Sie kannte Lady Annesley's Befürchtungen nicht, und Carl war ein besonderer Liebling von ihr.

»Sieh, Mary« sagte Lahy Annesley, als sie das Gerassel hörte, welche Carls Säbel verursachte, indem er die Treppe

hinunterstieg. — »sieh, Mary, ich lege das Etui hier hinein. Wenn Sir Philipp kommen sollte, kannst du ihm sagen, wo es ist.« Sie öffnete ihr Schreibpult und legte es hinein. Dann ging sie zu Frau Annesley reichte derselben ihren Arm und führte sie aus dem Zimmer. »Sie kommen heute ganz um unsere Spazierfahrt, wenn wir uns nicht eilen. »Mary kann das fertig machen.«

»Es ist fertig, bis auf das Zunähen«, sagte die alte Dame; »es ist voll genug. Mary, komm' und nimm es mir ab.«

Mary legte ihren Sammet aus das Sopha und begann das Kissen fertig zu machen, indem sie sich der Bequemlichkeit halber auf den Boden knieete. Sie hatte den Sammet schon darüber gezogen und fing gerade an, die Goldkordel und Quasten anzunähen, als Sir Philipp eintrat. Er stützte seinen Arm auf die Sophalehne, sah nieder auf sie und ihre Arbeit und machte nicht zum ersten Male die stille Bemerkung, daß sie ein hübsches Mädchen mit einem sanften Gesichtchen war.

»Ich möchte wissen, ob man mir auch so schöne Geschenke machen würde, wenn ich meinen eigenen Haushalt anfinge?« bemerkte er.

»Sie sollten es mal versuchen«, sagte Mary. Aber sie sprach dieses unbedacht; in dem Augenblicke, als die Worte aus ihrem Munde traten, hätte sie dieselben gern zurückgenommen.

»Aber dann würden Sie ausziehen müssen; was wäre das für ein Umstand«, wendete er ein. »Ich weiß zwar doch nicht, ob sie gerade Alle gehen müßten.« Er brach ab, während sie nur zu gut fühlte, wie ein tiefes Roth ihre Wangen färbte. Sie spielte verlegen mit dem Quasten.

»Gewiß nicht, wenn es nach Lady Annesley's Wünschen ging«, begann er wieder. Mary erschrock bei diesen Worten und sah ihn fragend an.

»Sehen Sie nicht, was im Werke ist, Mary?«

»Was soll ich sehen?«

»Nein, ich werde es Ihnen nicht sagen. Um so besser, wenn Sie es nicht gesehen haben. Ich dachte, es wäre Allen im Hause aufgefallen. Meine Eitelkeit hat mich also getäuscht.«

»Aber was meinen Sie denn«, Sir Philipp?«

Er sah sie fest an. Sie wußte nicht, wohin und woher.

»Sagen Sie mir Ihre Meinung, Mary. Wenn ich mich entschlösse, meinen eigenen Haushalt anzufangen, glauben Sie wohl, daß dann eine von Ihnen zu bewegen sei, bei mir zu bleiben und mir zu helfen?«

Ihr Herz klopfte heftig; sie schlug die Augen nieder. Sie Goldkordel drehte sich fortwährend in ihren Fingern. Sie Philipp ging um das Sopha herum, legte seine Hand auf ihre Schulter, während sie noch kniete, und sie blickte zu ihm auf.

»Ich könnte bald einmal diese Frage stellen«, sagte er »Wissen Sie, wo Lady Annesley den Ring hingelegt hat?«

Sie sprang auf, öffnete das Schreibpult und gab ihm das Paquetchen, so wie Lady Annesley es versiegelt hatte. Er steckte es in seine Westentasche, ging hinunter zu seinem Wagen und fuhr fort.

In weniger als zwanzig Minuten war er zurück und eilte die Treppe hinauf, so rasch, wie Carl sie hinunter gestürzt war.

»Sie haben mich schön angeführt, Mary! Sie haben mir ein leeres Etui gegeben.«

»Ein leeres Etui!« wiederholte sie.

Er nahm das Etui aus seiner Tasche und hielt es ihr offen hin.

»Ich sagte dem Manne, ich brächte ihm den Ring zurück, um ihn gegen den kleinern umzutauschen, öffnete ganz behutsam das Etui, um ihn heraus zu nehmen, und siehe da! es war nichts darin.«

»Haben Sie den Ring vielleicht im Wagen fallen lassen? Haben Sie das Etui unterwegs geöffnet?« fragte sie.

»Ich habe es, wie Sie sahen, in die Tasche gesteckt und dann nicht wieder berührt, bis ich in dem Laden war. Ich erbrach das Siegel vor des Juweliers Augen.«

»So kann der Ring denn sein? fragte Mary, »Lady Annesley hat das Etui versiegelt und selbst in dieses Schreibpult gelegt. Niemand kam in das Zimmer, oder war in demselben außer mir selbst.«

»Lady Annesley muß das leere Etui versiegelt haben, das ist klar«, erwiderte Sir Philipp. »Ich habe den andern Ring mitgebracht.«

Als Lady Annesley hereinkam, betheuerte sie, sie hätte nicht

das leere Etui versiegelt, sondern der Ring sei darin gewesen. Und sie erzählte die Details, so wie sie oben berichtet worden sind. »Das Etui«, sagte sie, »ist höchstens eine Minute aus meiner Hand gekommen.

»Sind sie ganz sicher, daß Sie den Ring hineingelegt haben? daß er Ihnen nicht vorbei geglitten ist?« fragte Sie Philipp.

»Ganz sicher!« wiederholte Lady Annesley, fast empfindlich darüber, daß man sie einer solchen Unvorsichtigkeit für fähig hielt; ich weiß es ganz gewiß. Und wäre der Ring vorbei geglitten, so konnte er höchstens auf den Tisch fallen. Ich habe ihn richtig hineingelegt und das Etui verschlossen.«

»Wer war außer Ihnen noch im Zimmer?« fragte Sir Philipp.

»Nur Carl. Er stand neben mir und wünschte, daß der Ring ihm gehöre«, sagte Maey.

»Nein«, rief die alte Frau Annesley unschuldig, »er wünschte, daß er das Geld dafür hätte! Und das war auch ein vernünftiger Wunsch.«

Ein schmerzliches Gefühl durchzuckte Mary's Herz. Es war noch kein Verdacht. Es war die Furcht, daß der Verdacht kommen möcht: nein, es war die Vorahnung, daß er wirklich kam.

Der Verdacht kam augenblicklich stieg er in Allen auf. Vergebens stellte ihnen Sir Philipp vor, Carl müsse es im Scherz gethan haben, um Lady Annesley zu erschrecken; ein solcher Streich sehe ihm ganz ähnlich; er werde, wenn er am Abend wieder komme, den Ring mitbringen. Daß er den Ring genommen habe, darüber herrschte kein Zweifel; und Lady Annesley's Ärger war nicht zu besänftigen.

Als Carl kam, griff sie ihn gleich darauf an. »Wo ist der Ring?« fragte sie streng und ohne Umschweife.

»Was für ein Ring?« erwiderte Carl.

»Der Brillantenring den du heute Morgen mitgenommen hast.«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen, Tante.«

»Ich ließ das Etui neben dir stehen, als ich für Lahy Annesley das Kissen aufheben mußte. Wie konntest Du es wagen, den Ring heraus zu nehmen?«

»Lassen Sie uns sehen, ob ich ihn bei mir habe«, sagte Carl in einer sorglosen, gleichgültigen, herausfordernden Weise, indem

er sich stellte, als suchte er in allen seinen Taschen. »O, ich muß ihn wohl in meiner Uniform haben stecken lassen.

Lady Annesley wußte sich vor Zorn nicht zu fassen. Ein Wort brachte das andere; Carl wurde nun für seinen Theil auch aufgebracht; und zuletzt machte die Dame eine Andeutung, er müsse den Ring wohl gestohlen haben. Er erklärte, er habe weder das Etui noch den Ring angerührt; er habe sich in demselben Augenblicke vom Tische entfernt, als Lady Annesley es gethan, und während sie mit dem Kissen beschäftigt gewesen wäre, hätte er mit Mary gesprochen. Er beschwor dieses mit unterschiedlichen kräftigen und an Fläche streifenden Worten, indem er ganz vergaß, daß er nicht in seiner Caserne, sondern in dem Gesellschaftszimmer einer Dame war.

»Wenn Niemand seine Partei nimmt« so will ich es thun!« rief eifrig Georgina Livingston aus, nachdem Carl mit der Versicherung aus dem Hause gestürzt war, daß er es nie wieder betreten werde. Sie sah sehr bestürzt aus, und ihre Wangen glühten wie Scharlach, als sie so sprach. »Einen Ring stehlen! Eben so gut wie ihn, könnten Sie mich dessen beschuldigen, Lady Annesley; ja, es sähe mir vielleicht ähnlicher wie ihm.«

»Besinnen Sie sich«, Georgina«, fragte die Dame. »Schickt sich eine solche Aeüßerung für ein junges Mädchen?«

»Ich frage nichts darnach, ob es sich schickt oder nicht schickt«, erwiderte Miß Georgina, indem sie in Thränen ausbrach. »Sie sollten sich über sich selbst schämen, Sie alle zusammen! Weil Carl kein Geld hat, sind Sie gegen ihn und denken, er würde es sich nehmen. Ich werde es ihn wissen lassen, daß ich eine bessere Meinung von ihm, hege.«

Das waren heiße Worte, im Eifer gesprochen. Wenige Tage später sah sich sogar Georgina genöthigt, ihn weniger milde zu beurtheilen.

Sir Philipp forschte in der Stille, ob sich sein Argwohn bestätige; und er erfuhr, daß Carl noch an demselben Abend, unmittelbar nachdem der Ring vermißt wurde, und auch an dem folgenden Tage mehrere kleine Rechnungen bezahlt habe, wegen deren er schon lange gemahnt war. Daß er wenigstens zwanzig Pfund auf diese Weise ausgegeben, war schon ermittelt, als Sir Philipp die Nachforschung aufgab. Warum sollte er sie noch weiter

verfolgen? Die Sache war zu klar; denn Carl hatte nicht so viel Geld aus eignen Mitteln.

Aber hier trat Mary zu seiner Vertheidigung auf. Sie betheuerte bestimmt und unter Thränen, daß sie selbst ihm diese zwanzig Pfund gegeben habe; sie habe sie ihm gerade in dem Augenblicke gegeben, als sie zusammen flüsterten. Sie hätte Carl's Verlegenheiten gekannt und deßhalb dieses Geld für ihn erspart, sagte sie. Lady Annesley aber bestritt dieses. Es wäre nicht anzunehmen, behauptete sie, daß Mary, bei ihren geringen Mitteln, zwanzig, oder auch nur zehn Pfund ersparen konnte. Das sei ganz undenkbar. So fiel denn Mary fast eben so sehr in Mißcredit, wie ihr Bruder, weil sie versucht hatte, seine Schuld durch eine Lüge zu verdenken. Es gab Augenblicke wo selbst Mary in ihrem kummervollen Herzen ihn für schuldig hielt. Aehnliche Dinge sind ja schon vorgekommen in der Welt unter dem Drange der Noth.

Ein Jahr war vorübergegangen und in einem Jahre verändert sich vieles. Georgina Livingston war nun großjährig und es stand ihr frei, ihre Wohnung zu wählen, wo sie wollte. Es war an einem Aprilabend, als sie allein im Gesellschaftszimmer saß. Sie alte Frau Annesley war wegen Unpäßlichkeit auf ihrem Zimmer geblieben, und Lady Annesley war zu ihr hinaufgegangen. Da trat Sir Philipp ein.

»So allein, Georgina! Was! Sie weinen? Warum?«

»O, Lady Annesley hat mich ausgezankt«, war die empfindliche Antwort der jungen Dame. »Sie war ärgerlich über mich, weil ich, wie sie sagt, immer den Kopf hängen lasse; und ich habe ihr erklärt, ich wolle nicht länger hier bleiben, um mich zurechtweisen zu lassen.«

»Warum lassen Sie denn auch den Kopf hängen« fragte er.

»Weil ich es will«, war die eigensinnige Erwiderung. »Ich brauche nun nicht mehr hier zu bleiben, wenn ich keine Lust habe, wie Sie wissen, Philipp.«

»Wenn Sie keine Lust dazu haben — nein«, pflichtete Sir Philipp ihr bei. »Wohin wollen Sie aber gehen?«

»Ich weiß es nicht; es ist mir auch einerlei«, antwortete Georgina träumerisch.

»Würden Sie nicht wohl für immer hier bleiben wollen?« fragte Sie Philipp nach einer Pause. »Ich dachte schon daran, Sie darum zu bitten.«

Eine feine Röthe stieg in ihrem Gesichte auf; aber sie zeigte keine besondere Aufregung. Der Ton seiner Stimme war im Verhältnis zu den wichtigen Worten auffallend fest. Vielleicht waren sich Beide schon seit einiger Zeit bewußt, daß diese Worte einmal gesprochen werden würden. Sir Philipp beugte sich zu ihr nieder.

»Die Leute werfen mir vor, daß ich nicht geheirathet habe. Helfen Sie mir, Georgina, mich von diesem Vorwurfe zu befreien. Keine Andere mochte ich bitten, meine Frau zu werden, als Sie.«

»Sehen Sie mich an, Philipp!« rief sie indem sie ihr Haar zurückstrich und ihm ein Gesicht zuwendete, welches die größte Aufregung verrieth. »Ich will Ihnen die Wahrheit sagen, Ihnen kann ich sie sagen, Sie sind so gut, so aufrichtig und edel. Wenn ich ,Ihnen Ja sagte, und Sie in dem Glauben ließe, ich liebte Sie, so würde ich lügen. Ich liebte einen Andern; ich bemühe mich mit allen Kräften, ihn zu vergessen, aber ich habe ihn geliebt.«

»Wer war es?«

»Carl Carr.«

Sir Philipp's blaue Augen schimmerten in einem eigethümlichen Glanze. Er sah nicht nach Georgina, sondern in das Feuer.

»Diese Liebe müssen Sie aufgeben«, sagte er. »Sie kann zu nichts gutem führen.

»Sagte ich nicht, daß ich sie schon aufgegeben habe — daß ich dagegen ankämpfe, so sehr ich nur kann. Aber die Erinnerung daran will mich nicht sogleich verlassen. Ich liebte ihn sehr; und ich glaube, der Edelmuth, mit welchem Sie seine Schande vertuschten, anstatt sie bekannt zu machen und ihn zu verfolgen, war die Ursache, dass ich Ihnen zuerst mehr als gewöhnlich gut wurde.«

»Also sind Sie mir doch gut«, lächelte Sir Philipp.

»Ja, sehr, sehr!«

»Gut genug, um Glück und Unglück mit mir zu theilen?«

»Ja; wenn Sie es nach diesem Geständniß noch wünschen?«

»Ich thue es«, antwortete er, zog sie an sein Herz und drückte

den ersten Kuß auf ihre Lippen. Georgina eilte in ihr Zimmer und brach in einen Strom von Thränen aus. Lady Annesley war über dieses Ereigniß sehr entzückt.

Sie hatte schon lange« lange in ihrem innersten Herzen darauf gehofft.

»Sie haben wohl daran getan«, sagte sie zu ihrem Stiefsohne.

»Ich entgehe auf jeden Fall den Plagereien, welche ich zu erdulden hatte, weil ich noch unverheirathet bin«, erwiderte Sir Philipp.

»Philipp«, sagte sie im vertraulichen Tone, »wissen Sie, daß ich mich eine Zeit lang halb todt geängstigt habe, bei dem Gedanken, Sie könnten am Ende Mary heirathen? Ich bildete mir ein, Sie hatte sie gern, und die Leute würden am Ende gesagt haben, ich hätte das so eingeleitet.«

Philipp's Angesicht wurde glühend roth. »Ich würde sie auch geheirathet haben, wenn nicht die Geschichte mit dem Diamantringe vorgefallen wäre.«

Lady Annesley sah verlegen aus. »Also halten Sie Mary wirklich so gern?«

»Ob ich sie gern hatte?« wiederholte er bewegt; »ich liebte sie, und ich bin nicht sicher, ob ich sie nicht noch liebe. Ja Lady Annesley, gerade an dem Nachmittage, als der abscheuliche Junge das Unheil anrichtete, habe ich sie beinahe gefragt, ob sie meine Frau werden wolle.«

»Dann bin ich in der That froh, daß es so gekommen ist«, sagte Lady Annesley.

»Ueber seinen Fehler hätte ich mich allenfalls noch hinwegsehen können — aber nicht über Mary's Fehler. Daß sie ihn bestärkte in seinem Betrüge, daß sie eine Lüge ersann, um ihn zu rechtfertigen, das war zu viel. Wie hätte ich sie da noch zur Frau nehmen können.«

»Ich möchte wohl wissen, was eigentlich Liebenswürdiges an Mary wäre?« entgegnete Lady Annesley gereizt.

»Nach meinem Dafürhalten ist sie liebenswürdiger als irgend Jemand in der Welt.«

»Still, Philipp!«

Die Nachricht von der Verlobung Sie Philipps verbreitete sich



rasch durch das Haus. Mary die keine andere Heimath hatte, war geblieben, indem sie sich Allen, besonders aber der alten Frau Annesley, nützlich zu machen suchte.

»Ich hoffe, Sie werden glücklich werden, Sir Philipp! Ich wünsche Ihnen alles Gute«, stammelt sie, weil sie es für schicklich hielt, bei dieser Gelegenheit ihm etwas zu sagen. Aber Sir Philipp bemerkte, daß ihr Gesicht vor innerer Bewegung todtenbleich war, als sie so sprach.

»Ich danke Ihnen; ich hoffe, Ihr Wunsch wird in Erfüllung gehen«, erwiderte er kalt. Seit dem unglücklichen Vorfalle hatte er nie anders, als kalt zu ihr gesprochen. »Georgina Livingston besitzt eine wesentliche Eigenschaft, um sich selbst und andere glücklich zu machen — Aufrichtigkeit.«

Man fing bald an, Vorbereitungen für die Hochzeit zu treffen. Lady Annesley wollte vor derselben eine andere Wohnung beziehen. Seit Sir Roberts Tode war noch alles unverändert geblieben; doch jetzt mußte Sir Philipp sein Haus für sich selbst haben. Eines Abends brachte Letzterer einige Stunden bei Dr. Scott zu. Er traf daselbst auch einen Marine-Arzt, der zu Oxford mit ihm studiert hatte. Georgina saß in einem andern Zimmer bei Grace Scott und ihrem Kindchen.

»Ist es hier erlaubt, zu rauchen?« sagte der Marine-Arzt, indem er einen Blick auf das elegante Sopha warf, worauf er saß, und auf welchem das schöne Kissen lag, welches Mary Carr gemalt hatte — »ich bin halb todt ohne meine Pfeife.«

Nachdem er die Erlaubniß dazu erhalten hatte, zündete er die Pfeife an, und spazierte dann durch das Zimmer, nach Sir Philipp und dem Doctor hin, welche am Fenster standen. Es herrschte ein kleiner Tumult auf der Straße, darum, blieben sie alle drei hier stehen, indem sie plauderten und hinaus sahen.

Plötzlich wurde die Dämmerung des Zimmers durch einen eigenthümlichen Schein erhellt; sie drehten sich voll Bestürzung um und sahen umher. Eine Flamme stieg auf aus dem Sammetkissen. Sie nahmen schnell den groben Teppich, der vor dem Kamine lag und versuchten, das Feuer zu dämpfen. Georgina Livingston hörte die Unruhe und kam erschreckt herein.

Doktor Blacke hatte wahrscheinlich einen Funken auf das

Kissen fallen lassen, der da still geglimmt hatte, bis das Feuer zuletzt zu dem Inhalte desselben gelangte, der gleich in Flammen aufging. Der Leser wird sich erinnern, daß das Kissen mit Papier gestopft war.

»O das schöne Kissen!« lamentirte Georgina.

»Was ist das?« rief Doctor Scott aus, und holte etwas Glänzendes und Schimmerndes aus der-Asche hervor. »Ich glaube gar, es ist ein Ring!«

Es war ein Ring der verlorne, schöne Brillant-Ring. Sie Augen Sir Philipp's und Georgina's begegneten sich.

An demselben Abend saß Mary mit ihrem Kummer allein. Jede Freude war aus ihrem Herzen gewichen, seit jene Wolke es verdunkelt hatte. Sie hörte Sie Philipp kommen und legte deshalb Ihre Arbeit zusammen.

»Laufen Sie nicht weg, Mary, ich habe Ihnen etwas zu erzählen!«

Sie sah ihn verwundert an. Seine Stimme hatte denselben vertraulichen Ton, wie in den vergangenen Tagen; einen Ton, den sie lange nicht mehr gehört hatte.

»Leihen Sie mir ihre Hand, Mary!« Und ungestüm zog er ihre Hand in die seinige, und steckte ihr, wie er es einst gethan, den Diamant-Ring an den vierten Finger. »Kennen Sie ihn wieder?«

»Es ist der Diamant-Ring der Frau Scott. »Warum haben Sie ihn mitgebracht?« erwiderte Mary.

»Es ist nicht Grace's Ring; er ist größer. Streifen Sie ihn nicht ab, Mary. Er soll Ihnen gehören, wenn Sie mir erlauben, auch den Verlobungs-Ring beizufügen.«

Verwirrt, erstaunt und sich wundernd über den ungewöhnlichen und liebevollen Ausdruck seiner dunkelbraunen Augen, brach Mary in Thränen aus. Sagte er dieses, um ihrer zu spotten? Nein er wollte ihrer nicht spotten. Er legte seinen Arm um sie und erzählte ihr Alles.

Ihr Gesicht ruhte an seiner Brust; seine Augenwimpern schimmerten feucht, so groß war seine innere Bewegung. »Ich kann dich nicht wieder lassen, mein Leben! Ich bitte dich nicht, mir zu verzeihen; ich weiß, du thust es von selbst; denn wir sind beide gleich unglücklich gewesen.«

»Carl ist also unschuldig! — immer unschuldig gewesen!« stöhnte sie.

»Gewiß, gewiß! Wir müssen suchen, ihm Alles wieder gut zu machen. Ich —«

»O Philipp!« unterbrach sie ihn unter Thränen, »du wirst mir nun glauben! Ich gab ihm die zwanzig Pfund — ich that es wirklich. Ich hatte sie erspart in mancherlei Kleinigkeiten; ich wachte, daß die alten Kleider wie neu aussahen, Alles für ihn. Du hättest nicht an mir zweifeln sollen, wenn die Uebrigen es auch thaten.«

»Mein ganzes Leben soll dir Genugthuung leisten, Mary!« flüsterte er leise. »Georgina —«

Sie entzog sich ihm mit glühenden rothen Wangen. In der Aufregung des Augenblicks hatte sie seine Verlobung mit Georgina ganz vergessen. Er lachte herzlich; seine Augen strahlten vor Freude, als er sie wieder in seine Arme zog.

»Fürchte nicht, daß ich ein Mormone werde und euch beide heirathe. Georgina hat mich aufgegeben, Mary. In der Aufregung in welche die Entdeckung des Ringes sie versetzt hatte, sprach sie sich offen darüber aus, daß sie mich, trotz allen Versuchen die sie gemacht habe, nicht hätte halb so lieb gewinnen können, als Carl Carr, und daß sie keinen als Carl heirathen könne. — Scott ist gleich hingegangen, um Carl dieses mitzuthemen und ihn hierher zu führen.«

»Was in aller Welt bedeutet denn das?« rief Lady Annesley aus, als sie in das Zimmer trat. Sie blieb wie versteinert stehen.

»Das bedeutet das.— erwiderte Sir Philipp, indem er Mary's Hand hinhielt, an welcher der Brillant-Ring funkelte. »Dieser Unglück-Stifter ist wieder zum Vorscheine gekommen. Als Sie ihn an jenem Tage über das offene Etui hielten und die Großmamma rufen hörten, haben Sie ihn ohne Zweifel in der Eile, statt in der Eile unbewußt an den eigenen Finger gleiten lassen, und dann von dem Finger zwischen die Papierschnipseln. Das Kissen hat seinen Raub zurückgegeben.«

Lady Annesley sank wie niedergeschmettert auf den nächsten Stuhl.

»So etwas habe ich noch nie gehört«, stammelte sie. »An

meinen Finger? Was soll das geben? Der arme Carl?»

»Die Folge davon wird wohl sein, daß Sie zwei Hochzeiten statt einer haben werden«, sagte Sir Philipp lachend.

»Georgina hat ihre Absichten ausgesprochen, und ich glaube, Carl wird ihr keinen Groll nachtragen. Ich wüßte ihm eigentlich den Ring als Andenken schenken, anstatt Mary.«

»Mary?« entgegnete Lady Annesley gereizt. Sie verstand die Worte nicht ganz, ahnte aber nichts Gutes. »Ich sehe keinen Grund, ihr den Ring zu schenken, Sir Philipp.«

»Dafür ist ein sehr guter Grund vorhanden«, erwiderte er, indem er einen ernsten Ton annahm. »Aber ich habe ihr den Brillant-Ring nur unter der Bedingung geschenkt, daß ich einen glatten Goldreif hinzufügen darf. Ja, Lady Annesley, wir können und selbst nicht untreu werden, wenn wir uns auch nach so viele Mühe geben. Mary ist meine einzige Liebe geblieben, bis auf diese Stunde, ob ich auch mein Herz beschwichtigen und täuschen wollte. Und nun hoffe ich, wird auch alles bleiben bis an mein Ende.«

- E n d e -

# Der Fächer.

## Eine Kriminal-Geschichte.

Sonntag, den 16. Juni 1861.

### 1.

Vor etwa siebenzig Jahren stand unter der Kaufmannschaft von Havre de Grace kein Name in höherm Ansehen, als der Name Duravel. Der Gründer dieses Hauses, war zu der Zeit, wo wir unsere Geschichte anheben, so eben gestorben, und die Firma »Claude Duvarel und Söhne«, hatte sich demgemäß geändert in »Gebrüder Duvarel«, allein trotzdem war der Kredit dieses Hauses nicht einmal durch hämische Vermuthungen erschüttert worden. Claude, der Ältere der beiden Söhne, hatte nämlich schon seit einigen Jahren das Geschäft geleitet, und nichts konnte die Behutsamkeit, Umsicht und den Unternehmungsgeist in den Geschäften übertreffen, welche das Haus unter seiner Leitung machte, als das glänzende und solid fundierte Vermögen, welches die Mittel zu diesen Geschäften lieferte. Kurzum, die Duravel waren sprichwörtlich geworden wegen ihres gediegenen Charakters, ihrer freigebigen Wohlthätigkeit und ihres seltenen Glückes. Man hätte glauben können, sie haben in dieser Hinsicht einen Talisman. Alles was sie angriffen, gelang ihnen. Wurden ihre Fahrzeuge von englischen Kaperschiffen verfolgt, so kam ihnen gewiß irgend ein gelegener Nebel oder ein befreundeter Engel zu Hilfe, um sie zu befreien. Litten ihre Fahrzeuge Schiffbruch, so geschah es gewiß auf der Ausfahrt, und Wegen der bedeutenden Assecuranz, welche sie daraus genommen harten, waren es dann nur die Versicherer, welche den größten Verlust erlitten. Alle Handelskrisen gingen an

den Duravel spurlos vorüber. Keine treulosen Commis bestahlen sie, und jeder Bankerott schien von den Häusern fern zu bleiben, denen sie kreditirten.

Allein obschon das Lebensschiff beider Brüder unter solch günstigen Austpizien vom Stapel gelaufen schien, und die Beobachter keine wesentliche Veränderung wahrnahmen, so war doch in dem Comptoir nicht mehr Alles so, wie es vordem gewesen. Die beiden Bruder Claude und Jerome waren nicht nur an Jahren, sondern auch an Charakter sehr von einander verschieden, obschon die hervorstehenden und bezeichnenden Eigenschaften des Jüngern Bruders zu seines Vaters Lebzeiten nicht so sehr hervorgetreten und zur Erscheinung gekommen waren. Claude seinerseits schien niemals jung gewesen zu seyn; der aufmerksamste Beobachter konnte sich keiner Jugendstreiche und Jugendthorheiten erinnern, welche Claude Duravel je begangen hätte; sein Austoben hatte seinen ernstern und regelmäßigen Fortschritt durch eine Reihe von untergeordneten Posten bis zu der Stelle eines Chefs des Hauses unterbrochen. Auch von Person war er das getreue Ebenbild seines Vaters, dessen Porträt mit seinen schmalen Lippen, dem scharfen Profil, der vorspringenden Stirn und dem eisgrauen Haar ebenso gut für ein Konterfei seines Sohnes und Namensbruders hätte gelten können. Jerome, der jüngere Sohn, welcher ganz von seinem Vater und Bruder erzogen worden war, hatte einige Familien-Aehnlichkeit mit beiden, zeigte jedoch ab und zu auch Spuren eines leidenschaftlichen feurigen Temperaments, welches sich hauptsächlich in heftigen Ausbrüchen von Eigensinn kundgab. Inconsequent, unschlüssig und wankelmüthig wie er war, gab er jedoch meist aus freien Stücken dasjenige wieder auf, für was er sich kurze Zeit vorher begierig gestritten hatte. Ueberdem strafte Jerome's Gesicht den Charakter eines tüchtigen Geschäftsmannes lügen; er hatte zwar dieselben scharfen und eckigen Züge der beiden Claudes, aber sein Mund war voll und sinnlich und seine Augenbrauen stießen über der Nase zusammen, was — wie schon Goethe bemerkte — das unzweideutigste Merkmal eines sinnlichen, ausschweifenden Temperaments seyn soll.

Die beiden Brüder wohnten in demselben Hause, einem

großen, stattlichen Hotel, das inmitten eines schönen, mit Bildsäulen, Badehäusern, Fontainen, Lusthäusern, Laubengängen u.s.w. reich geschmückten Gartens in italienischem Style lag, und allgemein als das Hotel Duravel bekannt war. Vier Jahre lang nach des Vaters Tod blieben beide unvermählt, und schienen so einmüthig mit einander zu leben, daß man selbst aus dem Comptoir nicht von dem geringsten Wortwechsel zwischen beiden wußte. Allein die Sachen sollten nicht immer auf solch ruhige und gemüthliche Weise verlaufen. Eines Abends, auf einem Balle zu Ehren des glänzendsten Sieges, den der erste Consul erfochten hatte, machte Jerome die Bekanntschaft einer gewissen Madame Corisande de Corbillac, welche erst seit Kurzem in den glänzenden Corkeln von Havre erschienen war. Das Gerücht wußte gar seltsame Dinge über den Lebenswandel dieser Dame und ihre Vergangenheit in der Hauptstadt zu berichten. Wie viel davon wahr, sey dahingestellt; so viel war jedoch gewiß, daß sie sich prächtig kleidete, erbarmungslos kokettirte, über die Maßen spielte und sonach die letzte Person war, mit welcher ein vorsichtiger Geschäftsmann eine Verbindung angeknüpft hätte. Nicht weniger zuverlässig war jedoch die Thatsache, daß kaum sechs Wochen nach dem Ball zu Ehren der Schlacht von Marengo diese zweideutige Dame, *mit Einwilligung und Billigung Claude's* die Gattin von Jerome Duravel wurde. — Diese Einwilligung und Zustimmung des älteren Bruders war jedoch nichts so Befremdendes; er gab dem jüngeren Bruder nur nach, weil er nicht anders konnte, denn seit Jerome die Bekanntschaft der Alles bezaubernden Corisande gemacht hatte, begann er ungemein hoch zu spielen. Der Cirkel, in welchen er eingeführt wurde, bestand aus lauter leichtsinnigen Strudelköpfen, welche nur dem Vergnügen nachjagten. Die Schmeicheleien, womit man ihn überhäufte, berauschten ihn und brachten ihn in Versuchung, enorme Summen auf das Rollen des Kugelchens in der Roulette oder auf das Glück der Karten im Landsknecht zu setzen. Anfangs war das Ergebnis in beiden dasselbe: Corisandens Freunde verloren stets, und der Kaufmann gewann immer. Nach einiger Zeit schlug jedoch das launische Glück um und wandte sich so sehr gegen den Kaufmann, daß er ganz in Verzweiflung gerieth. Hierauf kam ihm die genannte

Dante zu Hilfe und unternahm es, für ihn zu spielen. Wie durch Zauberschlag gingen die Goldrollen und die Haufen Banknoten auf Seite des Tisches über. Kurzum, es war der alte Streit zwischen List und Tücke einer- und Unwissenheit und Kurzsichtigkeit andererseits, und die erstern gewannen wie gewöhnlich das Spiel. Obschon Corisande anfangs es unternommen hatte, für Jerome zu spielen, so ward er durch die Gewinne seiner reichen Partnerin nicht reicher. »So oft er lächelnd um Ausfolge seines Gewinnantheils bat, ward dieß gewandt in's Scherzhafte hinüber gespielt und lachend abgelehnt. Das Verlangen der Pariserin an kostbaren Geschenken war unersättlich, und Jerome, der sich hoffnungslos in die Netze dieser Frau verwickelt fühlte, mußte nach einiger Zeit nichts Besseres zu thun, als seinem Bruder Claude die ganze Wahrheit einzustehen. Gerade in diesem Augenblick befand sich das Haus, zum ersten Mal seit dreißig Jahren, in einer kritischen Lage. Baares Geld war von der größten Wichtigkeit, und nur ein einziger Plan schien ausführbar; die verlorenen Summen konnten durch eine Verbindung mit der Gewinnerin derselben wieder erlangt werden, und so heirathete denn Jerome Madame Corisande »mit Claude's Zustimmung und Einwilligung.«

Allein der Geschäftstheilhaber, welcher einmal den Rausch des Hazardspiels gekostet hatte, war nicht wieder an das verhältnismäßig langsame Werk des ehrlichen Handels und Wandels zurückzubringen. Der ältere Bruder hatte ihm ein Versprechen abgenommen, daß er nie wieder ein Spielhaus betreten oder mehr als eine bedungene Summe von Franken auf ein Kartenspiel wagen wolle. Allein alle diese Vorsichtsmaßregeln waren vergeblich. Die schlaue Madame Duravel war sogleich mit diesen Anordnungen einverstanden, und rieth dem älteren Bruder sogar noch, er solle sich ein möglichst sicherstellendes Pfand für die Erfüllung seiner Zusage von Jerome geben lassen, aber hierdurch ward eigentlich nur das Mittel oder die Art und Weise ihrer Operation gewechselt. An die Stelle der Karten traten nun die Staatspapiere: Jerome und seine Frau spielten nicht mehr — sie spekulierten.

Für das kalte berechnende Temperament dieser Frau hatten die ungeheuerlichen Wagnisse kaum etwas Aufregendes. Die Qualen



der Erwartung aber und die Rückschläge wilder Hoffnung und tiefer Verzweiflung entflamnten das ungestüme Temperament Jerom's wie feuriger Wein. Unter falschen Namen und durch verschiedene Agenten kauften und verkauften sie alle möglichen Staatspapiere, und eine Zeit lang schien Corisandens Glück im Steigen; allein nach kurzer Frist war jene schmale und kaum bemerkbare Schranke überschritten, welche den Unternehmungsgeist von der Tollkühnheit scheidet. Unbesonnen und rastlos wagten sie immer mehr, ein Unternehmen um das andere schlug fehl. Die Tagespolitik war voll unvorhergesehener Umstände und Ueberraschungen. Eine abergläubische Zuversicht auf den Glücksstern Napoleon's war beinahe der einzige leitende Grundsatz in Corisandens Glauben gewesen, und sie hing noch lange, nachdem er sich als treulos bewährt hatte, demselben an. Mittlerweile halte Claude Duravel, ohne jegliche Ahnung von den Ereignissen, die sich unter seinen Augen zutrugen, fortwährend, sich emsig und regelmäßig seinen Comptoir-Geschäften gewidmet und den Pflichten Genüge geleistet, welche ihm die Leitung des Handelshauses übertrug; mit der Beobachtung des Standes der großen Waarenmärkte und des Geldmarktes, sowie mit der Ueberwachung der auswärtigen Korrespondenz und der Treue des Personals war er so vollauf beschäftigt, daß er sich nicht um das Treiben seiner Schwägerin bekümmern konnte. Ohnehin lebten die Brüder seit Jerome's plötzlicher Verheirathung beinahe ganz getrennt. Das junge Ehepaar bewohnte noch immer eine Reihe von Gemächern im Hotel Duravel aber kam nur selten und nur bei besondern Anlässen in gesellige Berührung mit dem Chef des Hauses. Corisande hatte es sich aus Politik sehr angelegen seyn lassen, mit Claude in gutem Einvernehmen zu bleiben und sich seine gute Mehnung zu erhalten, und in Berücksichtigung der stärksten Vorurtheile seiner Natur, die sie dabei zu überwinden hatte, gelang ihr dieß auch ausnehmend gut. Er hatte diese Verbindung anfangs mit Schauder betrachtet, und sich erst etwas freundlicher stimmen lassen, als sich dadurch der Firma ein solch bedeutendes Vermögenszuwachs darzubieten schien. Er lebte zu einsam und abgeschlossen, als dass ihm die vielerlei Gerüchte die über seine Schwägerin im Umlauf waren, zugekommen wären. Er hegte eilte absolute Verachtung gegen

Spieler, aber Spieler waren in seinen Augen nur diejenigen, welche verloren. Ein solch, glänzendes und augenfälliges Glück, wie dasjenige Corisandens, flößte ihm unwillkürlich etwas wie Achtung ein. Unter so bewandten Umständen nahm die Feindseligkeit zwischen beiden die artige Form einer schlaun behutsamen Neutralität an, und diese ging allmähig in artige, wenn auch nicht herzliche Beziehung über. Madame Corisande wußte ja auf Jedermann ihren Zauber zu üben; wie ist da zu verwundern, daß ihr der Versuch erst recht gelingen mußte, wenn sie es speziell darauf abgesehen hatte, Jemand für sich einzunehmen?

So schlichen die Dinge fünf Jahre lang hin, äußerlich anscheinend ruhig und sicher; aber Niemand vermöchte in Worte zu fassen, welche seltsame und urplötzliche Wechselfälle von Todesangst und milder Freude in dieser Frist durch Jeromes Seele zogen!

---

## 2.

Eines Morgens im Oktober 1804 verbreitete sich plötzlich ein seltsames und erschütterndes Gerücht in Havre, das blitzschnell und mit sichtbarer Sensation von Mund zu Mund flog. Unter der Handelswelt und in den Kreisen der Müßiggänger bildete es sogleich das Tagesgespräch. Es gab in jenem Jahr politische Ereignisse genug, um die Kannegießer zu beschäftigen, allein weder die Ermordung des Herzogs von Enghien, noch der Umschlag der englischen Politik unter Pitt, noch die Annahme des Kaisertitels von Seite dessen, der so lange schon kaiserliche Autorität ausgeübt hatte, erregte auch nur halb so viel Interesse in der guten Stadt Havre, als dieses Gerücht über ihren größten Kaufherrn. Die Deutungen, welche man dem Gerüchte gab, waren so romantisch, so widersprechend, so geheimnißvoll. Claude Duravel ward vermißt; die Einen flüsterten einander schaudernd zu, er sei ermordet worden, Andere wollten wissen, er habe sich als betrügerischer Bankrottier mit einer großen Baarsumme aus dem Staube gemacht; Wieder Andere beklagten ihn als Selbstmörder, während eine andere Partie das Schicksals des Handelsherrn mit der rücksichtslosen Polizeiwilkkür Fouché's in Zusammenhang bringen wollen, von der man sich zitternd die ungeheuerlichsten Dinge zuflüsterte. Alles dieß war natürlich nur Ungewißheit und Vermuthung und nur Eines Thatsache: Monsieur Claude Duravel war verschwunden und nirgends zu finden. Die Behörden und die Verwandten des Vermißten, welche die Sache untersuchten, vermochten nur sehr dürftige Einzelheiten zu ermitteln. Am Morgen des 18. Oktober hatte man den unglücklichen Mann noch wie gewöhnlich auf seinem Comptoir gesehen, und nicht das mindeste Ungewöhnliche an ihm bemerkt. Er hatte ausgesehen wie sonst, und seine Arbeiten genau in der gewohnten und hergekommenen Weise besorgt. Um vier Uhr etwa ging er nach Hause, speiste allein, da sein Bruder und seine Schwägerin aufs Land gefahren waren; dann hatte er einige Stunden auf seinem Zimmer gelesen. Von dieser Zeit an war nichts Genaueres oder Verbürgtes mehr über ihn zu ermitteln

gewesen. Ein Gartengehilfe glaubte ihn in der Orangerie gesehen zu haben, allein er war seiner Sache nicht gewiß. Nur so viel war zuverlässig, daß er geschellt habe, damit man das Dessert abtrage, und der Lakei, welcher dieser Weisung gefolgt, war die letzte Person gewesen, welche beschwören konnte, daß sie ihn gesehen habe. Jerome und seine Frau boten Alles auf, um den Vermißten aufzufinden. Große Summen wurden Jedem geboten, der irgend eine, wenn auch noch so unbedeutende Nachweisung über ihn zu geben im Stande wäre. Der Teich im Garten ward abgelassen, die aus dem Hafen auslaufenden Schiffe wurden durchsucht, die Aufenthaltsorte der Verbrecher und die verdächtigen Personen der Stadt unter die genaueste polizeiliche Controlle gestellt. Allein Geld und Zeit, Fleiß und Mühe schienen in gleichem Maaße vergeudet zu sein. Die Polizei ließ die Sache in ihrem seitherigen Zustande, als ein ungelöstes Räthsel! —

Wie in allen derartigen Fällen, so ward auch in diesem das öffentliche Interesse immer kälter. Das Haus Duravel stand noch so fest als jemals, und der Argwohn, als ob pekuniäre Verlegenheiten irgendwie in Beziehung stünden mit Claude's räthselhaftem Verschwinden, erwies sich als gänzlich unbegründet. Nach einiger Zeit jedoch hieß es, Jerome's Gesundheits-Zustände gestatten ihm nicht mehr, an der Leitung des Geschäfts sich persönlich zu betheiligen. Persönliche Freunde von ihm ließen bedeutende Winke fallen, sein Leiden, eine Nervenverstimmung und übermäßige Reizbarkeit, rühre vorzugsweise von häuslichem Kummer und Mißverständnissen her. Jedermann konnte auch bemerken, daß Jerome aus irgend einem Grunde ungemein schnell alterte. Endlich zog er sich ganz von dem Geschäfte zurück und verließ mit seiner Frau Havre. Die ersten weitem Nachrichten, welche man von dem Ehepaar erhielt, waren, daß sie sich in den Bädern von Lucca aufhielten und in Italien bleiben wollten, was für sie einen doppelten Reiz hatte, weil Jerome seiner Gesundheit wegen auf Anrathen der Aerzte eines mildern Klimas bedurfte, und er selbst Kunstkenner und Dilettant in der Malerei war und als solcher in Italien einen Zeitvertreib für seine gezwungene Muße fand, welcher ihm mehr zusagen mochte, als die eintönigen Komptoir-Arbeiten. Später erfuhr man auch, daß die beiden Gatten sich auf Grund eines freiwilligen

gegenseitigen Abkommens getrennt hätten, daß Jerome in Rom zurückgeblieben, Madame Duravel aber auf Reisen gegangen sei. Diese Neuigkeit erregte einiges Aufsehen unter ihren ehemaligen Bekannten, und ward auf verschiedene Weise zu deuten versucht, allein die Abwesenden sind bald vergessen, und so ward auch ihrer bald kaum mehr gedacht.

---

### 3.

Seit diesem letzten Ereigniß der Trennung der beiden Gatten, waren zwanzig Jahre vergangen, und wir versetzen uns im Geiste in eine der besten Privatlogen in der großen Oper in Paris. Die heutige Vorstellung ist eine festliche und die unter derer besondern Patronat der königlichen Familie. Das ganze Haus starrt von Uniformen, reichen Toiletten und bunten Kostümen, und die zahlreichen Lichter spiegeln sich millionenfach in den Facetten der Diamanten und Juwelen. Wohin sich das Auge auch wenden mag, eröffnet sich ihm ein interessanten fesselnder Artblick: berühmte oder vornehme Männer und reizende reichgeschmückte Frauen. Hier ein sonnenverbranter Veteran, erst vor Kurzem mit dem Marschallstabe belehnt, dort ein berühmter Diplomat, mit einem ganzen Firmament von Ordenssternen und Cordons auf der Brust; hier die Gesandten dort mehr als fünfzig Höfen, dort die schönsten Damen aus aller Herren Ländern, und zwischen hinein sogar orientalische Kostüme. Wie immer bei solchen Veranlassungen gewährte schon der Zuschauerraum an sich ein fesselndes Schauspiel, und jede einzelne Loge bildete mehr oder weniger einen Anziehungspunkt für die Neugier. Dieß war in besonderm Grade auch mit der Loge der Fall, worein wir uns versetzt denken, — nicht sowohl wegen des hervorragenden Ranges oder der blendenden Schönheit der Dame, welcher sie angehörte, sondern um des außerordentlichen Rufes willen, dessen die Dame bezüglich ihres Reichthums und politischen Einflusses genoß. Die Zeit hatte zwar in ihrem Gesichte große Veränderungen zuwege gebracht, allein diejenigen, welche damals auf jenem Marengo-ball in Havre anwesend gewesen waren, hätten trotz Puder, Schminke, Toilettenkünsten und Parfüms der Inhaberin dieser Loge die Züge der ehemaligen Jorisande de Cardillac wieder erkannt. An ihrer Seite saß eine blendend schöne junge Dame, die sie für eine Verwandte ausgab, die aber eigentlich nur den Lockvogel bildete, welcher die männliche Jugend der vornehmen Welt in ihre Solons zog; und so waren denn auch heute nur zwei oder drei Auserwählte aus dem

männlichen Theile ihres Cirkels in ihrer Loge zugelassen, mit denen sie jedoch ein ununterbrochenes Kreuzfeuer von Witz, Satyre, Scherzen, geistvollen Einfällen und kritischen Bemerkungen unterhielt. Diese Dame ist eine Art Autokratin auf dem Gebiete der Kunst; ihr Bouquet ist das schönste Ziel der Sehnsucht einer jungen Debütantin, denn ihm folgen mehr als dreißig anderer Bouquets und sichern den Erfolg und den Kredit der jungen Anfängerin. Heute Abend können alle ihre Bekannten bemerken, daß Madame Duravel in ihrer köstlichsten, rosenfarbensten Laune ist.

»Betrachten Sie einmal Madame Duravel!« heißt es von Mund zu Mund; »ist sie nicht charmant? Es dürfte fürwahr unter unsern modernen Damen nur wenige geben, welche sich in den Fünzigsten so vortheilhaft ausnehmen würden, wie sie!«

Die Oper, welche an diesem Abend aufgeführt wurde, war eine ganz neue; eine berühmte Sängerin trat in derselben zum ersten Male auf. Daher wendete sich die Aufmerksamkeit des Publikums in nicht geringen Maße auch der Bühne zu. Der Erfolg der Oper und der Darstellerin der Hauptrolle waren schon mit Beginn des zweiten Aktes so gut wie entschieden, allein nun kam ein meisterhaftes Duett und von Scene zu Scene stieg das Interesse der Zuhörer, da der Komponist wirklich alle Hilfsmittel aufgeboten hatte, um seine Zuhörer förmlich zu überraschen. Die Sängerin ward vergöttert: Dacapo-Rufe, Herausrufen bei offener Scene, Bouquets verkündigen ihr den errungenen Erfolg, und so oft ein Akt schließt, wurden sie und einige der beliebteren älteren Künstlerinnen und Sänger herausgerufen.

»Heute Abend scheinen die Künstler insgesamt in einem Wetteifer begriffen, um einander zu übertreffen, — Lablache, Mario, die Grisi sind ausgezeichnet, das Orchester unübertrefflich!«

— »In der That, Sie haben Recht! Ich habe mich förmlich ergötzt, als ich vorhin die Gesichter der Zuhörer musterte. Niemand scheint zu einer Kritik aufgelegt!«

»Ausgenommen der sauertöpfische Herr hier in der Nebenloge, der einen Damenfächer in der Hand hält!«

— »Fürwahr«, sagt Madame Duravel, »ich fragte mich schon längst, was dieser Mensch mit dem fatalen Gesicht in jener Loge

zu suchen habe. Aber Horcht die Klingel des Regisseurs.«

Der Vorhang geht auf und einer der beliebtesten Sänger eröffnet den Akt mit einem Solo, — diese Arie ist ein Wunder von korrekter Vocalisation und Phrasirung. Das Auditorium ist in einer neuen Raserei des Entzückens, und unsere Madame Duravel in einer nicht geringen Verlegenheit, denn sie hat alle ihre Bouquets schon geworfen.

»Geschwind, Eugenie, gib mir die Rose aus Deinem Nacken!« flüstert sie dem schönen Mädchen zu, das neben ihr sitzt. »Ich habe Lablache noch nie so wundervoll singen hören, und zum ersten Mal in seinem Leben spielt er eben so gut als er singt. Geschwind Deine Rose, mein Kind! Er wird mehr Werth darauf legen, als auf alle Bracelets aus der königlichen Loge!«

Das Mädchen zauderte erglühend, und Madame Duravel errieth im Nuh die Ursache davon. »Aha, diese Rose hat Dir ein gewisser Jemand vorhin in's Haar gesteckt, nicht wahr? Wie böse von mir, daß ich nicht daran dachte. Jenun, so muß ich ihm ein Armband spenden! Main, mon Dieu! ich vergaß daß ich mein Smaragd-Bracelet bereits der kleinen Schelmin von Tänzerin zugeworfen habe.

»Sie müssen es morgen Lablache sagen, Tante, das wird ihm ebenso lieb sein!«

— »Nein, nein! Lablache muß etwas von der Duravel bekommen! — Wie, gar keine Bouquets mehr, meine Herren? Da bleibt mir fürwahr nichts Anderes übrig, als ihm meinen Fächer zuzuwerfen! Wo ist er, mein Kind? Es ist das Alexander-Fest darauf gemalt, und er wird darin ein absichtliches Kompliment sehen.

Der vermißte Fächer konnte jedoch nicht aufgefunden werden; die gefälligen Cavaliere suchten vergebens unter den Theaterzetteln und Opernmänteln nach ihm. Da beugte sich der Fremde in der Nebenloge zu Madame Duravel herüber, und flüsterte ihr leise und mit eigenthümlich tiefer Stimme zu: »Könnte *dieser* Fächer hier vielleicht Ihrem Zwecke entsprechen, Madame?« Dabei reichte ihr der Fremde, dessen ernstes Gesicht und fortwährend forschender Blick die Dame schon den ganzen Abend hindurch unangenehm berührt hatte, einen offenen Fächer hin.



Madame Duravel verbeugte sich mit einem verbindlichen Lächeln und heftete einen Blick flüchtiger Neugier auf den dargebotenen Fächer. Kaum aber war ihr Auge darauf gefallen, so haftete es stier und wie von einem Basiliskenblick angezogen auf der Malerei desselben, und die starren, entsetzen erfüllten Züge der Dante erblaßten unter der weißen und rothen Schminke. Ihr Auge war mit einer schreckenerregenden Starrheit auf den Fächer gerichtet, ihr ganzer Körper schauerte wie von Fieberfrost durchrieselt, ihre Juwelenbedeckten Finger klammerten sich krampfhaft und wie im Todeskampfe in die Falten ihres Kleides — ein seltsamer, gellender Schrei entrang sich ihrer Brust, dann brach sie ohnmächtig zusammen. Alle Gäste ihrer Loge drängten sich um sie her, Aller Augen waren aus ihre Loge gerichtet. Die Herren wollten theils Eugenien wegführen, theils der Ohnmächtigen beispringen, aber der fremde Herr, welcher rasch über die Zwischenbalustrade der Loge gestiegen war, wies sie zurück und blieb dicht bei dem bewußtlosen Körper Corisande's stehen. Ein wirres Gemurmel erholt sich unter den Logennachbarn, man schrie um Hilfe. Einige wähten, der Fächer habe ein feines Gift enthalten, welches auf diese Weise Madame Duravel gereicht worden sey, und verlangten laut die Verhaftung des Herren, welcher ihr den Fächer geboten habe. Von allen Seiten des Theaters her gebot man Schweigen; — die Vorstellung mußte unterbrochen werden, und erst nach einiger Zeit gelang es, die Ruhe wieder herzustellen.

Mittlerweile war es den Herren in jener Lage gelungen, die ohnmächtige Madame Duravel in einen der Vorsäle (Foyers) hinauszuschaffen, wobei jedoch der fremde Herr nicht von ihrer Seite wich. Hier im Vorsäle ward die Ohnmächtige noch von Krämpfen befallen, und nachdem ein halbes Dutzend der geschicktesten Pariser Aerzte, die der Vorfall aus ihren Logen und dem Parquet herbeigelockt, vergebens alle Hilfsmittel ihrer Kunst aufgeboden hatten, ward Madame Duravel nach ihrem Hotel gebracht . . . Sobald die krampfstarren Finger der Ohnmächtigen den Fächer hatten fallen lassen, den sie seither nach umspannt, hob ein Herr aus ihrer Umgebung, bei welchem die Neugierde die Furcht überwog, denselben auf, und untersuchte ihn. Der Griff war von Elfenbein, von wunderbar schöner chinesischer Arbeit, und

auf dem Fächer von Atlas war die Ansicht eines Badehauses in italienischen Styl inmitten eines Garten gemalt; unter der Landschaft stand mit großen goldenen Buchstaben in Lapidarschrift:

»Claude Duravel,  
»le 18 octobre 1810.«

außerdem war an dem ganzen Fächer gar nichts Auffallendes oder Ungewöhnliches, was die merkwürdig erschütternde Wirkung, welche der Fächer auf Madame Duravel hervorgebracht hatte, zu erklären oder zu rechtfertigen vermocht hätte.

---

## 4.

Am andern Morgen beschäftigte sich ganz Paris mit verschiedenen Erklärungen und Darstellungen des Vorfalles, welcher am vorigen Abend die Beherrscherin der Mode in der großen Oper betroffen hatte. Wie zwanzig Jahre zuvor, so machten sich auch jetzt wieder Erfindung Neid, Mißgunst, Bosheit und Uebertreibung mit dem Namen Duravel zu schaffen. Die Einen behaupteten, die alte Kokette sei ob dem Anblick eines früheren Liebhabers in Ohnmacht gefallen. Andere hielten sich an die erste Annahme von einer geheimnißvollen Vergiftung, und sahen in dem ganzen Vorfalle schon eine Geschichte à la Brinvilliers oder Borgia. Ein Dritter wollte wissen, die berühmte Spekulantin und Spielerin sei wegen betrügerischen Spieles verhaftet worden. Diese und ähnliche Erdichtungen und Vermuthungen machten am andern Tage die Runde in den Salons; aber schon am Abend ward der wahre Zusammenhang bekannt und man erfuhr, daß der fremde Herr mit der barschen, tiefen Stimme, welcher Madame Duravel den Fächer angeboten, ein mit besonderen Instruktionen versehener Polizeibeamter gewesen sei, und daß Madame Corisande, welche inzwischen wieder theilweise zur Besinnung gekommen, sich in Untersuchungshaft befinde, angeschuldigt eines vor Jahren begangenen Mordes an Verwandten, und daß der Chef der Criminalpolizei bereits auf seinem Bureau ein Verhör mit ihr angestellt habe.

Der weitere Verlauf dieser Untersuchung ist in wenigen Worten zusammenzufassen. Am Tage vor jenem Auftritt in der großen Oper war ein armer Mann in sehr dürftigen Aufzuge und mit den unverkennbaren Spuren großer Ermüdung von einer langen Fußreise in einer armseligen Kneipe des Faubourg Saint-Antoine angekommen und hatte sich für einige Sous ein Bett genommen. In der darauf folgenden Nacht erkrankte er schnell sehr gefährlich und tobte in seinem Delirium auf solch wilde und unzusammenhängende Weise, daß die andern Schlafgänger in jenem Zimmer verlangten, man solle ihn fortlassen. Die Wirthin

der Herberge dachte jedoch menschlicher, und schickte nach einem Priester. Es dauerte aber lange, bis ein solcher herbeigeschafft werden konnte, und mittlerweile erschien ein Polizeibeamter in der Herberge, um nach einem gefährlichen Individuum zu fahnden, welches hier logiren sollte. Der Bursche, welchen der Polizei-Agent aufsuchte, schlief in demselben Zimmer mit dem delirirenden Fremden, und ward von dem Polizei-Agenten auch wirklich aufgefunden und verhaftet. Während der Polizeimann wartete, bis sein Arrestant sich angekleidet hatte hörte er die verworrenen Aeüßerungen, welche der Fieberkranke ausstieß; insbesondere aber fielen ihm einige Namen und Worte auf, welche der Kranke immer wiederholte, und besonders der Umstand, daß er eines Fächers erwähnte, welchen er Madame Duravel überreichen wollte; der Name dieser Dame genügte, um die Aufmerksamkeit des Polizei-Agenten noch mehr zu fesseln, denn sie war schon in manche verdächtige Geschichte in der politischen wie socialen Sphäre verwickelt gewesen und stand, ohne es zu wissen, unter genauer polizeilicher Aufsicht. So unzusammenhängend, leidenschaftlich und widersprechend die Aeäußerungen des delirirenden Greises auch waren, so entnahm der Scharfblick des Polizei-Agenten daraus doch so viel, daß es der sehnlichste Wunsch des Kranken gewesen war, den Fächer, welchen er in einem kleinen zerrissenen Ranzen bei sich führte, der berühmten Königin der Mode zu überreichen. Der Agent berichtete das, was er gesehen und gehört hatte, seinem Chef, nahm dann auf dessen Weisung den Fächer zu sich, und ließ den Kranken nach einem der großen Spitäler bringen, wo er gut gepflegt, oder von einem Polizeibeamten bewacht wurde. Am darauffolgenden Abend aber warf sich der Polizei-Agent in einen eleganten Gesellschafts-Anzug, verschaffte sich einen Sitz in der Loge, welche an diejenige der Madame Duravel stieß, und führte in der oben geschilderten Weise den Lieblingswunsch des Kranken aus. Die Entdeckung, zu welcher jene Scene führte, war jedoch von ganz anderer Art, als man erwartet hatte. Die Polizei hatte irgend eine halb politische, halb merkantile Intrigue zu entdecken gehofft, und in der Ueberreichung des Fächers ein Signal für irgend ein Experiment mit den Fonds vermuthet. In Wirklichkeit aber war der Fächer nur der Schlüssel zur

Entschleierung eines entsetzlichen Geheimnisses, das Zauberwort, welches ein schon längst verstummtes und verhärtetes Gewissen zum Reden bringen sollte. Es war die Absicht der Polizei-Behörde gewesen, den fieberkranken Fremdling mit Madame Corisande zu confrontiren; allein er war gestorben, ehe die Untersuchung so weit gediehen war. Dagegen hatte man bei ihm ein Taschenbuch gefunden, auf dessen erstem Blatt der Name »Claude Duravel« stand und das ein ziemlich vollständiges, theils in fortlaufender gewöhnlicher Schrift, theils in Chiffren geschriebenes Tagebuch enthielt. Einige wenige klare und ganz verständliche Sätze desselben setzten den Chef der Kriminalpolizei in den Stand, an Madame Duravel solche Fragen zu stellen, daß sie glauben mußte, er wisse um die ganze Wahrheit, und daß er ihr das volle Bekenntniß ihrer Schuld abrang.

Madame Duravel und ihr Gatte Jerome hatten bald nach ihrer Verheirathung, wie wir bereits wisset, sich in sehr gewagte Speculationen eingelassen, bei welchen das Glück allmähig so von ihnen gewichen war, daß sie in höchst peinliche Verlegenheiten und in sehr tiefe Verbindlichkeiten bei Bankiers, Wechselagenten u.s.w. geriethen. Einige Zeit hindurch gelang es Jerome, durch verschiedene Manöver bei Wucherern 2c. den gegen ihn heraufziehenden Sturm zu beschwören. Allein hierdurch wuchsen seine Verbindlichkeiten nur noch höher an, und es kam endlich eine Zeit, wo er gar keine andere Rettung mehr für sich sah, als sich die Kasse des Handlungshauses anzueignen. Dieß konnte jedoch begreiflicherweise nicht ohne Claude's Zustimmung geschehen und der von jeher feige Jerome fürchtete sich jetzt mehr als je, seinem Bruder die Wahrheit zu gestehen. Die Gläubiger drangen von Tag zu Tag ungestümer auf ihr Geld. Da kam die Abenteurerin Corisande auf einen teuflischen Einfall, dem sie die Verwirklichung sogleich auf dem Fuß folgen ließ. Corisande und ihr Gatte verließen einen Tages Havre, um einen benachbarten Badeort zu besuchen, kehrten aber auf halben Wege um und heimlich nach Hause zurück: sie kannten Claude's Gewohnheiten ganz genau und richteten ihre Rückkehr so ein, daß sie ihn an einem abgelegenen Orte im dichtesten Theile des Luftgehölzes seines Gartens überraschten.

Jerome schlug hier seinen Bruder mit einer eisernen Stange nieder, dann schleppten beide Gatten den Betäubten nach einem längst nicht mehr benützten Badehause in der Nähe der Orangeri, wo sie Claude vollends erdrosselten und seine Leiche dann in dem Heizgewölbe unterhalb des Badezimmers versteckten.

Die beiden Gatten hatten jedoch wenig Genuss von diesem Verbrechen, und beide führten ein höchst elendes Leben, denn diese entmenschte Frau, die Charakterschwäche ihres Gatten kennend, war in beständiger Furcht, Jerome könnte durch Gewissensbisse zu einem plötzlichen Geständniß gedrungen werden. Aus diesem Grunde hatte sie ihn vermocht, sein Geschäft aufzugeben, Havre zu verlassen und nach Italien zu gehen, wo sie in den Bädern von Lucca ein Spielhaus etablirte. Aber auch hier ward der schwache feige Mann ihr bald zur Last. Ein Anschlag auf sein Leben durch eine Tasse vergifteter Chocladé scheiterte an seinem Argwohn, führte jedoch eine Trennung herbei. Jerome ging nach Rom mit der erhaltenen Versicherung, daß Corisande ihm, der inzwischen gänzlich verarmt war, sein Stillschweigen durch Ausbezahlung eines sehr freigebigen Jahresgehaltes abkaufen wolle, wobei er insbesondere noch die Bedingung zu erfüllen hatte, nie wieder nach Frankreich zurückzukehren. Im Laufe der Zeit aber hatte Jerome eine abergläubische Scheu und Furcht angewandelt, das Blutgeld noch länger zu beziehen, und er hatte sich bemüht, seinen Unterhalt selbst zu erschwingen. Vermöge seines Talents zur Malerei gelang es ihm auch am Ende, sich schlicht und recht, wenn auch kümmerlich zu ernähren, indem er als Porträmaler von Stadt zu Stadt zog und gelegentlich auch Fächer und Aehnliches malte. Als freiwillige, sich selbst auferlegte Buße hatte er unter Anderem auch aus einen solchen Fächer die Einsicht jenes Badehauses im Garten des Hotel Duravel zu Havre gemalt, dessen Bild seinem Gedächtniß mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt war und seine schlaflosen Nächte, wie seine unruhigen Träume erfüllte. Es war sein Plan gewesen, diesen Fächer gelegentlich einmal ganz unversehens seiner verhärteten Mitschuldigen vor Augen zu halten und sie dadurch zu heilsamer Reue und Buße zu erschüttern, denn er hatte in Venedig zufällig erfahren, daß sie in Paris umgeben von allen Genüssen des

Luxus und befriedigter Eitelkeit auf das Ueppigste lebe, während er häufig mit bitterem Mangel rang. Endlich fühlte Jerome rasch seine Kräfte schwinden, und von Heimweh wie von einem gewissen Rachedurst getrieben, machte er sich auf den Heimweg nach Frankreich, ohne jedoch, wie wir gesehen haben, sein Vorhaben ganz ausführen zu können. Sein Paß und die Aufzeichnungen in dem Taschenbuche, das er einst seinem erschlagenen Bruder abgenommen, setzten die Polizei in den Stand seinen Zweck zu vollführen und es dahin zu bringen, daß diese moderne Klytäämnestra nicht mit der religiösen Buße davon kommen sollte. Sie ward vor die Geschworenen gestellt und überführt, an der Ermordung ihres Schwagers theilgenommen zu haben, obschon sie die anfänglichen Geständnisse ihrer Schuld später wieder zurückgenommen hatte. Ihr Urtheil lautete auf Todesstrafe durch das Fallbeil. Allein selbst dieser Richterspruch genügte nicht, das erbitterte Volk zu beschwichtigen, welches dieses einst so bewunderte und beneidete Weib auf dem Rückweg vom Gerichtssaale nach dem Kriminalgefängnisse zerrissen oder gesteinigt haben würde, wenn sie nicht ein zahlreiches Detachement Gendarmen geschützt hätte.

Die oberste richterliche Instanz, oder der König oder irgend sonst jemand zögerte noch, das Todesurtheil zu bestätigen, weil die Thatsache, daß die Verurtheilte, obschon intellectuelle Urheberin jenes Mordes, auch an demselben aktiven Antheil genommen habe, noch nicht genau erwiesen war. Nach den Aufzeichnungen ihres Gatten deren Chiffren längst enträthselt waren sollte Corisande dem Ermordeten selber die Schnur ihres Mantels um den Hals gelegt und ihn damit erdrosselt haben — eine rothseidene, mit Goldfäden reich durchwirkte Schnur. Es ward daher nach Havre der Befehl ertheilt, hierüber Näheres zu ermitteln und die Leiche auszugraben. Endlich kam die gewünschte Auskunft mit der vollsten Bestätigung der Aufzeichnungen Jerome's. Beim Aufbrechen des Steinbodens in jenem Badehause im Garten des Hotels Duravel fand man das flachgesprengte Heizgewölbe von Backsteinen darunter theilweise eingestürzt und unter dem Schutt und den Trümmern das modernde Gerippe eines Mannes, das noch die verhängißvolle Mantelschnur um den Hals trug und an einem Ring

an der Knochenhand und verschiedenen Resten von Stoffen der Kleidung als die Leiche von Claude Duravel identifiziert wurde.

Zwei Tage nach Eingang dieser Nachrichten wurde Corisande Duravel durch das Fallbeil enthauptet. — Der Mord will immer an den Tag.

- E n d e -



# Der Pfarrer und sein Schützling.

von  
Ludwig Bowitsch.

Sonntag, den 3. Februar 1861.

»Ist Euch«, sagte der Pfarrer von St. Madeleine den alten Küster, »jener sonderbare Mann näher bekannt, der täglich, wenn die Messe lese, im Hintergrunde der Kirche sich einfindet und regungslos, den schwermuthvollen Blick gegen den Boden gesenkt, bis zum Schlusse des Gottesdienstes ausharrt?«

»Nein, würdiger Heer Abbé«, entgegnete der Sakristan, »doch besinne ich mich, ihn schon vor 20 Jahren das erstemal eintreten gesehen zu haben und seit jener Zeit hat sich in seinem Wesen und Gebaren nichts geändert.«

»Er scheint arm und von tiefem Kummer befangen zu sein.«

»Unserem Kirchensprengel gehört er nicht an — doch habe ich nie eine ihm ungünstige Nachrede vernehmen.«

»Weiß nicht«, fuhr der Geistliche fort, »ich fühle für den Mann ein eigentümliches Interesse. Er ist ein verschlossenes Buch, dessen Inhalt zu erfahren es mich reizt.« Alle Bemühungen des Abbé, dem geheimnißvollen Fremden in die Seele zu schauen, blieben jedoch fruchtlos.

Nur auf die Frage, ob Unglück ihn betroffen, äußerte er womöglich finsterer als gewöhnlich blickend: »Ja wohl ich bin unglücklich — pausenlos unglücklich.«

Der Pfarrer gab es auf, tiefer in den seltsamen Mann zu dringen, reichte demselben jedoch ein Almosen, das dankend angenommen wurde.

Fort und fort zur selben Stunde, an derselben Stätte fand der

räthsehafte Beter sich ein, oft wiederholte der Abbé seine mildthätigen Spenden.

Eines Tages blieb die dem Alten gleichsam vorbehaltene Stelle im Gotteshause leer. Dem Pfarrer fiel Solches allsogleich auf. Als jedoch auch der zweite und dritte Tag den Schützling nicht wies, bat der besorgte Seelenhirt Alles auf, die Wohnung des Vermißten auszuforschen. Zweifelsohne hielt ihn ein Siechtum zurück vom Kirchgange. Nach vieler Umfrage ward endlich die gewünschte Kenntniß erlangt.

In einem abgelegenen Viertel — im obersten Stockwerke eines ziemlich verwahrlosten Gebäudes lag auf ärmlichen Strohbette der alte Robert.

Beim Eintreten des Geistlichen fuhr er wie entsetzt zusammen.

»Und es gelang Ihnen, mich aufzufinden — und Sie kümmern sich um den, der sich selber aus der Welt verstoßen, in die er nicht taugt?«

»Hat Ihnen die Welt eine so arge Kränkung zugefügt?«

»Nein — die Welt — nein — ich habe mich an ihr versündigt.«

»Sie scheinen schwer zu leiden: entdecken Sie sich mir — vielleicht, daß Rettung, Milderung . . . «

»Der Tod, denk' ich, wird bald die Rechnung abschließen.«

»Haben Sie nie erfahren, daß durch Mittheilung der Schmerz seinen Stachel einbüßt, daß die Theilnahme eines Freundes das Wiederwärtige leicht erträglich macht.«

»Sie mögen Recht haben, würdiger Herr — ich weiß nicht, wodurch ich es verdiene, daß . . . «

»Sie sind unglücklich und mein Beruf ist es, die Unglücklichen zu trösten.«

»Ja, ich fühle ein Herz zu Ihnen — wie — nein, es ist kein Trost möglich.«

»Nur wo der Glaube an den Arzt verloren gegangen und jede Arznei vom Mißtrauen zurückgewiesen wird, muß die Heilung scheitern; lassen Sie Ihren Arzt mich sein, schenken Sie mir Ihr Vertrauen.«

»Mit dem Leibe geht's zu Grabe, der macht mir keine Sorge mehr, es ist gut, wenn die Maschine bricht — und die Seele — nun die ist auch verloren.«

»Nicht der Verzweiflung verfallen, lieber Freund. — Es waltet über uns eine unendliche Milde.«

»Und Sie halten in der Thal dafür, daß kein Verbrechen so gräßlich, so entsetzlich — dessen Sühnung . . . «

»Ich glaube fest, daß auch die schwerste Schuld durch Reue . . . «

»Tilgbar, nein, was ich verübt, zieht die Wagschale zu tief hinab. Jawohl habe ich es bereut — meine Thränen sind geflossen in glühenden Strömen, bis sie zuletzt versiegt.«

»Sie machen mich schauern — und doch — eröffnen Sie sich mir, vielleicht, daß mein Rath, meine That manch' eine traurige Folge Ihrer Verirrung noch zu beseitigen vermag.«

»Ja, Sie sollen es wissen, ob ich gleich die Ueberzeugung hege, daß mein Bekenntniß den Einzigen, der in der letzten Stunde liebeich sich mir genah, mir rauben muß.

»Ja würdiger Herr, was sie hier, schon an Kunstwerken und Schätzen, die zu meiner Armuth so wenig passen, dieser goldene Becher, diese mit Flur verhängten Bilder, jene silbernen Leuchter, das sind die Dämone gewesen, die mich ins Verderben rissen, die ich nun mir stets, vor Augen stelle, um Schuld und Reue nicht im Gedächtnisse verdämmern zu lassen — Schnödes Gold und schnöde Prunksachen haben mich verblendet. — Mein Vater war Amtsschreiber. Unsere Herrschaft entdeckte in mir, als ich noch Knabe war, besondere Fähigkeiten und Talente. Sie ließ mich studiren, ich wurde gleich einem eigenen Kinde gehalten, zuletzt mit der Stelle eines Sekretärs betraut und des vollsten Vertrauens gewürdigt. Da brach die Revolution herein. Auch meine Wohltäter verfielen der Proscription. sie flüchteten. Niemand wußte um ihr Asyl als — ich — und ich versteckte vom Preise, der auf ihren Häuptern stand — ich ward ihr Verräther. Durch Vermittlung eines Freundes wäre ihnen eine zweite Flucht gelungen, ich hinderte sie und überlieferte Vater, Mutter und drei Söhne dem blutigen Konvente. Ich war zugegen, als sie auf der Golotine verbluteten. Ein einziger Sprosse, damals beiläufig zwölf Jahre alt, wurde verschont.

»Entsetzlich«, hub nach einer Pause tief ergriffen der Priester an, — entsetzlich! doch die Gnade dessen, der über uns waltet,

ist schrankenlos und unerschöpflich.«

- »Einige tausend Livres und diese Schätze fielen mir als Blutgeld zu, doch wurde ich im Genusse des Gewonnenen niemals froh; — wo ich ging und weilte, sah ich die blutigen Häupter meiner Wohlthäter mir zu Füßen auf und nieder rollen. Ich suchte mich in sinnlichen Freuden zu betäuben; der Versuch mißlang. Ich übergab mich der glühendsten peinigendsten Reue, ich wandte meine Gedanken nach den Sternen, ich verlegte mich auf strengste Kasteiung und Gebet; ach! Einem so verworfenen Sünder konnte kein Hoffnungsstrahl der Verzeihung dämmern. Ich rang so lange meine Kräfte es gestatteten, nach Gelderwerb, nicht um die Früchte des Erworbenen zu genießen, nein, um dem letzten Sprossen des durch mich untergegangenen Hauses einen kleinen Theil der riesengroßen Schuld im Gelde abzuführen. Auch was Sie mir gespendet, würdiger Herr, ist jener Summe zugeschlagen worden. Ach! alle meine Bestrebungen, den unglücklichen Erben der Geopferten aufzufinden, blieben erfolglos; dort liegt im Schranke links mein Testament, kraft dessen all mein Eigenthum dem Verschollenen, sobald er aufgefunden sein wird, übergeben werden soll. — Würdiger Herr, der Sie so warmen Antheil nehmen an dem Sünder, das ist meine dringendste Bitte: unterziehen Sie sich der Mühe, den Erben zu erforschen!«

»Verlassen Sie sich unbedingt auf mich.«

»Dort«, fuhr der Alte sich mit aller Anstrengung erhebend fort, »dort die mit schwarzem Flur verhängten Bilder sind die Porträte seines Vaters, seiner Mutter, betrachten Sie.«

»Gott!« rief der Abbé, in einen Stuhl zurücksinkend und mit beiden Händen sich die Augen verhüllend — »meine Eltern!«

Momente grauenhafter Stille traten ein. Hörbar glitten des Priesters Thränen zur Erde, hörbar schlug der Puls des Kranken.

»Gott ist gnädig!« begann endlich sich erhebend der Abbé. Er hat in Euer zerknirshtes Herz geschaut und Euch verzeihen so wie ich Euch verzeihe. Was Ihr mir zugedacht soll an die Armen vertheilt werden, auf daß deren Dankgebete zum Frommen Eurer Seele aufsteigen zum Lenker der Welt.«

Der Alte wollte noch sprechen, die Kraft versagte. Er sank

zurück, dumpfes Röcheln, ein letztes zucken, das Auge schloß sich, während über die bleichen Züge ein Lächeln der Verklärung schwebte. — Dem Todten zu Häupten aber stand, die Hände zum Segensspruch erhoben, der Priester.

- E n d e -

# Der Verstorbene als Bräutigam.

Nach dem französischen  
des

**Adrien Paul**

den 7. August 1859.

## 1.

**Z**wei junge Leute reisten vor einiger Zeit zusammen von Marseille nach Paris.

Obwohl sie Landsleute waren, kannten sie sich doch keineswegs einander und der große Author, der für die Liebesbühne arbeitet, der bald Tragödien, bald Comödien verfertigte, wie es ihm gerade in den Kram paßt, der Zufall hatte es dießmal so gefügt, daß sich die beiden jungen Leute, welche sich in ihrem Leben noch nicht gesehen hatten, in einem Eisenbahnwagen zum ersten Male gegenüber befinden sollten.

Da sich die beiden Leute gegenseitig nicht abstoßend vorkamen, so ist es auch nicht zu verwundern, daß sie bald in ein Gespräch miteinander geriethen.

In der ersten halben Stunde unterhielten sie sich natürlich vom Regen und vom Sonnenschein, vom Wetter im Allgemeinen, vom elektrischen Telegraphen, von der neuen Primadonna, von der fabelhaften Schnelligkeit des Reisens, von Diesem und Jenem, von dem so auf Reisen zu reden pflegt, meist zu dem einzigen Zwecke, um die Zunge nicht einschlafen zu lassen.

Dieses Bunte Allerlei wird denn auch gar manchmal das Vorspiel zu einem eingehenderen und zusammenhängenden Gespräch und geht diesem voraus, wie die ungeordneten und

durcheinander schwirrenden Töne der Künstler der stimmenden Musiker der Overturen zu einer Oper vorausgehen.

Nach Verlauf einer guten halben Stunde boten sich die jungen Leute schon gegenseitig Cigarren an, durch welches Medium ihre unstäten Gedanken plötzlich über Meere schweiften, phantasievolle Ausflüge nach Manilla und nach der Havanna machten, um sich jedoch bald wieder durch die Wirklichkeit in Gestalt ihrer schlechten Cigarren in das Land der Tabakekregie zurückversetzt zu sehen und nun eben diese, alle Poesie des Rauchens vernichtende Regie den kräftigsten und tiefgefühltesten Verwünschungen preiszugeben

Auf der Station zu Macon aßen sie eine Kleinigkeit zum Zeitvertreib und tranken auch einen Schluck Wein dazu, theilten sich ihre Beobachtungen über das hübsche Füßchen dieser, oder das niedliche Gesichtchen jener Reisenden mit, und ihre Vertraulichkeit sah sich durch diesen Austausch nur gefördert.

Die jungen Leutchen gefielen sich so gut. sie schlossen sich dermaßen an einander, daß sie, noch ehe sie die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, sich schon, so zu sagen, ihr ganzes Herz geöffnet hatten. Jeder konnte in dem Innern des Andern lesen wie in einem offenen Buche: das kommt vor, so lange man noch jung ist, denn die Jugend ist mittheilsam.

»Ich«, — sprach Julius von Cerisy, »ich gehe nach Paris, um mir eine hübsche Mitgift zu holen in der Gestalt der einzigen Tochter eines alten Freundes meines Vaters.«

»ich«, — erwiderte ihm darauf Eduard Pernier, — »ich beabsichtige eigentlich nur eine kleine Luftveränderung, mit der Hoffnung im Hintergrunde, dadurch vielleicht auch eine kleine oder noch lieber große Veränderung meiner Lebensstellung herbeizuführen. Da ich in Marseille nichts hatte und Nichts war, so schmeichle ich mir mit der Hoffnung, daß ich in Paris wenigstens ebensoviel, wenn nicht mehr finden werde, und so steuere ich denn mit philosophischer Gelassenschaft nach dem modernen Babylon, obschon die Segel meines Lebensschiffleins von nichts Anderem, als von bangem Zweifel und drückender Unwissenheit geschwellt sind.«

»Mein zukünftiger Schwiegervater«, entgegnete ihm seht Julius, »hat gewiß einflußreiche Freunde und Bekannte, und wenn ich

Ihnen in irgend etwas nützlich werden kann . . . «

»So sollen Sie an mir keinen Undankbaren finden . . . Es ist gewiß eine Neigungsheirath, zu der Sie so freudig eilen?«

»Das hoffe ich.«

»Wie, Sie hoffen es nur?«

»Allerdings!«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Das ist doch eine äußerst einfache Sache. Mein Vater hat zu mir gesagt: Fräulein Louise von Vieuville ist jetzt achtzehn Jahre alt, sie ist hübsch, von sanftem Charakter gut erzogen und noch obendrein die einzige Tochter.«

»Wahrhaftig, das sind lauter gute Eigenschaften«, unterbrach ihn Eduard.

»Ihr Vater«, fuhr der meinige fort, »ist ein alter Jugendfreund von mir. Seit zwanzig Jahren tragen wir uns mit der Hoffnung, die Bando unserer alten Freundschaft nur noch fester zu schließen, indem wir eines Tages Alle zusammen nur eine Familie ausmachen. Wie ich einen Sahn bekommen habe, hat er sich eine Tochter gewünscht, nur um dieses Zweckes willen, und sein Wunsch ist ihm in Erfüllung gegangen. Von Dir hängt es nun ah, ab unsere sorgsam aufgebauten Luftschlösser zu Tage treten oder ob sie in Trümmer gehen sollen.«

»Und Sie haben so ohne Weiteres Ja gesagt?« frug Eduard.

»Und warum auch nicht?« erwiderte Julius.

»Also verheirathen Sie sich nach Art der Prinzen, nachdem die diplomatischen Verhandlungen so weit gediehen sind?«

»Finden Sie diese Art nicht ganz praktisch?«

»Praktisch vielleicht, aber nicht nach meinem Geschmack. Wenn ich je einmal meine persönliche Freiheit, mein Glück, mein Alles aufs Spiel setzen sollte, so müßte ich die Karten selbst in her Hand halten und das Spiel nach meinem Kopfe lenken.«

»Wenn ich von einer Neigung gefesselt gewesen wäre, — ja! Aber mein Herz ist frei wie der Vogel in her Luft. . . . Und dann, welcher Bräutigam kennt jemals seine Zukünftige? Und ich möchte hinzufügen: Welche Zukünftige kennt jemals ihren Bräutigam?

»Und doch . . . «



»Thun wir hoch einmal die Augen auf«, — fiel ihm Julius ins Wort, — »und sehen wir, wie hie Dinge gewöhnlich zugehen. Eine Familie zieht ihre Erkundigungen ein über einen jungen Mann, auf den eine freundliche Nachbarin, oder eine geschäftige Base aufmerksam gemacht, oder den die Mama auf einem Balle aufgegabelt hat. Vielleicht ist er auch auf einer Wasserpartie ins Garn gegangen oder auf einer Landpartie gefischt worden, — das thut Nichts zur Sache. Gut! Wenn der Candidat keine offenbaren groben Fehler hat, wenn er gut tanzt, sich hübsch trägt, sich anständig benimmt, den gewöhnlichen sehr laxen Begriffen von einer guten Erziehung entspricht und wenn die Hauptsache, der Geldpunkt, keine Schwierigkeiten darbietet, so kriegt er eben die Erlaubnis, einmal sein Glück bei der Einzigen zu probieren. Ist es so?«

»Ja, beinahe oder in vielen Fällen.wenigstens.«

»Was thut dann der junge Mann?« fuhr Julius fort; »er zieht seine besten Rasirmesser ab, pflanzt die untadeligsten Halskragen und hie unwiderstehlichsten Binden auf, wird zärtlich, aufmerksam und besorgt, spielt die entzückendsten Variationen über das ewige immer wiederkehrende Thema her Liebe und versteckt seine Klauen unter rosigen und wohlgeschliffenen Nägeln. Mit Einem Wort, er verbirgt die Fehler, die er hat und schmückt sich für den Augenblick mit guten Eigenschaften, die er nie besessen.«

Eduard nickte mit dem Kopfe und lächelte dabei.

Gehen wir nun zu dem jungen Fräulein über«, fuhr Julius fort. »Ihre Mutter hat ihr aufs Strengste anempfohlen, über ihre Zunge zu wachen und beständig auf sich Acht zu geben; sie hat das Töchterlein mit den genauesten Auseinandersetzungen über die Gefahr belehrt, ihren wahren Charakter zu zeigen; sie hat ihr eingepägt, daß um ihre Lippen beständig ein freundliches Lächeln spielen muss, wie bei einer Tänzerin, welche eben eine Pirouette beendet hat, und daß sie auf ihrem Gesichte nie zeigt, was in ihrem Herzen vorgeht. Sie ist, ich meine nämlich die Zukünftige, schon vom frühsten Morgen an von Kopf bis zu Fuß eingeschnürt und bcrinolint, reizend, frisiert und geschmückt, wenn auch hie und da mit fremden Federn, bebändert und betüllt, — kurz zum Entzücken. Sogar ihre sehr engen Stiefelchen mit

hohen Absätzen, wenn sie heim Gehen knarren wie ein Wagenrad mit Hemmschuhen, tönen in den Ohren des Liebenden wie eine himmlische Musik . . . Sie lachen?«

»Ja«, entgegnete Eduard, »über die realistische Ausmalung des Gemäldes.

»Keine Ausmalung, nur unverfälschte Wahrheit! Setzt man Ihnen etwas Gebackenes vor«, so hat sie es gebacken. Diesen hübschen Alcibiadeskopf, Niemand, als sie, hat ihn gezeichnet. Dieses perlengestickte Arbeitstischchen ist das Werk ihrer Feenhände. Hören Sie den Flügel im Nebenzimmer? Sie phantasirt! Sie geht vom Weißgeräthe in die Speisekammer, von ihren Blumen zu ihrem Vöglein, von der Stickerei zum Strickstrumpf. Sie ist überall, sie ist fleißig, arbeitsam, sparsam. . . . Sie Auserwählter unter Tausenden, daß Sie diesen einzigen Edelstein unter den Kiesel, dieß duftende Veilchen unter den Disteln gefunden haben!«

»Hören Sie einmal«, warf Eduard ein, »Sie müssen Wittwer von wenigstens zwei bis drei Frauen sein?«

»Gott bewahre mich vor solchem Geschick! Nein! Aber ich bin ein bischen Advocat und da bekommt man so Allerlei zu hören und zu sehen, was zur Ernüchterung der Seele beiträgt.«

»Desto schlimmer für Sie, denn in den Illusionen ruht unser Glück.«

»Was nun gar die Geistes- und Herzenseigenschaften anbelangt«, fuhr Julius, ohne sich in seinem Redestrome stören zu lassen, fort, »so versteht es sich ganz von selbst, daß bloß diese Zukünftige alle besitzt. Sie ist bescheiden in ihrer Toilette, hegt eine große Geringschätzung für Schmucksachen und Kaschemir-Shawls und begreift gar nicht, wie eine Frau *darein* ihr höchstes Glück sehen kann. Der Lärm betäubt sie, der Ball hat für sie etwas Beengendes und das Theater langweilt sie . . . Ihr Königreich ist ihr stiller, häuslicher Kreis: das wahre Glück besteht nur in der Vereinigung zweier Seelen, die für einander geschaffen sind. Die ihrige ist für die Ihrige geschaffen, wohlverstanden und umgekehrt! Ein Herz und eine Hütte: Philemon und Baucis, Romeo und Julia, Petrarca und Laura, Hero und Leander und was weiß ich! Kurz, lieber Freund, sie ist der zur Frau geworbene Engel; es ist der Engel, der in höchsteigener Person ganz express

für Sie vom Himmel heruntergestiegen ist, und das ist hoch eine große Aufmerksamkeit von ihm, nicht wahr?«

»Ich sollte denken, ja!« sprach Eduard.

»Mit Einem Wort, man maskiert sich Leib und Seele, und freut sich ob der Stelzen, auf denen man herumspazirt, als ob man nicht einmal heruntersteigen müsse! Das dauert so einige Wochen, auch einige Monate, unter her beschwichtigenden Obhut der Mama; man drückt sich die Hände, singt mit Gefühl am Piano, flüstert in den Fensternischen, geht gern über spärlich beleuchtete Gänge, richtet eine kleine Feldpost von Briefen ein, in denen man sich nichts schreibt, was man sich nicht viel besser sagen könnte, und wäre es auch nur durch die Blumensprache, welche ebenfalls cultivirt wird, — worauf dann endlich das verhängnißvolle »Ja« ertönt, die Gatten, wohl oder übel durch die Heirath zusammengehörig, ihre Masken abwerfen, ihre häßlichen Seiten alle nach und nach entdecken, nun aber aus ihren selbstgeschmiedeten Banden nicht mehr loskommen können, denn . . . «

»Es ist zu spät!« setzte Eduard hinzu.

»So ist es. Und Sie glauben, daß solche Leute, nachdem sie eine Zeit lang gegenseitig paradiert und kokettiert, sich besser kennen, als Fräulein von Vieuville und ich uns kennen, die wir uns nie gesehen haben?«

Und nun erzählte her mittheilsame Julius seinem neuen schweigsameren Freunde so

viel Einzelheiten über seine Zukünftige und deren Familie, daß Eduard Bernier bald eben soviel wusste, als der Bräutigam selbst.

Die Reise ging heiter zu Ende, ebenso wie die vielen Geschichten, die noch von Julius zum Besten gegeben wurden.

»Wo steigen Sie ab?« fragte er endlich seinen Gefährten.

»Das weiß ich wahrhaftig selbst nicht«, entgegnete Eduard; »meine Absicht war, mit geschlossenen Augen mich dem Zufall zu überlassen und mich vom ersten besten Kutscher irgendwo hinfahren zu lassen.«

»Der Zufall, der bin ich«, erwiderte Julius lachend, »und ich installire Sie vermöge der mir zukommenden Kraft und Gewalt in das Hotel Richelieu auf dem Favart-Platz . . . Das Geringste, was

Sie an mir thun können, ist, daß Sie meiner Heirath beiwohnen.«

»Angenommen.«

»Sonderbar geht es im Leben zu, nicht wahr?« frug Julius.  
»Gestern kannten wir uns noch gar nicht, und heute . . . Man hat wohl recht, wenn man sagt, daß es keinen Ort gibt, wo mehr Dinge vorgehen, als in der Welt!«

---

## 2.

Julius von Cerisy sollte sich in den Hafen der Ruhe und Sicherheit einschiffen. Eduard Bernier glaubte noch manches Vorgebirge der guten Hoffnung umschiffen zu müssen, ehe er in einen Hafen einzulaufen gedachte.

Dem Einen lächelte Alles: er war unter einem freundlichen Geschick zur Welt gekommen, das Leben hatte ihm nichts als Freude gebracht; keine Wurzel fand sich auf seinem Wege, über die er strauchelte, kein Sturm hielt ihn in seinem ruhigen Laufe auf.

Dem Anderen schien Alles feindlich: ohne Compaß steuerte er inmitten der gefahrdrohenden Strudel und Wirbel des Lebensmeeres; das Leben war ihm eine Schlacht, die gewonnen werden sollte.

Es ist also sonnenklar, daß, wenn man den ersten Besten gefragt hätte: »Welcher willst Du sein, Eduard oder Julius?« daß er geantwortet hätte: »Julius«

— — — — —

Dies Alles konnte aber nicht verhindern, daß der arme junge Mann, das heißt, der reiche junge Mann, Julius, trotz aller erdenklichen Sorgfalt und Hilfe in der ersten Nacht nach seiner Ankunft in Paris an einem heftigen Kolikanfall, an einer Art verstarb.

— — — — —

Dieser Fall bestätigt abermals den alten Satz, daß Nichts so trügerisch ist, als die Oberfläche, daß das Phänomen der Luftspiegelung oder *Fata morgana* sich nicht blos auf dem Meere und in Sandwüsten findet, nein, mitten in der Stadt, überall und auf jeden Schritt!«

An dünnen Faden, welche jeher Hauch zerreißen kann, hängen beständig Ereignisse in der Luft, welche plötzlich die Trauer lachen oder die Freude weinen machen.

— — — — —

Eduard entledigte sich, wie es seine Schuldigkeit war, der

traurigen Pflichten, welche ihm die Umstände auferlegten. Er traf die zu einem passenden Leichenbegängnisse nöthigen Anordnungen.

Da er aber auch wußte, daß her Verstorbene ungeduldig von seiner Zukünftigen erwartet war, nahm er die Papiere von Julius an sich und machte sich den andern Morgen nach dem Landaufenthalte des Schwiegervaters auf den Weg, in der redlichen Absicht, demselben diese Papiere zuzustellen nah ihn von der unerwarteten Katastrophe zu benachrichtigen, die aus seiner Tochter eine Wittve vor der Zeit machte.

---

### 3.

Herr von Vieuville, seine Frau und seine Tochter waren aus dem Laube zu Maisons-Lafitte.

Eduard löste sich ein Billet auf der Eisenbahn und fuhr hin.

So weit entfernte sich Nichts von dem gewöhnlichen Gang der Dinge-

Wie er aber an dem Thore des Landhauses ankam, veränderte sich diese Sachlage.

Die Bedienten des Hauses waren davon unterrichtet, daß jede Stunde ein zukünftiger Schwiegersohn ankommen könne, und wie sie also einen jungen Unhekannten sahen, der ganz darnach aussah, beeilten sie sich, ihn mit den seiner Stellung gebührenden Ehren zu empfangen, und einige liefen voran ins Haus und riefen:

»Er ist da! Er ist da!«

Man riß ihm vor Dienstefrigkeit und Freude beinahe hie Kleider vom Leib, so groß war hie Begeisterung.

Der Schwiegervater kam so rasch, als es ihm seine verhärtete Gicht erlaubte, drückte den jungen Manns in seine Arme und zog ihn, ohne ihm nur Zeit zu lassen, zu Wort zu kommen und sich zu erklären, in das Familienzimmer und stellte ihn seiner Frau als den lieben Schwiegersohn uns seiner Tochter als ihren zukünftigen Gemahl vor.

Die Freude, sich am Ziele langgehegter Erwartungen zu sehen, hatte Alle so erfüllt, daß man sich dem Eindruck derselben ohne jeglichen Rückhalt hingab. Woher sollte such nur der leiseste Zweifel an her Identität des jungen Mannes, den man persönlich nicht kannte, aufgestiegen sein?

Es wäre nun freilich nichts natürlicher und selbstverständlicher gewesen, als daß dieser verkannte junge Mann, dieser Pseudo-Schwiegersohn, nach dem ersten Begrüßungsturme sich zu erkennen gegeben und die freudige Illusion her Familie mit Einem Worte zerstört hätte.

Sonderbar genug! Die paar Worte: »ich bin nicht der, den Ihr

erwartet, ich bin ein Anderer!« sie schwebten ihm beständig auf der Zunge und konnten doch nicht den Weg auf die Lippen finden!

Es war ihm, als ob seine Worte und seine Gedanken mit einander in Streit gerathen seien und er selbst hilflos in der Mitte stehe. Er wußte, was er hier zu sagen hatte, und wollte es auch sagen und konnte es doch nicht.

Was war der Grund dieses thörichten Zögerns, dieser Furcht vor dem *Einen* Worte?

War es vielleicht übertriebene Schonung von seiner Seite, daß er sich nicht entschließen konnte, den schönen Traum der glücklichen Familie so rasch zu zerstören? Wohl schwerlich! Er mochte es kaum selber begreifen, wie er sich so ungeschickt benehmen konnte.

Nur das Eine wußte er, daß er in die Augen des Mädchens gesehen hatte und daß es ihm plötzlich war, als müsse er wirklich der Bräutigam des schönen Kindes werden, das so verwirrt und erröthend vor ihm stand.

Dieser Gedanke war über ihn gekommen, er wußte selbst nicht wie, und hatte sich mit der Kraft einer fixen Idee in sein Gehirn festgesetzt. Unter seinem Einfluß ließ er es ruhig geschehen, daß man ihn als Julius, den erwarteten Bräutigam, begrüße und schob die schuldige Erklärung in unbegreiflicher Verblendung immer länger und länger hinaus, bis er sie kaum mehr geben konnte, ohne zu gleicher Zeit beschämt den Zauberkreis, in den er gebannt war, zu verlassen,

Das Töchterlein des Edelmannes war lieblich, frisch und jugendlich und der rosige Hauch der Verlegenheit bei der ersten Begegnung mit einem fremden jungen Manne machte sie nun vollends reizend.

Der Edelmann selbst war ein trefflicher, alter Herr, äußerst jovial, mit einem leichten kupferrothen Anflug im Gesicht und sonst sehr voll und abgerundet: er sah ganz aus, wie eine jener wohlwollenden, ehrlichen, aber schwachen Naturen, die man so ganz nach seinem Gefallen sich heranbilden und ziehen kann, wie man will. Solche für Andere bequeme Naturen gibt es in der Welt, wenn auch nicht in großer Anzahl.

Was die Frau Mama anbetrifft, so machte sie gar kein Hehl aus



ihren grauen Haaren und ihr ganzes Wesen war ebenfalls zu gefügig, als daß zu befürchten gewesen wäre, daß sie jemals eine jener qualvollen Schwiegermütter geben würde, welche sich mit der Frau Tochter gegen die Ruhe des Schwiegersohnes verschwören.

Mit Einem Wort: es war ein Haus und eine Familie, in deren Mitte Fuß zu fassen nicht unangenehm sein mußte, besonders wenn man im Begriff stand, von den conträrsten Winden Gott weiß wohin verschlagen zu werden.

Und so kam es denn auch, daß Eduard diesen verführerischen Gedanken immer verführerischer finden mußte.

Er spielte seine Rolle ganz vorzüglich und stellte dem zukünftigen Schwiegervater und der Schwiegermutter die Briefe zu, mit deren Ueberraschung er für sie beauftragt war. —

Man kündigte eben an, daß das Mittagessen aufgetragen sei.

Eduard ward neben seine ihm Zugesagte gesetzt, welche wenig sprach, kaum Antwort gab, sehr oft roth ward, welches eine Gattung von Beredsamkeit ist, bei Liebesleuten sehr hoch im Course stehend.

Clementine war ein junges Mädchen von achtzehn bis neunzehn Jahren, äußerst einfach in ihrem ganzen Wesen, mit einem herzensguten und lieben Gesichtchen, einem unschuldigen Blicke, einer offenen Stirne, welche von zwei sorgfältig geflochtenen hellbraunen Haarzöpfen eingerahmt ward. Ihre Kleidung war ebenso einfach und frisch, als ihre Person: ein rosa Organdinkleid mit tausend kleinen Pünktchen, wegen der Jahreszeit ein wenig ausgeschnitten, aber mit einer weißen Tüllspitze garniert, eine kleine Taffetschürze und leichte Spitzenärmel, aus denen ein hübscher weißer Arm und eine niedliche Hand hervorsahen.

Diese ganze Erscheinung hatte nun allerdings keine Spur von Aehnlichkeit mit der heirathsfähigen Tochter, die um jeden Preis an den Mann gebracht werden soll, wie sie Julius ausgemalt hatte, wenn sie in ihrem neuen Staatskleid eingepreßt und darauf angewiesen ist, alle ihre Reize und angenommenen Vorzüge zu entfalten und sich deshalb schon während des Brautstandes vornimmt, sich einmal für all den Zwang und die

Unbequemlichkeit, die ihr wegen des Bräutigams auferlegt wird, zu rächen.

Fügen wir auch hinzu, daß Eduard seinerseits ein recht netter Mensch war, daß er einen ausdrucksvollen Blick, eine angenehm klingende Stimme, ein ausgezeichnetes Wesen und ein hübsches Schnurrbärtchen auf der Oberlippe hatte, so daß in Folge aller dieser gewinnenden Eigenschaften der Tüllschleier auf Chlementinens weißem Halse vor Freude so hastige Bewegungen machte, wie das Meer unter einer leichten Brise.

Es schien beinahe, als ob ein Vorgefühl des göttlichen Etwas, das kein Psycholog so recht definiren kann, in ihr junges Herz einzöge.

Galant und aufmerksam mit Wahrung des richtigen Maßes dem jungen Mädchen gegenüber, zuvorkommend und liebenswürdig mit Vater und Mutter, gemessen in seiner äußeren Haltung, unterhaltend und heiter im Gespräch, hatte Eduard in wenig Stunden die ganze Familie für sich gewonnen.

Nachdem der Tisch aufgehoben und der Kaffee aufgetragen war, ward hie Unterhaltung etwas bestimmter. Man sprach von Mitgift, von gegenseitiger Uebereinkunft, von Aussteuer und von diesen tausend niedlichen Dingen, welche es bewirken, daß das »Ja« den Herzen und den Lippen den jungen Mädchen entschlüpft, ohne daß sie im Mindesten dessen Bitterkeit empfinden. Später machen sie dann allerdings manchmal ein nachdenkliches Gesicht.

Den Abend machte man einen Gang durch den Park. «

Da Herr von Vieuville die fliegende Gicht hat, gab ihm seine Frau natürlich den Arm und Beide spazierten in jenem langsamen Schritt der alten Leute, welche den Eindruck machen, als fürchteten sie sich, an ihrem Ziele anzukommen.

Eduard und Clementine dagegen schritten mit jenem rüstigen und ungeduldigen Gange der Jugend vorwärts, welche Nichts im Auge hat, als hie Gegenwart rasch abzuthun, um desto schneller zur Zukunft zu gelangen.

Die Alleen waren still und schattig, die Vöglein flüsterten sich aus ihrem zarten Blätterwerk Liebesworte zu, die Blumen sendeten aromatische Düfte aus ihren offenen Kelchen . . . Es

war die Stunde, wo hie Zärtlichkeit wach wird, wo die Sinne schmachten, die Hände sich suchen, die Stimmen zittern, hie Brust sich hebt, wo das Schweigen beredeter als das Wort, das Vorspiel der Geständnisse wird, die auf den Lippen schweben.

Kokette Jungfrauen pflegen diesen unbeschreiblichen Zustand der Halbverzückung in's Unendliche zu verlängern. Sie wissen, daß dieß das sicherste Mittel ist, die noch schwankenden oder unbeständigen Gefühle zu bestimmen und den berausenden Durst des ungestillten Verlangens zu erzeugen.

Aber Clementine verstand sich nicht auf diese verkehrten Kunstgriffe. Sie war die Freimüthigkeit selber, die Einfachheit in Person.

Dann auch sollten sie sich ja doch einmal heirathen, und es war jetzt an der Zeit oder überhaupt nicht, sich einander kennen zu lernen.

»Herr Julius«, — frug sie zaghaft, — »Sie haben doch mein Bild noch?«

»Alle Wetter!« dachte der junge Mann bei sich, »davon hat mir Julius Nichts gesagt.«

Dann setzte,er laut hinzu:

»Ihr Bild«, Fräulein? . . . Ei gewiß! . . . ich habe . . . ich trage es auf meinem Herzen . . . es hat mich niemals verlassen.«

»Und finden Sie, daß ich ihm gleiche?«

»Ja, das heißt nein; Sie sind ganz anders, viel hübscher . . . «

»Sie wissen, daß ich keine Complimente von Ihnen gemacht haben will, sondern nur frei heraus, Das will ich von Ihnen hören, was Sie denken.

»Sie wissen also nicht, wie schön Sie sind, und ich sollte der Erste sein, der es Ihnen sagt?«

»Ich weiß, daß ich kein abschreckendes Bild der Häßlichkeit bin, das ist Alles!« erwiderte lachend das junge Mädchen.

»Ich liebte Sie schon, nur auf das Miniaturbildchen hin, entgegnete Eduard, »aber jetzt, jetzt . . . «

»Wissen Sie auch was? unterbrach ihn Clementine.«

»Was denn, mein liebes Fräulein?«

»Daß ich eine entsetzliche Angst hatte vor Ihrer Ankunft bei

uns.«

»Nicht möglich! Und warum das?«

»Es ist gewiß sehr unrecht, was ich Ihnen sagen will: aber seit ich Sie auf der Reise gewußt habe, habe ich in einem fort gewünscht . . . nicht, daß Ihnen ein Unglück aber etwas Unangenehmes passirt, dazu bin ich zu gut gegen Jeden . . . aber daß irgend jemand oder irgend Etwas Sie, noch zurückhalten möge.«

»Und darf man wissen, warum?«

»Ihr Porträt und nichts Anderes war schuld daran!«

»Was!« dachte Eduard, »Sie hat auch ein Bild von Julius; jetzt sitze ich schön in der Klemme.«

»Sie gleichen ihm aber auch gar nicht, aber auch gar nicht diesem Bild, obgleich der Papa einige Aehnlichkeit entdeckt hat, welche aber die Mama auch nicht finden kann.

»Ich glaub' es wohl!« dachte der junge Mann.

»Das Haar ist zwar dasselbe . . . «

»So?«

»Aber die Stirne und her Teint . . . «

»Man verändert sich mit der Zeit, man verändert sich gar sehr«, stotterte Eduard, »mit zunehmendem Alter!«

»Mit Ihrem Alter! Thun Sie nicht, als wenn Sie fünfzig Jahre alt wären.«

»Dann hab' ich auch eine Krankheit durchgemacht, welche . . . «

»Desto bessert!« unterbrach ihn Clementine.

»Welche mich gänzlich verändert hat, so daß ich gar nicht mehr zum Wiedererkennen bin, wie mir meine besten Freunde sagen. Außerdem trage ich jetzt auch den Bart anders, ferner ist das Bild schon lange gemacht und noch dazu nicht einmal getroffen! . . . «

»Desto besser! desto besser!« wiederholte das junge Mädchen. »Offen gestanden, — darf ich sagen, wie es mir um's Herz war?«

»Gewiß, reden Sie nur!«

»Es ging mir gegen die Natur, meinerseits diesen Heirathsplan unmöglich zu machen, aus den, ich weiß es, unsere beiden Familien von jeher so viel Werth gelegt haben; aber ich hatte mir

vorgenommen, mich an Ihr Zartgefühl, an Ihren Edelmuth zu wenden, damit . . . «

»Damit?« frug Eduard.

»Damit Sie selbst den Plan ausgegeben hätten.«

»Sie wollen also? . . . «

»Vor allen Dingen, daß Sie von mir aus Ihren Marseiller Maler wissen lassen, daß er ein großer Pfuscher ist.«

»Und dann?« fragte Eduard weiter.

»Dann . . . «

Clementine vollendete nicht; aber sie blickte sich anmuthig, um ein Tausendschön zu pflücken, das sie Blatt für Blatt entblätterte . . .

Bei jeder Liebe gibt es einen Augenblick, wo das Mädchen ein Blümlein entblättert und um Aufschluß über das Herz des Geliebten fragt.

»Armer Julius!« dachte Eduard. »Vielleicht hat er wohl daran gethan, zu sterben.«

»Apropos«, sprach das muntere Kind, »Sie wissen nicht, ich habe einen großen Fehler!«

»Wirklich?«

»Ich spiele kein Klavier.«

»Weiter nichts!«

»Ich habe zwar einmal angefangen; aber nachdem ich mich nur zu deutlich überzeugt hatte, daß ich es hoch zu nichts bringen würde, habe ich es ausgegeben, mich, meinen Lehrer, mein Instrument und meine ganze Umgebung damit zu quälen.«

»Ich wußte wohl, daß Sie gar keinen Fehler haben«, fuhr Eduard fort. »Aber Sie fingen vorhin einen Satz an, den Sie nicht ausgesprochen haben . . . «

»Glauben Sie?«

»Ich weiß es. »Dann« sagten Sie.«

»Ich erinnere mich gar nicht mehr.«

»Es war gewiß etwas recht Hartes für mich, und aus Herzensgüte zögerten Sie?«

»Ich wünschte, daß Sie sobald nicht ankommen möchten, nicht wahr?«

»Ja, und dann? . . . «

»Und dann . . . « vollendete Clementine mit einer von Herzklopfen halb unterdrückten Stimme, »habe ich Gott gedankt, daß er mich nicht erhört.hat.«

Und sie lief zu ihrer Mutter, an deren Hals sie ihre Röthe verbarg, unter dem Vorwand, ihr einen Kuß geben zu müssen.

---

## 4.

Qualen und bittere Vorwürfe, die er sich machte, abzubüßen. Er ward von dem Feuer einer Leidenschaft, die ohne Hoffnung war, verzehrt und die Heiligthumsschändung, die er sich hatte zu Schulden kommen lassen und deren Ende er nicht absah, fiel am Härtesten auf ihn zurück. Er war zum Frevler, zum Betrüger geworden und wußte selbst nicht recht wie: die Umstände hatten ihm eine verbrecherische Idee entgegengebracht, der er sich theils aus Hang zum Abenteuerlichen, theils einem ihm selbst unbewußten Zuge folgend, hingegeben hatte.

Doch dachte er nicht daran, seine Rolle weiter zu spielen. Er hätte sich gerne eingeredet, daß sein ganzes Benehmen bis jetzt ein wenn auch etwas unzeitiger und frivoler Scherz gewesen sei, wenn er sich nicht selbst hätte gestehen müssen, daß das Maß des Scherzes bereits überschritten sei.

Hatte das Mädchen nicht wirklich einen Eindruck auf ihn gemacht und hätte er nicht bemerkt, daß auch er ihr nicht ganz gleichgültig sei, so hätte er sich die ganze Sache weniger zu Herzen genommen; —so aber lieferten sich die aufkeimende Neigung und das Bewußtsein, ihr entsagen zu müssen, heilige Kämpfe.«

Die Nacht brachte ihm jedoch Rath: er sah ein, daß er das hübsche Melodram des gestrigen Tages, kaum begonnen, ebenso rasch wieder zum Ende führen müsse. Bevor die Sache tragisch werden konnte, stand es noch in seiner Macht, ihr einen ungefährlichen und humoristischen Ausgang zu verschaffen.

So rasch, als ihm die Idee zu seiner Personalfälschung gekommen, so plötzlich kam er auf eine absonderliche Lösung derselben.

Fort wußte er: nur wollte er lieber das Andenken eines originellen, wenn auch etwas frivolen Patrons hinterlassen, als den eines gemeinen Abenteurers.

Demgemäß hatte er seinen Entschluß gefaßt und schritt an hie Ausführung.

Den anderen Morgen in der Frühe kam Herr v. Vieuville und schlug ihm einen Spazierritt in das Wäldchen von St. Germain vor.

Eduard dagegen kündigte ihm kurz und bündig an, daß er abreise.

»Und wohin gehen Sie?« frug der Schwiegerpapa.

»Ich habe in Paris eine Angelegenheit zu ordnen, die mich zwingt, Sie zu verlassen«, entgegnete der junge Mann.

»Wie? Was für eine Angelegenheit können Sie denn in einer Stahl haben, in die Sie zum Erstenmal kommen, in der Sie Niemand kennen?«

»Das Alles ist richtig; aber es ist nicht weniger ausgemacht, daß ich unter jeder Bedingung gleich abreisen muß.«

»Am Ende gar . . . Sie wollen doch nicht Geld bei ihrem Banquier holen, lieber Schwiegersohn?«

»Wollte Gott, ich hätte einen!« dachte der junge Mann.

»Das wäre noch schöner!« fuhr Herr von Vieuville fort. »Als wenn meine Kasse nicht die Ihrige wäre!«

»Davon bin ich überzeugt, aber . . . «

»Wenn Sie denn durchaus Geld aber sonst Etwas von Ihrem Baquier haben wollen, können Sie denn nicht einen zuverlässigen Bedienten schicken, ohne uns des Vergnügens Ihrer Gesellschaft zu berauben?«

»Sie sind zu liebenswürdig und doch . . . «

Immer unter diesem Gespräch hatte Eduard unmerklich seinen Schwiegerpapa nach dem Ausgangsthore gezogen, dessen Schwelle zu überschreiten er sich eben anschickte.

»Sie sind wirklich entschlossen?«

»Unwiderruflich.«

»Ohne hie Damen zu begrüßen?«

»Das würde sie so frühe nur beunruhigen.«

»Was für Streiche machen Sie!«

»Ich scheide«, nahm Eduard das Wort, mit dem lebhaftesten Dankgefühl im Herzen über Ihre wirklich zu freundliche und herzliche Aufnahme . . . «

»Ich bitte Sie, das versteht sich ja von selbst. Den Schwiegersohn . . . «



»Auch halte ich es für meine Pflicht, Ihnen etwas anzuvertrauen, über das Sie gewiß staunen werden.«

»Was ist das, Herr Schwiegersohn?«

»Denken Sie sich, daß mir gestern gleich nach meiner Ankunft in Paris ein Unfall zugestoßen ist . . . «

»Von keiner Bedeutung, hoffe ich.«

»Doch, doch, ein sehr schwerer.«

»Sie erschrecken mich.«

»Ich habe einen Choleraanfall bekommen, an dem ich gestorben bin.«

»Nicht möglich! Sonst nichts?«

»Heute Morgen um zehn Uhr soll ich in Paris begraben werden und Sie begreifen, daß ich dabei sein muß.«

»Tolles Zeug!«

»Durchaus nicht.«

»Was steigt Ihnen denn um Gotteswillen zu Kopf?«

»Ich kann mich dieser Pflicht umsoweniger entziehen«, fuhr Eduard fort, »als ich mir in dieser Gegend, wo ich unbekannt bin, den Ruf der Unpünktlichkeit und Leichtfertigkeit zuziehen könnte, wenn ich nicht zu rechter Zeit käme, und das könnte mir doch in der Folge sehr schaden, wie Sie begreifen.«

Mit diesen Worten eilte er davon.

Man denke sich die Verblüffung des Biedermannes. Der Scherz schien ihm zuerst ein wenig unheimlich und von sehr zweideutigem Geschmack. Nach und nach fand er ihn aber so äußerst excentrisch und närrisch, daß er unter einem lauten Gelächter zu seiner Frau und Tochter zurückkehrte und ihnen die Geschichte erzählte.

»Was für einen amüsanten und witzigen Schwiegersohn werden wir bekommen!« schloß her alte Herr seine Erzählung und kam jetzt erst recht in's Lachen hinein.

Clementine ergötzte sich nicht so an diesem originellen Spaß. Sie hätte weniger Witz und mehr Zärtlichkeit vorgezogen.

Jeden Augenblick ward der spaßige Schwiegersohn zurückerwartet, aber er kam nicht.

Unter ängstlichem Harren war her Tag unterdessen beinahe

vergangen und er war noch nicht da.

Es ward sechs Uhr, dann sieben, dann acht . . . Man beunruhigte sich zuletzt in allem Ernste, den jungen Mann nicht wiederkommen zu sehen.

Endlich sandte Herr von Vieuville einen Expressen nach dem Hotel de Richelieu, der die Antwort wiederbrachte:

»Daß Herr Julius von Cerisy vorgestern gestorben sei, wenige Stunden nach seiner Ankunft, und daß man ihn heute Morgen um zehn Uhr begraben habe.«

Drei Monate waren darüber hingegangen, der Lebende kam nicht wieder, der Todte noch weniger.

Die arme Clementine nahm von Tag zu Tag ab, so beunruhigte sie Erinnerung Edwards ihre Tage und quälte ihre Nächte.

Die Familie Vieuville war zu Havre, wo das arme Mädchen Seebäder nehmen sollte, die ihr von der medicinischen Facultät verordnet waren.

Seebäder, um die Liebeskrankheit zu heilen! Sie gute medicinische Facultät hat einen starken Glauben.

Eines Abends nun, als sie am Hafen spazieren ging, sank das Fräulein Clementine plötzlich in hie Arme ihres Vaters und stieß dabei einen jener durchbringenden Schreie aus, die zum Herzen gehen, weil sie vom Herzen kommen.

Das kam daher, weil Edward plötzlich einige Schritte vor ihr wie eine Erscheinung aufleuchte.

Die Gicht des alten Herrn ruhte sich in der betreffenden Viertelstunde glücklicherweise gerade aus. Er konnte also dem jungen Mann bis in seine Wohnung folgen, trat daselbst zu gleicher Zeit mit ihm ein und bat ihn um eine kurze Unterredung.

Als sie allein waren und Einer dem Andern erstaunt und fragend gegenüberstand, I wußte keiner, wie er am Besten anfangen.

Herr von Vieuville brach zuerst das Schweigen und redete Eduard folgendermaßen an:

»Wie es scheint, junger Mann, ist Ihre Bestattung ganz gut für Sie abgelaufen?«

Der junge Mann wandte den Blick so fest zur Erbe, als wolle er jeden Augenblick in dieselbe versinken.

Es gelang ihm kaum, einige unzusammenhängende Worte

hervorzustottern.

»Für Einen, der so weit herkommt«, fuhr Herr von Vieuville fort, »sehen Sie sie leidlich gut aus, gratulire!«

Endlich gewann der Niedergedonnerte einigermaßen seine Fassung wieder.

»Mein Herr«, sprach er, »Sie haben das Recht, mich aufs Härteste anzuklagen; ich habe gegen Sie schweres Unrecht begangen, und dennoch würden Sie mich vielleicht milder beurtheilen . . . .«

»Ich wäre wahrhaftig neugierig, zu hören, was Sie zu Ihrer Rechtfertigung vorbringen könnten! Daß Herr Julius von Cerisy wirklich tobt ist, daß Sie mit ihm von Marseille nach Paris gereist sind, daß Sie seine Geheimnisse entdeckt, seine Papiere durchstöbert, seinen Platz eingenommen haben . . . Natürlich habe ich einige dieser Umstände erfahren und die anderen habe ich errathen.«

»Das will ich Alles zugeben; aber was Sie nicht haben errathen können, das ist, daß ich in der redlichsten Absicht von der Welt zu Ihnen ging, in her Absicht, was ich für eine heilige Pflicht hielt, zu erfüllen; daß Sie Ihre Diener und Alles im Hause mir nicht die Zeit ließen, daß . . . «

»Eine schöne Entschuldigung das! Das war hoch kein Grund . . . «

»Nein, Herr von Vieuville, es war kein Grund, um ihr Vertrauen zu täuschen, das gestehe ich zu. Eber es war eine starke Versuchung, die plötzlich an mich herantrat, eine Verführung, der ich momentan unterlag. Wie ich, der Vereinsamte und Verlassene, mich auf einmal in den Schoß einer Familie versetzt sah, die mir mit liebevoller Freundlichkeit und Aufmerksamkeit entgegenkam, da hat mich das ungeahnte Glück trunken gemacht und ich habe nicht die Kraft gehabt, den Freudenbecher, der mir winkte, wieder abzusetzen, ohne einmal daran genippt zu haben.«

»Wer Sie?« frug Herr von Vieuville.

»Ich bin her Sohn des Hauptmanns Berrier. Ich studierte vor hier Jahren Jurisprudenz, als ich das Unglück hatte, meinen Vater zu verlieren. Er hatte kein anderes Vermögen, als seine Pension, die natürlich mit ihm zu Ende ging . . . Was nun thun? Ich war

zwar Advocat, aber ich hatte keine Clienten, was bekanntlich wesentlicher ist, als der Titel, wenn man von der Advocatur leben will. Ich habe mich mit ungünstigen Verhältnissen lange herumgeschlagen, nur eine Stellung zu gründen gesucht, gekämpft und gerungen — es wollte mir nicht glücken, da ward ich endlich entmuthigt, kurz, ich ging nach Paris, wo ich Hoffnung hatte, in einer Eisenbahnverwaltung untergebracht zu werden . . . Auf meiner Reise dahin fand ich Gelegenheit, Herrn von Cerisy kennen zu lernen. Das Uebrige wissen Sie . . . «

»Ihre Hoffnung auf eine Anstellung scheint sich nicht erfüllt zu haben, wie es scheint.«

»Ja und nein.«

»Wie? Ja und nein!«

»Das will sagen, daß die Administratoren der fraglichen Eisenbahn mich mit wohlwollendem Lächeln und Versprechungen aller Art abgespeist haben, nur stellte es sich bei alle Dem zuletzt heraus, daß meine Stiefeln bei her Masse von Stiegen und Schritten, weiche zu thun waren, zu kurz gekommen wären. Endlich, was blieb mir übrig? — habe ich mich an einen alten Freund meines Vaters, einen Schiffsreeder hier am Ort, gewandt. Das hatte den Erfolg, daß ich Supercargo an Bord eines Handelschiffes erworben bin und morgen nach den Antillen absegle.«

»Morgen schon!« rief Herr von Vieuville.

»Mein Gott, ja!«

»Und Sie lassen Nichts zurück, was Sie bedauern? Es fesselt Sie gar nichts mehr an Ihre Heimath?«

Julius ward über und über roth.

»Das ist mein Geheimniß.«

»Und wenn ich Sie inständig bitte, es mir mitzuthemen?«

»Es genüge Ihnen zu wissen, daß mein Vergehen in reichem Maße sich an mir bestraft hat. Ich nehme eine Erinnerung mit mir fort, welche mich vielleicht frühzeitig in's Grab bringt.«

»Bah!« entgegnete Herr v. Vieuville lachend, »Ihre Art zu sterben schadet der Gesundheit nicht!«

»Dießmal wird es Ernst werden.«

»So, wirklich? Ei, ei! Das würde ja wir und meinem

Clementinchen recht leid.thun! . . . Wenn sich ha nur auf irgend eine Weise vorbeugen ließe! . . . «

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Nichts, da Sie entschlossen sind, zu reisen und . . . «

»O reden Sie, reden Sie,ich bitte Sie darum!«

»Wenn Sie mir fest versprechen könnten, kein frühzeitiges Grab zu suchen.«

»O, ich fühle wieder neue Lebenskraft in mir!«

»Sind Sie dessen auch gewiß!«

»Ganz gewiß, wenn . . . «

»Wenn ich Ihnen meine Tochter zur Frau gebe, nicht wahr?«

Die Purpurröthe Eduards verwandelte sich plötzlich in Leichenblässe.

»Nun fuhr Herr von Vieuville fort, davon ließe sich ja reden. Da Sie mir mein Kind eigentlich schon genommen haben, so glaub' ich fast, hab ich es Ihnen werde geben müssen . . . Unter dieser Bedingung kommen Sie also von den Antillen zurück, ohne dort gewesen zu sein!«

Und er breitete seine Arme aus und drückte den jungen Mann an seine schwiegerväterliche Brust. . . . «

Wenn nun Eduard nicht zu gleicher Zeit von Marseille abgereist wäre, wie Julius,

— oder wenn er nur in einen andern Waggon gestiegen wäre!

- E n d e -

# Des Seeräubers Schatz.

Preis-Novelle von  
Edgar Allan Poe.

Sonntag, den 30. Oktober 1859.

## 1.

Vor längerer Zeit war ich sehr befreundet mit einem Herrn William Legrand. Er stammte von einer Hugenottenfamilie ab, und hatte früher große Reichthümer besessen, aber eine Reihe von Unglücksfällen hatte ihn derselben beraubt. Um den Demüthigungen zu entgehen, welche nach Verlust seines Vermögens ihm bevorstanden, verließ er New-Orleans, die Stadt seiner Väter, und schlug seinen Wohnsitz auf Sullivans-Eiland bei Charleston in Süd-Carolina auf.

Dies Eiland ist sehr merkwürdig. Es besteht fast gänzlich aus Meersand, und ist etwa drei Meilen lang. Seine Breite beträgt an keinem Punkt mehr als eine Viertelmeile. Von dem Festland ist es durch einen kaum sichtbaren Bach getrennt, welcher durch ein Dickicht von Rohr — dem Lieblingsaufenthalt des Sumpfhuhns — schlammig und träge dahinfließt.

Die Vegetation ist, wie man sich denken kann, dürftig und zwerghaft. Man erblickt keinen einigermaßen hohen Baum. Nahe dem westlichen Ende, wo das Fort Moultrie steht und wo sich ein paar elende Blockhäuser befinden, die während des Sommers von Solchen bewohnt sind, welche dem Staub und Fieber von Charleston entfliehen, wächst allerdings die borstige Pflaum- und Tannenpalme empor; aber die ganze Insel, mit Ausnahme dieser westlichen Spitze und eines schmalen Streifens von hartem weißen Gestein an der Seeküste — ist mit jener buschartigen

Myrthe bewachsen, welche von den englischen Kunstgärtnern so gerühmt wird. Dies Gesträuch erreicht hier oft eine Höhe von 15 bis 20 Fuß, und bildet ein fast undurchdringliches Gebüsch, welches die Luft mit seinen Düften erfüllt.

In der tiefsten Einsamkeit dieses Gebüsches, nicht weit vom östlichen oder entlegensten Ende der Insel, hatte Legrand sich eine kleine Hütte gebaut, welche er bewohnte, als ich — rein zufällig — seine Bekanntschaft machte. Letztere reifte bald zu inniger Freundschaft heran; denn es lag Vieles in dem Wesen des Einsiedlers, welches Interesse und Hochachtung erweckte.

Ich fand ihn tief gebildet, mit ungewöhnlichen Geistesanlagen begabt, aber sehr misanthropisch und einer seltsam wechselnden Stimmung von Enthusiasmus und Melancholie unterworfen. Er besaß eine große Anzahl von Büchern, gebrauchte sie jedoch selten. Seine Hauptbeschäftigung war Jagd und Fischfang, oder das Aufsuchen von Muscheln und Insekten am Meeresufer oder in dem Myrthengestrüpp; seine Sammlung von Insekten hätte ein Swammerbamm beneiden mögen. Auf solchen Exkursionen begleitete ihn gewöhnlich ein alter Neger, Jupiter genannt, welcher bereits in früherer Zeit freigelassen worden war, aber sich weder durch Drohungen noch Versprechungen bewegen ließ, von dem abzustehen, was er »sein Recht« nannte, nämlich stets die Schritte seines jungen »Massa Will« zu überwachen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Verwandten Legrands, welche Letzteren für etwas überspannt und geistesverwirrt hielten, absichtlich Jupiter in dieser Hartnäckigkeit bestärkt haben.

Der Winter ist in dem Breitengrade von Sullivan's Eiland selten besonders streng, und es kommt nicht leicht vor, daß man im Herbste ein Feuer im Kamin für nöthig erachten muß. Gegen Mitte Oktober des Jahres 18— erlebten wir jedoch einen Tag von, ungewöhnlicher Kälte. Eben vor Sonnenuntergang bahnte ich mir meinen Weg durch das immergrüne Gestrüpp zu der Hütte meines Freundes, den ich seit mehreren Wochen nicht besucht hatte. Ich wohnte damals in Charleston, etwa 9 Meilen von der Insel, und die Fahrgelegenheit hin und zurück hatte lange noch nicht die heutige Bequemlichkeit erreicht.

Als ich vor der Hütte ankam, klopfte ich wie gewöhnlich, und da

ich keine Antwort erhielt, suchte ich den Schlüssel an dem Platze, wo ich wußte, daß er verborgen sei, öffnete die Thür und trat ein. Ein lustiges Feuer brannte auf dem Heerde. Das war etwas Neues, aber mir höchst willkommen. Ich legte meinen Ueberrock ab, zog einen Armsessel an die flackernde Gluth, und erwartete ruhig die Ankunft meines Wirthes.

Bald nach eingebrochener Dämmerung langten er und Jupiter an und boten mir ein überaus herzliches Willkommen.

Jupiter wirthschaftete — mit einem Grinsen von einem Ohr bis zum andern — umher, und briet einige Sumpfhühner zum Abendessen, Legrand hatte einen seiner Anfälle (wie soll ich sie anders bezeichnen) von Enthusiasmus. Er hatte eine noch unbekannte zweischalige Muschel, die ein ganz neues Genus bildete, entdeckt, und mehr als das — er hatte mit Hilfe Jupiters einen Scarabäus erjagt, denn er für gänzlich neu hielt, über den er sich jedoch auf morgen früh meine Ansicht erbaut.

»Und warum nicht heute?« fragte ich, indem ich mir am Feuer die Hände rieb und das ganze Pack der Scarabäi zum Teufel wünschte.

»Ach, wenn ich nur gewußt hätte, daß Sie da sind!« rief Legrand. »Aber ich hatte Sie so lange nicht gesehen, und wie konnte ich ahnen, daß Sie gerade an diesem Abend vor allen andern mich aufsuchen werden? Als ich heimging, begegnete ich dem Lieutenant G— aus dem Fort und ließ ihm dummer Weise den Käfer; deshalb können Sie ihn unmöglich vor morgen sehen. Bleiben Sie die Nacht über hier, und ich will vor Sonnenaufgang darnach senden. Es ist das Schönste auf der Erde!«

»Was? der Sonnenaufgang?«

»Unsinn! nein! — der Käfer. Er ist von der prachtvollsten Goldfarbe — ungefähr so groß wie eine Hickorynuß — mit zwei pechschwarzen Flecken auf dem einen Ende des Rückens, und einem dritten etwas größeren auf dem anderen. Die Fühlhörner . . . «

»Da is kein Horn nich in ihm, Massa Will, — kein Horn, sag' ich Euch«, unterbrach ihn Jupiter; »der Käfer is'n Goldkäfer — solid, jedes Stück davon, inwendig und Allens, selbst die Flügel, — hab' in meinem Leben noch keinen halb so schweren Käfer nich in der



Hand gehabt!«

»Nun, wenn das meinethalben der Fall wäre, Jupiter«, versetzte Legrand, ernster, > wie mir schien, als die Gelegenheit erforderte, »ist das ein Grund für Dich, die Hühner anbrennen zu lassen? Die Farbe«, er wandte sich wieder zu mir, »ist in der That so, daß man fast auf Jupiters Idee gerathen muß. Sie haben noch nie einen strahlenderen Metallglanz gesehen, als der, welchen die Flügeldecken versenden, — aber darüber können Sie morgen erst urtheilen. Inzwischen kann ich Ihnen einen Begriff von der äußern Form geben.«

Mit diesen Worten setzte er sich an einen kleinen Tisch, auf welchem Tinte und Feder, aber kein Papier lag. Er suchte in einer Schieblade darnach herum, fand aber keines.

»Einerlei!« sagte er zuletzt, »das wird hinreichen;« und er zog aus seiner Westentasche ein Blättchen hervor, das mir wie ein Stückchen sehr schmutziges Konzeptpapier erschien, und entwarf auf demselben eine flüchtige Zeichnung. Während dessen behielt ich meinen Sitz am Feuer; denn mich fror immer noch. Wie die Skizze fertig war, reichte er mir dieselbe hin, ohne aufzustehen. Als ich dieselbe nahm, hörten wir ein lautes Geheul, dem ein Scharren an der Thüre folgte. Jupiter öffnete, und ein großer Neufundländer, welcher Legrand gehörte, kam herein, sprang mir auf die Schultern und überhäufte mich mit Zärtlichkeiten; denn ich hatte mich bei früheren Besuchen viel mit ihm beschäftigt. Als seine Freudensprünge zu Ende waren, blickte ich auf das Papier, und war über die Zeichnung meines Freundes nicht wenig erstaunt.

»Nun«, rief ich aus, nachdem ich mehrere Minuten das Blatt angestarrt hatte, »das ist ein merkwürdiger Scarabäus, muß ich gestehen; mir vollständig neu; ich habe noch nie etwas Aehnliches gesehen, — es sei denn ein Schädel oder ein Tottenkopf, dem er ähnlicher sieht, als irgend etwas, das mir noch vor die Augen gekommen ist.«

»Ein Tottenkopf!« wiederholte Legrand. »Nun ja — freilich — allerdings — auf dem Papier hat er damit einige Ähnlichkeit. Die zwei oberen schwarzen Flecken sehen den Augen gleich, nicht wahr?, und der längere unten wie der Mund, und dann ist der Umriß oval.«

»Vielleicht rührt es daher«, antwortete ich; »aber Legrand, ich fürchte, Sie sind kein sonderlicher Artist. Ich muß warten, bis mir das Thier selbst zu Gesicht kommt, wenn ich mir irgend eine Vorstellung von seinem persönlichen Aussehen machen soll.«

»Nun, ich weiß nicht —« versetzte er, ein wenig piquirt; »ich zeichne erträglich — sollte es wenigstens thun; denn ich hatte gute Lehrer, und schmeichle mir, daß ich doch nicht ganz auf den Kopf gefallen bin.«

»Aber, lieber Freund, dann treiben Sie Scherz«, fuhr ich fort; »dies ist ein ganz erträglich gezeichneter Todtenkopf — in der That, es ist sogar ein vorzüglicher Todtenkopf, wenn ich dem gewöhnlichen Urtheil über solche physiologische Abbildungen folgen darf, — und Ihr Scarabäus muß der sonderbarste Scarabäus von der Welt sein, wenn er dieser Zeichnung ähnlich sieht. Diese Aehnlichkeit ruft vielleicht noch den possirlichsten Aberglauben hervor. Ich denke, Sie werden den Käser *Scarabaeus caput hominis* [Totenkopf-Käfer] oder so ähnlich benennen — es gibt ja manche derartige Bezeichnungen in der Naturgeschichte. Aber wo sind denn die Fühlhörner, von denen Sie sprachen?«

»Die Fühlhörner!« rief Legrand, der allmählich in eine unerklärliche Hitze gerieth; »Sie müssen doch ganz sicher die Fühlhörner sehen. Ich habe sie so deutlich gezeichnet, wie sie an dem Insekt selber sind, und ich denke, das wird genügen.«

»Nun, nun«, sagte ich, »das mag sein, — aber ich kann sie wirklich nicht sehen«, und ich überreichte ihm das Blättchen ohne weitere Bemerkung, da ich ihn nicht gern reizen wollte. Indeß war ich sehr überrascht über die Wendung, welche die Sache genommen; seine üble Laune brachte mich ganz in Verlegenheit, — und was die Fühlhörner betraf, so war absolut nichts derartiges zu sehen, und die ganze Zeichnung glich wirklich den gewöhnlichen Abbildungen eines Todtenkopfes auf's Haar.

Er nahm das Blättchen sehr verdrießlich in Empfang, und wollte es eben zerknittern, und ins Feuer werfen, als ein zufälliger Blick auf die Zeichnung plötzlich seine Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen schien. Erst wurde sein Gesicht scharlachroth, und dann todtenbleich. Einige Minuten lang betrachtete er in seinem Stuhl prüfend die Zeichnung. Dann stand er auf, nahm eine Kerze vom

Tisch und setzte sich auf eine Kiste in den entgegengesetzten Winkel der Stube. Hier begann er abermals eine ängstlich sorgsame Untersuchung des Papiere und wandte es nach allen Seiten. Er sprach jedoch nichts, und sein Benehmen setzte mich höchlich in Erstaunen. Ich hielt es indeß für rathsam, seine aufsteigende üble Laune nicht durch irgend eine Frage zu erhöhen. Endlich zog er aus seinem Rocke eine Briefftasche hervor, legte sorgfältig in dieselbe das Blättchen und verschloß Beides in seinem Schreibtisch. Sein Benehmen verrieth jetzt eine größere Fassung; aber seine enthusiastische Stimmung war vollständig verschwunden. Trotzdem schien er weniger verstimmt als zerstreut. Je dunkler der Abend hereinbrach, desto mehr schien er in Träumereien zu versinken, aus denen ihn keiner von meinen Scherzen und Witzeinfällen zu wecken vermochte. Meine Absicht war anfänglich, die Nacht über in der Höhle zu bleiben, wie es schon oftmals geschehen; da ich jedoch meinen Wirth in so eigenthümlicher Stimmung sah, hielt ich es für besser, mich zu empfehlen. Er drängte mich nicht zum Bleiben, aber als ich fortging, drückte er mir die Hand mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit.

---

## 2.

Etwa einen Monat nachher — ich hatte Legrand in der Zwischenzeit nicht gesehen — erhielt ich zu Charleston einen Besuch von Jupiter. Ich hatte den guten alten Neger nie zuvor so trüb aussehend gefunden, und befürchtete, daß ein ernstlicher Unfall meinem Freunde zugestoßen sei.

»Nun, Jup«, redete ich ihn an, »was gibt's? Wie steht es mit Deinem Herrn?«

»Die Wahrheit zu sagen, Massa, — er is nich gerade so wohl, als es sein sollte.«

»Nicht wohl? das betrübt mich wirklich sehr. Ueber was klagt er?«

»Da, ja, da liegt's! er klagt über Nix — über gar Nix, — aber bei alledem is er doch sehr krank.«

»Sehr krank, Jupiter? Warum sagtest Du mir denn das nicht gleich? Muß er das Bett hüten?«

»Bett? nein! hütet gar Nix — das ist's just, wo der Schuh drückt — bin wirklich! schwer besorgt um den armen Massa Will.«

»Jupiter, ich möchte gern besser verstehen, was Du mir erzählst. Du sagst, Dein Herr wäre krank. Hat er Dir nicht mitgetheilt, was ihm fehlt?«

»Na Massa, man könnte wirklich verrückt werden bei so 'ner Geschichte; — Massa Will sagt gar Nix nich, was ihm fehlt, — aber was macht ihn denn herumgehen auf so 'ne Manier, mit dem Kopf zur Erde und die Augenbrauen in der Höhe, und weiß wie 'ne Gans! Und dann hat er immer 'ne Schiffer vor sich . . . «

»Eine was, Jupiter?«

»Eine Schiffer mit Figuren und so was, — die sonderbarsten Figuren, die ich gesehen habe. Ich sage Euch, es is zum Tollwerden. Muß verdammt Acht geben auf seine Schliche. Neulich lies er von mir weg, eh' noch die Sonne auf war, und kam den ganzen gesegneten Tag nich wieder zurück. Ich hatte schon 'nen dicken Stock bei der Hand, um ihn ordentlich durchzuhauen, wenn er nach Hause käme, — aber ich bin so 'n Narr, daß ich

nich das Herz hatte, es zu thun, — so elend sah er aus.«

»Wie? — Was? — Nun ja! — Weißt Du was, Jup, Du thätest besser, es nicht so streng mit dem armen Manne zu nehmen — schlag' ihn nickt, Jupiter, er kann das nicht vertragen. — Aber kannst Du Dir keine Vorstellung machen, wodurch diese Krankheit, oder vielmehr dieser Wechsel in seinem Benehmen veranlaßt wurde? Ist irgend etwas Unangenehmes passirt, seit ich Euch zuletzt gesehen habe?«

»Nein, Massa, — nix Unglückliches seit damals passirt, — eher vor damals, furcht' ich — es war just der Tag, an welchem Ihr draußen war't.«

»Wie? — Was meinst Du?«

»Na, Massa, ich mein' den Käfer, mein' ich.«

»Den was?« »Den Käfer; — ich bin ganz gewiß, daß der verdammte Goldkäfer Massa Will irgendwo am Kopf gebissen hat.«

»Und welches Zeugniß hast Du für solch eine Annahme?«

»Jawohl hat er das Zeugniß dazu, Massa, und so 'n Maul obendrein! — Ich hab' nie noch so 'nen verfluchten Käfer gesehen, — er biß und kratzte Allens, was ihm in die Nähe kam. Massa Will fing ihn zuerst; aber er mußte ihn mächtig schnell wieder loslassen, sag' ich Euch, und das muß die Zeit gewesen sein, wo das Vieh ihn gebissen hat. Das große Maul gefiel mir gar nich, durchaus nich, so daß ich ihm nich mit dem Finger anfassen wollte, sondern ihm mit 'nem Stück Papier fing, das ich auf der Erde fand. Ich wickelte ihm in das Papier und stopfte ihm ein Stück davon in sein Maul, das war die Manier, wie ich ihn fing.«

»Und Du glaubst also wirklich, daß Dein Herr von dem Thiere gebissen wurde, und der Biß ihn krank gemacht hat?«

»Ich glaub' gar nix, — ich weiß es. Weißhalb träumt er sonst so viel von 'nem Gold, wenn es nich is, weil ihm der Goldkäfer gebissen hat? Ich hab' früher schon so was von den Goldkäfern gehört.«

»Aber woher weißt Du, daß er von Gold träumt?«

»Woher ich das weiß — na, er spricht davon im Schlaf, — das ist's, woher ich es weiß.«

»Wohl, Jupiter, vielleicht hast Du recht? — aber welchem

glücklichen Umstände habe ich die Ehre Deines heutigen Besuches zu danken?«

»Was meint Ihr, Massa?«

»Hast Du keinen Auftrag an mich auszurichten von Mr. Legrand?«

»Nein, Massa, ich bring' Euch nur diesen Brief.«

Und Jupiter überreichte mir ein Billet, dessen Inhalt folgender war:

»Mein lieber —!

Warum habe ich Sie so lange nicht gesehen? Ich hoffe, Sie werden nicht es thöricht gewesen sein, sich durch mein Bischen Unhöflichkeit beleidigt zu fühlen; nein, das ist unmöglich.

Seit ich Sie zum letzten Male sah, habe ich in großer Aufregung gelebt. Ich habe Ihnen etwas mitzuthemen, weiß aber kaum, wie ich das anfangen, oder ob ich es eigentlich Ihnen überhaupt Mittheilen soll.

In den letzten Tagen war ich nicht recht wohl, und der gute alte Jup ennuyirt mich fast unerträglich mit seiner wohlgemeinten Aufmerksamkeit. Können Sie es glauben?« — er hatte neulich einen dicken Stock zurecht gemacht, um mich durchzuwalken, weil ich von ihm weggeschlichen war, und den Tag allein auf den Hügeln zubrachte. Ich glaube in vollem Ernst, daß nur mein schlechtes Aussehen mich vor einer Tracht Prügel bewahrt hat.

Mein Naturalienkabinet erhielt keinen neuen Zuwachs, seit Sie mich besuchten. Wenn Sie es irgend ermöglichen können, dann kommen Sie mit Jupiter herüber. *Kommen Sie auf jeden Fall!* Ich wünsche Sie heute Abend in einer sehr wichtigen Geschäftsangelegenheit zu sprechen. Ich kann Sie versichern, daß dieselbe von der erheblichsten Wichtigkeit ist. — Wie immer

Ihr

William Legrand.

Es lag etwas in dem Tone des Billets, das mir viel Unruhe verursachte. Der ganze Styl wich von der gewöhnlichen Schreibweise Legrands auffällig ab. Wovon konnte er träumen? Welche neue Grille beschäftigte sein reizbares Hirn? Welches »Geschäft von erheblichster Wichtigkeit« konnte er zu vollziehen

haben? Jupiters Bericht über ihn verkündete nichts Gutes. Ich befürchtete fast, die Fortdauer seines Mißgeschickes hätte die Geistesthätigkeit meines Freundes ernstlich gestört. Ohne mich einen Moment zu besinnen, rüstete ich mich daher, den Neger zu begleiten.

Als wir den Hafenplatz erreichten, bemerkte ich eine Sense und drei Spaten — alle, wie es schien, ganz neu — in dem Boote, welches wir besteigen sollten.

»Was hat das Alles zu bedeuten, Jup?« fragte ich.

»Sense, Massa und Spaten.«

»Ganz recht; aber was sollen die hier?«

»Sind die Sense und Spaten, die Massa Will mich in der Stadt kaufen ließ; haben 'n wahres Teufelsgeld gekostet.«

»Aber was, bei Allem, was geheimnißvoll ist, denkt Dein Massa Will mit den Sensen und Spaten zu beginnen?«

»Das is mehr als ich weiß, und der Teufel soll mich holen, wenn ich nich glaube, daß es mehr is, als er selbst weiß. Aber das kommt Allens von dem Käfer!«

Da ich einsah, daß von Jupiter, dessen ganzes Hirn von dem »Käfer« eingenommen schien, kein genügender Aufschluß zu erhalten war, stieg ich in das Boot, und wir fuhren ab. Von einer frischen und starken Brise begünstigt, liefen wir bald in die kleine Bucht nördlich vom Fort Moultrie ein, und langten nach halbstündigem Marsche bei der Hütte an. Es mochte gegen zwei Uhr Nachmittags sein. Legrand hatte uns in ängstlicher Aufregung erwartet. Er drückte meine Hand mit einer nervöser, Heftigkeit, die mich erschreckte und in meiner Vermuthung bestärkte. Seine Wangen erschienen geisterhaft bleich, und seine tiefliegenden Augen blitzten in unnatürlichem Glanz. Nach einigen Erkundigungen betreffs seiner Gesundheit fragte ich ihn, da mir nichts Besseres einfiel, ob Lieutenant G— ihm den Scarabäus zurückgesandt hätte.

»O ja«, antwortete er, und seine Wangen färbten sich, »ich erhielt ihn am nächsten Morgen zurück. Nichts könnte mich bewegen, mich wieder von diesem Scarabäus zu trennen. Wissen Sie, daß Jupiter ganz Recht hatte?«

»Worin?« fragte ich, eine trübe Ahnung im Herzen.

»In seiner Vermuthung, daß es ein wirklicher Goldkäfer sei.« Er sprach diese Worte mit dem Ausdruck größter Ernsthaftigkeit, und ich empfand ein tiefes Mitleid.

»Dieser Käfer wird mein Glück machen«, fuhr er mit triumphirendem Lächeln fort; »er wird mir all mein verlorenes Gut ersetzen. Ist es daher ein Wunder, daß ich ihn schätze? Seit es Furtuna in den Sinn kam, ihn mir zu schenken, habe ich nur den rechten Gebrauch davon zu machen, und ich werde Herr des Goldes sein, welches er anzeigt. Jupiter, bring' mir den Scarabäus!«

»Was! den Käfer, Massa! Ich möchte den Käfer lieber ungestört lassen — Ihr könnt selbst zu ihm gehen.«

Legrand erhob sich darauf mit gewichtiger und würdevoller Miene, und nahm den Käfer aus einem Glasfläschchen, in dem er ihn sein geschlossen hielt. Es war ein schöner und zu jener Zeit den Naturforschern unbekannter Scarabäus, — in wissenschaftlicher Beziehung deßhalb von großem Werth. Zwei runde schwarze Flecken fanden sich auf dem einen Ende des Rückens, und ein länglicher auf dem andern. Die Flügeldecken waren ungewöhnlich hart und glänzend, und funkelten wie glühendes Gold. Das Gewicht des Käfers war beträchtlich, und, Alles in Allem genommen, konnte ich Jupiters Ansicht nicht tadeln; — was aber Legrand bewog, dieser Ansicht beizupflichten, das konnte ich um Alles in der Welt nicht begreifen.

»Ich habe zu Ihnen geschickt«, begann er in gravitäischem Ton, als ich mit meiner Besichtigung des Käfers fertig war, »ich habe zu Ihnen geschickt, um mir ihren Rath zu erbitten, damit ich die Ansichten des Fatums und des Käfers erfüllen kann — —«

»Mein theurer Legrand, unterbrach ich ihn, Sie sind gewiß krank und sollten mehr Vorsicht gebrauchen. Sie sollten zu Bette gehen, und ich will einige Tage hier bleiben, bis Ihre Gesundheit zurückkehrt. Sie sind im Fieber und —«

»Fühlen Sie meinen Puls«, sprach er.«

Ich fühlte ihn, und — die Wahrheit zu gestehen, ich fand nicht das geringste Anzeichen von Fieber.

»Nun, Sie mögen krank sein, ohne daß Fieber Sie plagt. Erlauben Sie mir dies eine Mal, Ihnen Heilmittel zu verordnen.



Für's Erste gehen Sie zu Bett; und zweitens . . . «

»Sie irren sich, fiel er mir in's Wort; ich bin so wohl, wie es sich bei der Aufregung, in welcher ich mich befinde, erwarten läßt. Wünschen Sie wirklich meine Gesundheit, dann werden Sie mir helfen, diese Aufregung zu beseitigen.«

»Und wie soll das geschehen?«

Sehr leicht. Jupiter und ich gehen auf eine Expedition zu den Hügeln des Festlandes, und bei dieser Expedition bedürfen wir der Hilfe eines Mannes, dem wir vertrauen können. Ob unser Erfolg nun ein günstiger oder ein ungünstiger ist, — in jedem Fall wird die Aufregung, welche Sie jetzt an mir wahrnehmen, vorüber sein.«

»Es freut mich, wenn ich Ihnen in irgend einer Weise dienen kann«, erwiderte ich; — »aber Sie wollen doch nicht sagen, daß jenes Satansvieh in irgend einer Beziehung mit Ihrer Expedition steht?«

»Gewiß.«

»Dann Legrand, kann ich unmöglich der Theilnehmer einer so absurden Handlungsweise sein.«

»Das thut mir leid, — äußerst leid, denn wir müssen dann allein den Versuch machen.«

»Allein den Versuch machen?« (der Mann ist gewiß toll!) — Aber wie lange denken Sie abwesend zu sein?«

»Wahrscheinlich die ganze Nacht. Wir werden uns unverzüglich auf den Weg machen, und unter allen Umständen bis Sonnenaufgang zurück sein.

»Und wollen Sie mir auf Ihr Ehrenwort versprechen, daß, wenn dieser Einfall von Ihnen ausgeführt, und das Käfergeschäft (allgütiger Himmel!) zu Ihrer Zufriedenheit beendet ist, — daß sie dann heimkehren und meine Vorschriften als die Ihres Arztes befolgen?«

»Ja, ich verspreche das; — und jetzt lassen, Sie uns gehen, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.«

Mit schwerem Herzen begleitete ich meinen Freund. Wir verließen etwa um 4 Uhr Nachmittags das Haus, — Legrand, Jupiter und ich. Jupiter trug die Sense und die Spaten, — er hatte darauf bestanden, Alles allein zu tragen: wie mir schien, mehr aus

Furcht, irgend eins der Geräthe seinem Herrn anzuvertrauen, als aus übermäßiger Dienstbeflissenheit oder Gefälligkeit. Sein Benehmen war griesgrämig bis zum Exzess, und: «Der verfluchte Käfer!» waren die einzigen Worte, die seinen Lippen auf dem Wege entschlüpfen. Was mich betraf, so hatte ich zwei Blendlaternen zu tragen, während Legrand sich mit dem Scarabäus begnügte, den er an das Ende einer alten Peitschenschnur befestigt hatte, welche er mit der Miene eines Beschwörers auf unserem Marsche ab und zu durch die Luft schwang. Als ich diesen letzten deutlichen Beweis für die Geistesverwirrungen meines Freundes sah, konnte ich mich kaum der Thränen enthalten. Ich hielt es jedoch für das Beste, wenigstens für jetzt auf seine Phantasien einzugehen, bis mir ein wirksames Mittel in den Sinn käme, das einige Aussicht auf Erfolg verheiße. Inzwischen mühte ich mich vergeblich ab, ihn bezüglich des Zweckes unserer Expedition auszuholen. Nachdem es ihm einmal gelungen war, mich zur Theilnahme an diesem Ausfluge zu veranlassen, schien er keine Lust zu haben, sich über irgend ein Thema untergeordneter Wichtigkeit zu unterhalten, und auf all' meine Fragen bezüglich unserer Exkursion erlaubte er sich keine andere Antwort, als: »Wir werden sehen.«

---

### 3.

Am Rand der Insel angelangt, setzten wir mittelst eines kleinen Nachens über den Bach, und das steile Ufer des Festlandes ersteigend, gingen wir in nordwestlicher Richtung über einen außerordentlich wilden und öden Strich Landes, wo sich keine Spur eines menschlichen Fußstapfens erkennen ließ. Legrand zeigte uns mit bewußter Sicherheit den Weg; nur selten zögerte er hier und dort einen Augenblick, um nach gewissen Merkzeichen seiner eigenen Erfindung zu sehen, welche er augenscheinlich bei einer früheren Gelegenheit dort angebracht hatte.

In dieser Art pilgerten wir etwa zwei Stunden lang fort, und die Sonne war eben am Untergehen, als wir eine Gegend erreichten, die an trister Unfruchtbarkeit und Verlassenheit alles zuvor Gesehene bei Weitem übertraf.

Es war eine Art Hochebene, nahe dem Gipfel eines fast unzugänglichen, vom Fuß bis zur Spitze bewaldeten Hügels. Hier und dort starrten riesige Felsblöcke hervor, welche los umher zu liegen schienen, und an mancher Stelle nur durch den Schutz der Bäume, gegen die sie gelehnt waren, am Herabstürzen in die Täler zu ihren Füßen verhindert wurden. Diese Schluchten auf verschiedenen Seiten des Hügels verliehen der Scene einen noch finsterem Anblick.

Die natürliche Plattform, welche wir erklommen hatten, war dicht mit Brombeergesträuch überwachsen, durch welches — wie wir bald erkannten — wir unmöglich ohne diese Sense uns hätten Bahn brechen können.

Jupiter begann, auf Befehl seines Herrn, uns einen Weg bis an den Fuß eines ungewöhnlich hohen Tulpenbaumes zu bahnen, der nebst 8 oder zehn Eichen in der Ebene stand, und sie und alle Bäume, die ich jemals erblickt hatte, an Schönheit der Form und Blättertracht, an weit ausgestrecktem Gezweig und an majestätischem Aussehen bei weitem übertraf. Als wir diesen Baum erreichten, wandte sich Legrand zu Jupiter und fragte ihn, ob er sich traue, denselben zu erklettern. Der Alle schien bei dieser Frage ein Bischen zu schwanken, und gab eine Weile

keine Antwort. Zuletzt näherte er sich dem Baume, ging langsam um den riesigen Stamm und prüfte ihn mit schweigender Aufmerksamkeit. Als er mit seiner Besichtigung zu Ende war, sagte er trocken:

»Ja, Massa, Jup klettert auf jeden Baum, das er geseh'n hat.«

»Dann hinauf mit Dir, so schnell als möglich! denn es wird bald zu dunkel, um das zu sehen, was noth thut.«

»Wie hoch muß ich gehen? Massa?« fragte Jupiter. »Klettere nur erst mal den Stamm hinauf, und dann werde ich Dir sagen, wohin Du weiter gehen sollst, - und hier — halt,! — nimm dieses Thierchen mit.«

»Den Käfer, Massa Will! den Goldkäfer!« schrie der Neger und sprang mit Entsetzen zurück, — »zu was soll der Käfer da auf'm Baum? — verdammt, wenn ich es thue!«

»Wenn Du Dich fürchtest, Jup, so ein großer starker Neger wie du, — ein harmloses, kleines, todttes Insekt anzufassen, so kannst Du ihn an dieser Schnur halten; aber wenn du ihn nicht in irgend einer Weise mit hinaufnimmst, dann sehe ich mich in die Nothwendigkeit versetzt. Dir den Schädel mit dieser Schaufel einzuschlagen.«

»Was is los, Massa?« versetzte Jup, — augenscheinlich nur, weil er sich schämte, willfährig gemacht; »müßt Ihr denn gleich mit 'm alten Nigger Scandal kriegen? Macht ja blos 'nen Spaß. Ich — den Käfer fürchten! was geht mich der Käfer an?«

Hiermit nahm er vorsichtig das äußerste Ende der Schnur, und rüstete sich, indem er das Insekt so weit, als die Umstände es erlaubten, sich vom Leibe hielt, den Baum zu erklimmen.

In seiner Jugend hat der Tulpenbaum — oder Liliodendron tuliferum — der herrlichste unter den amerikanischen Waldbäumen, einen ungewöhnlich glatten Stamm, und schießt oft ohne Seitenäste zu einer beträchtlichen Höhe empor; im reiferen Alter dagegen wird die Rinde knorrig und uneben, während zahlreiche kurze Glieder am Stamme hervordringen. Daher lag die Schwierigkeit des Hinaufkletterns im gegenwärtigen Falle mehr im Anschein, als in der Wirklichkeit. Den riesigen Cylinder so dicht als möglich mit Armen und Knieen umklammernd, und mit den Händen einige Vorsprünge erfaßend, während er die nackten

Zehen auf anderen ruhen ließ, zwängte sich Jupiter, nachdem er ein- oder zweimal fast hinuntergeplumpt wäre, in die erste große Baumgabel, und schien die ganze Arbeit als wesentlich vollendet zu betrachten.

Die Gefahr der Heldenthat war auch allerdings überstanden, obgleich der Kletterer sich wohl 60 bis 70 Fuß über der Erde befand.

»Was für 'nen Weg muß ich jetzt gehen, Massa Will?« rief er hinab.

»Erklimme den größten Zweig, den auf dieser Seite«, bedeutete ihn Legrand. Der Neger gehorchte prompt, und wie es schien, mit geringer Mühe. Höher und höher stieg er hinauf, bis seine stämmige Figur zwischen dem dichten Laub unsern Blicken gänzlich entschwand.

Gegenwärtig erscholl seine Stimme wie eine Art fernes Halloh:

»Wie viel weiter muß ich gehen?«

»Wie hoch bist Du?« forschte Legrand.

«Nie noch so hoch«, rief der Neger; «kann den Himmel von 'ner Baumspitze sehen.»

»Der Himmel geht Dich nichts an, aber paß auf, was ich Dir sage. Sieh den Stamm hinab, und zähle die Aeste unter Dir auf dieser Seite, Wie viel Aeste hast Du passirt?«

»Eins — zwei — drei — vier — fünf, — ich hab' fünf dicke Aeste passirt, Massa auf *der* Seite.«

»Dann geh' noch einen Ast höher.«

In wenigen Minuten erscholl abermals die Stimme, und kündigte an, daß der sechste Ast erreicht sei.

»Jetzt, Jupiter«, schrie Legrand, augenscheinlich sehr aufgereggt, »wünsche ich, daß Du diesen Ast erkletterst, soweit es möglich ist. Wenn Du etwas Ungewöhnliches siehst, laß mich's wissen.«

Hatte ich bisher noch einen leisen Zweifel genährt, ob mein armer Freund wirklich wahnsinnig geworden sei, so schwand dieser jetzt dahin. Es blieb mir keine andere Möglichkeit, als ihn für mondsüchtig zu halten, und ich war ernstlich besorgt, wie ich ihn nach Haus schaffen sollte. Während ich mich besann, was am besten sei, vernahmen wir abermals die Stimme Jupiters:

»Sagtest Du, es sei ein todter Ast, Jupiter?« rief Legrand mit zitternder Stimme. «Jawohl, Massa, todt wie 'n Thürnagel, — kaputt ganz bestimmt, — kaput über und über.»

»Was in des Himmels Namen, soll ich thun?« murmelte Legrand, wie es schien, in größter Verlegenheit.

»Thun?« sprach ich, froh der Gelegenheit, ein Wort drein reden zu können; »kommen Sie nach Haus, und legen sich zu Bett. Folgen Sie mir, lieber Freund! es wird spät, und außerdem erinnern Sie sich Ihres Versprechens!«

»Jupiter!« schrie er, ohne sich im Geringsten um mich zu kümmern, hörst Du mich?«

Jawohl, Massa Will; hab Euch nie noch so gut gehört.»

»Dann untersuche das Holz genau mit Deinem Messer, und sieh, ob es sehr faul ist.«

»Es ist faul, Massa, ganz bestimmt«, berichtete der Neger einige Augenblicke nachher, aber nicht gerade so sehr faul, als ich dachte. Ich allein könnte schon noch 'n Stück hinaufgehen, das is gewiß.»

»Du allein! Was meinst Du damit?«

»Na, ich mein' den Käfer. Is 'n sehr schwerer Käfer. Setze den Fall, ich ließe ihn erst hinabfallen und dann würde der Ast wohl grade nicht brechen unter dem Gewicht von einem Nigger.«

»Du Höllenschuft!« schrie Legrand, offenbar um Vieles erleichtert, »was soll das heißen, daß Du mir solchen Unsinn erzählst? So gewiß Du den Käfer fahren läßt, so gewiß breche ich Dir den Hals. Sieh her, Jupiter, hörst Du mich?«

»Ja, Massa, — braucht nicht mit 'nem armen Nigger einen solchen Halloh anzufangen in der Manier.«

»Gut, höre jetzt zu! Wenn Du auf diesen Ast so weit hinaufkletterst, als Du für sicher hältst und das Insekt nicht fahren läßt, will ich Dir einen Silber-Dollar schenken, 'sobald Du wieder herabkommst.«

»Ich geh schon, Massa, wahrhaftig«, versetzte der Neger höchst bereitwillig, «ich bin schon am Ende von dem Ast.«

»Am Ende!« kreischte Legrand förmlich hervor; »sagst Du wirklich, daß Du am Ende des Astes bist?«

»Bald am End', Massu u-u-u-h! Jessesmarie! was is das hier

auf 'm Baum?«

»Nun!?!« rief Legrand in höchster Freude, »was ist's?«

»Nix weiter, als 'n Schädel, — Jemand hat wohl seinen Kopf hier auf 'm Baum gelassen und die Krähen haben jedes Bischen von Fleisch heruntergehackt.«

»Ein Schädel, sagst Du! — ganz recht, wie ist er an dem Baum befestigt, was hält ihn denn?«

»Gleich, Massa, — muß nachsehen. Na, das is n' sehr merkwürdiger Fall, auf mein Wort, — da is 'n großer, dicker Nagel in dem Schädel, der ihn festhält.«

»Schön, Jupiter. Jetzt thue genau, was ich Dir sage, hörst Du?«

»Jawohl, Massa.«

»Gib also Acht, — suche das linke Auge des Schädels.

»Hm! he! das is Alles gut! da is kein linkes Auge, Massa Will.«

»Zum Teufel mit Deiner Dummheit! kannst Du Deine rechte Hand von Deiner linken unterscheiden?«

»Jawol! kann ich das — kann das sehr gut, — das is meine linke Hand, womit ich den Zweig hacke.«

»Gewiß, Du bist links; und Dein linkes Auge ist auf derselben Seite, wie Deine linke Hand. Jetzt, denk' ich, kannst Du das linke Auge des Tottenkopfes finden, oder den Platz, wo das linke Auge gewesen ist. Hast Du 's?«

Hier entstand eine lange Pause. Zuletzt frug der Neger: Is das linke Auge von 'em Schädel auch auf derselben Seite, wie die linke Hand von 'm Schädel? — weil der Schädel gar kein Bischen von 'ner Hand sich hat, — einerlei! Ich hab' jetzt das linke Auge, — hier is das Auge! was muß ich mit ihm thun?«

Laß den Käser durch dasselbe so weit hinabfallen, als die Schnur reicht, — aber sei vorsichtig und laß den Strick nicht fahren.«

»Alles geschehen, Massa; — fürchterlich leicht, den Käser durch das Loch zu werfen, — seht nur da unten nach ihm aus!«

»Sehr wohl! — jetzt warte nur ein paar Minuten, wo Du bist!« Während dieser Unterredung war durchaus nichts von Jupiters Gestalt zu sehen; aber der Käfer, welchen er hinabgleiten ließ, wurde jetzt am Ende der Schnur sichtbar, und glänzte wie eine Kugel von brennendem Gold in den letzten Strahlen der

untergehenden Sonne, welche noch schwach die Hochebene, auf der wir standen, beleuchteten. Der Scarabäus hing funkelnd von einem der Aeste herab, und wäre, wenn Jupiter ihn hätte fahren lassen, gerade vor unsere Füße gefallen. Legrand raffte die Sense vom Boden, und reinigte einen kreisförmigen Fleck, drei oder vier Fuß im Durchmesser, gerade unter dem Insekte von Gras und Brombeergestrüpp. Hierauf befahl er dem Neger, die Schnur loszulassen und wieder herabzuklettern.

Nachdem er einen hölzernen Pflock gerade an der Stelle, wohin der Käfer gefallen war, mit großer Sorgfalt in die Erde getrieben, zog mein Freund ein Bandmaß aus der Tasche. Das eine Ende desselben an dem Punkt des Baumstammes befestigend, welcher dem Pflock am nächsten war, entrollte er es, bis er den Pflock erreichte, und entrollte es dann fünfzig Fuß weiter in der Richtung, welche durch jene zwei Punkte — den Baum und den Pflock — bezeichnet war, während Jupiter das Gesträuch mit der Sense abmähte. An dem Orte, welcher durch dies Verfahren gefunden worden war, trieb er einen zweiten Pflock in die Erde, und beschrieb um denselben als Centrum einen Kreis, der etwa vier Fuß im Durchmesser hielt. Darauf nahm er selbst einen Spaten, gab mir und Jupiter gleichfalls einen solchen in die Hand, und bat uns, so rasch als möglich zu graben.

Die Wahrheit zu gestehen, fand ich jederzeit wenig Gefallen an solchem Amusement und gerade jetzt hätte ich diese Zumuthung äußerst gern abgelehnt; denn die Nacht zog herauf und ich fühlte mich schon von dem Spaziergange ziemlich ermüdet; allein ich sah keine Möglichkeit, jener Arbeit zu entgehen, und scheute mich sehr, den Gleichmuth meines Freundes durch eine Weigerung zu verletzen. Hätte ich mich auf Jupiters Hilfe wirklich verlassen können, dann würde ich ohne Besinnen den Mondsüchtigen selbst durch Zwang zur Heimkehr veranlaßt haben; ich kannte jedoch die ganze Art und Weise des alten Negers zu genau, als daß ich hätte annehmen können, er werde mir unter irgend welchen Umständen in einem persönlichen Konflikt mit seinem Herrn zur Seite stehen. Ich zweifelte kaum, daß der Letztere von dem im Süden häufigen Aberglauben von vergrabenen Schätzen angesteckt und in seiner Idee durch das Auffinden des Scarabäus bestärkt worden sei, oder vielleicht



durch die hartnäckige Behauptung Jupiters, es sei ein «richtiger Goldkäfer.» Eine zur Mondsucht disponirte Natur konnte leicht auf solche Phantasien verfallen, besonders wenn der Geist sich mit gewissen vorgefaßten fixen Ideen trug, — und daran erinnerte mich die sonderbare Redensart des unglücklichen Mannes: jenes Thier sei der »Anzeiger seines Glückes.« Das Alles machte mich sehr verstimmt und traurig; indeß beschloß ich zuletzt, aus der Noth eine Tugend zu machen und gutwillig zu graben, damit er um so schneller augenfällig von dem Irrthümlichen seiner abentheuerlichen Hoffnung überzeugt würde.

Nachdem die Laternen angezündet, begannen wir Alle mit einem Eifer ans Werk zu gehen, der einer vernünftigeren Sache würdig gewesen wäre: und als das flackernde Licht unsere Gestalten beschien, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, eine wie malerische Gruppe wir bildeten und wie seltsam und verdächtig unsere Arbeit einem Wanderer hätte erscheinen müssen, der sich zufällig zu uns verirrt hätte.

Wir gruben 2 Stunden lang emsig fort. Wenig wurde gesprochen und unsere Hauptstörung lag in dem Gekläff des Hundes, der an unserer Beschäftigung das lebhafteste Interesse nahm. Zuletzt wurde er so rebellisch, daß wir fürchteten, er möchte irgend welche in der Nachbarschaft herumstreifende Spitzbuben heranziehen, — oder vielmehr Legrand fiel auf diesen Verdacht, — denn ich für meine Person würde mich über jede Störung gefreut haben, welche mich in den Stand gesetzt hätte, meinen Freund zur Heimkehr zu bewegen. Der Köter wurde zuletzt durch Jupiter wirksam zum Schweigen gebracht, indem Letzterer mit sauertöpfischem Gesicht aus der Grube stieg, dem Thier eines seiner Tragbänder um die Schnauze band und dann mit gravitatisch selbstzufriedenem Lächeln an seine Arbeit zurückkehrte.

Als die erwähnte Zeit verstrichen war, hatten wir eine Tiefe von fünf Fuß erreicht und noch immer ließen sich keine Anzeichen eines Schatzes entdecken. Eine allgemeine Pause entstand und ich schöpfte Hoffnung, daß jetzt die ganze Posse beendet sei. Legrand jedoch rieb sich, obwohl augenscheinlich in hohem Grade verstimmt, gedankenvoll die Stirn und begann die Arbeit von Neuem. Wir hatten den ganzen Kreis von vier Fuß

Durchmesser ausgehöhlt; jetzt erweiterten wir die Grube, und drangen zwei Fuß tiefer hinab. Noch immer ließ sich nichts erblicken. Der Goldsucher, mit dem ich mehr und mehr Mitleid empfand, kletterte zuletzt, mit der Miene der bittersten Enttäuschung in jedem seiner Züge, herauf und begann, langsam und widerstrebend seinen Rock anzuziehen, den er beim Anfang der Arbeit von sich geworfen. Ich erlaubte mir keine Bemerkung. Jupiter raffte, auf ein Zeichen seines Herrn die Geräthe zusammen. Nachdem dieses geschehen und der Hund von seinem Maulkorbe erlöst war, machten wir uns in tiefem Schweigen auf den Heimweg.

---

## 4.

Wir mochten ein Dutzend Schritte vorwärts gegangen sein, als Legrand mit einem lauten Fluch auf Jupiter losschritt und ihn bei der Kehle ergriff. Der erstaunte Neger sperrte Augen und Mund weit auf, ließ die Spaten fallen und sank auf das Kniee.

»Du Schurke!« sagte Legrand, indem er die einzelnen Sylben zwischen seinen zusammengekniffenen Zähnen hervorstieß, »Du höllischer, schwarzer Schuft? — sprich, sag ich Dir, antworte mir den Augenblick ohne weitere Ausflucht, — wo, wo ist Dein linkes Auge?«

»O, Herr Je! Massa Will! is denn das hier nicht ganz bestimmt mein linkes Auge?« schrie der entsetzte Jupiter, indem er seine Hand an sein rechtes Gesichtsorgan führte und mit desparater Hartnäckigkeit auf demselben ruhen ließ, als fürchtet er, sein Herr möchte ihm unverzüglich dasselbe ausstechen.

»Ich dachte mir's — ich hab's gleich gewußt — Hurrah!« jauchzte Legrand, während, er den Neger fahren ließ und eine Masse von Freudensprüngen und Schwenkungen ausführte, — sehr zum Erstaunen seines Dieners, der, indem er sich aus seiner knieenden Stellung erhoben hatte, stumm von seinem Herrn zu mir und von mir zu seinem Herrn hinsah.

»Kommt! Wir müssen zurückgehen!« rief der Letztere, uns zu; »das Spiel ist noch nicht verloren!« und abermals führte er uns an den Tulpenbaum.

»Jupiter«, hob er an, als wir den Fuß desselben erreicht hatten, »komm her! War der Tottenkopf mit dem Gesicht auswärts an den Stamm genagelt, oder mit dem Gesicht gegen den Stamm?«

»Das Gesicht war nach außen, Massa, so daß die Krähen bequem an die Augen kommen konnten, ohne viel Müh'.«

»Gut; war es also dies Auge oder dieß, durch welches Du den Käfer fallen ließest?«

Hier berührte Legrand beide Augen Jupiters.

«ES war dies Auge, Massa — das linke Auge — just wie Ihr es mir gesagt habt.»

Und hiermit deutete der Neger auf sein rechtes Auge.

»Schon gut; wir müssen es nochmals versuchen!«

Mein Freund, in dessen Tollheit ich nun eine Art Methode sah, oder zu sehen glaubte, setzte nach diesen Worten den Pflöck, welcher dem Baum am nächsten war, etwa drei Zoll westlich von seinem früheren Standpunkt. Hierauf nahm er, wie zuvor, von dem nächsten Punkte des Baumes das Maß und verlängerte die Linie in gerader Richtung bis zu einer Entfernung von 50 Fuß. Er kam durch dies Verfahren auf einen Fleck, der von dem Platz, an welchem wir früher gegraben hatten, einige Ellen entfernt war.

Um diesen neu gewonnenen Punkt wurde jetzt ein Kreis, etwas größer, als der vorige, beschrieben und unsere Spaten begannen von Neuem ihr Werk. Ich war entsetzlich erschöpft, aber, mir kaum bewußt, wodurch ein so plötzlicher Wechsel in meinem Gedankengang hervorgerufen sei, fühlte ich keine so große Abneigung mehr gegen die mir zugewiesene Arbeit. Ich empfand an derselben ein eigenthümliches Interesse, ja, eine Aufregung, von der ich mir keine Rechenschaft zu geben vermochte. Es lag etwas in dem extravaganten Benehmen Legrand's, — ein gewisser Ausdruck von Ueberlegung und Bedachtsamkeit, dem ich nicht widerstehen konnte. Ich grub emsig fort und ertappte mich mehrmals, wie ich in allem Ernst mit einem Blick umhersah, der von Erwartung des eingebildeten Schatzes sprach, dessen vermeintliche Existenz meinem unglücklichen Gefährten den Kopf verrückt hatte. In einem Momente, wo solche Träumereien mich in höchstem Grade beherrschten, und wir vielleicht eine oder anderthalb Stunden gearbeitet hatten, wurden wir abermals durch das widerwärtige Geheul des Hundes unterbrochen. Seine Unbehaglichkeit mochte früher nur das Resultat von Spielerei und Laune gewesen sein, nahm aber jetzt unverkennbar einen weit ernsteren Charakter an. Als Jupiter ihm wieder das Maul festzubinden versuchte, leistete er wüthenden Widerstand und scharrte, in das Loch hinabspringend, die Erde wild mit den Pfoten empor. In wenigen Sekunden hatte er eine Masse menschlicher Gebeine herausgewühlt, welche zwei vollständige Skelete bildeten und bei denen sich verschiedene Metallknöpfe nebst anscheinenden Resten vermoderter Kleidungsstücke vorfanden. Ein oder zwei Stiche mit dem Spaten warfen die Klinge

eines spanischen Messers empor und als wir tiefer gruben, kamen drei oder vier Gold- und Silbermünzen zum Vorschein.

Beim Anblick dieser konnte Jupiter kaum seine Freude verhehlen, aber die Züge seines Herrn trugen den Ausdruck bitterster Enttäuschung. Er bat uns jedoch, unsere Arbeit fortzusetzen, und hatte kaum diese Worte gesprochen, als ich über einen eisernen Ring stolperte, in dem sich die Zehen meines Stiefels gefangen hatten, und der noch halb unter der Erde begraben war.

Wir schafften jetzt ernstlich fort und niemals habe ich zehn Minuten in größerer Aufregung verbracht. Während dieser Zeit hatten wir einen großen länglichen Holzkasten von der Erde befreit, der wegen seines vollständig gut erhaltenen Zustandes und seiner eigenthümlichen Härte offenbar irgend einen Versteinerungsprozeß durchgemacht zu haben schien. Die Kiste war vierhalb Fuß lang, drei Fuß breit und zwei und einen halben Fuß tief. Sie war mittelst eiserner Bänder zusammengefügt, welche festgenietet, eine Art von Gitterwerk um das Ganze bildeten. Auf jeder Seite der Kiste, nahe dem Deckel, fanden wir drei eiserne Ringe — sechs im Ganzen mittelst welcher sich die Kiste durch sechs Personen recht wohl heben ließ. Die Anstrengung unserer vereinigten Kräfte führte zu nichts, als daß wir die Kiste fast unmerklich von der Stelle rückten. Wir sahen die Unmöglichkeit ein, solch ein großes Gewicht zu heben. Glücklicherweise war die Kiste nur durch zwei Riegel verschlossen, welche wir zitternd und voll ängstlicher Erwartung zurückschoben. Ein Schatz von unermeßlichem Werth glänzte vor unseren Augen. Als das Licht der Laternen hinabflimmerte, traf uns ein funkelnder Schein von Juwelen und verworrenen Goldhaufen, der unsere Augen blendete.

Ich versuche nicht, die Gefühle zu beschreiben, mit denen wir auf die Kiste hinstarrten. Erstaunen herrschte natürlich vor. Legrand schien vor Aufregung erschöpft, und sprach nur wenige Worte. Jupiter's Physiognomie nahm einige Minuten lang eine solche Todtenblässe an, wie ein Negergesicht, der Natur der Sache nach, dieselbe je aufweisen kann. Er schien angewurzelt, — vom Donner gerührt. Dann fiel er in der Grube auf's Kniee, und seine nackten Arme bis zum Ellbogen in Gold vergrabend, ließ er

sie dort ruhen, als erfreue er sich an der Wollust des Bades. Endlich stöhnte er mit tiefem Seufzer, wie mit sich selbst redend, hervor:

«Und das allens is von dem Goldkäfer gekommen! dem süßen Goldkäfer, dem armen kleinen Goldkäfer! den ich in so 'ner unsinnigen Art von Manier fallen ließ! Schämst Du Dich nich über Dich selbst, Nigger? beantworte mir das!«

Ich sah mich zuletzt genöthigt, Beide, den Herrn wie den Diener, ernstlich auf die Wichtigkeit, den Schatz nach Hause zu bringen, aufmerksam zu machen. Es war schon spät, und wir mußten unsere ganze Kraft anwenden, um vor Tagesanbruch Alles unter Dach zu schaffen. Es war schwierig zu sagen, was am thunlichsten sei, und viele Zeit wurde mit Berathungen vergeudet, — so verwirrt waren wir Alle. Endlich erleichterten wir die Kiste um zwei Drittheile ihres Inhalts, und sahen uns nun im Stande, sie mit einiger Mühe aus dem Loch empor zu heben. Die herausgenommenen Sachen wurden zwischen den Brombeersträuchen versteckt, und der Hund als Wache zurückgelassen, mit dem ausdrücklichen Befehl Jupiter's, weder unter irgend einem Vorwand sich von der Stelle zu entfernen, noch bis zu unserer Rückkehr seinen Mund zu öffnen. Dann begaben wir uns eilig mit der Kiste auf den Heimweg, und erreichten sicher, aber mit unendlicher Mühe, um 1 Uhr Morgens die Hütte. Ermattet wir wir waren, schien es unserer Natur unmöglich, sogleich wieder eine neue Arbeit zu beginnen. Wir rasteten daher bis zwei Uhr und genossen etwas Speise. Darauf kehrten wir mit drei großen Fruchtsäcken, die sich glücklicher Weise in der Wohnung vorfanden, nach dem Schauplatze unserer Thätigkeit zurück. Gegen 4 Uhr langten wir bei der Grube an, vertheilten den Rest des Fundes so gleichmäßig, als möglich, unter uns, und strebten, ohne das Loch wieder auszufüllen, abermals der Hütte zu, in der wir zum Zweiten male unsere goldene Last hinsetzten, Als eben der erste matte Schimmer des Frühroths im Osten über den Baumwipfeln heraufglomm.

Unsere Kraft war jetzt im höchsten Grade erschöpft; aber die maßlose Aufregung ließ uns nicht zur Rast kommen. Nach einem unruhigen Schlummer von höchstens drei- oder vierstündiger Dauer standen wir alle Drei, als hätten wir uns verabredet, auf,

und begannen eine Prüfung unseres Schatzes.

Die Kiste war bis zum Rande gefüllt gewesen, und wir brauchten zur Untersuchung ihres Inhalts den ganzen Tag und den größten Theil der ihm folgenden Nacht. Alles war ohne irgend eine Ordnung wild durch einander hin eingepfropft worden. Nachdem wir die verschiedenen Gegenstände sorgfältig sortiert, fanden wir uns im Besitz eines noch immenseren Reichthums, als wir anfänglich vermuthet hatten.

An Geld besaßen wir mehr als 450,000 Dollars, wenn wir den Werth der Münzen so genau abschätzten, wie mit Hilfe der uns zu Gebote stehenden Münztabelle sich thun ließ. Silber fand sich gar keines vor. Alles war Gold von antikem Gepräge und aus den verschiedensten Ländern, — französisches, spanisches und deutsches Gold, nebst einzelnen englischen Guineen und verschiedenen Zahlmarken, die wir zuvor niemals gesehen hatten. Wir erblickten auch mehrere sehr große und schwere Münzen, so verschlissen, daß wir nichts von ihren Inschriften entziffern konnten. Kein amerikanisches Gold war vorhanden. Den Werth der Juwelen fanden wir viel schwieriger zu bestimmen. Da lagen Diamanten — einige ungewöhnlich groß und prachtvoll — 110 im Ganzen, und nicht ein einziger war klein; — 18 Rubinen von wunderbarem Glanz; — 310 Smaragde, alle sehr schön, 21 Saphire und ein Opal. Diese Steine waren sämtlich aus ihrer Fassung Herausgebrochen und lose in die Kiste gelegt.

Die Einfassungen, welche wir aus dem übrigen Golde auslasen, schienen mit einem Hammer zusammengeschlagen, um jedes Wiedererkennen zu verhindern. Außerdem fanden wir eine bedeutende Masse von soliden goldenen Schmucksachen: beinahe 200 massive Finger- und Ohrringe; — reiche Ketten, dreißig, wenn ich mich recht entsinne; — 83 sehr große Kruzifixe; — schöne goldene Weihrauchfässer von erklecklichem Werth; — eine luxuriöse goldene Punschbowle mit prachtvoll ciselirtem Weinlaub und bachanalischen Tänzerfiguren geschmückt, nebst 2 vorzüglichen Schwertgriffen von getriebener Arbeit, und manchen anderen kleineren Artikeln, an die ich mich nicht mehr erinnern kann. Das Gewicht dieser Kleinodien betrug mehr als 350 Pfund Handelsgewicht, und bei dieser Taxation habe ich noch 197 goldene kostbare Uhren vergessen, von denen drei mindestens

jede 500 Dollars werth waren. Manche von ihnen mochten sehr alt und als Zeitmesser nutzlos geworden sein, da das Werk mehr oder weniger von Rost gelitten hatte; allein alle waren reich mit Juwelen besetzt, und das Gehäuse bei allen kostbar. Wir schätzten den ganzen Inhalt der Kiste in jener Nacht auf eine und eine halbe Million Dollars, und bei dem späteren Verkauf der Bijouterien und Juwelen, von denen wir einige wenige zu unserem eigenen Gebrauch behielten, stellte es sich heraus, daß wir unsern Fund noch bedeutend unterschätzt hatten.

---



## 5.

Als wir zuletzt mit unserer Untersuchung fertig geworden und von der ersten Aufregung etwas befreit waren, hob Legrand, der mich vor Ungeduld nach der Lösung dieses höchst ungewöhnlichen Räthsels brennen sah, einen ausführlichen Bericht aller damit verknüpften Umstände an.

»Sie erinnern sich«, sprach er, »des Abends, an welchem ich Ihnen die flüchtige Skizze überreichte, welche ich von dem Scarabäus gemacht hatte. Sie erinnern sich gleichfalls meines Aergers, als sie darauf bestanden, daß meine Zeichnung einem Tottenkopf ähnlich sei. Als Sie zuerst diese Bemerkung äußerten, glaubte ich, es sei ein Scherz; nachher entsann ich mich jedoch der eigenthümlichen Flecken auf dem Rücken des Käfers und gestand mir, daß Ihre Versicherungen nicht alles Grundes entbehren. Uebrigens hatte mich der Spott über meine artistischen Fähigkeiten — da ich sonst für einen guten Zeichner gelte — irritiert, und ich wollte daher, als Sie mir das Pergamentblättchen zurückgaben, es zerknittern und verdrießlich in's Feuer werfen.«

»Sie meinen das Stückchen Papier?« fragte ich.

»Nein; es sah allerdings aus wie Papier, und zuerst hielt ich es für solches, als ich jedoch darauf zu zeichnen begann, bemerkte ich sogleich, daß es ein Blättchen sehr dünnes Pergament sei. Es war, wie Sie vielleicht vergessen haben, sehr beschmutzt. Als ich nun eben im Begriff war, es zu zerknittern, fiel mein Blick zufällig auf die Skizze, welche Sie betrachtet hatten, und Sie mögen sich mein Erstaunen vorstellen, als ich in der Thal die Gestalt eines Tottenkopfes dort entdeckte, wo ich, meiner Ueberzeugung nach, die Zeichnung des Käfers gemacht hatte. Im ersten Momente war ich zu verwirrt, um genau nachzudenken. Ich wußte, daß meine Zeichnung sich in den Einzelheiten sehr von dieser unterschied, — und doch lag in den Umrissen eine gewisse Ähnlichkeit. Ich ergriff eine Kerze und setzte mich an das entgegengesetzte Ende des Zimmers, um das Pergament genauer zu prüfen. Indem ich es umdrehte, fand ich meine Skizze auf der Rückseite, ganz wie

ich dieselbe gezeichnet. Mein erster Gedanke war jetzt Ueberraschung über die wirklich auffällige Ähnlichkeit der Umrisse, — über das merkwürdige Zusammentreffen der Umstände: daß, mir unbewußt, auf der andern Seite des Pergaments, just unter meiner Zeichnung des Scarabäus, sich ein Schädel befinden, und dieser Schädel nicht blos in den Conturen, sondern auch an Form und Gestalt meiner Zeichnung so ähnlich sehen sollte. Dies sonderbare Zusammentreffen machte mich eine Weile vollständig verwirrt. So ergeht es uns häufig bei derartigen Zufällen. Der Geist müht sich ängstlich ab, eine Lösung zu finden, — eine Folge von Ursache und Wirkung, — und unfähig, dies zu erreichen, erliegt er einer Art temporärer Lähmung. Als ich mich jedoch von dem ersten Schrecken erholt, dämmerte allmählig eine Ueberzeugung in mir auf, die mich noch weit mehr erstaunen ließ, als jenes Zusammentreffen. Ich begann, mich nämlich ganz deutlich, ganz unzweifelhaft zu entsinnen, daß auf dem Pergament keine Zeichnung gewesen war, als ich meine Skizze des Scarabäus entwarf. Ich war dessen untrüglich gewiß; denn ich erinnerte mich recht wohl, daß ich, um die reinste Stelle zu finden, das Blatt nach allen Seiten gedreht hatte. Wäre der Tottenkopf dagewesen, natürlich, dann hätte ich ihn sehen müssen. Hier waltete in der That ein Geheimniß, zu dessen Lösung ich unfähig war; aber schon in jenem Moment schien in dem fernsten, und verborgensten Winkel meines Geistes wie ein schwaches Licht eine Ahnung jener Ansicht zu glimmen, welche das Abenteuer der letzten Nacht so glänzend bestätigt hat. Ich erhob mich rasch, und beschloß alles weitere Nachgrübeln zu verbannen, bis ich allein sei.

Nachdem Sie sich entfernt hatten und Jupiter in einen festen Schlaf gesunken war, begab ich mich an eine mehr methodische Untersuchung der Affaire. Zuerst besann ich mich auf die Art und Weise, wie jenes Pergament in meinen Besitz gekommen sei. Der Platz, wo wir den Scarabaus gefunden, lag an der Küste des Festlandes, etwa eine Meile ostwärts von der Insel, und nur eine kurze Strecke von dem Wasserstandsmesser entfernt. Als ich den Käfer ergriff versetzte er mir einen schmerzhaften Biß, welcher veranlaßte, daß ich das Thier fallen ließ. Jupiter schaute, bevor er das Insekt, welches zu ihm hingeflogen war, fing, mit seiner

gewohnten Vorsicht, nach einem Blatt oder etwas dergleichen womit er das Thier anfassen könne, umher. In diesem Augenblick fielen seine Augen, und die meinigen gleichfalls, auf das Stückchen Pergament, welches ich damals für einen Papierfetzen hielt. Es lag halb im Sande begraben, und nur eine Ecke ragte hervor. Nahe dem Platze, wo ich dasselbe fand, bemerkte ich die Trümmer eines Rumpfes, welcher zu dem großen Boot eines Schiffes gehört zu haben schien. Das Wrack muß schon lange hier gelegen haben; denn die Aehnlichkeit mit derartigem Gebälk ließ sich kaum mehr erkennen.

Jupiter hob das Pergament auf, wickelte das Thier in dasselbe ein, und reichte es mir hin. Bald nachher gingen wir nach Haus und begegneten unterwegs dem Lieutenant. Ich wies ihm das Insekt, und er bat mich, es nach dem Fort mitnehmen zu dürfen. Nachdem ich eingewilligt, schob er es in seine Westentasche, — jedoch ohne das Pergament, worin es eingewickelt gewesen war, und welches ich während seiner Besichtigung noch immer in der Hand hielt. Vielleicht fürchtete er, ich möchte meinen Sinn ändern, und hielt es für das Beste, sich des Käfers sogleich zu versichern, — Sie wissen ja, wie enthusiastisch er sich für Alles, was auf Naturwissenschaft Bezug hat, interessiert. Zu derselben Zeit muß ich unbewußt das Pergamentblättchen in meine eigene Tasche gesteckt haben.

Sie entsinnen sich vielleicht, daß, als ich an meinen Schreibtisch trat, um die Skizze des Thieres zu entwerfen, kein Papier an der gewöhnlichen Stelle zu finden war. Auch in der Schieblade fand ich keins. Ich durchsuchte meine Taschen, in der Hoffnung, einen alten Brief zu finden, und bei dieser Gelegenheit fiel mir das Pergament wieder in die Hand. Ich theile die Umstände, unter denen es in meinen Besitz gekommen war, so ausführlich mit, weil dieselben mit eigenthümlicher Macht auf mich wirkten.

Ohne Zweifel halten Sie mich für phantastisch, — aber es dämmerte wirklich schon eine gewisse Ideenverbindung vor meinem Geist. Ich hatte zwei Glieder einer großen Kette zusammengebracht. Ein Boot lag an der Seeküste, und nicht weit von dem Boot ein Pergamentblättchen — nicht etwa Papier, — auf dem ein Todtenkopf gezeichnet war. Sie werden mich natürlich

fragen: worin meine Ideenverbindung bestand? Ich antworte Ihnen, daß der Schädel oder Totenkopf weit und breit als das Emblem der Seeräuber bekannt ist. Die Flagge mit dem Totenkopf wird bei jedem Gefechte emporgehüßt.

Ich habe gesagt, daß jenes Blättchen, Pergament, und nicht etwa Papier war. Pergament ist dauerhaft, — unzerstörbar. Unwichtige Notizen werden nur selten auf Pergament geschrieben, da es für den gewöhnlichen Zweck des Zeichnens und Schreibens nicht einmal so geeignet ist; wie Papier. Diese Reflektion ließ mich irgend eine Absicht — irgend etwas Bedeutsames — in dem Totenkopf erblicken. Ich achtete gleichfalls auf die Facon des Pergaments. Obwohl eine der Ecken durch einen Zufall zerstört war, ließ sich erkennen, daß die ursprüngliche Form länglich gewesen sei. In der That, es war gerade solch ein Blättchen, wie man es zu einer Notiz wählen würde, — zu einer Mittheilung, die man für lange Zeit und sorgfältig aufzubewahren wünscht.«

»Aber«, wandte ich ein, »Sie sagten ja vorhin, daß der Schädel nicht auf dem Pergament gewesen sei, als Sie Ihre Zeichnung des Käfers machten. Wie fielen Sie nun auf jene Beziehung zwischen dem Boot und dem Totenkopf, — da letzterer, Ihrer eigenen Aussage nach (Gott weiß: wie? oder von wem?) erst später, als ihre Skizze des Scarabäus, mußte gezeichnet worden sein?«

»Ja, hierin liegt das ganze Geheimniß; obschon ich, bei diesem Punkt angelangt, verhältnißmäßig geringe Mühe hatte, dasselbe zu lösen. Mein Verfahren war sicher und konnte nur zu einem einzigen Resultate führen. Ich raisonnirte z, B. so; als ich den Scarabäus zeichnete, war kein Totenkopf auf dem Pergament zu sehen. Als ich meine Zeichnung vollendet hatte, reichte ich Ihnen dieselbe hin, beobachtete Sie aufmerksam, bis Sie mir das Blättchen zurückgaben. Sie zeichneten den Schädel nicht, und außer Ihnen war Niemand zugegen, der es hätte thun können. Keine Hand, hatte ihn damals gezeichnet. Und nichts desto weniger war er da.

Ich suchte mich jetzt mit ziemlicher Genauigkeit jedes Umstandes zu entsinnen, der in dem fraglichen Zwischenraum vorgefallen war, — und mit Erfolg. Das Wetter war frostig kalt (o

seltener und glücklicher Zufall!) und ein Feuer glühte auf dem Herde. Ich war von dem Marsch erwärmt und saß nahe dem Tische. Sie jedoch hatten ihren Stuhl dicht an den Kamin gerückt. Gerade als Sie das Pergament in die Hand nahmen und es besehen wollten, kam Wolf, der Neufundländer, hinein, und sprang Ihnen auf die Schultern. Mit Ihrer linken Hand streichelten Sie ihn und wehrten ihn ab, während Ihre rechte, welche das Pergament hielt, nachlässig zwischen den Knien herabfiel und in unmittelbarste Nähe des Feuers kam. Einmal glaubte ich schon, die Flamme hätte meine Zeichnung erfaßt, und wollte Sie warnen, aber bevor ich noch den Mund aufgethan, hatten Sie Ihre Hand aufgehoben, und betrachteten die Skizze. Als ich mich all dieser Einzelheiten entsann, zweifelte ich keinen Augenblick, daß die Hitze der Vermittler gewesen sei, welcher den Schädel auf dem Pergamente zum Vorschein gebracht habe. Sie wissen, daß chemische Präparate existiren und schon in grauer Vorzeit existirt haben, mit denen man auf Papier oder Pergament dergestalt schreiben kann, daß die Charaktere nicht anders sichtbar werden, als wenn man die Hitze des Feuers auf sie wirken läßt.

Ich untersuchte jetzt mit größter Sorgfalt den Tottenkopf. Die eine Seite desselben — die am nächsten dem Rande des Pergaments — war viel deutlicher, als die übrigen Parteen. Unverkennbar hatte die Hitze nicht gleichmäßig auf alle Theile gewirkt. Ich zündete augenblicklich ein Feuer an, und unterwarf jede Partie des Pergaments einer glühenden Hitze. Zuerst erreichte ich nichts, als daß die schwächeren Linien des Schädels bestimmter hervortraten; bald jedoch ließ in der Ecke des Blättchens, schräg gegenüber dem Tottenkopf, sich eine Figur erkennen, die ich zuerst für eine Geis hielt. Eine nähere Prüfung überzeugte mich jedoch, daß jene Figur ein Zicklein vorstellte.«

»Haha!« lachte ich, »ich habe zwar kein Recht, über Sie zu lachen oder zu witzeln, — denn mit anderthalb Millionen ist nicht zu spaßen, — aber Sie haben doch nicht ein drittes Glied in Ihrer Kette entdeckt? — Sie wollen doch nicht eine besondere Beziehung zwischen Ihrem Seeräuber und einer Geis auffinden? - Seeräuber, wissen Sie, haben nichts mit Geisböcken zu thun, die gehören in das landwirthschaftliche Gebiet.«

»Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß es nicht das Bild einer

Geis war.«

»Nun, meinethalben eines Zickleins — ungefähr ein und dasselbe Ding!«

»Ungefähr ein und dasselbe, aber auch ganz und gar nicht«, versetzte Legrand. »Sie haben vielleicht von dem Piratenhäuptling Kidd gehört. Kid heißt in unserer Sprache ein Zicklein. Ich betrachtete die Figur des Thieres als ein Wortspiel, als eine Art hieroglyphischer Signatur. Ich sage: Signatur, denn die Stelle, an welcher sie gezeichnet, war, sprach für diese Idee. Der Tottenkopf an dem schräg gegenüber befindlichen Ende trug in derselben Art den Charakter eines Siegels oder Stempels. Ich wurde indeß sehr in Verlegenheit gesetzt durch die vollständige Abwesenheit aller sonstigen Charaktere, aller und jeder Schriftzüge, — des Textes, nach welchem ich aussah.«

»Vermuthlich glaubten Sie, einen Brief zu finden zwischen dem Stempel und der Signatur?«

»Irgend etwas von der Art. Die Wahrheit zu bekennen, empfand ich eine unwiderstehliche Ahnung von einem ungeheuren Vermögen, das mit der Existenz des Pergamentblättchens verknüpft sei. Ich wußte kaum zu sagen, warum. Vielleicht war es bei alledem mehr ein Wunsch, als ein wirklicher Glaube, aber können Sie sich vorstellen, daß Jupiter's lächerliche Behauptung, der Käfer sei von solidem Gold, einen beträchtlichen Einfluß auf meine Phantasie übte? Ferner war das Zusammentreffen einer ganzen Reihe von Zufällen ein höchst wunderbares. Welch ein merkwürdiger Zufall, daß alle diese Ereignisse an dem einzigen Tage im ganzen Jahre vorfielen, der kalt genug war, um das Anzünden eines Kaminfeuers zu erfordern, und daß ohne dies Feuer, sowie ohne die Dazwischenkunft des Hundes gerade in jenem Augenblick, ich niemals den Tottenkopf bemerkt hätte, folglich niemals in den Besitz des Schatzes gelangt wäre.«

»Fahren Sie fort, ich brenne vor Ungeduld.«

Wohl! — Sie haben natürlich von den mancherlei Gerüchten gehört, welche hier in der Gegend in Umlauf sind, — von dem unbestimmten Gerede der Leute, daß irgendwo an der atlandischen Küste von Kidd und seinen Spießgesellen Geld vergraben worden sey. Diese Gerüchte mußten auf irgend einer Thatsache beruhen. Daß sie so lange und so ununterbrochen

existiert hatten, konnte, wie mir schien, nur darin seinen Grund haben, daß jener vergrabene Schatz noch immer vorhanden sey. Hätte Kidd seine Beute nur für eine Zeitlang versteckt und später dieselbe weggeholt, dann würden jene Gerüchte schwerlich in ihrer gegenwärtigen unveränderten Gestalt auf uns gekommen seyn. Man erzählt sich mancherlei Geschichten von Goldsuchern, aber keine einzige von dem glücklichen Finder. Hätte der Pirat seinen Schatz wieder erhalten, dann würde die ganze Fabel verschollen sein. Ich nahm an, daß irgend ein Zufall — etwa der Verlust eines Blättchens, welches den Aufbewahrungsort anzeigte — ihn der Mittel beraubt hätte, denselben wiederzufinden, und daß jene Thatsache seinen Nachfolgern bekannt geworden sey, welche sonst vielleicht nie von der Existenz des Schatzes würden gehört haben. Diese mochten durch ihre nutzlosen und vergeblichen Versuche, den Schatz zu entdecken, die erste Veranlassung der vielfachen Gerüchte gewesen seyn, welche heutzutage in aller Welt Munde sind. Haben Sie jemals gehört, daß irgend ein erheblicher Fund von den Schatzgräbern an der Seeküste versteckt worden sey?«

»Niemals«

»Daß aber Kidds Reichthümer unermesslich gewesen, ist bekannt. Ich nahm es daher für erwiesen an, daß die Erde noch immer dieselben Berge, und Sie werden kaum überrascht seyn, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Hoffnung, ja fast die Gewißheit zu hegen begann, jenes so wunderbar aufgefundene Pergament enthalte einen Bericht über den Aufbewahrungsort des Schatzes.«

»Aber welches Verfahren schlugen Sie ein?«

»Ich hielt das Blatt nochmals ans Feuer nachdem ich die Glut verstärkt hatte; aber nichts erschien. Ich hielt es nun für möglich, daß die Bekleidung von Schmutz der Grund des Fehlschlagens sey; ich reinigte daher das Pergament indem ich es mit warmen Wasser übergieß, legte es hierauf in ein zinnernes Gefäß, mit dem Totenkopfe nach unten, und erhitzte die Pfanne auf glühenden Kohlen. In wenigen Minuten wurde die Pfanne über und über heiß; ich entfernte das Blatt, und zu meiner unaussprechlichen Freude traten schon an verschiedenen Stellen Charaktere in geraden Linien hervor. Abermals legte ich es in die Wanne und

ließ es eine Minute länger dort liegen. Als ich es herausnahm, war es gerade so, wie Sie es jetzt erblicken.«

Mit diesen Worten überreichte Legrand mir das Pergament. Die folgenden Charaktere waren zwischen der Ziege und dem Tottenkopfe gemalt:

8§4: (58;: 26; §4\*8958(?82;; 5(12§8; -§]1†?; ]  
658228§4)4\*.§803§:: 06(4\*\*08§38149§4(5844†0\*  
†53)4†0\*16!)5; 5699; §8-845806; 5†; 5; 8§58; ]1 (; 3.  
†4\*892§47846(: 8\*; 8; 5†\*5847†! ?8; 8§48: 06\*82§4§8  
†4\*89-6)98\*)0]1 \*84; [1 (; 3?)84?3§; ? (: 31 §46(.

»Aber«, sagte ich, ihm das Blatt zurückgebend, »ich schwebe noch gerade so im Dunkeln, wie zuvor. Wären alle Juwelen Golcondas bei Lösung dieses Räthfels mein, ich bin überzeugt, ich würde Sie Sie niemals gewinnen.«

»Und doch,“ versetzte Legrand, »ist die Lösung keineswegs so schwer, wie Sie vielleicht nach dem ersten flüchtigen Blick auf diese Charaktere sich vorstellen. Diese Charaktere bilden, wie sich leicht errathen läßt, eine Chiffre, — d. h. sie haben einen Sinn; aber nach Allem, was ich von Kidd gehört hatte, hielt ich ihn nicht für fähig, eine sehr complicirte Geheimschrift zu entwerfen. Ich gewann die Ueberzeugung, daß es eine höchst einfache sey, — freilich von der Art, daß sie dem rohen Verstande des Seemannes ohne den Schlüssel absolut unauflöslich erschien.«

»Und Sie lösten dieselbe wirklich auf?«

»Mit Leichtigkeit; ich habe zehntausendmal complicirtere aufgelöst. Zufällige Umstände und ein gewisser Hang meines Geistes haben ein Interesse an derartigen Räthseln in mir geweckt und man darf wohl zweifeln, ob menschliches Genie überhaupt ein solches Räthsel ersinnen kann, das menschliches Genie nicht auch bei richtigem Verfahren aufzulösen vermag. In der That, nachdem ich einmal bekannte und leserliche Charaktere vor Augen sah, dachte ich kaum mehr an eine sonderliche Schwierigkeit, ihren Sinn zu enthüllen.«

»In dem vorliegenden Fall — wie überhaupt bei jeder vorkommenden Geheimschrift — handelte es sich zuerst um die Sprache, in welcher die Chiffre g«schrieben war; denn die Prinzipien der Lösung hängen, — namentlich, was die



einfacheren Charaktere betrifft — wesentlich von dem Genius des besonderen Sprachidioms ab, und werden hierdurch bestimmt. In den meisten Fällen gibt es keinen anderen Ausweg, als daß eben der Auflösende den Versuch in jeder ihm bekannten Sprache unternimmt, bis sich die richtige herausstellt. Die vor mir liegende Schrift schien aber durch die Signatur jeden Zweifel zu entfernen. Das Wortspiel mit Kidd und Kid ist nur der englischen Sprache vergönnt. Bei alledem muß der Pirat ein ziemlich schlauer Fuchs gewesen sehn; denn die Lösung wollte mir auf diesem Wege durchaus nicht gelingen, und ich gewann die Ueberzeugung, daß jene Signatur wahrscheinlich dazu bestimmt sey, den zufälligen Finder des Blättchens absichtlich in die Irre zu führen. Uebrigens lag es auch gar nicht in der Wahrscheinlichkeit, daß ein Mann, welcher durch den täglichen Verkehr mit Leuten der verschiedensten Nationen eine Menge von Sprachen erlernt hatte, sich zur Aufbewahrung eines Geheimnisses gerade der englischen sollte bedient haben, auf welche der muthmaßliche Finder sicher am ersten verfiel. Aehnliches war mit der spanischen und französischen Sprache der Fall; wenigstens gehörten die meisten seiner Spießgesellen, in deren Hand jenes Blatt fallen konnte, den beiden genannten Völkerstämmen an. Außer diesen Sprachen mochte Kidd Deutsch oder Holländisch verstehen. Da mir Letztes fremd war, machte ich vorläufig mit dem Deutschen den Versuch.

Ich ruhte in meiner Erregung nicht bis ich auf dem Pergamente doch noch irgend eine Andeutung finden würde, die meine Begierde befriedigen konnte, und sah endlich ganz blaß kaum bemerkbar eine Reihe von Charakteren und Ziffern, die meiner Untersuchung weitere Nahrung gaben. Wenn Sie Ihre Augen recht anstrengen, so können Sie sich von dem Vorhandensein derselben selbst überzeugen.

»Sie bemerken, es ist kein Spatium zwischen den Worten. Wäre das der Fall gewesen, so würde mir die Arbeit verhältnißmäßig erleichtert worden sein. Ich hätte dann mit einer Zusammenstellung und Auflösung der kürzesten Worte begonnen, und zuerst diejenigen entziffert, welche nur aus zwei oder drei Buchstaben bestehen. Da ich hier jedoch keine Trennung der Worte fand, war es mein erster Schritt, mich sowohl

der vorherrschendsten Buchstaben, als auch der am seltensten vorkommenden zu versichern. Die Charaktere zählend, fertigte ich folgende Tabelle an:

	Von der Chiffre		
	8	finden sich	31
	4	-	21
	§	-	17
	(	-	16
	*	-	15
	5	-	14
	6	-	10
	†	-	9
	10	-	8
	293	-	7
	?	-	6
	]	-	5
	—	-	3
	7!	-	2

Der fast in allen Sprachen am häufigsten vorkommende Buchstabe ist **e**. Auf diesen folgt im deutschen Alphabete das **n**. Die übrigen Vokale kommen demnächst am häufigsten vor, besonders das **t** und **r**. Eine genaue Reihenfolge läßt sich natürlich nicht bestimmen; die Buchstaben **d** und **t**, sowie namentlich das **f** (in seinen verschiedenen Zusammensetzungen und Zeichen, wie **f**, **s**, **ff**, **ft**, **fz**) machen z. B. jenen Vokalen besonders den Vorrang streitig. Noch zweifelhafter ist die Anordnung der übrigen Buchstaben; höchstens könnte man sagen, daß in der Regel sich die Buchstaben **r** und **h**, ferner auch **m**, **l** und **g** häufiger vorfinden, als die zurückbleibenden Charaktere des Alphabetes, während sich im Englischen eine viel genauere Reihenfolge bestimmen läßt. Nur das **e** herrscht in beiden Sprachen so unzweifelhaft vor, daß man im Englischen, wie im Deutschen kaum einen noch so kleinen Satz-Abschnitt findet, in welchem der Buchstabe **e** nicht am häufigsten vorkäme.

Hiermit wäre nun gleich im Beginn das Fundament für mehr als eine bloß willkürliche Annahme gegeben. Der allgemeine Nutzen,

welcher aus einer Tabelle, wie der obigen, entspringt, ist klar, — im gegenwärtigen Fall rief ich sie jedoch selten zu Hilfe. Da **8** am häufigsten vorkommt, nehmen wir zuvörderst an, diese Ziffer sei das **e** des natürlichen Alphabetes.

Das gebräuchlichste Wort in der deutschen, wie in allen übrigen Sprachen ist der bestimmte Artikel. Sehen wir also zu, ob in unserer Chiffreschrift öfters die gleiche oder ähnliche Zusammenstellung dreier verschiedener Charaktere eintritt. Hier finden wir nur dreimal die Zusammenstellung **\*89** und je einmal die Zusammenstellung **\*84** auf dem Pergamente. Wir können daher mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Chiffre **\*** den Buchstaben **d** repräsentiert. Nächst dem bestimmten, kommt der unbestimmte Artikel am häufigsten vor. Treffen wir daher nochmals eine gleiche Zusammenstellung von drei Charakteren verschiedentlich an, deren Anfang die **8** bildet, dann ist es kaum sehr gewagt, annehmen, daß uns das Wort »ein« entgegentritt. Und wirklich begegnet uns die Zusammenstellung **8§4** nicht weniger als dreimal an verschiedenen Stellen. Wir haben jetzt zwei neue Charaktere gewonnen, und wissen, daß **§** das **t**, sowie **§** das **i** vorstellen soll.

Hiermit ist viel erreicht; wir kennen jetzt namentlich mit ziemlicher Gewißheit die Anfänge und Schlüsse einer ganzen Reihe von Worten. Aus den uns bekannt gewordenen Chiffren sehen wir, daß der Zusammenstellung **\*89**, wo sich dieselbe zum ersten Mal findet, das Wort »in« vorhergeht; es ist daher am wahrscheinlichsten, daß jene **9** den Buchstaben **m** oder **r** repräsentiert. Die Wahl fällt uns etwas schwer; indeß kommen wir auch hier allmählich zum Ziel. In der zweiten Zeile der Chiffreschrift stoßen wir nämlich auf folgende Zusammenstellung einer Reihe uns theilweise bekannter Charaktere:

\*)4\*\*08§.

Lösen wir jetzt die Charaktere, so weit wir deren Bedeutung gelernt haben, auf, dann erhalten wir folgende Buchstaben:

d)nbb0ei

Es liegt auf der Hand, daß zwischen den beiden, neben einander gestellten **d** ein Spatium anzunehmen ist; und wir brauchen uns kaum zu besinnen, daß sich das letzte Wort nur als »drei« lesen läßt. Ebenso wenig können die beiden

übrigbleibenden **d** zu einem und demselben Worte gehören, und daß folglich ( sich nur als **u** lesen läßt, ist wohl mehr als gewiß. Wir haben jetzt, mit der Gewißheit, daß in der Zusammenstellung **\*89** sich die **9** nicht als **r** lesen läßt, einen dritten neuen Buchstaben gewonnen, nämlich das **m**, welches der **9** entspricht.

Nehmen wir jetzt einmal unsere Tabelle zur Hand. Der Charakter; kommt nächst der **8** und **4**, welche wir schon als **e** und **n** kennen gelernt haben, am häufigsten vor. Ein Blick auf die Zusammenstellung **\*8;** belehrt uns, daß sich dieses Wort nur als »des« auflösen läßt; denn für **r**, **m** und **n** haben wir bereits andere Zeichen. Unsere Vermuthung wird durch das häufige Vorkommen dieses Charakters unterstützt.

Es dürfte jetzt nöthig sein, die verschiedenen, uns bekannt gewordenen Charaktere in tabellarischer Uebersicht zu ordnen, um Verwirrungen zu vermeiden. Wir erhalten folgendes Resultat:

*	repräsentiert	d
8	repräsentiert	e
§	repräsentiert	i
9	repräsentiert	m
4	repräsentiert	n
0	repräsentiert	r
;	repräsentiert	s
)	repräsentiert	u

Das heißt, wir haben nicht weniger als acht der wichtigsten Buchstaben entziffert. Die Hauptschwierigkeit ist jetzt entfernt. Nehmen wir z. B. die ersten acht Chiffren der Geheimschrift:

8§4;)58;

Von diesen sind uns nicht weniger, als sechs bekannt, und die übrigen zwei lassen sich leicht errathen. Man braucht eben kein Sokrates zu sein, um zu wissen, daß die Zusammenstellung:

ein:u5es

als »*ein gutes*« zu lesen ist, und somit wieder zwei neue Wortzeichen enthüllt.

Es wird unnöthig sein, mit den Details meiner Enträthselung fortzufahren. Ich habe genug gesagt, um Sie zu überzeugen, daß Chiffren von dieser Art leicht auflösbar sind, und um Ihnen einen

Begriff von dem Rationellen einer solchen Auflösung zu geben. Glauben Sie mir jedoch, daß die vor uns liegende Probe zu der allereinfachsten Art von Geheimschriften gehört. Ich habe Ihnen jetzt noch die vollständige Uebersetzung der auf dem Pergament befindlichen Charaktere mitzutheilen. Hier ist sie:

»Ein gutes Glas in dem Teufelsstuhl in des Bischofs Castell einundvierzig Grad dreizehn Minuten Nordost zu Nord Hauptstamm siebenter Ast Ostseite Schuß von dem linken Auge des Todtenkopfes eine grade Linie von dem Baume durch den Schuß fünfzig Fuß hinaus.«

»Aber«, nahm ich das Wort, mir scheint das Räthsel immer noch so verwickelt, als zuvor. Wie ist es möglich, in diesem Gewäsch von »Teufelsstühlen«, »Todtenköpfen«, und »Bischofs Castellen« einen Sinn zu entdecken?

»Ich gestehe«, versetzte Legrand, »die Sache hat noch ein schwieriges Aussehen für den oberflächlichen Blick. Mein erstes Bemühen war, die natürliche Satz-Eintheilung zu finden, welche von dem Zeichner der Charaktere beabsichtigt war.«

»Etwas von der Art.«

»Aber wie konnten Sie das bewerkstelligen?«

»Ich sagte mir, daß es gerade die Absicht des Schreibers gewesen sei, die Worte ohne Spatium und Absatz neben einander zu stellen, um so die Schwierigkeit der Auflösung zu erhöhen. Nur mußte ein nicht eben gar zu scharfsichtiger Mann ziemlich sicher ein solches Vorhaben übertreiben. Wenn er in seiner Satzfügung an eine Stelle kam, welche der Natur der Sache nach einen Punkt oder Absatz erforderte, so gab er sich alle erdenkliche Mühe, seine Charaktere noch dichter, als sonst, zusammen zu rücken. Sie werden das auf dem Pergamentblättchen fünfmal sehen. Durch diese Finte eher geleitet, als irregeführt, theilte ich die Sätze folgendermaßen ab:

»Ein gutes Glas in dem Teufelsstuhl in des Bischof's Castell — einundvierzig Grad und dreizehn Minuten — Nordost von Nord — Hauptstamm, siebenter Ast, Ostseite — Schuß von dem linken Auge des Todtenkopfes — eine grade Linie von dem Baume durch den Schuß fünfzig Fuß hinaus.«

«Selbst diese Interpunktion«, meinte ich, »läßt mich noch im

Dunkeln.«

»Einige Tage lang war bei mir dasselbe der Fall« versetzte Legrand;« »überall in der Umgegend von Sullivans Eiland zog ich mittlerweile Erkundigungen ein, ob irgendwo ein Haus oder ein Landsitz unter dem Namen »Bischofs-Castell« bekannt sei. Da ich nirgends Auskunft erhielt, wollte ich schon meine Nachforschungen auf einen weiteren Umkreis ausdehnen, und eine mehr systematische Prozedur einschlagen, als mir eines Morgens plötzlich in den Sinn kam, jenes »Bischofs-Castell« möchte vielleicht mit einer alten Familie, Namens Bessop, in Bezug stehen, welche in früherer Zeit ein alterthümliches Herrenhaus, etwa vier Meilen nördlich von der Insel besessen hatte. In Folge dieser Idee besuchte ich die Plantage und zog unter den ältesten Negern Erkundigungen ein. Zuletzt sagte mir eine alte Frau, sie habe von einem Platz Namens »Bessop's Casike«, gehört, und glaube, den Platz finden zu können; es sei jedoch kein Castell, sondern ein hoher Felsen.

Ich erbot mich, ihr den Gang reichlich zu vergüten und nach einigem Zaudern willigte sie ein, mich an jenen Ort zu begleiten. Wir fanden ihn ohne sonderliche Mühe, und nachdem ich sie verabschiedet, begann ich den Platz zu untersuchen. Das »Castell« bestand aus einer unregelmäßigen Partie von Klippen und Felsen, — einer der letzteren fiel mir durch seine Höhe, wie durch seine isolirte und romantische Lage besonders auf. Ich erkletterte seinen Gipfel, und war jetzt sehr in Zweifel, was ferner zu beginnen sei.

Als ich nachdenklich umherschaute, fiel mein Blick auf meinen schmalen Vorsprung an der Ostseite des Felsens, vielleicht anderthalb Ellen unter dem Gipfel, auf welchem ich stand. Dieser Vorsprung ragte etwa achtzehn Zoll über die Felskante hinaus, und war höchstens einen Fuß breit, während eine Nische in der über ihm befindlichen Klippe ihm eine rohe Aehnlichkeit mit den hohllehnigen Stühlen unserer Vorfahren verlieh. Ich konnte nicht zweifeln, daß dieß jener »Teufelsstuhl« sei, auf welchem das Pergament anspielte, und schien jetzt den vollen Sinn des Geheimnisses zu verstehen.

Das »gute Glas« wußte ich, konnte sich auf nichts Anderes, als ein Fernrohr beziehen; denn das Wort »Glas« wird selten in

anderer Bedeutung von Seefahrern angewandt. Ein Fernrohr also war hier zu gebrauchen, der keine Abweichung zuließ. — Ebenso wenig konnte ich zweifeln, daß die Sätze: »einundvierzig Grad und dreizehn Minuten« und »Nordost zu Nord« auf die Richtung abzielten, in welcher das Fernrohr zu halten sei. Höchst aufgeregt durch diese neuen Entdeckungen, eilte ich nach Hause, holte ein Fernrohr, und kehrte nach dem Felsen zurück.

Ich ließ mich auf den Vorsprung hinab, und fand, daß es unmöglich war, anders als in einer einzigen, ganz bestimmten Stellung einen Sitz auf demselben Zugewinnen. Diese Thatsache bestärkte mich in meiner vorgefaßten Idee. Ich nahm mein Fernrohr zur Hand. Selbstverständlich konnten sich die »einundvierzig Grad und dreizehn Minuten« nur auf die Höhe des Emporhebens am sichtbaren Horizont beziehen; denn die Himmelsgegend war durch die Worte »Nordost zu Nord« deutlich genug bestimmt. Die letzte Richtung stellte ich mit Hilfe eines Taschen-Kompasses leicht fest; dann erhob ich das Teleskop so annähernd als möglich zu einem Winkel von einundvierzig Grad, und bewegte es langsam auf und ab, bis meine Aufmerksamkeit durch eine kreisförmige Oeffnung in dem Laub eines Baumes, welcher alle seine Waldnachbarn überragte, in Anspruch genommen wird. In der Mitte dieser Oeffnung bemerkte ich einen weißen Fleck, konnte jedoch anfänglich nicht unterscheiden, was es sei. Den Fokus des Fernrohrs durch Schieben verstärkend, sah ich abermals hin, und erkannte jetzt deutlich einen Tottenkopf.

Nach dieser Entdeckung war ich sanguinisch genug, mein Räthsel für gelöst zu halten; denn der Ausdruck: »Hauptstamm, siebenter Ast, Ostseite, konnte sich nur auf die Stelle des Baumes beziehen, an welcher sich der Schädel befand, während die Worte: »Schuß von dem linken Auge des Tottenkopfes, auch nur eine Deutung hinsichtlich des Auffindens der vergrabenen Schätze zuließen. Man sollte, so viel ich verstand, eine Kugel durch das linke Auge des Schädels hinabsenken und eine grade Linie von dem nächsten Punkte des Baumes durch »den Schuß« (die Stelle, auf welche die Kugel herabgefallen war) ziehen. Diese Linie, bis zu einer Entfernung von fünfzig Fuß verlängert, würde einen gewissen Punkt anzeigen, und es schien mir wenigstens

möglich, daß hier ein werthvoller Schatz vergraben sei.«

»Alles Dies«, sagte ich, »ist außerordentlich klar, und obwohl scharfsinnig, doch sehr einfach und bestimmt. Was thaten Sie nun, als Sie das Bischofs-Castell verließen?«

»Nachdem ich sorgfältig den Platz ausgemessen hatte, an welchem der Baum sich befand, kehrte ich heim; sobald ich jedoch den »Teufelsstuhl« verließ, war die kreisförmige Oeffnung verschwunden, und wie sehr ich mich wandte, es war mir unmöglich, eine Spur derselben zu entdecken. Was mir als das Scharfsinnigste bei der ganzen Sache erscheint, ist die Thatsache, daß sich jene Baumöffnung von keinem andern Punkt erblicken läßt, als von jenem schmalen Vorsprung an der Ostseite des Felsens.

Auf dieser Wanderung nach dem »Bischofs-Castell« hatte mich Jupiter begleitet, dem ohne Zweifel mein anscheinend zerstreutes Wesen seit mehreren Wochen nicht entgangen war, und der in Folge hiervon besondere Sorge trug, mich keinen Augenblick allein zu lassen. Am andern Morgen gelang es mir jedoch, da ich sehr früh aufgestanden war, ihm zu entweichen, und ich wanderte auf die Hügel, um jenen Baum zu entdecken. Nach vieler Mühe machte ich ihn ausfindig. Als ich am Abend nach Hause kam, hielt mein Diener einen großen Stock für mich in Bereitschaft. Der Rest des Abenteuers ist Ihnen so gut wie mir bekannt.«

»Wahrscheinlich«, bemerkte ich, »verfehlten wir zuerst den Platz, weil Jupiter in seiner Dummheit den Käfer durch das rechte, statt durch das linke Auge des Schädels fallen ließ.«

»Allerdings. Dieser Irrthum machte einen Unterschied von drittheil Zoll bei dem »Schuß« — d.h. bei demjenigen Pflock, welcher dem Baum am nächsten stand; wäre der Schatz nun unter dem »Schuß« vergraben gewesen, dann hätte der Irrthum wenig zu bedeuten gehabt; aber der »Schuß« und der zunächstliegende Punkt des Baumes waren nur zwei Punkte, um die Richtung der geraden Linie zu bestimmen; je mehr diese also verlängert wurde, desto mehr schadete der Irrthum, und bei fünfzig Fuß war der Unterschied so groß, daß wir ganz von der Fährte abkamen. Hätte ich nicht eine so tief gewurzelte Ueberzeugung von dem wirklichen Vorhandensein eines Schatzes in der Nähe des Baumes gehabt, dann wäre all' unsere Arbeit



umsonst gewesen.«

»Aber Ihre feierliche Sprache, Ihr sonderbares Benehmen, Ihr Schwingen des Käfers, — wie überaus lächerlich! Ich glaubte wahrhaftig, Sie wären toll. — Und warum bestanden Sie darauf, den Käfer, statt einer Kugel herabfallen zu lassen?«

»Nur, um aufrichtig zu sein, ich fühlte mich durch Ihren Argwohn betreffs meiner Gesundheit etwas ennuyirt, und beschloß, Sie im Stillen in meiner eigenen Manier durch ein bischen nüchterne Mystifikation zu bestrafen. Deßhalb schwang ich den Käfer und deßhalb ließ ich ihn vom Baum fallen. Ihre Bemerkung über dessen schweres Gewicht brachte mich auf letztere Idee.«

»Ja, ich begreife; jetzt möchte ich nur über einen Punkt noch aufgeklärt sein. Was haben jene Skelette zu bedeuten, die wir in der Grube fanden?«

»Das ist eine Frage, die ich so wenig als Sie selbst zu beantworten vermag. Es leuchtet mir jedoch nur eine Annahme hier ein, welche freilich auf eine sehr traurige Art die Sache erklärt. Es ist klar, daß Kidd — wenn in der That Kidd diesen Schatz vergrub, woran ich gar nicht zweifle — es ist klar, daß er bei seiner Arbeit Helfer gehabt haben muß. Nachdem jene Arbeit beendet war, hielt er es für nöthig, alle Mitwisser seines Geheimnisses zu entfernen. Eine oder zwei Schläge mit der Axt mögen hinreichend gewesen sein, die in der Grube beschäftigten Genossen zu töten; vielleicht erforderte es ein Dutzend — wer vermag es zu sagen?«

- E n d e -

# Die Abenteuer eines Lieutenants

Novelle.

Aus dem schwedischen von E. Sickenberger.

den 3. März 1861.

## I.

Sicherlich missen die wenigsten meiner verehrten Leser aus eigener trauriger Erfahrung, was es heißen will, auf einem königlich schwedischen Bauernkarren, auch Rebhuhn benannt, zumal bei Frühlingsanfang beim entsetzlichen Thauwetter zu fahren. Es ist dieses eine Arbeit, von der, nach meiner innigsten Überzeugung, sogar der unermüdliche Halbgott Herkules stutzig geworden wäre, d. h. wenn es diese gefährliche Fahr — oder besser Marterwerkzeug zu seiner Zeit gegeben hätte; und meine liebenswürdigen Leserinnen, die in so vielen andern Fallen die Opfer einer stupiden Convenienz sind, dürfen in diesem Falle doch die Regeln derselben preisen, die ihnen gebieten, ihre so empfindsamen Reize diesen rüttelnden und schüttelnden Transportmaschinen nicht anzuvertrauen. Aber wir arme Junggesellen insbesondere wir Lieutenants, wir schnurrbärtigen Zugvögel »im Staat« ohne bleibende Stätte, die es nicht soweit gebracht haben, sich genug Ansehen oder Rang zum Vorwurf machen zu können, um auf »Pump« in anderen Wagen zu fahren: wir sind zu den Bauernkarren verdammt, wie Galeerensclaven zum Ruder.

Es ist auch, meiner Seele! kein anderer als ein junger Lieutenant, der dort den Hügel herabgerollt kommt, während der Schmutz himmelhoch an ihm hinaufspritzt und seine blaue Uniformmütze mit kleinen Flecken besäet, unzählig, wie die

Schwerth-Ordens-Sterne in der schwedischen Armee. Ohne darauf zu achten, läßt der junge Lieutenant, der Held unserer Erzählung, seine Peitsche lustig knallen, und ist von Herzen vergnügt, wenigstens einmal aus dem gewöhnlichen Schildkrötentrott herausgekommen zu sein. Aber der Braune ist nicht — beinahe hätte ich gesagt . . . der Mann, — der sich länger anstrengt, als es bergab geht. Unten auf der Landstraße angekommen, bleibt er a tempo und schüttelt eigensinnig seine zottige Mähne, indem er die Nüstern stark aufbläst, als wolle er dadurch andeuten, daß er sich durch die ihm soeben widerfahrene Beleidigung tief gekränkt fühle.

Der Teufel fahre so einer Mähre in die Knochen! Fahre der Leibhaftige mit solch einem Karren und repariere dieses Fuhrwerk!« rief der Lieutenant halb verdrießlich, halb lachend, und warf die Peitsche auf den Karren, während er seine langen Beine ausstreckte, die er, wegen der räumlichen Beschränktheit des Karrens, während des schnelleren Fahrens fast bis an das Kinn hatte heraufziehen müssen. »Nun so gebt nur eurem unglücklichen Renner etwas Brod, Landmann! das wird ihn wieder zur Vernunft bringen. Heutzutage ist es auch keine so leichte Sache, ein Gaul zu sein!«

»Ja, ja, das merkt unser einer am besten« antwortete der Skjutsbauer seufzend, indem er das Pferd ausschirrte.

Während nun der Bauer damit beschäftigt ist, Bissen für Bissen in wahrhaft brüderlicher Theilung mit seinem Pferde zu essen, haben wir gute Gelegenheit, den Reisenden, der aus dem Fuhrwerk gesprungen ist, um die lahmen Glieder etwas zu dehnen und auszurichten, näher zu betrachten.

Es war eine hohe stattliche Figur, wie man sie nicht oft trifft, und es lag in allen seinen Bewegungen eine Leichtigkeit und Anmuth, wie man sie noch seltener findet. Die aristokratische steife Haltung ließ beim ersten Blick auf einen gewissen Stolz schließen; aber dieser minder vortheilhafte Eindruck schwand sogleich, wenn man in sein großes blaues Auge sah, in dem gleichwie in dem freundlichen Zug um seinem Mund, nur die aufrichtigste Herzensgüte, vereint mit einer gewissen schalkhaften Munterkeit zu erkennen war. Man konnte nichts frischeres sehen, als sein wohlgebildetes rosiges Gesicht, das nach keine

menschliche Leidenschaft berührt zu haben schien, um ihren entstellenden Stempel zurückzulassen. So stand er dort, um es kurz zu sagen, als ein schönes, tröstliches Bild von Gesundheit, Fröhlichkeit und Jugend; denn, daß er jung war, sehr jung, sah man leicht an dem blonden, flaumigen Schnurrbart, den er sichtlich erst im letzten Halbjahre gelungen war sich an das Tageslicht hervorzarbeiten.

Nachdem er einigemal, unter äußerst unbehaglichen Betrachtungen über die bodenlosen Wege am Rande des Wassergrabens auf und ab gegangen war, wandte er sich mit der prosaischen, aber gewöhnlichen Frage an den Bauer: »Wie weit sind mir nun gefahren?«

»Ja liebes Herrchen, es ist nicht der Mühe werth davon zu sprechen. Nur eine halbe Meile, « antwortete dieser, indem er sich bedenklich hinter dem Ohre kratzte.

»Nur eine halbe Meile? Bist du wahnsinnig! Also hätten wir nach sechs Viertelmeilen?«

»Ja, das hat Alles seine Richtigkeit, « war die lakonische Antwort.

»Angenehme Aussichten, « dachte unser Reisender und setzte sich wieder auf seine Folterbank, aber »im Ganzen kann mich All das wenig kümmern, ob ich in freier Luft oder in einer windigen Gaststube sitze. Ich stehe ja ganz allein in der Welt, « und dabei seufzte er fast so schwer, wie der Braune. der nun auf die handgreiflichen Aufmunterungen des Skjutsbauern hin sich wieder in Gang zu setzen begann.

Hier scheint es uns der rechte Ort zu sein, den Leser in Kurzem zu unterrichten, wen sie denn eigentlich in unserem Reifenden vor sich haben. Daß er einer der Vaterlandsvertheidiger ist, haben wir bereits an seiner Mütze gesehen, und zwar ist er einer der allerjüngsten, denn er hat erst neulich die Kriegsakademie verlassen und ist nun im jüngsten Armeebefehl zum Lieutenant befördert, im Begriffe zu seinem Regimente zu reisen. Niemand konnte wohl mit mehr Grund als er sagen, daß er ganz allein in der Welt stehe, denn er hatte weder Vater, Mutter und Geschwister, noch, soviel ihm wenigstens bekannt war, Verwandte. Seine Mutter eine schöne Frau von niedriger Geburt, war schon an in seiner frühesten Kindheit gestorben, und sein

Vater, ein beabschiedeter, invalider Militär, war ihr, kurz nachdem es ihm gelungen war, seinem Sohne einen Freo-Cadetenplatz in Carlsberg zu verschaffen, gefolgt. Mit Hilfe eines adeligen Stipendiums hatte er seine Uniform angeschafft, die, nebst seinem Anstellungsdekret und 100 Thalern Reisegeld, sein einziges Eigenthum in der ihm wildfremden Welt ausmachte. Angenehme Aussichten in der That! — Möge es also der Leser nicht übel aufnehmen, wenn unseres Helden sonst glattes Gesicht für den Augenblick einen melancholischen Ausdruck angenommen hat.

Aber bald wurde er aus seinen besorgten Betrachtungen von dem Skjutsbauern geweckt, der nachdem er mit seinem einfältigen, bleifarbigem Auge lange den rothen Mantelkragen des Lieutenants betrachtet hatte, endlich fragte:

»Ist der Herr vielleicht einer vom Militär!«

Der Lieutenant bejahte und lachte herzlich über diese Frage, zu der sein Manteltragen Anlaß gegeben hatte.

»Vielleicht einer von den Paragapher, wenn ich so neugierig fragen darf, « fuhr der Bauer fort.

»Paragaphen! Was in Gottes Namen meinst Du damit!« fragte der Lieutenant und lachte noch herzlicher als vorher.

»Nun wahrlich! Weiß der Herr denn nicht, was Paragapher sagen will? Das sind solche Sterngucker, die herumgehen und das Feld abmalen. Sie waren im vorigen Jahre bei uns im Darf und führten ein ganz absonderliches Leben, und unsere Mädels hatten sich ganz in sie vergafft; es war ihre größte Freude, wenn sie auf die Weideplätze hinaus mußten, um die Kühe zu melken! Aber es waren feine Herren, das muß man sagen, denn sie hatten so einen vernehmen Charakter, daß sie gar nicht aufs Geld sahen. Ader erstaunlich neugierig waren sie, und wollten immer ganz genau wissen, wie viele Pferde, Kühe, und Schweine wir im Stalle hätten, gerade als ob jetzt auch ihre Kameraden nachkommen sollten, und wir waren auch richtig lange Zeit in großer Angst, weil wir dachten, sie wollten jetzt unsere Steuern vermehren, die wir ohnehin so schwer bezahlen können, so schwer sind sie. Aber es waren auch ganz närrische Kerle unter ihnen, denn wir haben oft gesehen, wie sie ausgingen, um einen Stern vom rothesten Gold, der dort im Walde herabgefallen war,

zu suchen, und da konnten wir und nicht halten, über so gelehrte Herren zu lachen, die, mit Respekt zu sagen, so dumm sein konnten, in einem großen Wald nach einem so klimperkleinen Ding zu suchen, wie ein Stern, der vom Himmel herabgefallen ist. Jetzt sind sie mit langen Nasen abgezogen, in Gottesnamen, und wir sind recht recht froh darum, schon um unserer Mädeln willen, denn denen war der Kopf ganz verrückt, so lange diese verdammten Paragraphe hier waren, und diese Obsalvation ist ja, Gott straf mich, schuld, daß sie dem zweierlei Tuch nachlaufen, wie der Teufel einer armen Seele.«

Unsern jungen Lieutenant belustigte die pikante Erzählung des Bauern über die »Paragraphe«, womit er natürlich die Offiziere vom topographischen Corps meinte, die sich in jenem Dorfe auf Vermessungen befanden.

Sie waren jetzt in den Wald gekommen, wo die kostbaren Sterne herabgefallen sein sollten, und der Lieutenant war schon im Begriff, weitere Fragen über dieses interessante Thema anzustellen, als er plötzlich einen wehklagenden Ton hörte, der ganz neben ihm aus dem dichten Gebüsch herauszukommen schien. Er ließ den Bauern sogleich halten, sprang aus dem Karren, und eilte nach der Gegend, woher der Laut kam. Als er sich dreißig bis vierzig Schritte in dem Gesträuch vorwärts gearbeitet hatte, sah er ein schluchzendes Weib, mit einem jungen, ohnmächtigen Mädchen in ihren Armen, auf einem moosbewachsenen Steine sitzen.

In einem Augenblicke stand er an der Seite der Unglücklichen, aber erst, als er im Tone gefühlvoller Theilnahme ausrief: »Großer Gott, was ist geschehen?« bemerkte die ältere Frau, daß sie an diesem traurigen Orte einen Beobachter habe. Sie streckte ihre magere Hand aus und schluchzte: »Mein Kind, mein armes Kind! Ich fürchte, sie stirbt. Sieh sie rührt sich nicht mehr. Von Mattigkeit überwältigt, hat sie . . . «

Der Lieutenant, der durchaus nicht rathlos war, beeilte sich sogleich, eine Handvoll Schnee aus einem halb geschmolzener Schneehaufen, der nahe dabei lag, zu holen, um damit die Schläfe der Ohnmächtigen abzukühlen. Nach einigen wiederholten Versuchen schlug auch das Mädchen wirklich die Augen auf und seufzte leise.

»So, recht! Seid nur nicht so traurig, « sagte unser Held zur Mutter, »es war nur eine augenblickliche Schwäche, die bald vorübergehen wird. Wohin geht Ihre Reise, beste Frau?«

»In das Grab, « antwortete die Mutter, »denn so ermattet und ausgehungert, wie wir sind, werden wir gewiß hier umkommen, wenn kein barmherziger Mensch uns hilft.«

»Und warum sollten Sie umkommen, da Sie schon einen barmherzigen Menschen gefunden haben?« antwortete der Lieutenant sanft. »Mein Skjuts steht hier gleich in der Nähe auf der Landstraße, und Sie können mit ihm bis zum nächsten Gasthause fahren, wo Sie ausruhen und sich erholen können.«

»Vergelte der Himmel Ihre Güte, junger Herr!« rief die Frau, und suchte ihre stöhnende Tochter aufzuheben, die nun wieder zu sich gekommen war und — weinte.

»Nein, warten Sie! Ich will das Mädchen tragen, « sagte der Lieutenant und faßte sie zugleich mit seinen Armen. »Folgen Sie mir nur, gute Frau.«

Die großen, dummen Augen des ehrsamen Skjutsbauern wurden noch größer und dümmer, als er das merkwürdige Trio »obsalvirte« das plötzlich aus dem Walde herauskam; aber seine Verwunderung machte bald einer heftigen Verdrießlichkeit Platz, als der Lieutenant seine Bürde auf den Karten setzte, und darauf der Mutter aufsteigen half.

»Nein, nein, Herr, das geht absolut, das geht unmöglich an, brach er mit steigender Heftigkeit heraus, »der Herr darf nicht alles Pack einsteigen lassen. Hinaus mit euch, « fuhr er dann fort, und wollte eben auf das arme Mädchen losstürzen, »hinaus mit euch, schlechtes Gesindel . . . ihr Diebswaare . . . «

Aber der Bauer konnte das gemeine Wort, das er auf den Lippen hatte, nicht aussprechen; denn des Lieutenants kräftige Hand faßte ihn im Rücken und schüttelte ihn so unbarmherzig, daß dieser glaubte Leber und Lunge führen ihm aus dem Leibe. »Siehst du denn nicht, niederträchtiger Schurke, « rief der Lieutenant mit zorniger Stimme, nachdem er den Bauern hatte fahren lassen, »siehst du nicht, daß das ermattete ausgehungerte Unglückliche sind, und daß sie der Hilfe ihrer Mitmenschen bedürfen?«

»Ja, aber mein Beamter kann reich helfen, der muß ziehen und nicht ich, bester Herr! Ich werde den Herrn fahren, das ist sicher, das hat seine Richtigkeit und ist in der Ordnung, aber mehr kann ich nicht.«

»Ach, laß uns gehen, « sagte das Mädchen ängstlich zu seiner Mutter, »ich fühle mich nun stärker. Laß uns gehen, denn Alles, Alles stößt uns von sich!«

»Bleiben Sie hier, und fürchten Sie nichts!« sagte der Lieutenant, den die wehklagende Stimme des Mädchens noch mehr rührte. Darauf wandte er sich mit erkünstelter Kälte an den unbeugsamen Skjutsbauern und sagte: »Nun, sei nur nicht so wahnsinnig dumm, du wirst wohl begreifen, daß ich selbst gehen will, damit diese armen Frauen fahren können. Damit bekommst ein gutes Trinkgeld in den Kauf, wenn du thust, was ich dir sage.«

»Ein Trinkgeld wäre schon recht, aber ich darf so durchaus nicht fahren, denn es sitzen zwei auf, « wandte der Bauer ein, der einer von jenen ächten, rohen Bullköpfen war, wie man sie noch bisweilen unter unseren Bauern antrifft.

Das kochte unserem Lieutenant, aber er antwortete doch ganz still: »Höre, ich will dir das doppelte Reisegeld bezahlen; hast du etwas dagegen einzuwenden?«

»Auch so gehts noch nicht«, wandte wieder der Bauer ein, »denn der Herr hat da zwei Frauenzimmer, soviel ich sehe, und zwei können nicht mit einem Pferde fahren.«

»Aber diese beiden Frauenzimmer sind zusammen nicht so schwer als ich!«

»Das will nichts bedeuten, « disputirte der Bauer. »Es steht nur Einer im Buche eingeschrieben, und das Recht muß seinen Lauf haben; das ist Regel, ja.«

»Du wirst bekommen, was du begehrt. Aber höre nun, wenn ich dir sage. Hüte dich, während des ganzen Weges, dein sündiges Maul aufzuthun, und danke Gott, wenn du heute Abend nach Hause kommst, daß du nicht hinter einen Andern gekommen bist, als ich bin.« Und damit faßte er den Bauern, an der Brust, hob ihn gerade in die Höhe, und stellte ihn auf der andern Seite des Pferdes wieder nieder, so leicht wie einen Federball.



»Der ist stark wie ein Ochse, « murmelte der Bauer verwundert, »da muß ich mich in Acht nehmen, das wird das beste sein! Darf ich jetzt weiter fahren, gnädiger Herr.«

»Stille! habe ich dir gesagt. Fahr zu!« rief der Lieutenant, worauf sich der traurige Zug in Gang setzte. Jeder, der nicht gewußt hätte, daß dieses ein Werk der Menschenliebe von Seiten den jungen Mannes war, hätte diesen Anblick sogar lächerlich finden können, so sonderbar war er. Ein junger braver Offizier und ein schwerfälliger, unbeholfener Bauer auf beiden Seiten des Weges gehend, und mitten aus dem Wege auf einem wackligen Karren zwei bleiche, abgezehrte Frauenzimmer, denen sich das sichtbarste Elend auf den Gesichtern malt, geben wirklich ein sehr seltsamen Bild, eine Bemerkung, die auch unserem Helden nicht entging. »Es fehlt uns, « dachte er, »nur noch ein Hund oder ein Schwein, und jeder Vorübergehende könnte uns für eine complete Zigeuner Gesellschaft halten. Doch was schere ich mich darum, wenn man über mich lachen will? Niemand kennt mich, und selbst wenn ich allgemein bekannt wäre, würde ich mich dessen, was ich gethan habe, nicht schämen.

Aber wenn es nun schlechtes, herumstreunendes Gesindel wäre, das ich in meinen Wagen genommen habe?« fragte er sich selbst, noch einem kurzen Besinnen, »dann — aber, nein, das kommt auf Eines heraus. Es sind offenbar Unglückliche, und jeder Unglückliche fordert unseren Beistand . . . Indeß will ich mit ihnen sprechen, um herauszubekommen, wessen Geistes Kinder sie sind.«

Zu diesem Ende nähert er sich dem Karren und ergriff, nach Art der Skjutsbauern, eine der Speichen des Wagensitzes, um das schwierige Gehen auf dem bodenlosen Lehmwege zu unterstützen. Das ermattete Mädchen schien zu schlafen. Sie hatte ihre Arme um die Mutter geschlungen und ließ ihre bleichen Wangen auf deren Busen ruhen. Sie konnte ihrer Größe nach zu urtheilen ungefähr fünfzehn bis sechzehn Jahre alt sein, aber Krankheit und Noth hatten auf die gefälligen, schlanken Formen, die diesem schönen Alter eigen sind, so nachtheilig gewirkt, daß unser Held beinahe auf den Gedanken gekommen wäre, es sei nur noch ein Skelett übrig geblieben. Das Profil ihres Gesichtes, das sie auf die Mutter gelehnt hatte, war bewundernswürdig fein

und edel, und die langen, weichen und dunklen Fransen an den geschlossenen Augenlidern gaben dem Schlummer der Leidenden etwas englisch Reines.

Als die Mutter sah, daß unser Lieutenant die Schlummernde so theilnehmend betrachtete, fielen ihr zwei große Thränen auf die Wangen, und als nun, indem sie sich mit einem Blicke voll Rührung und Dankbarkeit nach ihrem Beschützer wandte, diese Thränen warm auf seine Hand fielen, fühlte er plötzlich in seinen Augen ein nahe verwandtes Naß aufsteigen, und er erfuhr jenes himmlische liebliche Gefühl, daß in dem Bewußtsein einer guten That besteht.

»Weine Sie nicht, gute Frau, « sagte er mit leise flüsternder Stimme, um die Schlafende nicht zu erwecken; »Gott ist gut und vielleicht ist Hilfe näher als Sie glauben. Ich brauche nicht zu fragen, ob sie unglücklich sind. Das sehe ich; aber wenn ich nun frage, woher Sie kommen und wohin Sie gehen, so geschieht dieses bei Gott nicht aus Neugier, sondern nur weil ich zu wissen wünsche, ob ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann.«

Die Frau senkte einige Augenblicke ihr Haupt, und eine leichte Röthe überflog ihre Wangen, denn antwortete sie: »Junger, edelmütiger Herr, der einem unglücklichen, ohnmächtigen Weibe so viel Güte erweist: ich muß Sie, selbst auf die Gefahr hin, von Ihnen mißkannt zu werden, bitten, mich um nichts zu fragen, da ich auf nichts antworten kann. Mein ganzes Leben — und ich stehe jetzt im siebzigsten Jahre — war ein Geheimniß, und ich war bin auf den heutigen Tag zu stolz, es zu lösen. Es kann Ihnen vielleicht wunderlich vorkommen, daß ein Weib, daß Sie in einem so elenden Zustande gefunden haben, noch von Stolz sprechen kann, aber es gibt solche Weiber und zu ihre Zahl gehöre auch ich. Aber was ich vor dem lebendigen Gott betheuern kann, das ist, daß Sie Ihr edles Mitleid nicht an unwürdige oder schuldige Personen verschwenden. Ich leide nur in Folge des Verbrechens einen Andern, « — und hiermit warf sie, wie der Lieutenant bemerken konnte, einen rascheren höchst liebevollen, aber auch höchst wehmütigen Blick auf ihre Tochter.

»Ich will in Niemandens Geheimnisse eindringen, gute Frau, « sagte der Lieutenant, nicht wenig über die bestimmte vorsichtige und gebildete Art ihres Ausdruckes erstaunt und am

allerwenigsten jetzt, wo ich aus Ihrer Erzählung habe entnehmen können, daß Sie in weit besseren Umständen erzogen sind, als die sind, in denen Sie sich jetzt befinden. Eine vom Unglück schwer heimgesuchte, über den Hohn böswilliger Menschen erhabene Seele behält immer ihren Stolz, den ich wenigstens zu achten weiß. Aber was ich habe sagen wollen, ist, dass Sie nach Ihrer Ankunft im Gasthause um Ihrer Tochter willen noch einige Tage dort bleiben müssen, ehe Sie Ihre Wanderung fortsetzen, denn das arme Wesen würde sonst der Anstrengung unterliegen.«

»O Gott! wenn ich nur betteln könnte! betteln um ihretwillen!« rief die unglückliche Mutter, und drückte ihre Tochter so fest ans Herz, daß diese davon erwachte. Als sie ihre schönen blauen Augen aufschlug, sah sie verwirrt um sich, legte ihre Hand auf die Stirne und rief hastig: »Meine Mutter, meine gute Mutter! Was ist da? Wo bin ich?«

»In meinen Armen liebe Caroline! in den Armen Deiner zärtlichen treuen Mutter.«

»Aber ich meine mich zu erinnern, dass ich auf einem Steine lag, im dunkeln, wilden Wald, « fuhr das Mädchen noch etwas verwirrt fort.

»Ja, aber jener Herr dort hat nun arme, unglückliche Wesen in seinen Wagen aufgenommen und uns aus dem Walde gebracht. Danke ihm, Caroline, für seine edle Handlung, denn er hat dein und zu gleicher Zeit mein Leben gerettet. Danke ihm!«

»Mein Herr, « sagte das Mädchen, und erröthete heftig, als sie dabei in die sanften, lebhaften Augen den schönen jungen Mann sah, »mein Herr. das Gebet eines armen, unglücklichen Kindes gilt viel im Himmel, und das wärmste, das ich künftig himmelwärts sende, soll Glück und Segen für Sie herabflehen. Für jetzt habe ich nur Thränen und bei diesen Worten schmiegte sie sich schluchzend an ihre Mutter und verbarg ihr Gesichtchen in ihren Händen.

»Das sind gewiß Komödianten, die in der Welt herumziehen, « sagte der Bauer, »die auch so entsetzliches Zeug schwatzen und weinen können, so oft und so viel sie wollen.«

Der Lieutenant war von der warmen Dankesbezeugung des

jungen Mädchens zu sehr gerührt, als daß er dem eigensinnigen Bauern, der trotz des gegebenen Verbotes plauderte, hätte Gehör schenken können, und da er die wehmüthigen Gefühle der armen Frauen durch sein Gespräch nicht länger aufs Neue aufregen wollte, so ließ er sie ausruhen, so gut es sich eben thun ließ. Er nahm sogar, trotz aller Einwendungen seinen Mantel ab, der ihm, wie er behauptet bei seinem Spaziergange nur hinderlich sei, und schlug ihn um seine beiden vor Kälte zitternden Schützlinge. Dann entfernte er sich rasch; aber das Mädchen flüsterte der Mutter ins Ohre »Welch ein Engel an Herzensgüte! Ist es möglich, daß es solche Menschen gibt!« Dieser leichte Seufzer, der ihr bei diesen Worten entstieg, war der erste vergnügte, der bisher ihren jugendlichen Busen erhöht hatte.

So ging der Zug langsamen Schrittes weiter, und der Lieutenant, der am Rande des Weges ging, wurde immer stiller und nachdenklicher.

Ich beklagte mich vorhin erst, daß ich einsam und verlassen in der Welt stünde, « sagte er bei sich selbst, »aber ist meine Einsamkeit in Vergleichung mit jenen armen verlassenen Wesen nicht beneidenswerth? Worüber beklage ich mich also? So will ich denn einmal, damit ich mit mir selbst ins Reine komme, alle meine Schätze zusammenrechnen, damit ich künftig mit meinem Loose zufrieden bin, und nicht mehr in einfältigen Klagen ausbreche.«

»Fürs erste bin ich ein Mann, das ist das Beste; denn der Guckuck möchte ein Frauenzimmer sein, das noch dazu so einsam in der Welt stünde wie ich. Zweitens bin ich ein starker, muthiger, frischer Kerl, der Doctor und Apotheker noch für keine zwei Pfennige Verdienst gegeben hat. Ich kann also nie so weit kommen, daß ich hungern muß, so lange es nach Steine zu brechen, Holz zu hauen und Wasser zu tragen gibt. Fürs dritte habe ich ein gutes Gewissen, und Gott weiß, ob das nicht das Allerbeste an mir ist.«

»Bis jetzt habe ich noch keine größere Sünde begangen, als daß ich einmal auf der Nörstrandstraße ein Paar Kerls unbarmherzig durchprügelte, die einen meiner jüngeren Kameraden todtschlagen wollten. Nun — sie rissen sehr bald aus und — einige Wochen später habe ich dafür ein kleines Kind, das im nächsten Augenblicke in einem brennenden Hause vom Feuer

verzehrt worden wäre, mit eigener Lebensgefahr gerettet. Und als nun Jedermann wissen wollte, wer ich wäre, erklärte ich ihnen, daß sie das gar nichts angehe, und lief, was ich konnte, davon — und das war auch sehr politisch von mir gehandelt, denn um die Feuersbrunst ungenierter mit ansehen zu können, hatte ich mir einen Civilrock geliehen, und es war den Cadetten strenge verboten, ohne Uniform auszugehen. Aber was habe ich denn noch mehr? Ja, viertens habe ich einen guten Humor. Ich habe, wie der große Orenstierna, nur zwei schlaflose Nächte gehabt. Dass eine Mal in der ersten Nacht, wo ich nach Carlsberg kam, und jetzt in der ersten Nacht, wo ich diesen Ort verlassen hatte, denn ich fühlte mich rasend einsam. Fürs fünfte habe ich . . . «

Gott weiß, wie viele unschätzbare Vortheile unserer Wanderer noch hätte aufzählen können, wenn er nicht von dem Rollen eines Wagens dicht hinter sich aus seinem Gedankengang geweckt worden wäre. Ehe er sich noch umwenden konnte, um nach der Ursache dieses Geräusches zu sehen, sauste ein großer englischer Reisewagen mit vier Pferden bespannt, an ihm vorüber. Bei der raschen Vorbeifahrt konnte er doch einen etwas mißmuthig aussehenden Mann ganz allein im Wagen sitzen sehen, und er glaubte sogar zu bemerken, daß ein Lächeln die Lippen des Reisenden umflog.

»Ja lache nur mein Junge, « murmelte unser Held etwas ärgerlich. »Man hat leicht lachen, wenn man reich genug ist, so wie Du zu reisen. Aber, wiewohl Du noch genug Platz für sechs hast, fällt es Dir doch um alle Welt nicht ein, meine Frauenzimmer zu Dir zu nehmen. Ja, so sind die Reichen.«

Der Tag begann allmählig zu sinken und unsere Reisenden kamen ohne weitere Abenteuer am Gasthause an. Einige müßige Postbauern [Bauern, die auf den Stationen die Pferde verleihen.] und betrunkene Zechbrüder standen vor der Thüre, um den großen englischen Reisewagen zu betrachten, der ihr Entsetzen und ihre Verwunderung in gleichem Grade rege machte. Nach echter Bauernart versuchten sie den Wagen mit ihrem Rücken in die Höhe zu heben, was ihnen trotz der heftigsten Anstrengungen nicht gelingen wollte.

»Ja ihr Jungen, so fahren die verdammten Herrn in der Welt herum mit Wägen, daß unsere Gäule darüber zu Grunde gehen

möchten, « brach ein halb betrunkenener, kupfernäsiger Zechbruder heraus.

»Ja, die verdammten Herren!« schallte es im Chor in der ehrenwerten Versammlung wieder, »und Gott weiß, was weiter diese löblichen Herren über dieses Kapitel aufgebracht hätten, wäre nicht in diesem Augenblicke der Bauer, der den Eigenthümer des hier zur Schau ausgestellten Wagens gefahren hatte, auf der Schwelle des Wirtshauses erschienen und hätte seinen edlen Kollegen zugerufen: »Daß ist ein sehr nobler großer Herr, daß ihr's wißt; er hat mir einen Reichsthaler Banko Trinkgeld gegeben. Kommt nur herein, ich will einen Branntwein bestellen.«

»Das ist einmal ein nobler Herr!« hallte es wieder im Chorus, und Alle eilten über Hals und Kopf in die Schenkstube, um versprochenermaßen »aufgewichst« zu bekommen.

Dieser Umstand war ein für unseren Lieutenant und seine Frauenzimmer ein sehr glücklicher, die dadurch der leidigen Unannehmlichkeit entgingen, manche Spottrede anhören zu müssen. Nur ein Paar Bauern die sich um den versprochenen Branntwein nicht hatten »reißen« wollen, sahen noch ihre Ankunft an, wobei der eine die Bemerkung nicht unterlassen konnte: »Pfui Teufel, Bruder! Was ist das Lumpenware? Aber lieber als wir solche »Bagage« ansehen, gehen wir herein, nicht wahr?« — Und damit gingen sie.

Es scheint und hier der rechte Ort zu sein, auf eine Sonderbarkeit aufmerksam zu machen, die man nicht selten bei dem roheren Theile der schwedischen Bauern trifft. So sehr sie den Reichen hassen und beneiden, so sehr verabscheuen und verachten sie den Armen; sie sind nämlich beständig der Ansicht, der Reiche wolle sie betrügen und der Arme sie bestehlen — eine Verkehrtheit, die, so wahnsinnig sie scheinen mag. doch in diesen Bauerncharakteren tiefgewurzelt ist — wahrlich eine sehr häßliche Seite des Nationalcharakters, in dem Neid und Mißgunst von uralten Zeiten her den hervorstechendsten Zug bilden.

Während der Erzähler dieser Geschichte sich in oben stehenden Reflexionen ergangen hat unser Held seine Damen in das Haus geführt und ein kleines Zimmer für sie bestellt, wo sie die Nacht ungestört zubringen könnten. Nachdem er für die ausgehungerten noch ein Abendmahl befohlen hatte, reichte er

der Frau die Hand mit den Worten: »Ich habe noch einen weiten Weg und muß Ihnen nun Lebewohl sagen. Da sie so geheimnisvoll verschweigen, wohin Sie reisen, kann ich Ihnen so sehr ich es auch wünschte, keinen weiteren Dienst mehr leisten, und, aufrichtig gesagt, bin ich selbst ein armer vater- und mutterloser Mensch, der jetzt erst seinen ersten Schritt in die Welt gethan hat, — dem es zwar nicht an gutem Willen, wohl aber an Vermögen fehlt, seinen bedürftigen Nächsten zu helfen. Schlagen Sie indeß diese Kleinigkeit nicht aus, die die Fortsetzung Ihrer Reise in etwas unterstützen kann. Und damit steckte er ihr eine Zehnthalernote in die Hand.

»Nein, ich kann, ich darf von Ihrem Edelmuthe keinen Gebrauch machen!« rief die Frau und rang die Hände, »und doch, doch betteln, wozu ich sonst genöthigt wäre . . . Ich hatte zwar einiges Reisegeld, aber mein armes Kind wurde krank, und Alles, was wir hatten, zerrann an einem theuren, fremden Ort. Wenn ich . . . «

»Kein Wort weiter, « sagte der Lieutenant bestimmt, »denken Sie an sich selbst, denken Sie an Ihr Kind! Und nun Lebewohl! Lebewohl!«

»O, aber sagen Sie doch erst, wir bitten, Ihren Namen, damit wir ihn in unser Gebet einschließen können!« rief das Mädchen, und küßte, ohne daß es unser Held hindern konnte seine Hand.

»Auch ich habe meine Geheimnisse, « sagte der Lieutenant lächelnd; »und wozu bedarf es vor Gott eines Namens? Wollen Sie für mich beten, so beten Sie für den Vater- und Mutterlosen. Aber diesen Handkuß muß ich rächen, « und damit drückte er einen raschen Kuß auf die Lippen des errötenden Mädchens und eilte hinaus.

Das Mädchen blieb unbeweglich stehen und sah mit funkelnden Augen urverwandt nach der Thüre. Das tiefe Roth, das soeben ihre Wangen bedeckt hatte, wich allmählig der äußersten Blässe, und endlich warf sie sich unter einem Strom von Thränen in die Arme ihrer Mutter.«

»Armes Kind, « schluchzte diese, »jetzt bist Du recht unglücklich!«

Unterdessen war der Lieutenant in die Wirthsstube

hinabgegangen, um ein Postpferd zum Vorspanne zu bestellen und seinen Namen in das Postbuch einzuschreiben. Während er mit dieser letzteren Arbeit beschäftigt ist, wollen wir und über seine Schulter beugen, um zu sehen, was er schreibt. Ja, sieh! da steht mit zierlicher Schrift geschriebene »Unterlieutenant Hjalmar Lingen.« — Wir können also künftig den fatalen Titel ablegen, und unsern Held schlecht und recht Hjalmar nennen, wenn wir so wollen. Nachdem also Hjalmar seinen untadeligen Namen in das Tagebuch eingetragen und den bockbeinigen Skjutsbauern, der sich ihm in Rücksicht der bewiesenen Stärke seines Armes nicht ohne ein gewisses Beben näherte, bezahlt hatte, merkte er auch endlich ein gewisses unbehagliches Gefühl im Magen, welches die Armen Hunger nennen. Das erinnerte ihn, daß er bereits seit dem Morgen nichts gegessen hatte, und da er gegen Niemanden, am allerwenigsten gegen seinen eigenen Leib tyrannisch verfahren wollte, so bestellte er bei der Wirthin was Küche und Keller vermochte. Zugleich bat er um ein besonderes Zimmer, weil die Wirtsstube mit Bauern vollgepfropft war. »Da nun die Wirthin wiederholt erklärte, daß es nur mehr zwei Zimmer außer der Wirtsstube gebe, das, welches der zu Wagen angekommene Herr inne hatte, und das, worin sich die »zwei Weibsbilder befänden« so war sein Entschluß kurz gefaßt, und er trat keck in das Zimmer des fremden Herrn, der bequem an dem Tische saß, auf dem eine köstliche Abendmahlzeit aufgetragen war, und worauf rothgesiegelte Flaschen ihre verführerischen, strahlenden Häupter erhoben.

»Bitte tausendmal um Verzeihung, mein Herr, daß ich Sie störe, « sagte Hjalmar mit einer leichten Verbeugung »da dieses jedoch hier das einzige Zimmer für Reisende ist und ich, ehe ich meine Reise fortsetze, noch ein kleines Mahl einnehmen möchte, so . . . «

»Braucht keine Entschuldigung, « unterbrach ihn der Fremde in ziemlich barschem Tone und mit einem etwas fremdartigen Accente. »Ist diesen hier das einzige Gastzimmer, so haben Sie natürlicherweise eben soviel Recht, hier einzutreten, wie ich.«

Da Hjalmar im Augenblicke nichts hierauf zu sagen wußte, setzte er sich auf eine Bank nieder, und fing, weil er nichts besseres zu thun hatte, den Fremden aufmerksam zu betrachten



an, der eben mit seinen gebratenen Hühnchen, seinen Würsten und sonstigen Braten zu sehr beschäftigt war, als daß er auf Hjalmar hätte achten können. Es war ein kräftig gebauter Mann, von mittlerer Größe, mit schwarzem Haar und etwas gebräuntem Gesicht. Seine Züge waren männlich und regelmäßig, aber sie hatten einen Ausdruck von Härte oder Unfreundlichkeit, der dem munteren, guten, unerfahrenen jungen Mann gar nicht gefallen wollte. Er wußte noch nicht, der Glückliche, daß Jahre und Sorgen das heiterste Gesicht verdüstern, und das wärmste Herz mit einer Eisdecke umgeben können!

»Wer so tüchtig essen und trinken kann, scheint auch einen Mund zum Sprechen zu haben, dachte Hjalmar, »ich will inzwischen die Initiative ergreifen, denn das ist so unerträglich, dazusitzen und stillzuschweigen, wenn man Gesellschaft hat.«

Zu dem Ende erhob er seine Stimme und begann mit der bei Reisenden allerdings sehr gewöhnlichen Phrase: »Wir haben einen entsetzlichen schlechten Weg, mein Herr!«

»Yes, Sir!« war die lakonische Antwort.

»So, ist's daran! Das ist also ein Engländer, den ich hier vor mir habe!« dachte Hjalmar, »da ist es das Beste, kein Wort zu sprechen; denn dieses unausstehliche Volk spricht nie mit Jemand Anderem, als mit »seinem Gott, dem liebenswürdigen Ich, « wie Vitalis sagt.«

Nun kam die Wirtsfrau mit ihrer »Anrichtung« herein, bestehend in steinhartem Brode, versalzener Butter, ranzigem Fleisch und faulen Eiern; aber Hjalmar war hungrig und noch obendrein Cadett gewesen, so daß er sich anfangs mit ziemlich gutem Appetit ans Werk machte; aber als er sein zweites Ei öffnete, und darin ein halb ausgebrütetes Hühnchen mit einem kleinem allerliebsten Schnäbelchen fand, rief er laut; »Pfui tausend! Ein Hühnchen ist allerdings eine Delicatesse, aber wenigstens so lange nicht, als es noch in der Schaale liegt. Puh!« Und dabei schnitt er eine so bittere Grimasse, daß selbst der strenge Fremde nicht umhin konnte, seinen derben Mund etwas zu verziehen.

»Mein Herr!« sagte hierauf der Herr mit den Eßkörben, »Ich war so lange von meinem theuren Heimathlande entfernt, daß ich beinahe die schwedische Gastfreiheit verlernt hätte. Ich bereue

nun von ganzem Herzen, daß ich Sie nicht gleich einlud, mit meiner Reisekost vorlieb zu nehmen, denn es war leicht vorauszusehen, daß Sie hier keine genießbare Speise würden erhalten können. Erzeigen Sie mir also den Gefallen, diesen Schaden möglichst nachzuholen. Aber, ich bitte, spülen Sie erst das fatale Kücklein mit einem Glas Wein hinab!«

Hjalmar ließ sich nicht zweimal bitten, sondern begann, indem er ein gleichgültiges Gespräch anhub, mit jenem dem Beobachter so wohlthuenden Appetite zu essen, der nur der Jugend und Gesundheit eigen ist. Nun war es an dem Fremden, seine Beobachtungen anzustellen, und sein Gesicht schien dabei von einer besonderen Freude wiederzustrahlen. Und es ist auch in der That etwas Tröstendes für den gewiegten, erfahrenen Weltmann, ein junges, schönes, aufrichtiges und heiteres Gesicht anzusehen. Es war, als ob in dem Fremden die Erinnerungen an seine schönste Zeit wach würden, wo sein Herz nach voll war von süßer Hoffnung und die Illusionen noch nicht aus seiner Seele verschwunden waren.

Plötzlich schien sich der Fremde zu besinnen, den er fragte nach einiger Zeit: »Täusche ich mich, oder bin ich nicht vor einigen Stunde an Ihnen vorbei gefahren? Sie gingen zu Fuß, und auf einem Karren fuhren zwei Frauenzimmer. Habe ich recht gesehen?«

»Ja, das war ich, « antwortete Hjalmar, und erröthete; gewiß nicht über seine Samariter-That, sondern bloß deßhalb, weil er glaubte, sein Fragesteller könne es mißdeuten.

»Und diese Frauenzimmer?« fragte der Fremde und fixierte ihn scharf.

»Hatte ich zufälligerweise auf meinem Wege kennen gelernt, « antwortete Hjalmar ausweichend und etwas verdrossen, weil er glaubte, sein geringes Werk der Barmherzigkeit verliere allen Wert, wenn er dessen irgendwie erwähnte.

»Nein, junger Mann, Sie sehen mir nicht so aus, als könnten Sie auf offener Landstraße Frauenzimmerbekanntschaften anknüpfen. Verzeihen Sie mir, dießmal sind Sie nicht aufrichtig.«

»Und wozu sollte ich gegen einen mir ganz Fremden aufrichtig sein?«

»Damit haben Sie vollkommen Recht!« antwortete der Fremde mit einem Seufzer, »und ich bitte tausendmal um Vergebung, aber ich dachte, ich glaubte . . . Sie könnten gar keine derartige Bekanntschaften haben, um derentwillen Sie zu erröthen brauchten.«

»Herr!« rief Hjalmar mit lauter Stimme, indem er sich stolz erhob, »mich mögen Sie verkennen, so viel es Ihnen beliebt, nicht aber jene armen Wesen, gegen die ich, wie ich vor Kurzem das Glück hatte, meiner Menschenpflicht genügen konnte. — Nun wohl, ich fand diese Frauenzimmer in dem bedauernswerthesten Zustande an der Landstraße. Die eine von ihnen war vor Ermüdung und Hunger ohnmächtig geworden; ich bot ihnen einen Platz in meinem Karren an, und führte sie hierher, wo sie sich jetzt befinden. Sehen Sie, das ist Alles, was ich weiß, und ich hoffe nicht, daß Sie meine That mißdeuten werden. Aber nun, Lebewohl, mein Herr! Ich muß eilen.«

»Nein, so dürfen Sie nicht scheiden, « sagte der Fremde und reichte Hjalmar die Hand, »Sie sind ein vortrefflicher junger Mann, und was Sie gethan haben, ehrt Ihr Herz. Wollen Sie mir Ihre Hand nicht reichen!«

»Gewiß, gewiß!« antwortete Hjalmar, bei dem der Zorn eben so schnell schwand, als er gekommen war. »Und wenn Sie etwas für diese Unglücklichen thun wollen, so kann ich versichern, daß sie dessen im höchsten Grade bedürftig sind, wie ich auch der sicheren Überzeugung bin, daß sie Ihrer Güte würdig sind.«

»Ich bleibe hier über Nacht, « sagte der Fremde, »weil ich meinen Bestimmungsort erst sehr spät erreichen würde, und ich werde nicht versäumen, die beiden Frauen zu besuchen.«

»Ich danke Ihnen, « sagte Hjalmar, »und nun noch einmal Lebewohl, mein Herr!«

»Lebewohl, « sagte der Fremde, vielleicht wird mir das Glück, Sie wieder zu sehen; aber sollte dieses auch nicht der Fall sein, so verschmähen Sie nicht den Rath eines Mannes, der Vieles vom Leben gesehen hat: suchen Sie Ihre Seele immer so rein zu erhalten, daß Sie, wie es soeben geschah, bei der Erinnerung einer vollbrachten guten That schamhaft erröthen. Thun Sie das, so ist es gewiß, daß Sie nie über eine schlechte zu erbleichen brauchen.«

Einige Minuten später rollte unser Held wieder in der pechschwarzen Nacht auf dem gefährlichen, netten »Rebhuhn« weiter. Es ist wahrhaftig eine große Sünde, meine liebenswürdigen Damen, daß er, der so hübsch und gar so artig ist, so Arges leiden muß; — aber ich kann bei meiner Seele nichts dafür. Er muß der Ordre nachkommen und sich mit dem grauen des nächsten Tages bei seiner Abtheilung einfinden, sonst muß er, ja er muß auf die »Stockwacht« marschieren, und das wäre gewiß eine noch größere Buße. Indeß kann ich der Wahrheit getreu berichten, daß er selbst sich mit stoischer Ruhe in sein Schicksal ergeben hat, obgleich es scharf zu regnen anfängt. Er denkt dieß und das: an die beiden Unglücklichen, die er verlassen hat, an den sonderbaren Fremden, an . . . Gott weiß selbst nicht, welche Gedanken in dem Gehirne eines jungen Mannes entstehen können. Aber man wird selbst des Denkens überdrüssig, besonders wenn man im Regenwetter auf einem Karren hin- und her geschüttelt wird. Um diesen Überdruß zu zerstreuen, wandte sich unser Held endlich an den Skjutsbauern, einen großen munteren Burschen mit der Frage, ob er singen könne?

»Ja, und das tüchtig!« antwortete dieser. »Ich bin der ärgste Schreier im ganzen Dorf. Es ist immer lustig, im Dunkeln zu singen, und wenn sich der Herr so gemein machen will, und will mir zuhören, so . . . «

»Du thust mir einen großen Gefallen, wenn du singst, denn es wird mir sonst zu langweilig.«

»Ja, da will ich ein neues Soldatenlied singen, das ein Lieutenant von unserem Regiment gedichtet hat. Ich habe es beim Exerzieren gelernt.«

»Was ist das für ein Lieutenant?« fragte Hjalmar.

»Ja seinen Namen, kann ich mir nicht merken, der ist zu künstlich; aber daß sie ihn immer Lieutenant« geschimpft haben, das weiß ich. Es war ein dicker großer Herr, wie ein Goliath . . . «

»Nun, so singe das Lied des dicken Lieutenants, « sagte Hjalmar. »Ich bin begierig, es zu hören.«

Der Skjutsknecht begann nun in gewöhnlicher Bauernweise,

aber mit heller Stimme zu singen;

Soldaten marschieren, die rothen und blau'n,  
Ihr Mädchen zum Fenster! Jetzt gibt es zu schauen!  
Die flotten Soldaten,  
Stehn immer in Gnaden,  
Wer wollte den Mädchen deßwegen nicht trau'n?

Der Tambour, der wirbelt im lustigen Schritt,  
Die Mädchen, die hüpfen, als zögen sie mit;  
»Welch« Glück ohne Namen  
»Für uns Alle zusammen!«  
Das ist für die Mädchen der lieblichste Klang!

Und »Halt« commandirte der Herr Capitän;  
Die Mädchen, die eilen, die Helden zu seh'n.  
Versteht sich, sie zwingen  
Sich auch noch zu springen,  
Denn die Füßchen können so eilig nicht gehn.

Und kaum hat er dann »Auseinander « gesagt,  
Erhebt sich die wilde und muthige Jagd,  
»In allen Quartieren,  
»Ist gut fouragieren,  
»Wenn ein liebliches Mädchen entgegen uns lacht.«

Und die Stunden enteilen im lust'gen Quartier,  
Nach den Töchtern schielet die Mutter hier,  
Und dort mit den Krügen,  
Kommt der Vater gestiegen,  
Denn die Gäste rufen: »Bring Alter mehr Bier!«

Und der Morgen graut, die Soldaten geh'n,  
Jetzt ist's um die Freude der Mädchen gescheh'n,  
Soldaten wer trauet,  
Hat auf Sand nur gebauet.  
Dass mögen die Mädchen nicht gerne gesteh'n.

Und der Tamdour wirbelt die Straßen entlang,  
Wie wird da den Mädchen so eng und so bang!  
»O Schmerz ohne Namen  
»Für und alle zusammen!«  
Das ist für die Mädchen der traurigste Klang!

---

## II.

Aber wir fürchten, die schönen Leserinnen werden, wie unser Held, des ewigen Fahrens auf der Landstraße müde sein, und so wollen wir und uns nicht länger dabei aufhalten, sondern ihn sammt seinem melodienreichen Bauernknecht verlassen, in der frohen Hoffnung, daß wir in Kurzem das Vergnügen haben werden, ihn wiederzusehen, und zwar, wenn auch anfangs nicht in eigener Person, so doch schriftlich.

Es schreibt nämlich Hjalmar nach Beendigung einer Parade seinem liebsten Jugendfreunde, Gustav Lindberg, der sich nach auf der Kriegsakademie befindet:

W . . . d.18. Mai 184 . . .

Mein theurer Freund!

Du hast wahrscheinlich lange auf einen Brief von mir gewartet, aber Du mußt bedenken, daß ein neugebackener Unterlieutenant, der eben von seiner ersten Parade herkommt, an ganz andere Dinge zu denken hat, als an seine Correspondenz. Nun endlich, nachdem ich vierzehn Tage lang meine Hände an dem armen Gewehrkolben wund geschlagen habe, ist mir einige Muße gegönnt, und meine erste freie Stunde ist Dir, meinen getreuen, bewährten Freunde geweiht. Indeß, verzeih! ich will Dich mit allen sentimentalen Ausdrücken von Freundschaft und Treue, von diesem und jenem, verschonen, denn das wissen wir in beide voraus, eben so sicher und unerschütterlich, wie, daß Gott lebt, daß die Sonne scheint, und daß Adam Riese's und Cronstrand's Rechenkunst tödtlich langweilig ist. Ich will lieber, so gut ich kann, versuchen, scherzhaft zu sein, und deßhalb gebe ich Dir hier eine kurze Beschreibung meines ersten Eintritts im Regiment, sammt dem, was mir sonst noch zugestoßen ist.

Den sechsten Dieses, um die Mittagszeit, unter strömenden Regen fährt ein Bauernkarren mit achteckigen Rädern zu einem der Thore W . . . s hinein. In diesem Karren sitzt meine eigene todmüde Person, durchnäßt bis in mein innerstes Ich — kurz in einem höchst betrübten Zustand. Von dem commandirenden

Corporal des Thorwachtpostens über die Lage des mir in Gnaden zugedachten Quartiers unterrichtet, begab ich mich eiligst dahin, um mich in mein martialisches Costüm zu werfen, weil auf 2 Uhr Parade angekündigt war, und ich zuvor noch meinen Compagniechef aufzusuchen, respective aus seinem Mittagsschlummer zu wecken hatte.

Es schlägt 4 Uhr, der Regen hat aufgehört und es herrscht eine ganz unerhörte Bewegung in der guten Stadt, da das ganze Offizierscorps, Musik und Sappeurs heute auf den großen Marktplatz ausrücken, wo sie ihre so interessanten Exerzitionen abhalten werden. Alle Schul- und Gassenjungen sind in eine ganz außerordentliche Extase gerathen, denn sie machen, während sie neugierig jeder kleinen Truppenabteilung, die aufmarschiert, nachfolgen, die kühnsten Lustsprünge. Klein, kleine Kinder, die kaum noch mit den erstere Lauten so vertraut sind, daß sie Papa oder Mama sagen können, stehen ganz entzückt auf den Haustreppen und trompeten: »Tett, terrä! Tett terrä!« Aus allen Fenstern sehen Frauenzimmersgesichter heraus, häßliche und hübsche, alte und junge, durcheinander, und manche hübsche Wange färbt sich röther, manches feurige Auge leuchtet klarer wenn einer oder der andere von den »süßesten« Ballhelden des Regiments vorbeimarschiert.

Ach! In unsern friedlichen Zeiten sind Mädchen und Kinder die einzigen, die noch dem Militär gewogen sind, wofür sie Gott reichlich belohnen möge! — Sie können nun eines gewissen Putzes nicht entbehren, und die schwarzen Civilfräcke sind doch wahrhaftig für die Dauer gar zu einförmig — das muß jeder Vernünftige zugeben. Und nur aus dieser rein ästhetischen Ursache war alles Junge und Schöne in der guten Stadt W . . . bei der angesagten Parade hochofren, wie bei einem geistigen und körperlichen Feste.

Die Compagnien waren nun aufgestellt, und man wartete um noch auf den gnädigen Herrn Obristen, denn große Herren lassen immer lange auf sich warten, wie du weißt. Aber nun hätte man die Gassenjungen sehen sollen! Ihre Freude fing an, alle Grenzen zu überschreiten, und sie brachen, nachdem sie die Inspection der betreßten Trommler und Pfeifer und der bärtigen Sappeurs beendet hatten, in einen so schallenden Jubel aus, daß sicherlich

die Kinder Israel vor Jericho's Mauern nicht aus vollerer Kehle hatten schreien können. Auch die Dienstmädchen der Stadt hielten sich nicht weniger für berechtigt, diesen großartigen Auftritt mit anzusehen; ja sogar waren allerliebste Damenhütchen mit wallenden Federn unter den herumstehenden Schaaren sichtbar, die, wenn die Neugier sie zu nahe an die Reihen unserer Heiden herbeigetrieben hatte, von der unbarmherzigen Ordonnanz des Obristlieutenants, die trotz des scharfen Windes in weißen »Unaussprechlichen« erschienen war, zurückgedrängt wurden. Eine Ordonnanz ist wirklich ein Hund mit zwei Beinen. Von Tagesanbruch bis in die sinkende Nacht muß sie, in ehrerbietiger Entfernung von vier Schritten, ihrem gelbbefranzten Vormann folgen, oder vielleicht richtiger »auf die Weide treiben« wohin dieser sich wenden mag. Das veranlaßte auch eine der sentimentalen Mägde der Stadt, auszurufen: Herr, mein Gott, wie schade um den geputzten Offizier dort, daß er nicht ein paar Schritte ohne Wache gehen darf! Was hat denn der Unglückliche verbrochen?«

Endlich wurde »Achtung« commandirt« und ich hörte von fern her einen dumpfen Laut, ähnlich wie in einer Stampf- und Walkmühle. Ich war sehr erstaunt, woher wohl dieser schauerliche Klang rühren möge; aber bald war ich über die Ursache im Klaren. Es war des Obersten klumpiger Elefantenschritt, der gegen das Thor herantrabte. Um zu imponieren, verstehst Du, suchte der bescheidene Mann seinen Gang donnerähnlich zu machen. Er kam nun näher. Die Compagnie schulterte, ich salutierte und sah vor mir eine mittelgroße, aufgedunsene Figur, die mich unwillkürlich an ein verklärtes Mitglied der Vogelgattung — den Vogel Dudu erinnerte. Der Tschako, den er, im direktesten Widerspruche mit dem Reglement, in einem fünfmal kühneren Winkel als der Thurm von Pisa auf die Seite hängen ließ, bedeckte das ergraute Haupt, in dem Dünkel und Einbildung sichtbarlich ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatten. Sein Gesicht, das, wiewohl ganz wohlgebildet, den einfältigsten Ausdruck hatte, der sich denken läßt, schien nichts anderes zu sagen, als: »Seht mich an!« Und daß dieses von keiner Seite unterlassen wurde, davon darf der gute Mann fest überzeugt sein, denn wir alle wollen ja gerne sehen, was lächerlich ist. Aber ich dachte im



Stillen bei mir: »Herr Gott, wenn du so ein Kerl wärest wie der da zu sein glaubt!«

Nachdem der Obrist endlich die Fronte hinangetrabt war, und die Compagnie inspicirt hatte, « postierte er sich in der Mitte auf, und fing an seinen Degen zu ziehen. Ich sage, fing an, denn damit hörte er auf. Das eingerostete Schwert hatte nämlich durchaus keine Lust, sich seiner idyllischen Ruhe in der friedlichen Scheide entreißen zu lassen. Der Obrist zog, der Major zog, der Adjutant zog; aber alles vergeblich. Die hartnäckige Klinge wollte ihre Reize um keinen Preis entblößen; doch der Obrist wußte sich in diese verzweifelten Umstände zu finden, wie es sich einem großen Manne geziemt. Er rief nämlich mit hohler, affektierter Stimme und mit feierlich väterlicher Miene: »Gott segne Euch, meine Kinder!« und damit wandte er seinen Kindern den Rücken, und trabte fort von der ganzen Parade. War das nicht eine feine Art, sich aus der Schlinge zu ziehen?

Das Regiment retirierte nun, von den Vertretern der Jugend und Schönheiten der Stadt gefolgt, zur Caserne; die Offiziere aber sammelten sich um den Obristlieutenant, um sich unter seiner Führung dem Obristen vorzustellen. Ich »versammelte mich« also gemäß erhaltener Ordre um den Obristlieutenant, bei welcher Gelegenheit ich Dir eine kurze Beschreibung des Mannes geben will, den mein unseligen Geschick, wie einen dunklen Schatten, mir in den Weg geworfen hat. Stelle Dir also, wenn möglich, einen Hummer vor, der aufrecht, d. h. den Schwanz zu oberst auf seinen Scheeren steht — und Du kannst Dir einen einigermaßen richtigen Begriff von der Figur diesen gewaltigen Mannen machen. Wie der aufrecht stehende Hummer ist er über die Schultern am schmalsten und just an der Stelle am breitesten, wo der Körper schlank sein sollte, und seine langen, schmalen, schwankenden Spindelbeine haben fast ebensoviel Mühe das Obertheil zu tragen, als der Rumpf des Hummers seine Scheeren. So viel über die Figur des Mannes; nun zu seinem Gesicht! — Lieber Freund, Du erinnerst Dich, daß wir oft darüber disputirten, ob es noch böse Geister gebe, oder nicht. Ich widersprach Dir da immer, weil ich bis dahin nur Gelegenheit hatte, gute Geister kennen zu lernen; aber jetzt bin ich vollkommen zu Deiner Ansicht gekehrt. Als ich in die unförmlich großen, starren, widerlichen,

hellgrauen Augen des vor mir stehenden Obristlieutenants, welche in dem bleichen Gesicht wie zwei ostindische Theetassen hingen, hineinsah, befiel mich ein erstickendes Gefühl, dem ähnlich, das, wie ich mir vorstelle, den befällt, dem ein Gespenst erscheint. Unwillkürlich trat ich ein paar Schritte zurück. Mein Mann bemerkte dieses, und ich glaube bestimmt, daß sich von diesen Augenblicke die Antipathie herdatirt, die für jetzt, nur mit Gottes Hilfe auch ferner zwischen und herrschen wird. Aber, wiewohl ich dabei schauderte, konnte ich doch nicht unterlassen, fortwährend die gefährlichen Augen zu betrachten. Es lag in ihnen ein ganz unbeschreiblicher Ausdruck: eine seltsame Verbindung von Hohlälcheln und Feigheit, Trotz und List. Uebrigens war das Gesicht, wie man sagte »nobel« sogar gut gebildet; aber die Basiliskenaugen und der spöttische, echt aristokratische Zug um den zusammengekniffenen Mund machte, daß man seinen Blick mit Freude und einer gewissen Erleichterung davon abwandte. Da hast Du nun ein Portrait, wie ich es Eile entwerfen konnte, aber ich wünsche aufrichtig, Du möchtest nie in dem Falle sein, je das Original sehen zu müssen, noch mit ihm in Berührung zu kommen.

Wir waren nun alle versammelt, und den Basilisk an der Spitze setzten wir uns nach der Wohnung des Obristen in Bewegung. Wie ein halbwüchsiger Gänserich ging ich meinen eigenen Weg, denn ich kannte noch keinen einzigen von meinen vierzig Kameraden. Huh! Es ist ein eigenes Ding, so einen frischen Ankömmling zu spielen; der Gegenstand so vieler neugieriger Blicke zu sein, als wäre man ein Wunderthier. Die unbehaglichen Gedanken, denen ich mich in meiner »bevölkerten Einsamkeit« überließ, müssen sich eben auf meiner sonst ziemlich heiteren Physiognomie ausgedrückt haben, denn ein schwarzbrauner Lieutenant mit einem lebhaften, munteren Gesicht, schloß sich eilig an mich an, und führte sich mit dem Compliment ein, daß er glaube, an mir eine gewisse Lebensfrische und Aufgeräumtheit bemerkt zu haben.

»Sonder Zweifel, « antwortete ich im nämlichen Tone, »wer wird unter so vielen alten Bekannten, und bei einer so munteren Unterhaltung Langweile haben? « »Höre, « sagte der Lieutenant und blieb stehen, »ich erinnere mich nicht, jemals mit Jemand,

besonders aber einem Lieutenant länger bekannt gewesen zu sein, ohne daß ich Bruder mit ihm gewesen wäre. Guten Tag mein Herzensbruder, wie geht Dir's in der Welt, alter Gesell, « und dabei reichte er mit seine Hand, die ich lachend drückte, und unsere Bruderschaft war besiegelt.

»Aber, zum T . . . , wie heißt Du nur eigentlich! Ich habe gewiß Deinen Namen schon auf dem Tagesbefehl gelesen, aber das Namensgedächtniß ist nie meine starke Seite gewesen, besonders seit der Zeit, wo ich auf der Realschule war, wo die studierenden Bauernsöhne ihre Namen in jedem Jahre wenigstens dreimal wechselten. »Ich erinnere mich an einen, der erst Jönsson, dann Collegiander, dann Kreidmahr, weil Papa Jönsson ein Gastwirth war, darauf Kolberg, dann Cederbaum und sechstens Lagerlund hieß. Aber, Donnerwetter! Deinen Namen wollte ich wissen, und nicht meine Geschichte erzählen. Lingen, sagst Du? Ein charmanter Name! Wie einfältig von mir, daß ich es nicht gleich getroffen habe; bist Du doch auch auf der Realschule gewesen! Lingen?

Mir will's nicht gelingen,  
Auf den Namen Lingen  
Schnell ein Lied zu singen!  
Daß die Verse springen,  
Und melodisch klingen,  
»Ist vor allen Dingen — —

Doch halt! Jetzt finde ich keinen Reim! Nun, ich hoffe, Du wirst gemerkt haben, daß ich Poet bin. Nicht wahr? Zweimal habe ich schon an unsern General-Divisionscommandanten, der, in Paranthese gesagt, ein alter feiger Haase ist, Dichtungen gerichtet, und ihm darin folgende Namen gegeben:

Ein alter Löwe, der  
als Sieger kommt daher;  
Und seine Siegestrophäen  
Am Rhein und Elbe stehen.

Gegenwärtig bin ich mit einem großen Heldengedichte in vierundzwanzig Gesängen, welchen den Titel »Polycarpustade« führen wird, beschäftigt; es beschreibt eine gewisse Heldenthat, die ein gewisser Graf und Obristlieutenant bei einer gewissen Eisfahrt auf einem gewissen Flusse im Lande Schoonen, vor einigen Jahrzehnten ausführte. Ein andermal will ich Dir den

pompösen Eingang zu dieser unsterblichen Dichtung citiren; denn jetzt habe ich keine Zeit dazu, denn sieh, wir stehen bereits vor dem Palaste seiner eingebildeten Majestät. Tritt ein, glücklicher Jüngling! und sonne Dich in dem Glanze dieses unvergleichlichen »Herrschers«. Unter einem herzlichen Lachen über die Munterkeit des unermüdlichen Schwätzers schlich ich, »der Geringste, der Letzte« in den den Saal, wo nun die große Aufwartung vor sich gehen sollte.

Nach minutenlangem Warten ließ sich endlich der oben beschriebene, trabende Schritt im anstoßenden Zimmer hören. Die Thüre geht auf und der Obrist steht mitten unter uns, stolz wie ein Kaiser unter seinen getreuen Vasallen. Seinem dreimaligen äußerst gnädigen Blicken folgten die tiefsten Verbeugungen — und wie tief — und nun trat der Obristlieutenant vor, um die Probe seiner Beredsamkeit abzulegen. Zu diesem Ende hustete er, erhob seine widerwärtige kratzende Stimme, und hub an, indem er mit einem schlecht verborgenen Hohnlächeln sprach:

»Herr Oberst und Ritter!

Das Offizierkorps hat die Ehre, dem Herrn Obersten seine Aufwartung zu machen; dem Herrn Obersten, dem es so außerordentlich verbunden ist, dem Herrn Obersten, dem es nie genug Dank wissen kann für seine unermüdliche Thätigkeit, den beispiellosen Eifer, die seltene Geschicklichkeit, womit ihm der Herr Oberst seit einer Reihe von Jahren vorsteht. Bereits in seiner Jugend mit dem Heldenlorbeer, gewonnen in Germaniens blutigen Schlachten, geschmückt; hat der Herr Oberst dazu in seinen reiferen Jahren noch die Eichenlaubkrone friedlicher Heldenthaten als Staatsmann, Denker und Beamter gefügt. Der Herr Oberst kann vollkommen überzeugt sein, daß wir die unvergleichlichen Verdienste des Herrn Obersten nach Gebühr und aus ganzer Seele bewundern; leider fühle ich mich zu schwach, diesen Gefühlen erschöpfende Worte zu leihen; aber von diesen Gefühlen auf das Wärmste durchdrungen, läßt das ganze hier versammelte Offizierkorps durch mich dem Herrn Obersten die Bitte unterbreiten, fortwährend der Gnade theilhaftig zu werden, in des Herrn Obersten hohe Gunst und Wohlwollen eingeschlossen zu sein.«

»Das gefällt dem Alten, so ist's ihm recht, « flüsterte mein neuer

Bruder, »aber es ist doch schamlos, mit den schwachen Seiten unseres guten Alten so unverantwortlich umzugehen. Wenn er's nur nicht gar merkt!«

Aber die Furcht des guten Lieutenant war durchaus überflüssig; denn der werthe Oberst nahm das Alles mit einer Leichtigkeit hin, die mich staunen machte. Während des Anhörens dieser grausam ironischen Rede hatte sich seine Brust bei jeder besonders geputzten Phrase gehoben und bei dem Schlusse der Harangue glaubte ich einen Augenblick, sie werde bersten. Mit einem Kopfnicken, stolzer als das, womit der Selbstherrscher aller Reussen seine Russen empfängt, dankte er dem sich tief verbeugenden Offizierscorps, und rief dann: »Auditor, mein Promemoria bringen.«

»Ich kann es durchaus nicht bei den übrigen Actenstücken finden, « antwortete der Auditor nach langem Suchen.

»Verdammt, « rief der Obrist, »das habe ich zu Hause vergessen. Ja, nun fällt mir's ein, das kommt daher, daß ich vergessen habe, auf das Promemoria besondere zu bemerken, daß man es hierher dringen solle. Doch, das hat nichts zu sagen. Ich hoffe, auch ohne Promemoria fertig zu werden.« Und nun warf er sich in eine stolze, theatralische Stellung und hub an:

»Meine Herrn!«

»Wer Ohren hat, zu hören, der höre, « lispelte der muthwillige Lieutenant.

»Meine Herrn!«

Es ist ein seit Jahrhunderten anerkannter, und von den weisesten Männern, die die Welt kennt, sowie auch von mir, nie geleugneter Satz, daß — daß — daß, mit einem Wort, daß, meine Herrn, kein Resultat, meine Herrn, existieren kann, ohne Prämissen, meine Herrn. Denn, gleich fest wie den Himmels azurfarbene Wölbung, meine Herrn, die sich von Sonnenaufgang im — im — im Weste, meine Herrn, die sich erstreckt, sage ich, bis zu Sonnenuntergang im Osten, meine Herrn — gleich fest steht der ewige, sublime Satz, daß die Prämissen sich verhalten zum Resultat, meine Herrn, wie — wie — — das Resultat sich verhält zu den Prämissen, meine Herrn. Der Herr Obristlieutenant hat sich so eben, eben so einzig wie würdig über meine

Thätigkeit, meine Herrn, meinen Eifer, meine Herrn, und meine Geschicklichkeit mit gebührendem Lobe ausgesprochen. Was sind nun wohl diese gepriesenen Eigenschaften, die ich, wie ich gerne zugebe, wirklich besitze, — was sind sie anderes, meine Herrn, als — als Prämissen, meine Herrn. Und das Resultat, meine Herrn, das Resultat ist diesen, daß ich das mir in Gnaden anvertraute Regiment, meine Herrn, zu einer vorher nie geahnten Höhe und Vollkommenheit erhoben habe, meine Herrn. Ich hoffe die Herren werden mich verstehen. Gleichwie die Wassermelonen emporstreben zu jenen erstickenden Lufttheilchen der Atmosphäre, die wir Wolken nennen, meine Herrn, so — so — so, meine Herrn, geht das genannte Resultat wie geläutertes Gold ans dem Tigel der Prämissen hervor meine Herrn. Ich hoffe, die Herrn werden mich verstehen. Und nun, da die Herren meine unvorgreifliche Meinung gehört haben, habe ich nichts mehr beizufügen. Gott zum Gruß, meine Freunde!«

»Was sagst Du zu unserem neuen Demosthenes?« lispelte mir mein neuer Freund in dem allervorsichtigsten Tone von der Welt in's Ohr, und ich muß Dir gestehen, daß ich die größte Mühe hatte, den mir auf den Lippen liegenden Lachkrampf während des Anhörens dieses gefährlichen Kauderwälsch zu bemeistern.

»Wie in Gottes Namen ist denn so etwas möglich!« fragte ich, und biß auf die Lippen, daß das Blut herauszuspringen drohte.

»Ach, mein Freund! Diese Rede war noch gar nichts gegen manche andere derselben werthen Person, die ich in meine Sammlung von »Raritäten« aufgenommen habe. Dieses war noch weitaus die vernünftigste, die ich ihn jemals habe halten hören. Sein Bild von den Wassercolonnen war wirklich einzig. Wassercolonnen! Ha, ha! Wo hat er dieses Wort wohl aufgeschnappt?«

Nun sah ich zu meinem Schrecken den Obristlieutenant wackelnd auf mich loskommen. Er heftete seinen widerlichen Basiliskenblick auf mich und fragte: »Ist dies Unterlieutenant Lingen?«

»Ja, Herr Obristlieutenant.«

»Warum hat der Unterlieutenant vor Beginn der Parade mir und seinem Chef seine Aufwartung nicht gemacht?«

»Weil ich erst vor ein paar Stunden von Stockholm ankam, « antwortete ich.

»Diese Entschuldigung gilt nicht. Unterlieutenant hätte so viel Verstand haben sollen, daß er seine Reise früher hätte antreten müssen, um eine so unumgängliche Pflicht erfüllen zu können.«

Diesen »Verstand haben sollen« piquirte mich; aber dennoch verbeugte ich mich und antwortete demüthig! »Ich glaubte . . . «

»Ein Unterlieutenant hat nichts zu glauben, « unterbrach mich der Basilisk.

»Ich hoffte . . . «

»Ein Unterlieutenant hat nichts zu hoffen.«

»Das ist hart, « antwortete ich gereizt.

»Ah, so, « ich glaube der Unterlieutenant will noch raisonniren?« brach der Basilisk heraus, und schoß einen Blick voll des entschiedensten Hasses auf mich.

»Im Gegentheil, ich bin so einsilbig wie möglich, « antwortete ich, und sah ihm unerschrocken in die entsetzlichen Augen.

»Der Unterlieutenant ist widerspenstig merke ich, wie alle entlaufenen Cadettenbuben. Ich kenne diese Herren schon. Sie taugen zu gar nichts, haben aber eine gewaltige Einbildung von sich.«

»Wenn diese Beschreibung nicht wahr wäre, « antwortete ich außer Stande, meinen Zorn länger zu unterdrücken, »so habe ich alle Ursache zu vermuthen, daß der Herr Obristlieutenant selbst, Cadett war.«

Nun solltest Du den Basilisken gesehen haben! Er sagte kein Wort, aber die schmalen Spindelbeine fingen an zu schwanken, wie die Binsen heim Wind, und aus seinem Auge schoß ein langer, langer Strahl, an dem ich deutlich sehen konnte, daß ich zum ersten Male in meinem Leben einen Feind, einen unversöhnlichen Feind bekommen hatte. Aber schnell hatte er seine Selbstbeherrschung wieder gewonnen, und mit einem kalten Hohnlächeln sagte er: »Es handelt sich hier um nichts anderes, als daß der Unterlieutenant einen Formfehler begangen hat. Solche Fehler in unserem Stand, « wo die Formen eine so wichtige Rolle spielen, müssen gestraft werden, und deshalb, Unterlieutenant wird mich verstehen und deshalb setze ich mich,

gegen meinen Willen, genöthigt, dem Unterlieutenant einen Arrest von vierundzwanzig Stunden, nach Schluß der Aufwartung zu diktieren. Jetzt aber folgen Sie mir, ich will Sie dem Herrn Regiments-Chef vorstellen.

Der Regimentschef, der sich kaum darum kümmerte, ob er mich sah oder nicht, hatte für mich ein leichten, fast unmerkliches Nicken und damit war die ganze Vorstellung abgemacht. Ich ging zu meinem Platz zurück und dachte bei mir selbst: »Also in Arrest geschickt, gleich in der ersten Stunde, wo ich in Dienst trete, und das obendrein gegen den Willen des Obristlieutenants. Ein hübscher Anfang, bei meiner Seele!«

»Was hat der Obristlieutenant von Dir gewollt?« fragte der schwarzbraune Lieutenant.

»Ach, er gab mir einen Elfstündigen Arrest, weil ich ihm nicht noch vor Anfang der Parade meine Aufwartung gemacht habe, « antwortete ich.

»Ha, wie der Mann gut ist! Dein edles Herz verleugnet sich nie. Auch mir hat er schon oft diese angenehme Muße verschafft, die zur Anstellung religiöser, philosophischer und poetischer Betrachtungen so geeignet ist. Er ist mit diesen Gaben so verschwenderisch, wie unser Herr mit seiner Barmherzigkeit, und das Sonderbare dabei ist, daß

So viel er auch mag spenden  
Er wird niemals erschöpft,

wie Tegnér sagt. Aber da sehe ich, daß der werthe Mann in Frage schon durchgebrannt ist, da ihn jetzt die Reihe trifft, die Aufwartung des Offizierkorps unter Anführung des zweiten Majors entgegenzunehmen. Hiernach werden wir, geführt vom dritten Major dem zweiten Major unsere Aufwartung machen, dann, den ältesten Hauptmann an der Spitze, dem dritten Major, und so weiter in infinitum. Du hast also einen langen Marsch vor Dir, ehe Du in Deine Freistätte, die Dir die Güte des Obristlieutenants eröffnet hat, eingehen darfst. Komm nun! Ich sehe, daß unsere Kameraden schon bereit sind. Ich will Dein guter Mentor sein, gleichwie Du Dich als folgsamen Telemach zeigen wirst.«

»Aber warum können denn alle diese Aufwartungen nicht hier und auf Einmal vor sich gehen?« fragte ich in meiner Einfalt meinen neuen Freund, während wir aus zum Vorzimmer hinaus



drängten. Aber, o Unglück! Ein nicht eben zärtlicher Hauptmann, der unmittelbar vor mir ging, hatte meine Frage gehört. Wie ein Blitz wandte sich das umfangreiche Haupt um, und ich hörte die mit vielem Nachdruck gesprochenen Worte: »es steht dem jüngsten Lieutenant durchaus nicht an, hier zu raisonniren, « und damit war ich »getödtet« wie man sagt.

»Da, hast Du die Antwort, mein alter Knabe, « lispelte mein Begleiter mit unnachahmlich leiser Stimme. »Du hast Dich, merke Dir's wohl, über gar nichts zu verwundern, was da auch kommen möge. Du wirst wissen, daß dies ein Regiment ist, welches, um des Obristen eigene Worte zu gebrauchen, »auf eine vorher nie geahnte Höhe von Vollkommenheit gebracht worden ist, und deßhalb ist unser Diensteifer, der einen vorher nie geahnten Grad von Vollkommenheit erreicht hat, auch so beispiellos vollkommen. Aber Du bist jung und kannst leicht »springen«. »Ich für meinen Theil habe bereite angefangen, diesen Thorheiten zu entwachsen. Es ist die hübsche Uniform in die wir in unserer Jugend so vernarrt sind, daß wir Soldat werden, und zwar lediglich des schönen Geschlechtes wegen, dessen liebenswürdige Repräsentantinnen, von Kindheit auf an ihre hübschen Puppen gewöhnt, später in der Zeit »die ewig grünen bleiben möge« ein anderes Spielwerk haben wollen, wie z. B. Epauletts und Schnurrbärte. Und wahrhaftig, der Böse soll mir's anhaben, wenn eine einzige Cristenseele Soldat bleiben möchte, wenn auf einmal der Befehl erschiene, daß alle Männer dieselbe Uniform tragen und mit Schnurrbärten versehen sein müßten. Denn dann hätten ja unsere Schönen Spielzeug genug, um sich damit zu unterhalten, und brauchten ihre Seligkeit nicht in der Armee zu suchen. Ja, das war diese vermaledeite Liebe, die eines Tages das Quarre, wodurch ich mein Lieutenantliches Herz gesichert glaubte, durchbrach — und nun, was bekam ich? Viele, viele tausend Küsse, das versteht sich, ja, und vielleicht sogar auch das Herz, aber, siehst Du, die Hand mit allem Uebrigen, was ich gerade haben wollte, die bekam eines schönen Morgens ein reicher Fabrikbesitzer, und ich armer Teufel stand da, beschämt, mit meinem Degen und meinen betrogenen Hoffnungen. Da erst fing die glänzende Uniform an, mich wie eiserne Fesseln zu drücken, und in einer poetischen Stunde floß folgendes

unsterbliche Gedicht aus meiner Feder, das übrigens, wie man mir später sagte, mit der Jeremiade eines gewissen Leporello große Aehnlichkeit haben soll. Nun große Geister streben sich entgegen, das wirst Du aus den Strophen am Besten beurtheilen können:

Ehrevoll, so prahlt man,  
Ist der Kriegerstand, der hehre;  
Gott segne diese Ehre!  
Mich geht's wahrlich nimmer an.  
Keine Ruh' bei Tag und Nacht,  
Schweiß durch alle meine Poren,  
Ew'ge Grobheit von Majoren,  
Und gleich heißt es: »zur Stockwacht!«  
Schlechten Sold und kein Credit,  
Exerzieren, Arrestiren;  
Nein, der müßte delirieren,  
Den's zu *dieser* Ehre zieht!

»Aber nun stehen wir vor der Wohnung unseres gemeinsamen Freundes. Die Fortsetzung ein andermal, « sagte mein geschwätziger Freund, der vor andern seines Gleichen wenigstens das Verdienst voraus hatte, daß man ihm gerne zuhörte.

Ich will Dich mit der Beschreibung dieser, als der darauffolgenden Aufwartungen verschonen, noch weniger aber die hinreißenden Reden anführen, die dabei hervorgehustet und herausgezwängt wurden. Genug davon; nach ein Paar Stunden war die große Runde gemacht, und ich — befand mich im Arrest auf meinem Zimmer, doch nicht einsam, weit entfernt! denn eine Menge jüngerer Kameraden, mit denen mich mein Mentor bekannt gemacht hatte, theilten getreulich meine Gefangenschaft. Bouteillen wurden requiriert, Smollis getrunken, dem Obristlieutenant ein »Pereat« gebracht, Oppositionspläne geschmiedet, und ich muß gestehen, ich hatte selten einen vergnügteren Abend erlebt. Die Kameradschaft ist das einzige, was das Militärleben, werth macht, und ohne diese wäre es eine Hölle auf dieser Welt.

Du wunderst Dich vielleicht darüber, daß ich, ein so junger Offizier, schon zu dieser trübseligen Erfahrung gekommen bin, aber wenn Du nur einen einzigen Tag unter meinem

hochwohlgebornen Obristlieutenant Dienst machen müßtest, würdest Du gewiß auf meine Ansichten eingehen.

Des andern Tages Morgens sammelten wir uns zum Exerzieren auf dem Marktplatze, wo wir nun zum allgemeinen Spectakel für Gassenjungen, Dienstmägde und Ladendiener dressiert wurden.

Der Obristlieutenant commandirte uns, und ich konnte bald sehen, welch, guten Freund ich an ihm gewonnen hatte, denn wie ich mich auch stellen mochte, immer hagelten Bemerkungen auf den unglücklichen Lieutenant Lingen. Bald saß meine Schärpe schief, bald meine Mütze, bald war die rechte Achsel aus dem Glied, bald die linke, bald hatte ich mein Feldherrnkinn zu sehr erhoben, bald zu tief gesenkt, und als ich gar am Ende während eines Balancemarsches an einem Steine ausglitt, rief der Basilisk außer sich vor Zorne: »Was tausend hat denn der Lieutenant Lingen! Lieutenant verdirbt das ganze Defilé. Lieutenant marschirt nicht im Glied 2c 2c. Kommen Sie hierher, ich will Sie gehen lernen.«

Ich folgte dem Befehl, aber als ich zu ihm herangetreten war, sagte ich leise: »Herr Obristlieutenant ich bitte zu bedenken, daß wir hier aus offenem Markte stehen, und was Ihre Güte betrifft, mich gehen lehren zu wollen, so glaube ich, aufrichtig gesagt, daß meine Beine für diese Kunst besser passen, als die des Herrn Obristlieutenant.«

»In's Glied!« rief er, und schoß einen der Blicke aus mich, von denen ich schon gestern einen erhalten hatte.

Daraus sollte das »Rechtsumkehr!« besser einstudiert werden, aber vorher gab der Obristlieutenant folgende Instruktion: »Der Fuß darf nicht höher als ein Briefbogen gehoben werden. Also gut! Rechtsum kehrt euch!«

Außer Stande, diese sonderbare Instruktion zu fassen, hob ich meinen Fuß gute neun Zoll; aber, hilf Himmel! wie schrie jetzt der Befehlshaber: »Was zum T . . . I hat Lieutenant Lingen keine Ohren? Ich sagte ja ein »Briefbogen!« hat der Lieutenant nicht gehört. Reden Sie!«

»Ja, ganz gewiß habe ich es gehört, aber ich konnte nicht wissen, ob der Herr Obristlieutenant die Länge, die Breite, oder Dicke des Bogens gemeint hat.«

Alle Offiziere brachen in ein schallendes Gelächter aus, und der Obristlieutenant schleuderte mir wieder einen seiner verteuflten Blicke zu. So ging es schon am ersten Tage zu; was weiter?

Aber nun genug von diesen Kleinigkeiten, deren Du jetzt sicherlich überdrüssig sein wirst. Ich habe sie nur deshalb niedergeschrieben, damit Du Dir lebhafter vorstellen kannst, in welcher lieblichen Lage sich Dein unglückseliger Freund befindet. Für mich, der bisher an eine humane Behandlung von Seiten unserer Vorgesetzten gewöhnt war, ist dieser Unterschied doppelt fühlbar; aber man gewöhnt sich an Alles, sogar an die Basiliskenblicke des Obristlieutenants.

Die Poststunde naht, und ich bin deshalb verhindert, Dir über unsre Regimentsschule eine so ausführliche Beschreibung zu geben, wie ich es wünsche, denn Du wirst wissen, daß hier jeden Vormittag Unterricht gegeben wird, wobei unser aimabler Obristlieutenant unseren Schulmeister macht. Es ist kläglich und lächerlich zu gleicher Zeit, wenn man sieht, wie die alten grauhaarigen Hauptleute, mit Brillen auf den Nasen, dasitzen und vor dem Examinirt werden bange haben, wenn ihnen der Examinator so eine kitzliche Frage über den Felddienst vorlegt, und wie betrübt sie werden, wenn sie einen strengen Verweis bekommen, rascher zu arbeiten und ihre Lectionen besser zu lernen. Ich fühle wahrhaftig ein kleines Mitleid mit diesen fünfzigjährigen Schuljungen; aber wenn sie solche offenbare Chicanen ertragen, so verdienen sie wirklich ihr Schicksal.

Da ich mich nun einmal in diese dürre Pedanterie, und diese elende nichtssagende Geschäftigkeit, die im «Friedensdienst» herrscht, nicht finden kann, so habe ich mich schon hin und her besonnen, ob ich nicht nach Frankreich durchbrennen soll, um dort in die Fremdenlegion zu treten. Dort kann ein Mann mit Herz und Brust wenigstens beweisen, daß er noch zu etwas Besserem taugt, als zum Auswendiglernen von Lectionen und zum »Briefbogenexerciren.« Aber dazu braucht es Geld, um bis dorthin zu kommen. Doch, kommt Zeit, kommt Rath. Lebewohl! Vergiß nicht

Deinen bergfesten Freund Hjalmar.

---

### III.

Aus vorstehendem Briefe kann der Leser schließen, daß unser Held sich nicht so außerordentlich glücklich fand, wie neugebackene Lieutenants im Allgemeinen zu sein pflegen. Sein freier Sinn fügte sich wohl jeder menschlichen Ordnung, aber er verachtete jede unnöthige Quälerei und insbesondere jeden gemeinen Mißbrauch der beinahe unbegrenzten Macht, die die Kriegsartikel in die Hände der Vorgesetzten gelegt haben. Dazu kamen aber noch andere Kümernisse. Er war, was man nennt »abgebrannt« und noch nie in seinem Leben war er in den Fall gekommen, jene edle Kunst üben zu müssen, welche in eingeweihtem Kreise »Pumpen« genannt wird. Viel lieber wäre er auf eine feindliche Batterie losgegangen, als zu einem Geldmanne, um eine Anleihe zu »negociren« von der er nicht wußte, ob er sie würde zurückzahlen können.

Verstimmt durch diese allerdings etwas trübseligen Gedanken, die freilich den liebenswürdigen Leserinnen ganz fremd sind, ging er eines Nachmittags aus, um seine Schwermuth durch einen Spaziergang in freier Luft zu erleichtern. Er hatte vorher seine kleine Casse überzählt, und wie er auch zählen wollte, die Summe war bei drei Reichstaler Bancos stehen geblieben. Was konnte man damit anfangen? Und am nächsten Tage sollte Propretätsparade sein! Das sah wirklich betrübt genug aus, und wir können es Hjalmar nicht verdenken, wenn er so tief und schwer seufzte, als ob der ganze Chimborasso auf seiner Brust läge. Wir haben bereits gesagt, daß er nie vorher »auf Pump« ausgegangen war. In der Jugend, wo man keinen Kredit hat, lebt man in einer glücklichen Unwissenheit über dieses gefährliche Manöver; ist man aber einmal in die Welt eingetreten, so hat der Mittellose kein. Anderes Mittel, das er ergreifen könnte.

Hu! Es ist schwer auf dieser Erde wandeln, in Mönchsgewand, und Peregrinus heißen! sagt Nicander in seinem Runenschwert, aber tausendmal schwerer ist doch »auf dieser Erde wandeln« in des Könige Uniform und *Borgias*, oder etwas dergleichen heißen. Der erste Gang ist bei allen Dingen der schlimmste, und

besonders auf dem Wege der Anlehen. Hat man der Schande nur einmal den Kopf abgebissen, so geht es hernach schon leichter, und heutzutage geht es für einen großen Theil unserer jungen Herren sogar so leicht, daß sie das Pumpen für ein Vergnügen und Bezahlen für eine ganz überflüssige Sache ansehen.

Unser Freund Hjalmar gehörte keineswegs zu diesem Kaliber. Er konnte weder eine Anleihe negociiren, noch hätte er, wenn er dieses auch gekonnt hätte, gewußt, wo er hätte leihen können. Er wußte nur eines: daß er Geld brauchte — und dieses Bedürfniß ist weitaus hinreichend, um den Stempel des Kummers selbst dem fröhlichsten Gesichte aufzudrücken.

Er ging gerade in seine düsteren Gedanken vertieft und sah betrübt zu Boden, als er plötzlich eine muntere Stimme rufen hörte: »Bist du der fidele Lingen oder ein neuer Sirtus, der die Schlüssel zum Himmelreich sucht! Gib Antwort, Menschenskind! Bist du ganz verrückt geworden?«

Hjalmar sah auf und der lustige poetische Lieutenant, dessen er in seinem Briefe erwähnte, stand vor ihm. In seiner augenblicklichen schweren Gemütsstimmung konnte nichts willkommener sein, als diese Begegnung. Er umarmte ihn deßhalb herzlich, und fragte ihn, wohin er ginge.

»Dumme Frage!« antwortete der lustige Vogel, aufs Pumpen gehe ich, versteht sich. Wie unerträglich einförmig wäre nicht das Leben, hätte ich nicht meine Schulden, die bisweilen meine Aufmerksamkeit für sich in Anspruch nehmen?

Hjalmar seufzte.

»Du seufzest! bist Du vielleicht in derselben Klemme? Das wäre verteufelt schön von Dir, denn ich habe schon einige kleine Pläne aus Dich gebaut.«

»Auf mich? fragte Hjalmar, bei Gott, ich habe selber nichts.«

»Das weiß ich so gut wie Du! fuhr der Andre fort; aber weißt Du, ich habe so einem kleinen dummen Kerl von einem Spießbürger, der zugleich dir Eigenschaft einen schmutzigen Wucherers besitzt, weiß gemacht, du seiest ungeheuer reich, und hättest große, große Güter und Werke da droben in Nordland.«

»Aber das ist ja eine großmächtige Lüge, « wandte Hjalmar ein.

»Bah! das will nichts bedeuten! Wer ist wohl einem Wucherer

Wahrheit schuldig? Ich meine es ist genug, wenn man ihm Geld schuldig ist. Aber höre nun, wie sein, wie echt diplomatisch ich mir die Sache ausgedacht habe: der Wucherer glaubt nämlich, Du seist ungeheuer reich, du leistest Bürgschaft, ich nehme das Anlehen und uns beiden ist geholfen. Spreche ich nicht wie ein Engel? Sag an!«

»Aber du mußt das Anlehen ja zurückbezahlen!« wandte Hjalmar ein.

»Ja, das pflegt gewöhnlich bei Anlehen der Fall zu sein, aber wir können die Sache ja so einrichten, daß wir uns nicht zu übereilen brauchen. Der Mann wartet so gerne, wenn er nur monatlich seine zwei Procent bekommt. Du bist doch dabei, oder wie?«

»Noth hat keine Tugend, « sagte Hjalmar seufzend, gehen wir! Aber ich schäme mich wirklich, jetzt in Wuchererhände zu gerathen.«

»Wuchererhände! was schwafelst du da! Wucherer sind die liebenswürdigsten Menschen auf der Welt und tausendmal besser, als diese sogenannten, ehrsamten, reichen Sechsprocentmänner, die einem versichern, sie würden einem bedrängten armen Teufel »so ungeheuer gern« helfen, die es aber gleichwohl nie und nimmermehr thun, weil sie zufällig für den Augenblick gar kein Geld haben.« Es gibt wahrhaftig keine unbarmherzigeren Kerle, als diese Ehrenmänner, vor denen uns Gott in Gnaden behüten und bewahren möge! Wie könnte ein Soldat sich ohne Wucherer und Marketender durchschlagen! Aber sieh, hier wohnt der Ehrenmann. Gehen wir hinein!

Vor Scham erröthend trat Hjalmar an der Seite seines Mephistopheles in einen dunklen schmutzigen Winkel, wo ein kleiner, kleiner Mann über ein großes, großes Contobuch gebückt saß. Der lustige Lieutenant ging eiligen Schrittes zu dem Geldmann, schlug ihn auf die Schulter und hub an:

Hör' mich, Du Mann der güld'nen Gulden,  
Schließ' auf die Pforten deines Ohrs;  
Du weißt, die Söhne des Mavors  
Sind arm an Geld, doch reich an Schulden.  
So öffne deine vollen Kisten,  
Laß' Deinen Thalern freien Lauf!  
Nimmst Du mich nicht in Gnaden auf,

Wird mich das Unglück überlisten.  
Halb bin ich schon im Garn des Bösen,  
Doch Du hast Macht, mich zu erlösen!

Der Herr Lieutenant sind immer so aufgeräumt, sagte der Wucherer keuchend, aber ich habe wirklich für den Augenblick keinen Heller.«

»Besudle deine edlen Lippen nicht mit einer Unwahrheit, « rief der Lieutenant. »Sie ohne Geld? Gott ver . . . doppele meine Einnahmen! Eher wird der Wenersee kein Wasser, Schweden keinen Branntwein, und ich selbst keine Schulden mehr haben, als Sie, liebenswürdigster aller Sterblichen, kein Geld.«

»Ich versichere Sie, daß das wahr ist, « sagte der Wucherer.

»Ist das wahr, so ist es eine verd. . . . Lüge, « wandte der Lieutenant ein. »Aber öffnen Sie jetzt Ihre Ohren, damit sie »Vernunft trinken!« Sehen Sie diesen jungen Mann hier, den Lieutenant Lingen. Der könnte diese ganze elendige Stadt kaufen, wenn er wollte. Und merken Sie auf, dieser Mann will Bürgschaft für mich leisten. Was haben Sie dagegen einzuwenden?«

Der Wucherer machte dem *reichen* Hjalmar eine tiefe Verbeugung, »aber da der werthe Herr Kamerad so reich ist, warum leihen Sie nicht von ihm?« wandte er ein.«

»O, Sie verstockter, hartherziger Mann, dem ich sonst meine ungetheilte Hochachtung in so gehäuften Maße schenken wollte, begreifen Sie nicht, daß sogar ein reicher junger Mann, der sein Gut *nicht* gegen *ehrliche Zinsen* ausleiht, wie Sie, bisweilen auch ohne Ueberfluß des Geldbeutels sein kann? Lieutenant Lingen erwartet täglich einen bedeutenden Wechsel, aber er ist bis jetzt ausgeblieben, sicherlich durch Versäumniß seines Commissionärs. Sonst könnten Sie vollkommen überzeugt sein, daß ich Sie nicht mit meinem Besuche beehrt hätte.«

»Aber hat denn der Herr Lieutenant seinen recommandirten Brief, den ich heute auf der Post sah, nicht abgeholt?« fragte der Wucherer.

»Ein recommandirter Brief an mich? Das ist unmöglich!« rief Hjalmar.

»Ich kann Sie versichern, daß ich diesen Brief mit meinen eigenen Augen gesehen habe, « sagte der Wucherer. »Ich pflege immer das Postbuch zu studieren, um über meine Kunden eine



sichere Controlle zu führen, verstehen Sie, hi! Hi! und ich sah deutlich in dem Postpaquet von Götheborg: »H. Lingen. Recommandirt!«

»Da gehen wir gleich, um unseren Brief abzuholen«, rief ihm der Lieutenant rasch im barschen Ton zu; »leben Sie wohl, knauseriger Blutsauger! Der Wechsel ist da, und Sie sollen erfahren, wen Sie beleidigt haben. Nichts für ungut! Adieu, Geldwurm!«

Mit diesen Worten faßte der Lieutenant den ganz bestürzten Lingen unter dem Arme und ging hinaus, fast ebenso hochtrabend und aufgeblasen, wie der Obrist selbst.

»Aber wie in aller Welt ist es möglich, daß ich einen recommandirten Brief bekommen haben soll?« sagte Hjalmar verwundert. »Ich kenne weder in Nord, noch Ost, noch West Jemanden, von dem ich auch nur einen Heller erwarten könnte.«

»Der tausend!« sagte sein Freund bestimmt, »vielleicht enthält der Brief eine für dich wichtige Urkunde, wie es scheint. Da wären wir hübsch angekommen!«

»Ich erwarte ebensowenig Acten. Ich habe, Gott sei Dank, noch mit keinem Menschenkinde auf Gottes Erde Geschäfte gehabt.«

»Dann muß der Brief Geld enthalten, « prophezeite der Lieutenant; »aber das Räthsel ist gleich gelöst, denn hier ist das Post-Bureau. Tritt ein, und möge Fortuna deine Schritte begleiten.«

Kaum hatte Hjalmar die Thüre geöffnet, als ihm der Postmeister entgegen rief: »Sie, haben einen recommandirten Brief bekommen, Herr Lieutenant. Ich dachte gerade daran, Sie davon in Kenntnis setzen zu lassen. Sehen Sie, hier!«

Hjalmar nahm den Brief, und öffnete das Couvert nicht ohne ein gewisses Zittern. Nicht minder ängstlich sah sein munterer Kamerad dieser Verrichtung, die ihm viel zu langsam vor sich zu gehen schien, zu. Aber wie leuchteten nicht beider Blicke, da ein, zwei, drei, vier, fünf große Cassascheine auf den Boden fielen!

»Ach sieh, Zettel!« rief der Lieutenant außer sich vor Freude und küßte die papierenen Zauberer. »Seit drei Tagen habe ich nur mehr drei Schillinge, mit denen ich mich durchbringen soll. Ach, sieh da, Bancozettel! Bancozettel!«

Hjalmar hatte indeß den Inhalt des Briefes übersehen. Ein leichter Seufzer, wie von inniger Dankbarkeit, entstieg seiner Brust. Schweigend steckte er die Bancozettel und den Brief zu sich, und ging natürlich in Begleitung seines theuren Kameraden, der nun ganz besonders seinen guten Grund hatte seinen Freund nicht zu verlassen. Kein Wort konnte Hjalmar, während er so weiter ging und den Weg nach seiner Wohnung einschlug, hervorbringen. Alles Husten und Räuspern seines Freundes konnte ihn nicht aus den tiefen Gedanken, in die er versunken war, wecken.

»Aber was in Himmels Namen ist über Dich gekommen?« sagte endlich sein Begleiter, außer Stand, länger dieses Schweigen zu beobachten! »Du hast Geld wie ein Nabob, und doch schweigst Du wie ein Stock. Wie ist das möglich?« Bin ich einmal bei Cassa, hui! Da geht's in Saus und Braus. Nein, Gott ver . . . doppelte meine Einkünfte, aber das geht nicht mit rechten Dingen zu!

Nun bleibt der närrische Junge stumm,  
Und hat doch multum, plus, plurimum  
Bekommen aus Elysium!  
Ich wäre schon im Delirium!  
Nun wohl, so geh' auf dein Zimmer drum;  
Und bleibe dort so stumm und dumm!

»Ja ich wünsche wirklich, auf eine Stunde allein zu sein, « sagte Hjalmar lächelnd dem kühnen Reimer.

»Aber Du kannst mir doch wohl sagen, von wem der Brief ist, « sagte dieser.

»Von Gott, « sagte Hjalmar leise. »Mehr kann, will und darf ich Dir nicht sagen.«

»Alle gute Gabe und alles vollkommene Gute kommt von oben, « sagte der Schwätzer. »Diese Antwort ist klar und befriedigend, bei meiner Seele, aber ich bin wahrhaftig nicht neugierig.«

»Das ist schön von Dir, aber Du würdest mir wirklich einen großen Dienst erweisen, wenn Du keinem Menschen etwas von diesem Briefe sagtest.«

»Parole d'honneur! Kein Wort?« betheuerte der Lieutenant.

»Nun, Lebewohl! Auf Wiedersehen heute Abend!«

»Noch ein Wort, mein Herzensbübchen, « sagte der Lieutenant

und faßte Hjalmar am Rockschoße. »Du wirst Dich erinnern, Liebenswürdigster, daß wir so eben auf »Pump« ausgegangen waren. Nun wohl! Vorhin war ich es, der Dir Geld schaffen wollte, und nun vermuthete ich, Du werdest zu demselben Gegendienst bereit sein. Nicht wahr? Du Fortunas erstgeborner Sohn! Ich bin vollkommen zufrieden mit einem einzigen dieser gelben Vögel. »Nächstens kriege ich schon wieder einen Andern dran, und sollst Du, längstens in einem Monat, Dein Eigenthum zurückerstattet erhalten.«

»Du sollst ihn haben, « antwortete Hjalmar, »aber heute Abend. Besuche mich dann! Adieu!«

Auf seinem Zimmer angekommen that Hjalmar etwas, worüber sicherlich viele seiner Waffenbrüder gelacht haben würden; er fiel nämlich auf die Knie, und dankte Gott in einem warmen Gebete für die unvermuthete Hilfe, die ihm, gleichsam vom Himmel selbst, gesendet worden war. Mit Thränen in den Augen, aber mit fröhlicher heiterer Miene stand er denn auf, zog den rätselhaften Brief hervor und durchlas ihn von Neuem.

Der Inhalt war folgender:

»Herr Lieutenant!«

»Ein sehr intimer Freund Ihres verlebten Vaters ist kürzlich ganz unvermuthet in den Besitz eines großen Vermögens gekommen, und er glaubt, einen geringen Theil davon nicht besser anwenden zu können, als indem er damit einen jungen Mann unterstützt, der, nach Allem, was er gehört hat, so gute Hoffnungen von sich erweckt. Fahren Sie fort, den Weg der Tugend zu betreten, lieben Sie Freude und Vergnügen, aber jene Freude, der nicht die Reue folgt, und jenes Vergnügen, das nicht die Seele vergiftet, und Sie können versichert sein, daß Ihres Vaters und Ihr eigener Freund, der bis auf weiteres unbekannt bleiben will, allen Ihren Unternehmungen mit der wärmsten Theilnahme folgen wird. Eine gleich große Summe, wie die inliegende haben Sie mit Anfang des nächsten Jahres zu erwarten, gleichwie künftig zweimal des Jahres, wenn Sie dem Rathe folgen, den ich Ihnen zu geben mir die Freiheit genommen habe.

Er beruht auf einigen höchst wichtigen, noch in der Hand der Zukunft liegenden Umständen, ob oder wann ich das Vergnügen

haben kann, mich Ihnen persönlich erkennen zu geben. Aber daß dieser Tag einmal kommen wird, dessen bin ich gewiß. Bis dorthin leben Sie wohl! Geben Sie sich keine Mühe nach mir zu forschen; das wäre vergeblich.

Schließlich bitte ich Sie auf das Wärmste, keinen Augenblick Bedenken zu tragen, diese kleine Summe anzunehmen, die Ihnen anbieten zu können ich das Glück habe; denn ich kann Ihnen die heilige Versicherung geben, daß ich dadurch nur zu einem geringen Theile eine große unvergeßliche Schuld abtrage.

Ihr unbekannter, aber von Herzen ergebener

Freund \* \* \*«

»Wie sonderbar, « sagte Hjalmar für sich selbst. »Aber ich habe eine neue Stütze für den schönen Glauben bekommen, daß man nie verzweifeln soll ohne sein Vertrauen auf den allerbarmenden Vater dort oben zu setzen. Just als meine Verlegenheit am größten war, kam die Hilfe. Ich habe also einen Gönner, der durch eine außerordentliche Freigebigkeit sein Interesse an meiner geringen Person beweist. Aber, was kann er wohl für eine Ursache haben, sich nicht zu erkennen zu geben? Es beruht auf Umständen, sagte er. Nun, Gott gebe es, daß diese Umstände baldigst aufhören, damit ich von ganzem Herzen meinem edlen Wohlthäter danken kann, von dessen Güte ich ohne Bedenken Gebrauch mache, denn was so herzlich gegeben ist, ist auch leicht anzunehmen. Indeß, wer ist glücklich, wenn nicht ich?«

---

## IV.

Wir lassen nur einen Monat vorübergehen. Der junge Lieutenant hat während der langen, warmen Sommertage seinen Kampf auf dem Exerzierplatz männlich ausgekämpft. Sicherlich hat der Obristlieutenant kitzlichen Angedenkens noch ein oder das anderes-mal versucht, ihn mit seinen Basiliskenaugen zu erschrecken, aber schließlich hat der Lieutenant seinerseits die Entdeckung gemacht, daß der Herr Obristlieutenant selbst ein ganz großer Hasenfuß ist, dessen einzige Stärke in seiner Mundfertigkeit und in einer guten Dosis Grobheit beruht. Und da ein Poltron, mag er nun hoch oder niedrig sein, immer von einem Manne, der sein Herz auf dem rechten Flecke hat, einen gewissen Respekt haben muß, so gelang es auch endlich unserm Hjalmar sich mit seinem Plagegeist auf einen besseren Fuß zu setzen, und dieser beschloß, freilich noch etwas still grollend, außerdem die erste beste Gelegenheit abzuwarten, um einen deutlichen Beweis zu liefern, daß er seine kleinliche Rache aufgegeben habe.

Aber da nun das Glück wahrscheinlich die Wege unseres Helden so lenkt, daß diese Rachegedanken gänzlich verschwinden, so können wir mit gutem Gewissen und reiner Freude unsern edlen Obristlieutenant, und zwar für immer verlassen.

Hjalmar hatte sich, als ein großer Verehrer der Naturschönheiten gleich nach Beendigung der Exerzitionen nach dem herrlichen Kinnekulle, diesem paradiesischen Lustgarten am Strand des Wener begeben, und sich dort in einem Dorfe bei einem wohlhabenden Bauern einquartirt. Es war eine liebliche Abwechselung von dem dumpfen Tone der Trommel, dem Gewehrgerassel, dem Fluche der Exercierrmeister und der unfreundlichen Kaserne, sich plötzlich in die Einsamkeit der üppigen Laubwälder, unter Vogelgesang und Blüthenduft versetzt zu sehen. Er beschloß deßhalb, sich hier einige Wochen aufzuhalten, und richtete sich zu diesem Ende, so gut er konnte, in seiner kleinen Kammer ein, von wo aus er eine entzückende

Aussicht nach einer kleinen Bucht mit den reizendsten Inselchen hatte. Weiter im Hintergrunde, auf der andern Seite des Sees, tauchte Halle und Hunneberg sammt der Küste von Dalsland wie lange blaue Streifen am Rande des Horizonts auf. Unzählige Segel schaukelten den ganzen Tag über auf den gelblichen Wogen des Sees, und bisweilen erblickte man auch einen schwarzen Rauch, der sicherlich aus einem Dampfschiff, diesem den Philistern so angenehmen, dichterischen Seelen aber so ungeheuer langweiligen und prosaischen Seeungeheuer, aufsteigt.

Hjalmar war, als der letzteren Klasse der Sterblichen angehörend, natürlich auch mit Lectüre versehen. Die ersten Geister des schwedischen Parnasses hatten zu der auserwählten Bibliothek, die ihn in diese Einsamkeit begleitete, Beiträge geliefert, aber alle hatten jetzt dem unvergleichlichen Stagnelius bei Hjalmar Platz gemacht, und dieser war sein ständiger Begleiter auf seinen einsamen Promenaden. Es war auch natürlich, daß dieser schwärmende, leidenschaftserfüllte und glühend heiße Dichter ein so junges und warmes Gemüth, wie das Hjalmars erfüllte. In einigen Tagen war er denn auch ein kompletter Schwärmer geworden, der beständig von seiner überirdisch schönen Amanda träumte, die er sah

In Blüthen, in Strahlen  
Am Aether sich malen.

Hjalmar war so, glücklich oder unglücklich, wie man will, bisher die Liebe noch niemals anders aus aus Romanen zu kennen. Trotzdem verliebte er sich bald, Dank unserem Stagnelius! mit der ganzen Gluth einer jugendlichen Seele in ein Ideal, das er endlich nach ein Paar schlaflosen Nächten sich so deutlich und lebendig geschaffen hatte, daß er es mit klarem Auge vor sich sehen konnte. Daß es schön war, sehr schön, brauchen wir gewiß nicht zu sagen, da er es selbst geschaffen hatte; aber daß selbst den Schöpfer verwunderte, war der Umstand, daß das schöne Götterbild fortwährend seine Augen gesenkt hatte, und daß er beständig eine Thräne in den langen Augenwimpern glänzen sah. Wie er auch sein Ideal umzuschaffen gedachte, immer hielt es die Augen hartnäckig gesenkt, und die Thränen glänzten unaufhörlich in den zauberischen Augen. War es eine Reminiscenz, oder —

was weiß ich! Vergeblich suchte Hjalmar sein Gedächtniß anzustrengen, ob er jemals oder irgendwo eine solch schöne wehmüthige Figur gesehen habe. Aber es ging ihm, wie es uns gewöhnlich geht, wenn wir uns anstrengen ein Bild aus der Vergangenheit in das Gedächtniß zurückzurufen. Je mehr wir denken, und besinnen und nachgrübeln, desto undeutlicher wird das Bild, und endlich läßt sich Alles in ein unordentliches Chaos auf. Hjalmar gab sich also alle Mühe, sein weinerliches Ideal so zu erhalten, wie es war; denn ein neues zu schaffen, hielt er, seit er manchen fruchtlosen Versuch gemacht hatte, für unmöglich.

Da nun das Ideal niedergeschlagen war, wußte sein Anbeter natürlicherweise diese Gemüthsstimmung theilen, und deßhalb klagte er mit Stagnelius also:

Ach! Nie wird mein Sehnen  
Befriediget sein!  
Bleich, seufzend in Thränen  
Steh' ich ewig allein.  
Soll, Göttin, Dich immer  
als Sternbild nur seh'n,  
— — — — —

Doch finden Dich nimmer.

Oder:

Im Mondlicht ist worden  
Ein Brautbett die Flur  
Der Himmel ist worden  
Ein Betthimmel nur;  
Wenn Liebe die Schale  
Der Seligkeit leert  
Bin fern ich dem Mahle  
Und Gram mich verzehrt. —

Armer Junge! Es ist wirklich schade um ihn, daß er in der Welt der Phantasie von »Ahnung und Wohnung«, »Entzückung und Berückung« so gemartert wird. Das ging sogar so weit, daß er die delicates Erdbeeren und den vortrefflichen Rahm, den ihm die Bauersfrau selbst eines Tages dargelegt hatte, nicht essen wollte.

»Warum machen Sie denn heute ein gar so verdrießliches Gesicht, Herr Lieutenant?« sagte die Bauersfrau, die eine gewisse mütterliche Liebe zu ihrem hübschen Gast gefaßt hatte. »Warum essen Sie denn nicht; die Beeren sind so gut, daß selbst der König keine besseren bekommen kann. Ich und mein

Mädchen haben sie selbst gepflückt. Aber sagen Sie in Gottes Namen, was haben Sie denn!«

»Ich bin krank. Hier fehlt mir's, hier im Herzen, « sagte Hjalmar und seufzte.

»Sieh, deßhalb sind Sie so grämlich. Da haben wir's wieder, « rief Mutter Anderson.

»Im Herzen! Ja, den Schmerz hat das junge Volk all', aber deswegen können Sie bei uns doch essen. Aber was ist das für ein Fräulein, das dem Herrn Lieutenant das Herz so schwer gemacht hat? Es wird doch keine so garstig sein, daß sie einen so hübschen Herrn so sehr quält. Freien Sie nur, freien Sie, so wird es mit dieser Krankheit bald ein Ende haben.«

»Ach nein — ich bin in keine verliebt, « unterbrach sie Hjalmar. »Ich kenne ja kein, kein einziges Mädchen auf vierzig Meilen im Umkreis, aber ich . . . «

»Will mich verlieben, hab ich's errathen?« unterbrach ihn die Frau. »Das will das Junge Volk doch all, « daß es sich so peinigen läßt! Aber das ist leicht geschehen, Herr Lieutenant, hier auf Kinnekulle. Sie brauchen nur einmal die schönen Mädchen vom Herrenhof da drüben zu sehen, und ich schwöre darauf, daß Sie so verliebt werden, wie ein junger Kater.«

»Sind junge Damen auf dem Herrenhofe?« fragte Hjalmar hastig und sprang auf.

»Jawohl, und schön, sehr schön sind sie auch. Sie heißen nicht umsonst weit und breit »die Rosen von Kinnekulle«. Herr, mein Gott! wie sind diese Fräulein so hübsch so schlank gewachsen, und obendrein sind sie so freundlich und so »gemein.« Das sollten Sie einmal sehen, wie sie im Garten ihre Blumen begießen und auf dem Geflügelhofe ihre Tauben füttern; das ist eine wahre Freude. Sanft sind sie immer zu mir hergekommen, weil ich sie gar gut kenne, schon seil der Zeit, als sie noch als kleine Wildfänge bei mir herumsprangen, aber jetzt seit der Herr Lieutenant bei uns eingezogen ist, getrauen sie sich nicht mehr zu kommen, glaube ich; denn die Mädchen alle, hoch und niedrig, genieren sich immer etwas vor dem Mannsvolk, wissen Sie. Aber das eine Fräulein hat mir etwas gesagt — ja, als ich gestern auf dem Herrenhofe war, — aber ich darf nicht — ich muß



stillschweigen.«

»Ach nein, beste Frau Anderson, laßt mich wissen was sie sagte, « bat Hjalmar inständig.

»Nun, weil sie gar so schön bitten, sollen Sie es wissen; aber Sie müssen erst die Erdbeeren essen, « antwortete die Frau lächelnd.

Die alte Frau setzte sich nun auf eine Kiste nieder und sah mit herzlichen Vergnügen, wie die Erdbeeren ihrem Gaste auf einmal köstlich schmeckten. Auf Hjalmar's erneuertes Zureden fing sie endlich in ihrer umständlichen Weise ihre Geschichte zu erzählen an.

»Ja, Herr Lieutenant, wissen Sie, ich war, wie gesagt, gestern auf dem Schlosse auf dem Herrnhofe da drüben, und da sagte das eine Fräulein zu mir: »Hör' Sie, Frau Anderson, sagt sie, ist es wahr, was man erzählt, daß ein junger Offizier bei Euch wohnt?«

— Ja, schönes junges Fräulein! sagt' ich.

— Ist er schön! Sagt' sie.

— Oh, er ist der schönste, hübscheste junge Mensch, den ich in meinem Leben gesehen habe, sagt' ich. Sie glauben nicht, wie sauber und artig er ist.

— Aber was thut er denn? sagte sie.

— Ach er rennt im Wald herum, und hört dem Vogelgesang zu, oder er liest in seinen großen, langen Versbüchern, sagt' ich.

— Aber, Frau Anderson, wie kann man ihn denn einmal zu sehen bekommen? Sagt' sie.

— Das ist leicht geschehen, sagt' ich.

— Wie so? sagt' sie.

— Ja, wenn die Fräulein morgen einmal nach Mörkellef kommen, so will ich es schon so einrichten, daß Sie ihn zu sehen bekommen, sagt' ich.

— Ja, thut das, beste Frau Anderson, sagt sie, aber sagt um Gotteswillen dem Offizier kein Wort davon.

— Ach, denkt doch nicht, daß ich so ungeschickt bin, sagt' ich.«

»Und glaubt Ihr, bestes Mütterchen, daß die schönen Mädchen nach Mörkellef kommen?« fragte Hjalmar eifrig.

»Ja, da kann der Herr Lieutenant sich darauf verlassen, « antwortete die Frau, »und das ist auch ganz in der Ordnung, daß sie einen so hübschen Herrn sehen wollen, und daß ein so hübscher Herr so schöne Mädchen sehen will. Gehen Sie nur dorthin, Herr Lieutenant, und nehmen Sie Ihr Buch mit, und thun Sie, als ob Sie läsen, verstehen Sie mich.«

Hjalmar ließ sich dieses nicht zweimal sagen. Er halte nun so lange ein selbstgeschaffenes Ideal angebetet, daß er sich von ganzer Seele danach sehnte, ein wirklich lebendes, schönes weibliches Wesen, mit Fleisch und Blut, und vor Allem mit offenen Augen, vor sich zu sehen. Mit Stagnelius unter dem Arm begab er sich also auf den Weg, denn die Sonne fing schon an sich zu senken. Langsam schritt er in der herrlichen Gegend, die an Üppigkeit der Vegetation in Nordland kaum ihres Gleichen findet, weiter.

Als er nun in die Nähe von Mörkellef kam, hörte er plötzlich einige lockende Rufe. Er blieb stehen, und sah in der Entfernung zwei Frauenzimmer in großen Sommerhüten, die auf einen einzeln stehenden Baum sahen und beständig riefen: »Mylord, Mylord!«

Sein scharfes Auge glaubte ein kleines Eichhorn zu entdecken, das lustig von Ast zu Ast sprang.

»Vortrefflich, « sagte er für sich selbst »Der kleine entflohene Tanzmeister gibt mir die beste Gelegenheit, mich den Schönen zu nähern, denen ich natürlicher Weise meine Hilfe anbieten werde.«

Er ging zu diesem Ende hin, grüßte die überraschten und erröthenden Mädchen artig und sagte lächelnd: »Ich vermuthe, es ist Ihr kleiner ungetreuer Günstling der sich dort oben herumschwingt. Mit Ihrer Erlaubnis will ich versuchen, den Treulosen, der wahrhaftig sein Glück nicht verdient, zurückzubringen.«

Die zwei schönen Schwestern dankten ihm etwas verlegen mit einer leichten Verbeugung, und in einem Augenblick war Hjalmar, behend wie eine Katze auf den Baum geklettert, wo es ihm bald geglückt war, das Band zu fassen, an dem die Mädchen ihren kleinen Ausreißer führten.

Bald hatte Hjalmar das Eichhorn in der Hand und schwang sich

mit seinem Fang herab. Doch verlief dieses nicht ohne Blutvergießen, denn Mylord war ein kleiner bösertiger Herr und biß ihn ordentlich in den Finger. Ohne darauf zu achten, hielt er seinen Fang fest, den er, glücklich auf der terra firma angelangt, dem einen der Mädchen mit einer Verbeugung überlieferte.

»Ach, Sie bluten, « rief diese erschrocken, »der garstige Wicht hat Sie gewiß gebissen?«

»Mein Blut und Leben steht allezeit zu ihrem Dienst, « sagte Hjalmar lächelnd und wickelte sein Taschentuch um seinen verwundeten Finger.

»Wie ritterlich Sie sprechen!« sagte das Mädchen scherzend, »es ist sehr schade, daß Sie nicht vor einigen Jahrhunderten lebten.«

»Ja, die Zeiten waren herrlich, «- fuhr Hjalmar in demselben spielenden Ton fort — »besonders für die Damen, die uns Männer damals am Gängelband führten, wie Sie jetzt den kleinen Schlingel hier. Aber es lag doch etwas unendlich Poetisches darin, daß die Schwachen einzig und allein durch die Macht ihrer Schönheit so über die Starken herrschten. Ach! Ich wünschte, wir wären in jene goldenen Ritterzeit zurückversetzt: ich wäre ein fahrender Ritter; die Güter die wir hier um uns sehen, wären Raubritterburgen, « und Sie selbst eine geraubte Prinzessin, der ich dann meine Dienste anbieten könnte, um Sie auf des Vaters Schloß zurückzuführen.«

»Ei, wie schön, « sagte das Mädchen, und sah ihn mit ihren dunklen, schelmisch lächelnden Augen an. »Aber, obgleich wir, leider! Keine geraubten Prinzessinnen sind, ist doch nichts, was den fahrenden Ritter hindern könnte, um zu »unseres Vaters Schloß« zu geleiten, wenn Sie es für gut finden.«

Wer war seelenvergnügter über diese Einladung, als Hjalmar! noch nie hatte er so natürliche, hübsche und muntere Wesen gesehen, wie diese beiden Schwestern, die ihm, während sie uns zwischen den mythischen Linden dahinschwebten, wie Waldnymphen der Mythe vorkamen. Er sah bald auf die Eine, bald auf die Andere, unentschlossen, welcher er den Vorzug geben sollte. Bald war er von dem Blicke der Einen, in dem eine bewunderungswürdige Klarheit und Lieblichkeit lag, dahin gerissen, bald bezauberte ihn das Lächeln der Anderen, welches

das anmuthigste schalkhafteste von der Welt war. Er war nicht im Stande, sich zu entscheiden, welcher von Beiden er seine Verehrung widmen sollte; doch neigte sich die Wahl etwas zum Vortheile der mit den klaren Augen, wahrscheinlich deßwegen, weil sein Ideal seine Augen beständig senkte, wie wir wissen.

Unsere Gesellschaft setzte nun ihren Weg unter fröhlichem Gespräche fort, das sich allmählig den neuesten Erzeugnissen der Literatur, und zuvörderst den Romanen der Friederike Bremer zuwandte, von denen die beiden Schwestern natürlicher Weise ganz bezaubert waren.

»Auch ich zolle dieser Schriftstellerin meine ganze Bewunderung, « sagte Hjalmar, »aber ich habe an ihrem, gleichwie an allen Frauenzimmer-Romanen im Allgemeinen, « einen wesentlichen Fehler anzumerken. Ihre Heiden, die sie con amore zeichnet, sind beinahe immer de politische unliebenswürdige Egoisten, wo nicht gar reine Schurken. So der Alarich in den Töchtern des Präsidenten z. B. wie hart, wie herzlos, wie eifersüchtig behandelt er nicht Adelaide, einer der liebenswürdigsten zartesten Frauencharaktere, die jemals geschildert wurden! Er war ihrer wahrhaftig nicht werth, und ich glaube nimmermehr, daß sie glücklich zusammen leben konnten, obgleich die Verfasserin uns dessen versichert. Liegt die Seligkeit in einem großen Kinderkreise, so hatte sie dieselbe sicherlich gefunden, denn in »Ninna, « wo wir die schöne Adelaides plötzlich wieder sehen, hat sie nicht weniger denn vierzehn lebende Kinder, was man in der That etwas kühn zugegriffen nennen kann, aber im Uebrigen glaube ich doch, daß Adelaide recht bittere Tage gehabt haben muß.

Von Bruno in den »Nachbarn« will ich nicht einmal sprechen; denn er ist der completteste Schurke, den die neuere schwedische Literatur aufzuweisen: ein Dieb, ein Slavenhändler und dergleichen. Und dieser mit Verbrechen besudelten Mann gibt die Verfasserin der Serena zur Frau, ein Wesen, die sie als ein wahrhaft himmlisches zu schildern versucht. Das ist ihr indeß, nach meinem Dafürhalten nicht geglückt, denn, ich kann bei Gott nichts dafür! diese Serena kommt mir immer vor wie eine weiße, Lahme Ente.

»Nein, nun sind Sie in der That ungerecht und — ja boshaft, «

rief die älteste Schwester, die mit den Augen, »was können Sie gegen Serena haben?«

»Ich habe gegen sie einzuwenden, daß sie mir nur zu *himmlisch* ist, « antwortete Hjalmar. »Ein solches hyperätherisches Wesen kann sich im Himmel recht gut ausnehmen, auf Erden aber taugt sie nichts, gar nichts, am allerwenigsten aber als Frau eines ci-dévant Sclavenhändlers, der allerdings zu seiner moralischen Regeneration eine gute Frau braucht, aber auch eine Frau mit Charakterfestigkeit und einer guten Portion Härte, wovon Bruno selbst einen so großen Überfluß besaß.«

»Indeß könnte man beinahe versucht sein, gegen die Frauen eine schwere, aber doch nach meiner Überzeugung ganz und gar ungerechte Beschuldigung auszustoßen, wenn man die von ihnen verfaßten Romane gelesen hat: den nämlich, daß die edelsten Frauen die charakterlosesten und niedrigsten Männer ertragen. Aber so ist es nicht, so kann es nicht sein, ich weiß es nur zu gut; und der Grund, dieser Liebhaberei für moralisch korrumpierte Helden, die sich in den Frauenzimmer Romanen findet, ist in dem erhabenen, aber unsicheren Glauben der Frauen zu suchen, daß sie durch ihre nachsichtige Milde und Güte den siebenmal gefallenen Mann aufrichten und veredeln können. Das ist gewiß sehr, sehr schön gesagt, als gethan, denn ein richtiger Galgenvogel, bleibt Galgenvogel, auch wenn er unter den veredelnden Pantoffel gekommen ist.

Unter diesem Gespräch war der irrende Ritter mit seinen zwei Prinzessinnen dem prächtigen Schloßchen des Herrenhofes näher gekommen, und der Ritter wollte eben, die Mütze in der Hand, sich empfehlen, als der Eigenthümer des Gutes erschien. Nachdem Hjalmar begrüßt und sich selbst vorgestellt hatte, wurde er von dem gastfreien Eigenthümer zum Abendbrote eingeladen, ein Anerbieten, das er natürlich mit Vergnügen annahm.

Von diesem Tage an war Hjalmar ein oft gesehener Gast auf dem Herrenhofe, und da er nothwendig einmal verliebt sein wollte, schenkte er dem scheuen Fräulein mit den schönen Augen seine ungetheilte Huldigung, aber gleichwohl wollte es zum Glück für unsern Heiden, nicht recht gehen, denn, wie schön, lebhaft und lebenswürdig auch das schöne Fräulein war, es glich doch nicht

seinem Ideal, welches sonderbar genug, sich beständig seinem geistigen Auge mit seinen niedergeschlagenen Blicken und thränenden Augen darstellte. Indeß arbeitete Hjalmar mit aller Kraft, dieses Bild mit dem seiner *Amanda* — so hatte er nämlich das schöne Fräulein umgetauft — zu vereinigen, und er begann schon zu träumen:

»Eine Hütte und ein Herz.«

Fräulein Amanda, die sich immer gleich blieb, unterhielt sich fröhlich, freundlich, ja sogar oft vertraulich mit dem jungen Manne, der, ganz erblindet in seiner aufkeimenden Liebe, einen glatten Goldring von höchst fataler Bedeutung, den das schöne Fräulein an seiner linken Hand trug, gar nicht bemerkte. Das beweist am Besten, daß unser Held noch ein bedeutender Anfänger in der edlen Kunst der *Geurtoisie* war; denn ein erfahrener Mann, der sich, zu einem unbekanntem Mädchen hingezogen fühlt, durchsucht zuerst ihre Finger, um sich zu vergewissern, ob das blühende Eigenthum vorher schon in den Besitz eines Andern übergegangen ist, oder nicht. Daß aber ein solches Verhältniß existieren konnte, fiel Hjalmar nie ein. War er nicht bei seiner Schönen, so streifte er in den Wäldern umher, und träumte der Liebe glückseligen Traum. Bald schnitt er große, große »A« in die Birken, und bald, wenn der Paroxysmus den höchsten Gipfel erreicht hatte, begann er, mit Stagnelius'schen Worten, wenn auch just nicht mit Stagnelius'schen Athem, der Zauberin lob zu singen; aber ungeübt, wie er war im »Harfenspiel« brachte er selten mehr als die erste Strophe des allerdings in der Phantasie fertig liegenden Gedichts zu Papier. Aber sogleich bestieg er unerschrocken von Neuem den ungefügigen Pegasus und so ging es eine Woche lang ununterbrochen. Wohl wissend, daß alle junge Leute, »der ersten Liebe süße Schmerzen« in der glühenden Brust, von einer unüberwindlichen Schreibleigkeit« die all dieses Übermaß von Seligkeitsentzückung auszudrücken strebt, geplagt werden, können wir unserem Helden diese Thorheit gerne verzeihen, und zu unserem Vergnügen sogar einem oder dem andern seiner poetischen Ergüsse lauschen.

Sogleich der erste:

Amanda! Selbst von himmlischer Natur  
Schwebst Du in dieses Ebens schöner Flur

Und Blumen sprossen auf aus Deiner Spur;  
Und jede Laube, duftend wie von Ambra  
Wird zur phantastisch strahlenden Alhambra,  
Wo Mandolinen und Gitarren . . .  
schnarren.

In den Papierkorb!

Ein anderes:

Es sausen die Linden  
Im schattigen Dache,  
Im duftenden Laub.  
Da irrt ich und weine.  
Balsamischen Winden  
Mein Schicksal ich klage;  
Doch die Winde sind taub.  
Amanda, die reine,  
Die Himmelgeborne,  
Die schon seit Aeoen —  
So wollt es die Norne —  
Im Herzen ich trage,  
Ist taub meiner Klage

In den Papierkorb!

Und noch eines!

Küssen Deine Lippen! Nippen  
An der Liebe Festpokal!  
Ach! Amanda, hehre! Kehre  
Wieder! Mich verzehrt die Qual . . .

In den Papierkorb!

»Nein, « das ist ja reine Narrheit!« rief Hjalmar, vernünftig genug, eines schönen Morgens, als er sein neunundneunzigstes Gedicht ärgerlich vor sich warf. »Man kann ja doch ein ziemlich großer Narr sein, ohne gerade Verse zu schreiben. Wie ist es aber auch möglich, Liebesgedichte zu schreiben, da es nicht einmal auf »Liebe« außer dem ewigen »Triebe« einen passenden Reim gibt; denn was hätten die noch übrigen Diebe und hiebe in einem Liebesgedichte zu schaffen? Nein! Keine Zeile mehr und lebte ich nach hundert Jahre — keine Zeile mehr! das schwöre ich bei Apollo, der mich, scheint es, ganz und gar als Sohn verleugnen will. Aber sieh! da kommt ja das Dampfboot! Ich will zur Brücke hinabeilen, denn sie, sie ist sicher dort, um einige Bekannte die sie erwartet, zu empfangen.

Obgleich Hjalmar auf den Flügeln der Liebe dahinflog, hatte doch das Dampfboot vor seiner Ankunft schon angelegt, und er kam gerade recht, um zu sehen wie seine sogenannte Amanda warm und herzlich von einem schlanken Offizier umarmt wurde. Er stand wie versteinert und wollte kaum seinen Augen trauen, vor denen es beinahe schwarz zu werden begann. Und da nun die Schöne am Arm des Offiziers munter fort hüpfte, ohne unsern Helden auch nur einer Blickes zu würdigen, arbeitet sich ein gräßlich schwerer Seufzer aus seiner bekümmerten Brust und »Ha, Treulos!« dieser Stereotypausdruck der Eifersüchtigen, schwebte auf seinen Lippen. Während er nun so, stille und niedergeschlagen, blind und unzugänglich für Alles außer ihm, dastand« bemerkte er plötzlich wie eine Hand ihn leicht auf die Schulter schlug, und da er sich umwandte sah er den schwarzbraunen Fremdling, dessen Bekanntschaft er so schnell in einem Wirthshause an der Landstraße gleich am Anfange dieser kleinen Erzählung gemacht hatte, vor sich stehen.

»Welch angenehme Ueberraschung, Sie hier zu sehen!« sagte der Fremde, Hjalmar freundlich die Hand schüttelnd. »Ich will nämlich hoffen, Sie erkennen mich wieder. Wir trafen uns in einem Gasthause im verflossenen Frühjahr.«

»Ja, ich erinnere mich dessen, « sagte Hjalmar, der ihn in seiner augenblicklichen düsteren Gemüthsstimmung dahin wünschte, wo der Pfeffer wächst. Aber der Fremde war durchaus nicht gewillt, ihn so leichten Kaufs fahren zu lassen.

»Halten Sie sich schon lange hier auf?« fragte er.

»Ein Paar Wochen, « war die kurze Antwort.

»Wie! So lange schon? Ich habe auch im Sinne, einige Tage hier zu verweilen, weil ich noch nie diese schöne Gegend gesehen habe. Wollen Sie also, der Sie den Ort näher zu kennen scheinen, nicht das Amt eines Cicerone auf sich nehmen und mir sagen, wo ich aus ein Paar Tage ein einigermaßen gutes Quartier finde?«

Hjalmar war gewiß sonst der dienstfertigste Mensch auf Gottes Erden, aber — Amanda gehört ja einem Anderen — wie war er da wohl im Stande, einem Andern im Aufsuchen eines so äußerst prosaischen Dinges, wie ein Quartier, an die Hand zu gehen? Nach langen Besinnen antwortete er also auf das Ersuchen des



Fremden: »Ich weiß wirklich nicht, das ist äußerst schwer« . . .

»Aber Sie müssen doch selbst irgendwo wohnen, « fiel der Fremde ein, »vielleicht findet sich dort auch für mich ein kleines Kämmerlein.«

Da Hjalmar einsah, daß er, ohne als unhöflich zu erscheinen, nun keine ausweichende Antwort mehr geben könne, sagte er: »Wenn Sie mir folgen wollen, werden wir weiter hören.«

»Ich danke Ihnen. Sobald meine Equipage und meine Effekten an's Land gesetzt sind, werde ich die Ehre haben, Ihnen Gesellschaft zu leisten. Darf ich bitten so lange zu warten?«

Hjalmar bejahte mit einer summen Verbeugung. Die Equipage wurde gelandet, ein paar schnaubende Vollblutrosse vorgespannt, und Hjalmar saß an der Seite des Fremden in dem prächtigen, englischen Reisewagen, den wir schon einmal gesehen haben. Der Kutscher sprang auf, und die muthigen Rosse, froh, einmal auf festen Boden gekommen zu sein, sausten wie im Fluge dahin.

»Wie gefallen Ihnen meine Rosse?« fragte der Fremdling.

»Ha, die sind unvergleichlich!« rief Hjalmar der ein großer Pferdeliebhaber war, und nun über der Schönheit dieser Thiere für einen Augenblick den Treulosigkeit seiner Schönen vergaß.

»Ja, sie sind wirklich recht hübsch. Ich kaufte sie von dem englischen Gesandten in Stockholm, woher ich eben komme.«

»Das muß ein rechter Kauz sein, der da, « dachte Hjalmar und betrachtete den Fremden, der ihm nun ganz und gar verändert schien; denn der herbe Ausdruck, den er früher in seinem Gesichte fand, war total verschwunden und hatte einem milden, freundlichen Lächeln Platz gemacht, das man gerne sah. Aber seine Betrachtungen dauerten nicht lange, denn die raschen Pferde hatten in ein Paar Minuten die kurze Entfernung zwischen der Brücke und dem kleinen Dorfe zurückgelegt, und Frau Andersen war nicht wenig erstaunt, einen so »merkwürdig prächtigen Herrschaftswagen« vor ihrer Thüre halten zu sehen. Mit der Schürze in der Hand stand sie dort und verbeugte sich unaufhörlich gegen die aussteigenden Herren. Auf die Frage des Fremden, ob sie ihm nach ein Zimmer überlassen könne, antwortete sie, sie habe allerdings noch eines, es sei aber viel zu klein für einen so großen Herrn.«

»Hat nichts zu sagen, gute Frau. Wenn ich nur ein etwas gutes Bett bekomme, so bin ich vollkommen mit dem Zimmer zufrieden, wenn es auch noch so klein ist.«

»Ja, Herr Baron, Federpolster habe ich genug, wenn die Ihnen recht sind, « sagte die alte Frau, »aber, « setzte sie zagend bei, »das allerschwerste ist, was soll ich denn einem so hohen Herrn zu essen geben?«

»Was Ihr wollt, gute Frau, ich bin an gute und schlechte Tage gewöhnt. Was Ihr wollt.«

Nachdem nun alle Bedenken der Alten gehoben waren, ließ der Fremde Sack und Pack in sein kleines Zimmer bringen, wobei im Hjalmar auf jede Weise behilflich war, wiewohl er nicht hindern konnte, daß zuweilen ein tiefer Seufzer seiner Brust entstieg.

Die Mittagsstunde war gekommen, und da Mutter Andersen zu allem Glück am Morgen einen fetten jungen Hahn geschlachtet und gebraten, und dazu noch einen saftigen Hammelbraten mit Dillsauce zubereitet hatte, und die schönsten Erdbeeren mit dem fettesten Rahme hergerichtet waren, so konnte sie ohne Verzug eine Mahlzeit auftragen, von der kaum ein König hungrig aufgestanden wäre. Der Bediente des Fremden hatte auf dessen Geheiß unseren allen Bekannten, den Flaschenkorb, geöffnet und daraus eine Flasche ächten Madeira und eine dito ausgesucht feinen Burgunder hervorgeholt.

»ich führe gerne meinen Wein immer mit mir, « sagte der Fremde, denn meine Kehle hat sich noch nicht an all das ungenießbare Zeug gewöhnen können, das man hier unter dem Namen von Wein in den meisten Gasthäusern unseres theuren Vaterlandes verkauft. Aber hier haben wir es wirklich vortrefflich mit unserer Herberge getroffen, und ich bin Ihnen zu vielem Danke verpflichtet, daß Sie mich hierher führten. Doch nur noch etwas, was ich beinahe vergessen hätte. Daß Sie Lingen heißen, weiß ich, weil ich Ihren Namen, nachdem Sie abgereist waren, im Postbuche las, aber wahrscheinlich sind Sie mit dem meinigen unbekannt. Ich heiße Franck, bin Kaufmann, jetzt aber, seit ich eine große Besitzung hier in der Gegend gekauft habe, Prohrietär, oder wie man das heißen will. Ihr Wohl, Lieutenant Lingen!«

Hjalmar verbeugte sich und trank. Indeß überließ sich der Fremde mit ächten Kennerblick den Freuden des Mahles, und

schließlich löste sich auch bei Hjalmar das Band seiner Zunge, sei es durch die Freundlichkeit des Fremden, sei es durch die Stärke des ächten Madeira. Das Bild der unschuldigen »Treulosen« begann allmählig zu erbleichen, und statt dessen trat das des Ideals, nach und nach um so viel klarer vor seine Seele. Seine Freude begann allmählig wiederzukehren. Er plauderte lachte sogar, und als die zweite Flasche geleert war, schien die Wunde seines Herzens in voller Heilung begriffen.

»Es freut mich, Sie wieder fröhlich zu sehen, « sagte Herr Franck, »Sie sahen so verstimmt aus, als ich Sie vorhin unten am Strande traf. Es ist Ihnen doch nichts Unangenehmes zugestoßen.«

»Nein, gewiß nicht, « stammelte Hjalmar und erröthete.

»Etwas muß es doch gewesen sein! Sie sind doch in Gottes Namen nicht verliebt?« fragte Herr Franck, und sah ruhig forschend auf Hjalmar, der nun noch mehr erröthete.

»Ich weiß schon, warum der Herr Lieutenant so »absonderlich« ist, fiel Mutter Anderson, die gerade eintrat, dazwischen. »Mein junger Herr Lieutenant ist sich gar nicht mehr gleich, seit er sich in die Fräuleins drüben auf dem Herrenhof vergafft hat.«

»Ach, still! Still!« bat Hjalmar verlegen.

»Aber nun ist der Bräutigam der einen gekommen und der der andern kommt auch bald, und das geht dem Herrn Lieutenant so zu Herzen, « fuhr die Alte fort, ohne auf die Bitten Hjalmars zu achten.

»Aber meine beste Mutter!« rief Hjalmar und sprang auf, »warum sagtet Ihr mir denn nicht gleich, daß sie verlobt seien?«

»Bei Gott, das hatte ich vergessen, aber was ging mich dieses auch an?«

Herrn Franck, der einige Augenblicke unruhig auf seinem Stuhle hin und her gerückt warm schien bei den letzten Worten der Frau eine schwere Last von der Brust genommen zu sein, und lächelnd sagte er: »Was hör' ich da? Sie gehen hierher und verlieben sich in die Braut eines Andern? Das lohnt sich wahrlich nicht der Mühe. Nein, mein junger Freund, fort mit dieser verdammten Liebe, die, wie man die Sache auch drehen und wenden mag, doch eine ewige Thorheit bleibt. Doch trinken wir

ein Glas darauf, oder wie?«

»Topp!« sagte Hjalmar fröhlich und stieß an, woraus man leicht sehen kann, daß seine Liebesgedanken nicht allzutiefe Wurzel geschlagen halten. Dazu war diese junge Liebe kaum einige Wochen alt, und mehr aus Stagnelius entsprungen, denn aus seinem eigenen Herzen. Indeß, Hjalmar hatte jetzt schon einmal im Feuer gestanden, und beschloß, sich für die Zukunft in Acht zu nehmen; denn hätte dieses kleine Abenteuer nur einen Monat länger gedauert — wer weiß, was da die Folge gewesen wäre.

Nachdem abgetragen war, blieben unsere beiden Herren nach englischer Sitte noch eine Stunde beim Weinglase unter allerlei Gesprächen sitzen. Dabei erinnerte sich Hjalmar der beiden unglücklichen Frauenzimmer, die er im Walde getroffen hatte, und er fragte deßhalb Herrn Franck nach ihnen.

»Ach, ich konnte sie nur unbedeutend unterstützen, antwortete dieser mit gleichgültigem Tone und wandte sich ab. — »Aber von Ihnen konnten sie nicht genug sprechen, Ihnen folgten ihre wärmsten Dankesbezeugungen nach, und sie baten mich, Ihnen, wenn ich Sie je wiedersehen würde, nochmal ihren herzlichsten Dank auszudrücken.«

»Ach, das Wenige, was ich thun konnte, ist ja gar nicht der Rede werth!« sagte Hjalmar. »Aber ich wäre begierig, zu wissen, wo diese beiden unglücklichen Wesen sind, und wie es ihnen geht?«

»Ich weiß nicht, antwortete Franck kurz, und erhob sich. »Aber, fuhr er fort, »darf ich Sie nicht einladen, auf unser ländliches Mahl eine kleine Promenade zu setzen, um uns einmal die gepriesenen Herrlichkeiten von Kinnekulle anzusehen?«

Hjalmar nahm die Einladung mit Vergnügen an und hinaus zogen sie an den schönen Strand,

»Wo jede Laube, duftend wie von Ambra,  
»Wird zur phantastisch strahlenden Ambra.«

Mit behagen lauschte unser Held den Erzählungen seines Begleiters, der viel von der Welt gesehen hatte, und mit Leichtigkeit und Anmuth zu erzählen verstand. Die ungekünstelte Herzlichkeit womit Hjalmar außerdem von diesem Manne, für den er doch beinahe ganz und gar ein Fremdling war, behandelt

wurde, erfreute sein für freundschaftliche Gefühle stets offenen Herz, und ehe der Abend kam, glaubte er in Herrn Franck einen älteren, bejahrten Freund zu sehen, zu dem er volles Vertrauen haben konnte.

Am folgenden Morgen sagte Herr Franck zu Hjalmar: »Ich habe Ihnen gesagt, daß ich hier in, der Gegend eine Beszung angekauft habe, und ich muß nun dahin reisen. Aber nun habe ich Ihnen einen Vorschlag zu machen. Sie haben mir auf unserer gestrigen Promenade erzählt, daß Sie keine bestimmte Heimath hätten außer dem etwas vagen Logis, das Ihnen Ihr Mantelsack bietet. Ich denke mir, das müsse auf die Dauer doch etwas unangenehm sein, und da ich auf meiner Beszung mindestens ein Dutzend leere Zimmer habe, so würden Sie mir wirklich ein großes Vergnügen machen, wenn Sie ein Paar davon annehmen wollten. Allerdings kann es für einen jungen, lebhaften Mann nicht sonderlich lockend sein, mit einem alten Junggesellen zusammen zu wohnen, aber ich bin doch, darf ich hoffen, nicht gar so entsetzlich philisterhaft alt, und ich hoffe, wir werden unsere, Tage ganz angenehm dahinbringen. Indeß bin ich es, armer Teufel von Einsiedler, der Ihnen für diesen Dienst verbunden sein muß, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen wollten; aber ich hoffe, Sie verzeihen mir diesen kleinen Eigennutz. Kann ich mir also mit der Hoffnung schmeicheln, Sie als Gast bei mir zu sehen?«

Hjalmar hatte mit steigender Rührung den Worten des wohlwollenden Mannes zugehört und da dieser geendigt hatte faßte er mit Wärme seine Hand, und dankte ihm in herzlichen Ausdrücken für seine Güte.

»Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich es bin, der Ihnen danken muß, « rief Herr Franck fröhlich. »Aber lassen sie uns nun abreisen, je früher, desto besser, denn ich vermuthe, daß Sie noch nicht den Muth haben, von den »Bräuten« oben auf dem Herrensitze Abschied zu nehmen.«

Bald saßen die beiden Reisenden in dem prächtigen Wagens, aber die gute Mutter Anderson hatte eine Thräne im Auge, als sie ihren kleinen lieben Herrn Lieutenant ihr letztes Lebewohl zuwinkte.

---

## V.

Wir lassen nun Sommer, Herbst und Winter verschwinden, ehe wir den Faden unserer Erzählung wieder aufnehmen. Hjalmar hatte unterdeß immer mehr Wohlbehagen in seiner neuen Heimath und in der Gesellschaft seines edlen Freundes, die ihm mit jedem Tage theurer wurde, gefunden. Herr Franck hatte im Herbst in wichtigen Angelegenheiten auf ein Paar Monate eine Reise außer Land angetreten, aber vor seiner Abreise Hjalmar das feierliche Versprechen abgenommen, während der Zeit sieh um keinen Preis verlieben zu wollen. Obgleich Hjalmar nicht begreifen konnte, weshalb ein derartiges Versprechen von ihm gefordert wurde, gab er es doch gerne, und da sich gerade in der ganzen Nachbarschaft keine Mädchen fanden, denen er seine Huldigung hätte widmen können, so war es nicht schwer, dasselbe zu halten. Er konnte also seinem Freunde bei dessen Zurückkunft an Weihnachten versichern, daß sein Herz vollkommen frei sei, eine Mittheilung, die sichtbarlich ganz willkommen war.

An Neujahr hatte unser Held auch seinen versprochenen Wechsel erhalten, aber da er unter den jetzigen Verhältnissen nicht so viel Geld brauchte, vertraute er diese geheimnißvolle Sache Herrn Frank an, indem er zugleich sein Bedauern darüber ausdrückte, daß er seinen unbekanntem Wohlthäter nicht entdecken konnte, um ihn jetzt zu ersuchen, diese Summe besser anzuwenden, als sie einer Person zu geben, die nichts bedürfe.

»Was schwätzest du da wieder?« — man sieht, die beiden Freunde hatten Smollis getrunken — »Geld ist immer gut zu haben. Was Du im Augenblicke nicht brauchst, kann Dir in der Zukunft einmal sehr zu Statten kommen, und damit Du nicht in Verlegenheit bist, was Du mit Deinen Capitalien anfangen sollst so will ich sie auf Zinsen anlegen, und Dir die Renten davon geben.«

Eines schönen Morgens zu Anfang April kam Herr Franck auf Hjalmars Zimmer. Er setzte sich aufs Sopha und sagte nach kurzem Schweigen: »In einigen Wochen muß ich wegen wichtigen

Angelegenheiten nach Paris reisen. Hast Du wohl Lust, mich dahin zu begleiten. Es versteht sich von selbst, daß ich die Reisekosten trage.«

Hjalmar wollte kaum seinen Ohren trauen; nach dieser unermeßlichen Metropole der modernen Civilisation, an die er immer mit Vorliebe gedacht hatte, zu kommen — das war ein Glück, das er bisher nicht zu träumen gewagt hatte. Anstatt mit Worten zu antworten, flog er auf und schloß seinen edlen Freund heftig in seine Arme.

»Nun, nun, langsam, « sagte dieser lächelnd, »aber es freut mich, daß Du so bereitwillig auf meinen Vorschlag eingehst. Suche nun um Urlaub nach, und mache Dich reisefertig, denn in den ersten Tagen des Mai müssen wir auf der Reise sein.«

Der Urlaub wurde erbeten und bald ertheilt, und unter beständigen Träumen von Paris und von All dem Wunderbaren, das er sehen sollte, verflossen Wochen, allerdings langsam genug aber sie verflossen dennoch, und an einem hellen Maimorgen saßen Herr Franck und der glückliche Hjalmar im Reisewagen, um sich nach Götheborg zu begeben, wo sie an Bord des norwegischen Postdampfbootes gehen wollten.

Da wir durchaus nicht gewillt sind, eine Reisebeschreibung zu geben, begnügen wir uns zu erzählen, daß unsere beiden Reisenden an einem lieblichen Maiabend wohlbehalten mit der Eisenbahn in der großen Weltstadt anlangten. Es wäre vergeblich Hjalmars Verwunderung beschreiben zu wollen als er an der Seite seines Freundes in diesem welthistorischen Labyrinth umherwandelte, wo sich an jeden Palast unsterbliche Erinnerungen knüpfen. Mit einem gewissen Schauer sah er die gespensterhafte Kirche Notre-Dame, die er schon aus Victor Hugo's geistreichen aber unheimlichem Roman kannte. Bezaubert stand er auf der »Place de la concorde« wo der viertausendjährige Obelisk von Luxor mit seinen zahlreichen Hieroglyphen auf die lärmende Menschenmasse, die an seinem Fuße herumwimmelte, nieder schaut. Weiter in der Ferne breiteten sich die elysäischen Felder mit ihren vielfältigen Alleen aus, an deren Ende Napoleons Triumphthor seinen collossalen Bogen ausspannte. Und wie erstaunte er nicht, als er in das Palais Royal, dieses einzige Haus, das eine Welt für sich genannt

werden kann, trat, wo Alles was ein Mensch sich wünschen kann, vom Größten bis zum Kleinsten zu erhalten ist, Notabene um's Geld, wie sonst überall, wo etwas zu bekommen ist.

Am folgenden Morgen, als Hjalmar an der Seite seines Freundes durch die endlose rue Richelieu schlenderte, schrie dieser ihm in's Ohr, denn sprechen reicht in Paris nicht hin, »da sieh einmal das hübsche Mädchen hier oben am Fenster!« Hjalmar sah empor und blieb wie bezaubert von einer himmlischen Erscheinung einen Augenblick gefühllos gegen alle die kräftigen Stöße, die ihm reichlich von den ewigen Volksströmen ertheilt wurden, stehen.

»Mein Ideal!« rief er hastig, »ja wirklich mein Ideal. Wie sonderbar! Zu einer gewissen Zeit habe ich von einem solchen Engelsbild geträumt, das ich früher schon irgendwo einmal gesehen haben muß — aber das ist so unmöglich — unmöglich —«

Hier erhielt der werthe Sprecher einen so tüchtigen Puff, daß er beinahe umgefallen wäre.

»Gehen wir in das Café hier gegenüber, da kannst Du nach Belieben gaffen, denn hier stehst Du nur im Wege, sagte sein Begleiter, und faßte ihn am Arm. »Aber, was schwatzt Du da von Deinem Ideal?«

»Du kannst über mich lachen, « antwortete Hjalmar, »aber es ist nichtsdestoweniger gewiß und wahr, daß ich mir früher einmal das Mädchen, das ich würde lieben können, gerade so wie diese vorgestellt habe . . . Aber mein Herz ist so voll, daß ich gar nicht sprechen kann.

»Hm! Sehr sonderbar!« sagte Franck lächelnd, »aber nun sind wir am Platze, und hier an diesem Fenster hast Du eine vortreffliche Aussicht nach Deinem sogenannten Ideal!«

Sogleich stand Hjalmar am Fenster und betrachtete urverwandt die schöne Erscheinung. Und es war in der That eine sehenswerthe Erscheinung

Mit jenem unnachahmlichen Geschmacke gekleidet, der nur den Pariserinnen eigen zu sein scheint, stand dort am Fenster gegenüber ein junges, schlankes, blühendes Mädchen, mit sittsam gesenkten Augen. Glänzend schwarze Locken



beschatteten die schönsten vollen Wangen und rollten sich herab auf einen Hals von blendendem Weiß. Und als sie nun ihre großen Augen aufschlug, und bemerkte, wie unerwartet sie von Hjalmar betrachtet wurde, breitete sich das tiefste Roth über das sanfte Gesichtchen. Doch blieb sie noch einige Augenblicke stehen, indeß der kleine Rosenmund sich zu einem unbeschreiblich milden Lächeln verzog. Darauf legte sie die Hand aufs Herz und verschwand eilig . . .

»Hast Du gesehen!« fragte Hjalmar schwer aufathmend.

»Ja, gewiß habe ich gesehen. Das war wirklich ein ausgezeichnet schönes Mädchen. Aber komm' nun, sie hat Deine Unbescheidenheit bemerkt, und kommt jetzt, bei meiner Treue, so bald nicht wieder zum Fenster zurück.«

»Aber ach! wer kann sie sein? Wenn ich nur das wüßte!«

»Was könnte Dir das nützen? Es ist natürlich eine Französin, mit der Du in aller Ewigkeit nicht bekannt werden wirst. Komm also! Ich will Dich zum Louvre begleiten, wo Du Dir einige Stunden die weltberühmte Gemäldegalerie ansehen kannst, indeß ich einige Geschäfte abmachen will.«

Sicherlich war Hjalmar bei seinem Eintritt in die prächtige, mit einem verschwenderischen Luxus ausgestattete und vergoldete Galerie, so reich an Arbeiten der größten »Meister« überrascht; aber weder Raphael's noch Corregio's herrliche Madonna, noch Tizian's oder Rubens Venus, konnten ihn das schöne Bild, das er vorhin am Fenster gesehen hatte, vergessen machen. An all' diesen Meisterwerken der Kunst ging er, um es kurz zu sagen, mit gleichgültigen Augen vorüber, und sehnte sich nur, jenes Meisterstück der Schöpfung wieder zu sehen, das mit seinem geträumten Ideal eine so große Aehnlichkeit hatte. Endlich wurde diese Sehnsucht so stark, daß er hinausstürzte, sich in seinen Fiaker warf, und wieder zur rue Richelieu zurückkehrte, wo seine scharfen Augen sogleich das Haus wieder erkannten, das die Göttliche einschloß. Er ging in das Café, setzte sich an's Fenster, und richtete seine strahlenden Blicke auf das gegenüberliegende Haus, aber das Fenster war leer. Lange saß er dort, innerlich klagend über seine getäuschte Hoffnung, und schon wollte er wieder gehen, als er zu seiner unbeschreiblichen Freude wieder die Erscheinung des Engelsbildes erblickte, die diesmal freilich

sich nur auf einige Augenblicke zeigte, während deren er jedoch dasselbe flüchtige Erröthen, dasselbe milde Lächeln zu bemerken glaubte, — nur blieb diesmal aus, daß sie die Hand auf's Herz legte, als die sylphidische Gestalt verschwand.

»Vielleicht erscheint sie noch einmal, « dachte Hjalmar und blieb beharrlich auf seiner Warte sitzen; allein diese Hoffnung schlug fehl, obgleich er länger denn eine Stunde wartete. Mit schwerem Herzen kehrte er also zu seinem Hotel zurück, wo er Herrn Franck traf.

»Du bist mir ein sauberer Vogel, « sagte dieser, »ich suchte Dich im Louvre, aber das Herrchen war schon ausgeflogen. Wo warst Du?«

»Im Café dem Mädchen gegenüber, « antwortete Hjalmar erröthend. »Ich kann mir die Ursache nicht erklären, aber es war unmöglich, der heftigen Sehnsucht, die mich wieder zu ihr zurücktrieb, zu widerstehen.«

»Was Du ein närrischer Kauz bist! Aber was gibst Du mir, wenn ich Dich mit dieser Schönheit, die Dich so bezaubert hat, bekannt mache?«

»Fordre Alles, Alles!« rief Hjalmar eifrig.

»Nun, nun, ich fordre nichts, aber sieh', ich habe soeben erfahren, daß das Mädchen eine Schwedin ist, die sich auf Besuch bei ihren Verwandten hier aufhält, mit denen ich schon seit langer Zeit bekannt bin. Wenn ich nun diesen meinen Besuch mache, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß wir dorthin eingeladen werden, und da hast Du Gelegenheit, Dein Ideal zu betrachten, soviel es Dir beliebt.«

»Himmel! Welche Eröffnung machst Du mir da! Gehen wir, gehen wir sogleich! Ich beschwöre Dich!« rief Hjalmar außer sich.

»Nicht so hitzig, mein Junge!« antwortete Franck lachend. »Du wirst mich wohl warten lassen können, bis wir diniert haben.«

Am Nachmittag ging Herr Franck aus, und kam, wie er versprochen, nach einigen Stunden mit einer Einladung zum Diner auf den folgenden Tag zurück. Hjalmar's Herz schlug dabei vor Freude hoch auf, und die mannigfaltigen Vergnügungen, die Paris dem Fremden bietet, konnten nicht hindern, daß ihm die Zeit grausam langweilig vorkam. Aber alles Warten nimmt einmal ein

Ende — so auch das seine, und am folgenden Tage eilte er mit beinahe beflügelten Schritte nach dem unvergeßlichen Hause in der rue Richelieu.

Beim Eintreten fand er nur drei Personen im Zimmer, einen Mann in den mittleren Jahren von fröhlichem, freundschaftlichem Aussehen, eine ditto Frau und die schöne Schwedin. Franck wurde von Wirth und Wirthin auf das Herzlichste bewillkommnet, worauf er ihnen seinen jungen Freund vorstellte. Darauf führte er ihn zu dem erröthenden Mädchen und sagte mit einem bedeutsamen Lächeln auf den Lippen: »Mein schönes Fräulein, ich habe das unbeschreibliche Vergnügen, Ihnen einen jungen Landsmann vorzustellen, der natürlich willkommener sein wird als ein alter, wie ich hin. Ich weiß aus Erfahrung, daß Bekanntschaften unter Landsleuten, die sich unvermuthet auf fremden Boden treffen, leicht geschlossen sind, weil man, wenn man sein Vaterland liebt, auch gerne einen Landsmann liebt, der ja einen kleinen Theil davon ausmacht — und ich will hoffen, daß weder mein schönes Fräulein, noch der Herr Lieutenant von dieser fast allgemeinen Regel eine Ausnahme machen werden.«

Das schöne Mädchen schlug lächelnd ihre großen, dunkelblauen Augen auf und heftete sie mit einem besonders schwärmenden Ausdruck auf Hjalmar's schöne Züge. Dann reichte sie ihm, jungfräulich erröthend ihre Hand und sagte mit melodischen aber etwas bebender Stimme: »Ich kann nicht leugnen, daß es unendlich erfreulich ist, seine Muttersprache, wäre es auch mit einem uns ganz Fremden, zu sprechen.«

»Um wieviel erfreulicher ist es nicht für mich, « antwortete Hjalmar mit einer artigen Verbeugung, »hier ganz unerwartet, unsere schöne Muttersprache von so schönen Lippen hören zu können.«

»Ich höre, Sie haben schon angefangen Franzose zu werden, « antwortete das Mädchen und lächelte. »Aber sprechen mir nun von Alt-Schweden.«

Die beiden jungen Leute ließen sich nun auf ein paar Tabourets nieder. Hjalmar bot seine ganze Beredsamkeit auf — schilderte seine verschiedenen Reiseindrücke, sprach von seiner warmen Freundschaft für Herrn Franck, der ihn dieses Vergnügen bereitet habe u. Dgl., u. Dgl., und das schöne Mädchen horchte

aufmerksam seinen Worten, indeß ihre schönen Augen sich hie und da mit einem unerklärlichen Ausdrucke, der ihm doppelt warm um's Herz machte, auf ihn hefteten.

Nun ward serviert, und der glückliche Hjalmar, als der einzige Cavalier, erhielt seinen Platz an der Seite der Schönen. Da Wirth und Wirthin nicht schwedisch verstanden, und Herr Franck den beiden jungen Leuten nicht die mindeste Aufmerksamkeit zu schenken schien, konnten sie ihr Gespräch ungestört fortsetzen, während dessen Hjalmar oft Gelegenheit hatte, die Naivität seiner jungen Landsmännin, ihr anmuthiges, kindliches Wesen, vereint mit vielem natürlichen Verstand und einer gewissen stillen Schwärmerei, womit sie von dem Einen oder dem Andern sprach zu bewundern. Aber am meisten von Allem fesselte ihn ihre schönen Augen, wenn sie sich, wie vorhin, mit jenem rührenden, innigen Ausdruck, den er nicht zu erklären wußte, von dem er aber doch im vollsten Maße bezaubert war, auf ihn hefteten.

Die jungen Leute unterhielten sich auf diese Weise ununterbrochen einige Stunden und am Abend, als Hjalmar endlich gehen mußte, und er zum Abschiede die Hand seiner Landsmännin mit Wärme drückte, glaubte er, von einem langjährigen Bekannten zu scheiden.

»Sie werden mich bald wiedersehen, « lispelte er, und erhielt zur Antwort einen Blick, der viel, viel mehr als Worte sagte.

Während des Nachhausegehens fragte Herr Franck, was er dort dem jungen Mädchen hielte, dessen Bekanntschaft er gemacht hatte.

»Ach, sie ist bezaubernd!« rief Hjalmar, »und wenn ich nicht Deinen entschlossenen Haß gegen Alles, was Liebe heißt, kennen würde, so könnte ich Dir erzählen, das ich bereits ganz und gar in sie verliebt hin.«

»O, das ist wohl nicht so gefährlich. Ich hoffe nur die dumme Liebes, die zu keinem anderm Resultate führt, als zu Seufzern und schlaflosen Nächten, und die einen fröhlichen Jüngling zu einem weinerlichen Kerl macht, wie Du einer warst, als Du Dich in jene Braut auf Kinnekulle verliebt hattest. Ader mit diesem Mädchen ist es eine ganz andere Sache: sie ist à prende und wird außerdem ein beträchtliches Vermögen haben, weßhalb ich Dir Deinen Geschmack durchaus nicht verargen kann.«

»Ach, was kümmere ich mich um ihr Vermögen, wenn ich nur ihr Herz gewinne!« rief Hjalmar und seufzte.

»Das eine Gute schließt das andere nicht aus, « antwortete sein Freund lächelnd, und beide gingen schweigend weiter.

Am folgenden Tage sagte Herr Franck seinem jungen Freunde, daß er eine Loge in der großen Oper genommen, und dahin den Wirth und die Wirthin von gestern, sammt der schönen Schwedin eingeladen habe, »und ich stellt das Ersuchen an Dich, ihr Cavalier zu sein, « fügte er lächelnd bei.

Daß dieses Ersuchen ziemlich überflüssig war, zeigte sich deutlich während der Vorstellung. Man gab den »Propheten«; oder worauf die jungen Leute oder vielmehr Landsleute hörten, das war keineswegs die schöne Musik. Die lispelnden Töne, die gegenseitig über die Lippen der Beiden flossen, schienen ihre Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch zu nehmen, und viel lieber als auf die berühmte Schlittschuhpartie sah Hjalmar in die schönen Augen seiner Nachbarin, in denen sich eine ganze Welt sanfter Gefühle spiegelte.

Als er so einmal ihr reines, griechisches Profil betrachtete, lispelte er: »Wie wunderbar! Wenn ich Sie von der Seite ansehe, kommt es mir beinahe vor, als hätte ich Sie seither schon einmal gesehen — es ist ein Bild, das ich schon lange im Herzen trage — aber das ist unmöglich — kann nicht anders als unmöglich sein.«

Er bemerkte nun, wie das Mädchen rasch erbleichte, und wie eine Thräne auf ihre Wange fiel. Er faßte ihre Hand, die sie ihm nicht entzog, und lispelte: »Sie weinen? Um Gott! Warum?«

»Ach! Es ist nichts, «, antwortete das Mädchen leise, und Hjalmar glaubte zu bemerken, wie sie leicht seine Hand drückte — »ich habe eben an etwas gedacht, an eine liebe und schmerzliche Erinnerung von . . . von meiner . . . Kindheit her.«

»Können Sie, ein so junges, glückliches unschuldiges Wesen eine schmerzliche Erinnerung haben?« fragte Hjalmar.

»Ich hatte keine andere vor nicht langer Zeit, « sagte das Mädchen, und gab Hjalmar einen strahlenden Blick, in dem eine zarte Thräne glänzte.

Das Wort »Geliebte« schwebte auf Hjalmars Lippen, aber da er wahrscheinlich glaubte, das wäre doch etwas zu rasch gehandelt,

sprach er es nicht aus, sondern begnügte sich, ihr noch einmal die Hand zu drücken, die sie jetzt endlich der seinigen entzog. Aber als der Vorhang fiel und der sechste Act zu Ende war, schien es Hjalmar, als habe diese lange Oper nur einige Minuten gedauert.

»Heute, « sagte Herr Franck am folgenden Morgen, werden wir eine Tour in der nächsten Umgegend von Paris machen, und dann einem meiner Freunde, der einen reizenden Landsitz in der St. Denis bewohnt,, einen Besuch machen; aber ich bitte Dich, Dich auf eine kleine Ueberraschung gefaßt zu machen.«

Neugierig, worin wohl diese Ueberraschung bestehen könnte, setzte sich Hjalmar in den Wagen, aber bald wurde ihre Aufmerksamkeit von all' den Herrlichkeiten, die sich ihren Augen vorstellte, angezogen. Mit Bewunderung betrachtete er die collossalen Straßenanlagen, die der Imperator durch diesen unruhigen Krater ziehen ließ, um die immer glühenden Herde der Revolution zu trennen und allmählig zu erlöschen. Mit einem aus Ehrfurcht und Grauen gemischten Gefühl betrat er die Gruft von St. Denis, wo die Könige von zwölf Jahrhunderten ruhen und von der Vergänglichkeit der Macht träumen.

»Es ist nun Zeit den versprochenen Besuch zu machen, « sagte Franck« da sie aus der Kirche traten. Er bezeichnete dem Kutscher ihr Reiseziel, und nach ein Paar Minuten hielt der Wagen vor einer kleinen, reizenden Villa in einer blühenden, englischen Anlage. Da nun Hjalmar in ein prachtvoll möbliertes Zimmer trat, sah er zu seiner Verwunderung seine schöne Landsmännin in einer Causeuse mit einem Buch in der Hand sitzen. Überrascht und erröthend fuhr sie auf und reichte lächelnd ihre Hand Herrn Franck, der zu Hjalmar gewandt ausrief: »Nicht wahr, Du erwartetest nicht, diese Dame hier zu finden? Aber ich kann Dir die Aufklärung geben, daß sie ein kleiner, guter Geist ist, der sich versetzen kann, wohin er will. Junge Leutchen, Sie werden mir indeß verzeihen, wenn ich Sie auf eine kleine Stunde allein lasse? Au revoir!«

Das junge Mädchen war in sichtbarer Verlegenheit. Sie erröthete und erbleichte abwechselnd, und gab nur halbe, abgebrochene Antworten aus Hjalmars feurige Fragen; aber er ließ sich dadurch nicht im mindesten abschrecken, denn ihre

Blicke waren nun um so sprechender und strahlten noch freundlicher als vorher. Er bemerkte indeß, daß sie öfter unruhig nach der Thüre sah. Endlich öffnete sich diese und Franck führte am Arm ein bleiches, sanft lächelndes Frauenzimmer herein. Schweigend ging er auf Hjalmar zu, faßte seine Hand, und sagte mit tiefer Rührung in seiner männlichen Stimme: »Mein Freund! Ich habe das unbeschreibliche Vergnügen, Dich die Bekanntschaft mit einer mir unendlich theuren Person, die Dich niemals vergessen konnte, erneuern zu lassen.«

»Hjalmar verbeugte sich und betrachtete verlegen das bleiche, milde Gesicht des Frauenzimmers.

»Ich weiß . . . ich glaube nicht, « stammelte er, »schon einmal die Ehre gehabt zu haben . . . «

»Erinnere Dich genau, « sagte Franck gerührt.

»Gewiß erinnere ich mich eines Gesichtes, dem dieser Dame gleichend, aber das ist unmöglich, das war unter anderen Umständen, himmelweit verschieden von . . . von . . . «

»Den jetzigen meinst Du, « ergänzte Franck. »Du Erinnerst Dich also der beiden unglücklichen Wesen die Du hilflos und ohnmächtig im Walde trafst. Nun wohl, hier, hier siehst Du sie wieder, « und dabei schloß er Mutter und Tochter, überwältigt von Rührung zärtlich in seine Arme. Die beiden Frauen weinten leise an seiner Brust, und Hjalmar fühlte alsbald eine starke Neigung, dasselbe zu thun, als Herr Franck mit veränderter, froher Stimme ausrief: »Nein, da stehen wir, bei meiner Seele und weinen, und vergessen ganz und gar, daß wir ein Freudenfest feiern wollen, und Hjalmar der arme Junge, weiß ja eigentlich noch nicht, woran er ist! Mein Sohn, denn wie ein Sohn bist Du meinem Herzen theuer! Du siehst in dieser hier meine Frau, meine geliebte Frau, die mir Alles verziehen hat und die Dir eine zärtliche Mutter werden will — und dieses kleine Fräulein hier ist meine vielgeliebte Tochter Caroline, die Dich durch mich bitten läßt, Deine Schwester sein zu dürfen — bis auf Weiteres.«

Hjalmar war vor Erstaunen ganz außer sich, aber Franck rief fröhlich: »Sieh da, steh doch nicht so verschlagen da! Ich will Dir gleich die Aufklärung über all das Wunderbare, was Du erfahren hast, geben, aber komme nur erst hierher und umarme Deine neue Mutter!«

Warm und herzlich schloß die bleiche Frau Hjalmar in ihre Arme und lispelte dabei: »Edler junger Mann; Sie sprachen prophetische Worte, als Sie, um mich in meinem Elende zu trösten, sagten: »Hilfe wäre mir vielleicht näher, als ich glaubte, — und Sie waren gleichsam der rettende Engel den die Vorsehung ausgesandt hatte, um mich zu dem Ziele zu geleiten, wo endlich meine Prüfungen ihr Ende erreichen sollten. — Nie, habe ich vergessen, Sie in mein Gebet einzuschließen, wie ich damals gelobte . . . «

»Aber umarme jetzt auch Deine Schwester, « fiel Franck munter ein, »und küsse sie für mich. Du hast es ja früher schon einmal gethan, Du Schelm! wie sie mir erzählt hat.« Daß Hjalmar von dieser Erlaubniß Gebrauch machte, brauchen wir wohl nicht zu sagen; aber da er die frischen, warmen, rosigen Wangen des erröthenden Mädchens berührte, und in diese in Thränen lächelnden Augen sah, erfüllte seine Brust eilte unnennbare Freude; — aber

Sind den Göttern nur verlieh'n  
Seligkeiten für Aeonen  
Menschenherzen müßten brechen  
Würde nicht das Glück entfliehn'.

Wie Franzen so schön singt, und es war deßhalb ohne Zweifel sehr heilsam für unsern Helden, daß das schöne Mädchen sich verschämt aus seinen Armen losmachte und sich an seinen Vater schmiegte.

»Aber daß Du mein Carolinchen gar nicht wiedererkennen konntest, « sagte der Vater, indeß er die rothen Wangen des Mädchens streichelte.

»Wie war es wohl möglich, sich in dem schönen, blühenden Fräulein Carolina das kränkliche, schwache Mädchen denken zu können, das . . . das . . . «

»Du nun nicht mehr Fräulein nennen darfst, « ergänzte der Vater . . . »Ihr seid ja Geschwister, habe ich gesagt.«

Lächelnd reichte Carolina Hjalmar ihre Hand, das »Du« war besiegelt.!

»Aber es ist doch sonderbar, « fuhr Hjalmar fort, »das Profil meiner Schwester, das ich schon bewunderte, als ich sie an Ihrer



Brust schlummern sah, schwebte mir seither oft vor, obgleich ich, merkwürdig genug, mich nicht erinnern konnte, wo und wann ich diese himmlischen Züge gesehen hatte. Erst gestern in der Oper kam mir das bleiche, schlummernde Mädchen in den Sinn, obgleich ich mir, natürlicher Weise unmöglich vorstellen konnte, daß Carolina und sie eine und dieselbe Person wäre.«

»Bist Du dabei, « sagte Herr Franck, »so verlassen wir jetzt die Damen auf einige Minuten. «Ich sehe Dir an, daß Du neugierig bist, zu hören, wie all das zusammenhängt, aber wenn Du mir in den Harten hinaus folgen willst, wird das Räthsel bald gelöst sein.«

»In meiner Jugend, « begann Herr Franck, nachdem sie sich auf ein Berceau niedergelassen hatten, »in meiner Jugend war ich ein äußerst leichtsinniger und unnützer Bursche. Da ich ein kleines Vermögen geerbt, und überdies ziemlich gute Kundschaften und Receommandationen hatte, etablierte ich einen Großhandel in Stockholm, und lebte dort eine Zeit lang auf großem Fuße, als hätte ich die größten Geschäfte gemacht.«

»Es ist natürlich, daß das nicht auf die Dauer so bleiben konnte. Meine Verhältnisse zerrütteten sich täglich mehr, doch wußte ich die Sache geschickt zu verheimlichen. Zu gleicher Zeit faßte ich eilte heilige Liebe zu einem schönem, jungen, unerfahrenen Mädchen, deren Vater, ein alter, mürrischer Tyrann, der ein hohes Amt bekleidete, in demselben Hause wie ich wohnte, und zu dessen Soireen ich Zutritt hatte. Die unverhohlene Huldigung, die ich dem unglücklichen, von ihrem Vater so streng und lieblos behandelten Mädchen widmete, schien ihr zu gefallen, und bald konnte ich sehen, daß ich ihr nicht gleichgültig war. Endlich verabredeten wir ein Stelldichein, was, da wir in demselben Hause wohnten, gar nicht schwer war, — diese Zusammenkünfte wurden immer häufiger — ich Elender bethörte sie mit falschen Eiden, und war gewissenlos genug, die Schwachheit, eines liebenden Weibes zu benützen.«

»Gerade zur selben Zeit kamen einige meiner Wechsel mit Protest zurück. Meine Gläubiger öffneten nun ihre Augen und drängten mich den allen Seiten. Um einer entehrenden Strafe zu entgehen, entfloh ich Hals über Kopf nach Hamburg und begab mich von dort nach Nordamerika, wo ich so glücklich war, eine

höchst vortheilhafte Stelle in einer der größten Handelsstädte zu erhalten. Durch Erfahrung klug gemacht fing ich nun ein anderen Leben an, und gewann bald durch Fleiß und Ordnung das Vertrauen meines Principals. Nach ein paar Jahren nahm er mich als Theilhaber in's Geschäft auf. Die Geschäfte gingen außerordentlich glücklich, und in kurzer Zeit hatte ich ein bedeutendes Vermögen erworben. Den ersten Gebrauch, den ich davon machte, war, daß ich meine Schulden in Schweden mit Zinsen und Allem bezahlte. Aber ich hatte noch eine andere Schuld, die schwer auf meinem Gewissen lag, so oft ich an die arme Cäcilia dachte. Großer Gott! Und ich wußte doch nicht Alles — ich hatte keine Ahnung, in welcher gefährlichen Lage ich sie gelassen hatte. Von meinen Correspondenten in Stockholm hatte ich keine andere Nachricht von ihr erhalten können, als das in Stockholm verbreitete Gerücht, sie sei gestorben, gleich wie ihr Vater.«

»Das unbestechliche Gewissen, das, zu unserer wahren Besserung, nie schweigt, klagte mich nun oft als ihren Mörder an; aber um wie viel mächtiger würde es nicht seine Stimme erhoben haben, wenn ich gewußt hätte, daß ich Elend und Unehre über die Gefallene gebracht hatte — aber so glaubte ich sie todt, und ich beweinte sie oft, wenn ich meinen eigenen Fehltritt beweinte.«

»Konnte ich auch mich selbst nicht glücklich fühlen, so glückten dagegen alle meine Unternehmungen, selbst die kühnsten, und mein Vermögen vermehrte sich mit jedem Jahr. Aber nachdem ich volle siebzehn Jahre mein Vaterland verlassen hatte, ergriff mich plötzlich ein unwiderstehliches Heimweh. Ich realisirte also Alles, was ich besaß, legte meine Fonds bei einem reichen Handelshause in London und Hamburg an, und eilte in mein Vaterland zurück, wo ich ein Paar Wochen eher eintraf, als ich dich, und, o wunderbare Fügung der Vorsehung! auch die, die ich in Unglück und Elend gestürzt hatte, traf. Weder kann, noch will ich die wahrhaft vernichtenden Gefühle beschreiben, die auf mich einstürmten, als ich in den armen Frauenzimmern, die Du mir so warm an's Herz gelegt hattest, Cäcilia und mein Kind erkannte! — Genug davon! Sie, über die ich Schande und Elend gebracht hatte, verzieh mir mit englischer Güte und nun fühlte ich mich als einen ganz umgewandelten Menschen. Die Schuld, die lange

Jahre hindurch schwer auf meinem Herzen lag, war vergeblich, und als ich meine sanfte lebenswürdige Tochter umarmte erfuhr ich das glücklichste Gefühl in meinem ganzen Leben. In größter Heimlichkeit führte ich nun die beiden, mir so theuren Wesen nach Götheborg und nachdem ich dort für ihre Garderobe gesorgt hatte, begaben wir und sogleich nach Hamburg, wo ich in Gegenwart einiger alter, vertrauter Freunde mich mit meiner geliebten Cäcilie trauen ließ — die einzige Vergeltung, die ich ihr für alle ihre ausgestandenen Leiden geben konnte. Sie waren in der That entsetzlich, und nur ein so wahrhaft religiöser und zugleich edler und stolzer Charakter, wie der ihrige, konnten sie überdauern.

»Von ihrem herzlosen Vater verbannt und verstoßen, als sich ihr Unglück nicht länger verheimlichen ließ, verschwand sie ohne daß Jemand hatte erfahren können, wohin sie sich begeben hatte. In einer kleinen entfernten Stadt lebte sie arm und unbekannt, und gab dort unserem unglücklichen Kinde das Leben. Mit Kinderunterricht und beharrlicher Arbeit gelang es ihr, sich siebzehn lange Jahre unter unaufhörlichen Entsagungen das Leben zu fristen. Als aber die Mittel zu ihrem Unterhalte immer geringer wurden, beschloß sie, an einen anderen Ort überzusiedeln.

»Carolina erkrankte unterwegs. Ihre Krankheit währte lange, und das wenige, was sie zu diesem Zwecke erspart halten, schmolz in kurzer Zeit zusammen. Dem Bettelstab nahe gebracht setzte sie, nachdem die Kranke einigermaßen ihre Kräfte wieder gewonnen hatte, ihre Reise fort, und hier, in diesem hilflosen Zustand war es, wo du sie trafst.

»Nun weißt Du in Kürze Alles; aber du weißt nicht, wie oft ich seither Dich dankbar für Deine Wohlthat, die du den Meinigen, die nie aufhörten, von dir zu sprechen, erzeigt hast, segnete. In Götheborg erkundigte ich mich nach Dir und Deinen Verhältnissen bei einem Artillerieoffizier, der mit Dir auf der Kriegsschule Cadett gewesen war. Ich hörte mit Vergnügen, was ich voraus wußte, daß Du ein vortrefflicher junger Mann seist, aber ich hörte noch etwas, was mich gleichfalls im höchsten Grade freute, daß Du ein armer Bursche seist, der ganz verlassen in der Welt stehe. Ich sandte Dir also einen anonymen Brief, worin ich mich als

einen Freund, deines verstorbenen Vaters ausgab. —

»Nein, keine Danksagungen, « fuhr er fort, als ihn Hjalmar mit Wärme umarmte, ich bin Dir weit mehr schuldig, als mit Gold aufzuwiegen ist.«

»Nun bleibt mir noch übrig, zu erklären, warum ich meine Frau und meine Tochter nach Paris brachte. Das hatte mehrere Ursachen, aber die hauptsächlichste war die, daß ich diese Armen, die bisher nur Sorgen und Entsagungen erduldet hatten, in die Hauptstadt des Vergnügens und Überflusses versetzen wollte, wo ich hoffte, daß ihnen so viel Neues und Wunderbares begegnen würde, daß dadurch die Erinnerung an ihre überstandenen Leiden allmählig verwischt würde. Auch wünschte ich die Erziehung meiner Tochter zu vollenden, wozu ihre Mutter bereits einen guten Grund gelegt hatte. Hierauf riefen mich meine Geschäfte in mein Vaterland zurück. Ich trennte mich von meinen Lieben und suchte nun Dich auf, woraus du ersehen magst, daß es nicht so ganz der Zufall war, der uns auf Kinnekulle zusammenführte. Aber länger als ein Jahr konnte ich dem Verlangen nicht widerstehen, Dich den Meinigen zuzuführen, denn ich hatte bereits, sollst Du wissen, in Betreff deiner einen Lieblingsplan geschaffen, als ich nämlich merkte, daß Du gleich von der ersten Stunde an einen tiefen Eindruck auf das junge Herz meiner Tochter gemacht hattest. — In erröthest, Deine Augen leuchten. Das ist ein gutes Zeichen. Meinen Beifall und meinen Segen hast du bereits im Voraus, und wenn Du von Carolina's Lippen das Bekenntniß ihrer Liebe hervorgelockt hast, will ich eure Hände in einander legen.«

Tief gerührt von so vieler Güte, umarmte Hjalmar seinen edlen Wohltäter, außer Stand mit Worten seinen Dank, und die Freude, die sein Herz erfüllte, auszudrücken.

»Ach das ist ja reiner Eigennutz von mir, « sagte der edle Mann lächelnd, « und machte sich aus Hjalmars Armen los, »ich will meine Frau und mein Kind glücklich sehen. Sie waren lange genug unglücklich.« Meine arme, todtgeglaubte Cäcilia, deren Jugendfehltritt — ach Gott, meine Schuld, meine Schuld! — wahrscheinlich Niemanden bekannt ist, kommt nun aus der Fremde wieder nach Hause unter die Zahl der Lebenden, und als die Frau einen reichen Mannes, und mein Töchterchen als

verlobte braut — und wer weiß? vielleicht sogar als junge Frau; denn ich sehe eine zeitige Heirath als einen großen Nutzen an, insbesondere für den Mann, der dadurch vielen Thorheiten entgeht. Aber gehen wir nun hinein, denn unser Gespräch war ziemlich lange.«

Wir haben nun nicht mehr viel beizufügen.

Wenige Tage vergingen, so lag die schöne Carolina mit jungfräulichem Erröthen und Thränen in ihren schönen Augen an Hjalmar's Brust, und gestand ihm ihre warme Liebe, die schon in dem kleinen, elenden Zimmer in jenem Wirthshause erwacht war. Sie hatte seither immer sein Bild in ihrem Herzen getragen, und als der Vater, bei seinem Besuche in Paris im verflossenen Herbst, ihr das Geheimniß ihres Herzens entlockt und ihr nicht undeutliche Winke gegeben hatte, daß ihr Traum leicht zur Wirklichkeit werden könne, hatte sie ihn mit all der Hingabe, deren die erste Liebe fähig ist, zu lieben angefangen. Daher das unfreiwillige Erröthen als sie während Hjalmar's Fensterparade ihre Hand auf's Herz legte, — eine Bewegung übrigens, die durch den Papa, den Hjalmar, ehe er ihn in alle Geheimnisse einweihte, schon im Voraus etwas verliebt machen wollte, in's Werk gesetzt war.

Daß auf diese lieben Geständnisse eine Menge Küsse, Freudenseufzer, kurze Ausrufe, u. dgl. folgten, versteht sich von selbst, und die Sinne der glücklich Liebenden mußten sicherlich in fernen Regionen schweben; denn weder hörten noch sahen sie, wie Herr Franck am Arme seiner Frau leise eintrat und fröhlich lächelnd die schöne Gruppe betrachtete. Doch endlich wandte Carolina ihren von Seligkeit strahlenden Blick dahin, wo die Späher standen, und mit einem leichten Ausruf flog die erröthende Jungfrau auf, zu ihrer Mutter hin, und verbarg ihre brennenden Wangen an ihrer Brust. Aber der Vater faßte sie um die schlanke Hüfte, führte sie zu Hjalmar und legte segnend ihre Hände in einander.

Gegen den Herbst trat Herr Franck, der mit Recht das Reisen für ein vortreffliches Bildungsmittel für junge, für das Schöne empfängliche Gemüther ansah, eine Reise nach Italien an, wo sie den Winter über verbleiben, und dann im folgenden Frühjahre die Heimreise über Mailand, München, Dresden und Berlin antreten

wollten.

Der Liebenden glückliche Träume unter Hesperiens klarem Himmel zu beschreiben, liegt außer meinem Vermögen. Gewiß ist Italien schön im Auge jeden Reisenden, aber wieviel schöner muß es nicht in Hjalmar's Augen gewesen sein, der an einer vergötterten Schönheit Arm alle diese Götterschönheiten beschauen konnte. Ja, ich glaube ihn zu sehen, wie er mit der liebendswürdigen Caroline

»Selbst von himmlischer Natur,

»Schwebt in dieses denn schöner Flur.«

Aber, obgleich er nun mehr als je Poesie in sich fühlte, fiel es ihm doch nie mehr ein, das Panier damit zu verderben.

Auf der Heimreise blieben unsere Reisenden einige Wochen in dem herrlichen Dresden, und feierten dort in Gegenwart einiger Familien, deren Bekanntschaft sie in Italien gemacht hatten, eines schönen Abends Carolinens und des überglücklichen Hjalmar's Vermählung.

So wurde unser Held endlich verheirathet, — und nun glaubt der Verfasser all seine Schuldigkeit gethan zu haben, da er allein dieser wahrhaften Geschichte handelnden Personen so glücklich gemacht hat, als es nur in seinem Vermögen stand. Es gibt genug Elend in dieser Welt, so daß man nicht erst große Mißgeschicke in kleinen Novellen zu *dichten* braucht, und deßhalb glaubt der Verfasser, obgleich er arm ist und *nunmehr* der Liebe entsagt hat, seinen armen Helden so viel Geld und eine so schöne Frau geben zu müssen, als man sich nur irgendwie wünschen kann. Ist das nicht recht bescheiden, meine liebenswürdigsten Leserinnen?

Bei seiner Zurückkunft in die Heimath erhielt Hjalmar den Kaufbrief auf eine große, hübsche Besitzung in der Nähe seines freigebigen Schwiegervaters. Dort lebte er nun, nachdem er um seinen Abschied gebeten, und ihn erhalten hatte, ein so glücklichen Leben, wie man es nur irgendwie in Romanen finden kann, was gewiß sehr viel heißen will. Hin und wieder erhielt er Besuch von seinem Freunde, dem lustigen, reimenden Lieutenant, der, als Hjalmar ihn als Gvatter zu der Taufe seines erstgeborenen einlud, diesem ein Paar recht lustige Verse überreichte unter denen sich folgende Strophe fand:

O fände auch ich mein Paradies,

Wie Du, Glücklicher, in Paris!  
Und käm auch ich zu den Festen;  
Wie Du im herrlichen Dresden!

- E n d e -

# Die Geschichte des Strandwächters.

Sonntag, den 8. Oktober 1865.

Um mich zu erholen hatte ich einen Ausflug an die südliche Küste von Cornwall gemacht, und in einem kleinen, nicht weit vom Meere gelegenen Dorfe meine Wohnung genommen. Die regelmäßigen Spaziergänge am stillen Ufer und die frische stärkende Seeluft hoben in kurzer Zeit meine geschwundenen Kräfte, und ich dachte bereits ernstlich daran, die Rückkehr anzutreten, als ich die nachstehend geschilderte Begegnung hatte.

Es war ein schöner mond heller Abend, und ich stand am Fenster meines Wohnzimmers, die wenigen dort weilenden Fremden beobachtend, welche nun Zeit zu Zeit vorübergingen, als plötzlich der Gedanke in mir erwachte, setzt, beim Mondlichte, einen Spaziergang über die Klippen des Ufers zu machen. Es war schon oft meine Absicht gewesen, um Gelegenheit zu haben das eigenthümliche und gefahrvolle Leben der englischen Strandwächter etwas näher beobachten zu können, und ich entschloß mich deshalb kurz, diesen schon so lange verschobene Vorhaben endlich zur Ausführung zu bringen.

Eine halbe Stunde lang mochte ich an der Küste entlang geschlendert sein, versunken in den Anblick der tiefblauen Wellen, auf denen hie und da ein weißes Segel im Mondlichte schimmerte, als ich plötzlich einen Schritt hinter mir vernahm und beim Aufblicken einen Mann an meiner Seite gewahrte, dessen dampfende Tabakpfeife mich schnell meinen Phantasieen entriß.

Er trug einen großen Lootsenmantel und einen niedrigen Hut, während ein dicker Stock in seiner Hand seine einzige Angriffs- und Vertheidigungswaffe zu sein schien. Ich sah sogleich, daß mein neuer Gefährte einer von denjenigen Männern war, deren



Leben mich so sehr interessierte, und nachdem wir deßhalb den »guten Abend gewechselt hatten, entspann sich eine Unterhaltung zwischen uns, und er begleitete mich auf meinem Spaziergange.

»Es gibt wohl jetzt nicht viel mehr zu thun, als am Strande fortwährend auf und abzugehen?« sagte ich.

»Nein erwiderte er; »es gibt jetzt nicht mehr so viel zu thun, mit in früherer Zeit, wo wir oft schwere Arbeit hatten, und ich — aber sehen Sie sich vor, mein lieber Herr., wohin sie treten!« rief er plötzlich, sich unterbrechend. »Es ist nicht ohne Gefahr, dicht am Rande der Klippen zu gehen, und wenn sie, was zuweilen geschieht, unter ihrem Fuße nachgeben sollten, so würden Sie unten auf den Felsen zerschmettert werden, wie es vor einiger Zeit einem armen Kameraden von mir erging. Ruhe seiner Seele!«

»Was geschah mit ihm?« fragte ich. Stürzte er hier über die Klippen hinab?«

»Nein, er stürzte nicht gerade über die Klippen hinab, und es war auch nicht an dieser Stelle, sondern an der nächsten Klippe, zu der wir kommen. Mein Bezirk hört dort auf, und ich bin etwas vor der Zeit gekommen, so daß mein Kamerad, der mich dort treffen muß, wahrscheinlich noch zehn bis fünfzehn Minuten ausbleiben wird. Wenn Sie deßhalb die Geschichte zu hören wünschen, so will ich sie ihnen an der Stelle, wo sie sich ereignet hat erzählen. Es wird mir, am die Wahrheit zu gestehen, sehr lieb sein, wenn ich dort in ihrer Gesellschaft bleiben darf, denn es ist für mich ein unheimlicher Ort, und so oft ich auch schon dort gewesen bin, so bin ich doch stets froh, wenn ich ihm wieder den Rücken wenden kann.«

Beim Lichte des Mondes erreichten wir bald die bezeichnete Stelle, eine kleine Bucht. Nachdem er über die Klippen geblickt hatte, um sich zu überzeugen, ob sein Kamerad noch nicht nahe, aber kein Zeichen von ihm entdeckte, nahm er auf einem Steine Platz, worauf ich mich neben ihn setzte; eine Cigarre anzündete und seiner Erzählung zuhörte.

»Vor mehreren Jahren, — es mögen ihrer fünf oder sechs sein, — kam ein junger Mann, ein Herr wie Sie. hierher, um einige Wochen in unserem stillen Orte zuzubringen. Er war nicht häßlich,

und hatte sehr kleine und weiße Hände. Die meisten hielten ihn sogar für hübsch, obgleich er um seinen Mund einen Zug hatte, der mit nie gefallen wollte. Er wohnte im »Blauen Eber«, und von dort verbreiteten sich bald Gerüchte in der Stadt über das wilde Leben, welches er mit einigen anderen jungen Leuten seines Schlages — deren es überall gibt — führte, wie er mit ihnen ganze Nächte hindurch spielte und trank und allerhand tolle Streiche trieb. Allein da er Geld genug hatte und seine Rechnung jede Woche bezahlte, so kümmerte sich Polmarthen, der Hauswirth, nicht darum, und ließ ihn treiben, was er wollte. Polmarthen war ein schlauer Mann und verdiente ohne Zweifel ein hübsches Stück Geld an Mr. Hendon; aber dennoch würde es besser für ihn gewesen sein, wenn Letzterer nie in sein Haus gekommen wäre. Seine Tochter, die hübsche Kate, wie sie allgemein genannt wurde, war in der That das schönste Mädchen in der ganzen Gegend, und manches Glas war ihr zu Ehren geleert worden, und mancher junge Mann würde viel darum gegeben haben, wenn er sich ihrer Gunst hätte erfreuen können. Allein obgleich sie etwas kokett war, so hatte doch kein Anderer Gnade in ihren Augen gefunden, als Ralph Tregarva. — ein so netter, junger Mann, wie es je einen gab. Die Leute wunderten sich oft darüber, daß der alte Polmarthen seiner Tochter erlaubt hatte sich mit dem jungen Tregarva zu verloben, der nur ein Fischer war; aber der alte Mann, obgleich er das Geld liebte, hatte seine Tochter doch noch lieber, und hatte ihren Wünschen nachgegeben, wenn auch nicht ohne einige Schwierigkeiten. Es dauerte jedoch nicht lange, nachdem Mr. Hendon hierher gekommen war, und wenn Ralph kam um sie aufheitern wollte, so antwortete sie in ärgerlichem Tone, worauf sie häufig in eine Flut von Thränen ausbrach, ihn umarmte um Verzeihung bat und sagte, er sei der beste, bravste Mann, und sie sei seiner nicht werth. Ralph war guter Freund von mir, und aus seinem eigenen Munde erfuhr ich damals diese Einzelheiten.

Eines Abends war ich in meiner Hütte und schickte mich an, meinen Bezirk zu begehren, als Tregarva, bleich wie der Tod und kaum fähig, sich auf den Füßen zu erhalten herein gestürzt kam.

»Mensch, was ist Dir?« fragte ich; »hast Du ein Gespenst gesehen?«

Ohne zu antworten, sank er auf einen Stuhl, legte den Kopf zwischen beiden Händen auf den Tisch und begann so furchtbar zu schluchzen, daß sein ganzer Körper erschüttert wurde. Ich stand eine Zeit lang neben ihm, während deren sein Zustand immer schlimmer zu werden schien. Endlich legte ich meine Hand auf seine Schulter und sagte:

»Ralph, sei ein Mann! Was soll das bedeuten?«

Wie ein Tiger wandte er sich nach mir um und rief:

»Laß mich zufrieden! Geh zum Teufel! Willst da mich auch verhöhnen?« und sprang wie ein Wahnsinniger, mit einem Satze zur Thür hinaus.

Eiligst und in großer Unruhe folgte ich ihm, aber ich konnte ihn nicht entdecken. Ein Nebel stieg auf, der selbst die näheren Gegenstände verbarg und bange Ahnung erfüllten mich, während ich an jenem Abende meinen Wachdienst verrichtete. Als ich in meine Hütte zurückkam, fiel mir ein auf dem Fußboden liegendes Blättchen Papier auf. Es erklärte Alles; denn es war ein Brief von Hendon an Kate, der augenscheinlich in großer Eile geschrieben und von krampfhaften Fingern zerknittert worden war. Ohne Zweifel hatte ihn Ralph im Zimmer fallen lassen, aber auf welche Weise er in seinen Besitz gelangt war weiß ich nicht. Der Inhalt ließ mir keinen Zweifel. Hendon drängte darin Kate, das Dorf zu verlassen, ehe ihr Zustand bemerkbar werde und versprach für sie zu sorgen. Bald erfuhr ich nach mehr. An demselben Abend verschwand Kate und ihr Schlafzimmer wurde am anderen Morgen leer gefunden. Worüber andere sich wunderten, aber nicht ich, war der Umstand, daß ihr Vater keine Nachforschungen nach ihr anstellte; er wußte nur zu wohl, aus welchem Grunde seine Tochter sich entfernt hatte. Hendon blieb im Dorfe, um wahrscheinlich dadurch alle Aufmerksamkeit von sich selbst abzulenken; da er nicht wußte, daß sein an Kate gerichtetes Schreiben gefunden worden und dessen Inhalt mir und Ralph bekannt war. Wir bewahrten Beide natürlich Schweigen darüber; denn was hätte es genutzt, die Schande des armen Mädchens zu veröffentlichen? Drei Tage lang war Ralph ganz unsichtbar; dann ging er wieder an seine gewohnte Arbeit, sprach aber nie ein Wort über das Geschehene. Auch in seinem ganzen Wesen war eine große Veränderung vorgegangen. Sein Gesicht sah abgehärmt

aus, die Züge waren wild und an Stelle der früheren Heiterkeit war eine finstere Verschlossenheit getreten. Selbst mit mir sprach er nie. Ein paar Male versuchte ich es, eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen, aber erweckte dadurch eine solche Wuth bei ihm, daß ich von ihm ablassen mußte.

»Jetzt komme ich zu dem traurigsten Stelle meiner Geschichte. Sie sehen, daß die Bucht unten zur Zeit der Fluth ganz mit Wasser bedeckt ist? Gut. Es war an einem Septemberabend, gegen elf Uhr, zur Zeit der steigenden Fluth, als ich meinen Bezirk beging, und der Mond schien hell, wie heute. Ich schritt am Rande der Klippe entlang, denselben Weg, den wir heute verfolgt haben, als ich unten, in der Nähe des Ufers, welches vom Wasser schon fast ganz bedeckt war, eine Stimme zu vernehmen glaubte. Erstaunt blickte ich über den Rand der Klippe hinab und gewahrte dort eine Gestalt, die angstvoll umher lief und um Hilfe schrie. Ich erkannte deutlich Hendons Stimme. »Er rief mit aller Macht:

»Holla, holla! — Zu Hilfe! zu Hilfe! — Die Fluth hat mich abgeschnitten — ich kann nicht schwimmen — schickt mir ein Boot!« — Um Gottes willen, helft mir, helft mir!«

So war es auch. Wahrscheinlich gedankenlos umherschleudernd hatte er auf dem Sande der Bucht zu lange verweilt, und war von der steigenden Fluth abgeschnitten worden. Es mußte aber schon länger als vor einer Stunde geschehen sein, und seitdem halte er unter Todesangst in dem immer zunehmenden Wasser gestanden. Was war zu thun? Ein Seil, führte ich zwar, wie immer, bei mir, allein es war kaum zehn Ellen lang und also von keinem Nutzen. Die Klippe konnte ich nicht hinabklettern da es sicheren Tod gewesen wäre, und wenn ich meinen Bezirk hätte verlassen wollen, um Hilfe herbei zu holen, so wäre er sicher vorher ertrunken, ehe ich zurückkommen konnte. Während ich noch zauderte, ließ sich ein Schritt hinter mir hören und Ralph Tregarva stand an meiner-Seite.

»Ich kann die Klippe hinabsteigen«, sagte er in dem finsternen abgemessenen Tone, der ihm seit dem unglücklichen Ereigniß mit seiner Braut eigen war, während jedoch zugleich ein wilder Triumph daraus hervorzuleuchten schien, vor dem ich unwillkürlich schaudern mußte: »Ich will gehen; gib mir das Seil.«

»Mein Gott!« rief ich, um ihn abzuhalten, »das ist ja gewisser

Tod!«

Er riß mir das Seil aus der Hand und ließ sich über den Rand der Klippe hinab und begann mir Händen und Füßen abwärts zu klettern, indem er sich an jeden Zweig, an jeden Grasbüschel klammerte, der ihm einen Halt bot. Mir wurde schwindelig, als ich ihm nachblickte. Ein Fehltritt und er mußte unten im eigentlichsten Sinne des Wortes, zerschmettert auf den Felsen liegen. Aber es schien, als wenn ein schützender Zauber über seinem Leben waltete, denn einer Eidechse gleich kroch er tiefer und tiefer hinab, bis er nur noch zehn oder zwölf Fuß von dem Grunde entfernt und anhielt. Hier lag eine ebene Felsplatte, auf die er sich niederließ. Die Nacht war still, und ich konnte sie so deutlich sprechen hören, wie Sie.

»Mit Hendon!« rief er.

»Ach, Gott sei Dank, kommen Sie endlich!« war Hendons Antwort. »Ich bin hier. Wie kann ich Sie erreichen.«

»Ich habe ein Seil bei mir; wenn ich es Ihnen zuwerfe, werden sie hier heraufsteigen können?«

»Ja, ja. — nur schnell, schnell! Die Fluth ist schon bis über meine Knie gestiegen, und ich bin halb todt vor Kälte.«

»Ganz richtig«, antwortete Tregarva in höhnischem Tone.

»Schnell, schnell! Spotten Sie meiner nicht oder ich muß ertrinken!«

»Oh, Sie haben nach eine halbe Stunde Zeit mit dem Ertrinke!« versetzte Tregarva mit teuflischem Lachen.

»Ach, seien Sie barmherzig, und werfen Sie mir das Seil zu!« rief Hendon in Todesangst.

»Barmherzig?« wiederholte Tregarva. »Ja so barmherzig, wie Du gewesen bist, Schurke! Wo ist Kate Palmarthen?«

»Ich weiß es nicht, gewiß, ich weiß es nicht. Schnell, schnell, das Wasser ist schon über meinen Knien!«

»Lügner, und Bösewicht!« entgegnete Ralph, ohne auf seine flehenden Bitten zu achten. »Ich habe mein Leben gewagt, um hierher zu kommen. Glaubst Du, es geschah, um Dich zu retten? — Nein, nur um Rache zu nehmen! Nie sollst Du wieder lebend von hier fortkommen. Höre mich an! Als ich ihre Flucht erfuhr, war ich einer der Ersten, der nach ihrem Hause eilte. Ihr Vater fand

einen Brief von Dir, worin Du ihr sagtest, wohin sie gehen sollte, und wo Du sie treffen würdest. Sie hat ihn in der Eile fallen lassen; aber nie sollst Du sie in diesem Leben wiedersehen. Lügner und Verführer, Deine letzte Stunde ist gekommen! Ich brauchte Dir nur dieses Seil zuzuwerfen, und Du wärest gerettet. Dein Leben ist in meiner Hand; aber hätte ich tausend Leben zu verlieren, so würde ich Sie alle hingeben, um dich züchtigen zu können!«

»Gnade, Gnade!« schrie Hendon von Neuem.

»Gnade?« wiederholte Ralph abermals. »Ja, solche Gnade, wie sie das wilde Thier für seine Beute hat, soll Dir auch zu Theil werden! Du sollst in deinen Sünden sterben, Elender; und während das Wasser höher und höher steigt, magst Du an sie denken, deren Seele und Körper Du gemordet hast, — und an mich, dessen Frieden und Lebensglück Du zu boshafem Uebermuthe vernichtet hast. Gnade? — Nimmer!«

»Ich wünschte, die gräßliche Szene vergessen zu können, welche jetzt folgte. Der unglückliche Hendon, den die immer höher steigenden Wogen fast mit Gewalt von dem schwachen Halte hinwegrissen, den er an einer vorspringenden Felsspitze gewonnen, klammerte sich in Todesangst daran, und mischte Gebete und Lästerungen unter einander, während Tregarva beim Anblicke seiner Leiden ein gellendes Triumphgeschrei ausstieß. Endlich kam der letzte Moment. Eint berghohe Welle nahte und riß Hendon mit sich fort, dessen Todesschrei noch immer in meinen Ohren klingt. Einen Augenblick lang war sein bleiches Gesicht noch auf dem Schaume der Wellen sichtbar, aber im nächsten wurde er mit furchtbarer Gewalt gegen die Felsen geschleudert, und dann als ein blutender und zerschmetterter Leichnam fortgespült.

»Als alles vorbei war, begann Ralph die Klippen wieder emporzusteigen; allein dieses Mal war sein Fuß nicht sicher und glücklich, denn an einer gefährlichen Stelle glitt er aus. Eine Stunde lang hing er an einem Strauche, den er erfaßt hatte, aber dann gaben die Wurzeln desselben unter dem Gewichte seines Körpers nach, und er stürzte in dasselbe Grab hinab, dem er sein Opfer überwiesen hatte. Ein Leichnam wurde nie gefunden. Hendon's Körper dagegen spülte das Wasser in einiger Entfernung an das Ufer. Die Todtenschau wurde über ihn

gehalten, bei der ich der einzige Zeuge war, und der Wahrspruch des Coroners lautete auf »Mord« gegen Tregarva. Die arme Kate und ihr Kind schlummern auch nebeneinander auf dem Kirchhofe.

»Können Sie sich jetzt wundern, daß ich nicht gern hier an diesem Orte allein bin? Aber dort sehe ich meinen Kameraden kommen, es ist gerade die rechte Zeit. Also gute Nacht, mein Herr!«

»Gute Nacht!« erwiderte ich und kehrte auch sinnend und in trüber Stimmung nach meiner Wohnung zurück.

- Ende -

# Geschichte vom alten Pomschick

Nacherzählt von ihm selbst.

den 11. Dezember 1859.

Ich zählte achtzehn Jahre, als ich schon durch zwei Jahre Fähnrich im Regimente Pawlowsky war.

Das Regiment bewohnte die Kaserne am andern Ende des Marsfeldes, gegenüber dem Sommergarten.

Der Kaiser Paul regierte bereits drei Jahre und bewohnte den rothen Palast, der eben fertig geworden war.

Eines Nachts, als mir, ich weiß nicht mehr welcher Ausflug, den ich mit meinen Kameraden machen wollte, nicht gestattet worden war und ich fast allein zu Bette lag, ward ich aus meinem Schlummer durch eine Stimme geweckt, welche mir in das Ohr flüsterte: Dmitri Alexandrowitsch erwache, und folge mir!

Ich öffnete die Augen, ein Mann stand vor mir, welcher dieselben Worte wiederholte.

Euch folgen? fragte ich und wohin?

Das kann ich nicht sagen, antwortete er, doch wisse: der Kaiser sendet mich.

Ich erbehte.

Der Kaiser? Was kann er von mir wollen? von mir, einem armen Fähnrich, zwar von guter Familie, aber so weit vom Throne entfernt, daß mein Name kaum bis zum Kaiser gedrungen sein kann. Ich erinnerte mich des fürstlichen russischen Sprichwortes: »Nahe dem Kaiser, nahe dem Tod.«

Ich durfte übrigens nicht zögern; ich sprang aus dem Bette und kleidete mich an. Dabei betrachtete ich aufmerksam den Mann, der mich geweckt hatte. So tief er auch in seinen Pelz gehüllt war, so glaubte ich ihn doch zu erkennen. Er war früher Sklave, dann



Barbier und jetzt Günstling des Kaisers.

Ich bin bereit, sagte ich endlich in fünf Minuten, indem ich zur Vorsicht meinen Degen fest aufschnallte.

Meine Unruhe verdoppelte sich, als ich sah, daß mein Führer, anstatt den gewöhnlichen Ausgang aus der Kaserne zu wählen über eine kleine Treppe in die unteren Säle des ungeheuren Gebäudes hinabstieg, wo er mit einer Blendlaterne leuchtete.

Nach längeren Hin- und Hergehen kamen wir zu einer Thüre, die mir ganz unbekannt war. Wir waren auf dem ganzen Wege keiner Seele begegnet, es war als ob das Haus ausgestorben wäre. Ich bemerkte wohl einige Schatten, aber diese verschwanden sogleich in der Finsterniß.

Die Thüre, zu welcher wir kamen, war verschlossen, mein Führer klopfte auf eine gewisse Art und sie schien sich den selbst zu öffnen. Aber als wir hindurch gegangen waren, sah ich einen Mann, der sie wieder schloß und uns dann folgte.

Wir waren in unterirdische Gewölbe von 7 — 8 Fuß Breite getreten, und nach einigen hundert Schritten kamen wir an ein Gitter, welches mein Führer öffnete und sodann, wieder schloß.

Ich erinnerte mich der Sage, daß durch eine unterirdische Galerie die Kaserne, der Pawlowsky-Grenadiere mit dem rothen Palaste in Verbindung stehe und vermuthete, daß wir uns dahin begeben würden.

Nachdem wir noch eine Thüre passiert hatten, stiegen wir über eine Treppe in die inneren Gemächer, aus deren Atmosphäre ich erkannte, daß das Haus sorgfältig geheizt war.

Hier zeigten sich die Verhältnisse eines Palastes.

Nun zweifelte ich nicht mehr, man führe mich zum Kaiser, mich, der ich in dem untersten Rang der Garde diene. Ich gedachte wohl jenes jungen Fähnrichs, der dem Kaiser einst auf der Gasse begegnete, und den er, bloß weil ihm sein Gesicht gefiel, in weniger als einer Viertelstunde nacheinander zum Lieutenant, zum Kapitän, zum Major und zum Oberst und zum General ernannte. Aber ich konnte nicht hoffen, daß er mich aus derselben Ursache habe holen lassen.

Wir kamen endlich zu einer letzten Thür, bei welcher eine Schildwache auf und ab ging.

Mein Führer legte seine Hand auf meine Schulter und sagte Halten Sie sich gut, Sie werden sogleich vor dem Kaiser stehen! Dann sagte er der Schildwache etwas ins Ohr und diese trat, das Gewehr anziehend, zur Seite.

Er öffnete die Thür nicht mit einem Schlüssel, sondern durch einen geheimen Druck, wir traten ein und ein Mann den kleiner Statur mit Stiefeln, welche bis zur Mitte der Schenkel reichten, einem Rock, der bis zu den Sporen herabfiel, einen ungeheuren, dreieckigen Hut auf dem Kopf, stand in voller Parade um Mitternacht vor mir.

Ich erkannte den Kaiser, was nicht schwer war, da er fast täglich Revue über uns hielt. Ich erinnerte mich auch, daß er am vorigen Tage bei der Revue mich starr und lange angeblickt hatte, daß er dann meinen Kapitän aus dem Gliede vortreten ließ, dass er an diesen, auf mich deutend verschiedene Fragen gestellt, und dann einem seiner Adjutanten einen Befehl gegeben habe. Alles dieses vermehrte nur nach meine Unruhe.

Sire! sagte mein Führer, hier ist der junge Fähnrich, mit welchem Eure Majestät zu sprechen wünschten.

Der Kaiser trat mir näher und da er klein war, so stellte er sich auf die Fußspitzen, um mich genau zu betrachten. Vermuthlich erkannte er mich als denjenigen, den er zu sich beschied, denn er machte ein zustimmendes Zeichen und indem er sich umdrehte, sagte er: Marsch!

Mein Führer machte eine Verbeugung, entfernte sich und ließ mich mit dem Kaiser allein. Ich gestehe offen, ich wäre lieber mit einem Löwen in seinem Käfig allein gewesen.

Der Kaiser schien Anfange mich gar nicht zu bemerken, er ging auf und nieder, öffnete ein Fenster um Luft zu schöpfen, dann trat er zum Tische und nahm eine Prise Tabak. Dies war das Fenster seines Schlafzimmers, in welchem er später getödtet wurde, und welches seit seinem Ende, wie man sagt, nicht mehr geöffnet worden ist. Ich hatte Zeit, Alles hier zu beobachten, jedes Einrichtungsstück jeden Stuhl. An einem Fenster stand ein Schreibtisch und daraus lag eine offene Schrift.

Endlich schien der Kaiser mich zu bemerken; mit wüthenden Gesichtszügen und einem nervösen Zittern trat er vor mich hin

und sprach: Staub, du weißt, daß du Staub bist, und daß ich Alles bin!

Ich weiß nicht, woher ich die Kraft nahm, ihm zu antworten: Eure Majestät sind der Auserwählte des Herrn und der Herr über das Schicksal der Menschen.

Hm, machte er, und mir den Rücken kehrend, ging er wieder auf und ab, öffnete das Fenster, nahm eine Prise und trat wieder vor mich hin. Du weißt, sprach er, wenn ich Befehle muß man gehorchen ohne Widerrede, ohne Bemerkung.

Wie man Gott gehorcht, ja ich weiß es, Sire!

Er blickte mich fest an, es lag in seinen Augen ein so seltsamer Ausdruck, daß ich seine Blicke nicht ertragen konnte; ich wendete mich ab. Er schien zufrieden mit dem Einfluß, den er aus mich geübt, er schrieb ihn auf Rechnung der Ehrfurcht; es war Abscheu. Dann ging er zum Schreibtisch, nahm die Schrift, las sie, faltete sie, legte sie in einen Umschlag, siegelte diesen mit einem Ring, den er am Finger trug, trat dann wieder zu mir und sprach: Erinnerung dich, daß ich dich unter Tausenden ausgewählt habe, um meine Befehle zu vollziehen, weil ich glaube, daß du sie genau ausführen wirst.

Ich werde stete den Gehorsam vor Augen haben, den ich meinem Kaiser schuldig bin, antwortete ich. Gut, gut! Erinnerung dich nur, daß du nichts als Staub bist, und daß ich Alles bin. — Ich erwarte die Befehle Ew. Majestät. — Nimm diesen Brief, trage ihn zum Gouverneur der Festung, begleite ihn dahin, wohin er dich führen wird, sieh zu, was er thun wird, und komm dann wieder, mir zu sagen: Ich habe gesehen! — Ich nahm den Brief und verbeugte mich. — Ich habe gesehen! Verstehst du mich? Sonst nichts als: Ich habe gesehen! — Ja, Sire! — Jetzt geh! — Er selbst öffnete mir die Thür, durch welche ich eingetreten war, und wo mich mein Führer erwartete — Der Kaiser schloß die Thür hinter mir, indem ich ihn nach murmeln hörte: Staub! Staub! Staub!

Ich stand ganz verstört auf der Schwelle: mein Führer faßte mich am Arm und zog mich fort.

Wir gingen einen anderen Weg, der zur Außenseite der Festung führte. Ein Schlitten stand im Hofe.

Man führte uns zum Gouverneur, welcher schon schlief; man weckte ihn auf Befehl des Kaiser. Er kam, indem er seine Unruhe unter einem Lächeln zu verbergen suchte.

Bei einem Manne wie Paul war der Gefangenwärter eben so wenig sicher als der Gefangene, der Scharfrichter eben wenig als sein Opfer. — Mein Führer bedeutete ihm, daß ich einen Auftrag an ihn habe. — Hierauf blickte er mich aufmerksam an, zögerte aber, mit mir zu sprechen; vermuthlich erstaunte er über meine Jugend. — Ich überreichte ihm, ohne ein Wort zu sprechen, den Befehl des Kaisers. Er näherte sich dem Lichte, prüfte das Siegel, erkannte es als das Privatsiegel, welches stets geheimen Befehlen beigedrückt war. Er verbeugte sich, machte das Kreuzzeichen und öffnete den Befehl. Er las, blickte mich scharf an, las wieder und fragte dann: Sie sollen sehen? — Ja, antwortete ich, ich soll sehen. — Was sollen Sie sehen? — Sie werden es wohl wissen! — Und wissen Sie es nicht? — Nein.

Er blieb einen Augenblick nachdenkend, denn fragte er meinen Führer: Werden Sie mit uns kommen?

Nein, ich warte hier bis Alles abgethan ist.

Dann wandte sich der Gouverneur an einen Diener und befahl ihm, zwei Schlitten und vier Soldaten bereit zu halten, deren Einer einen Hebel, der Zweite einen Hammer, die Andern Hacken mitnehmen sollten.

Der Diener ging und der Gouverneur wendete sich zu mir mit den Worten: Nun kommen Sie und sehen Sie.

Er ging voraus, ich folgte, und ein Beschließer ging hinter mir.

Wir stiegen viele Treppen hinab, überall waren Gefängnisse; erst bei der dritten untersten Abteilung und zwar bei einer mit der Nr. 11 bezeichneten eisernen Thür, hielt der Gouverneur an und gab ein Zeichen.

Es war draußen eine Kälte von 20 Graden. In der Tiefe, in welcher wir uns befanden, war diese Kälte noch mit Feuchtigkeit gemischt, so daß sie bis in das Mark der Gebeine drang. Die Thüre wurde geöffnet, wir stiegen nach sechs steile, klebrige Stufen hinab und befanden uns in einem Kerker von acht Fuß im Viereck.

Es schien mir beim Schein der Laterne, als bewege sich im

Hintergrunde eine menschliche Gestalt.

Der Gouverneur blieb auf der letzten Stufe stehen, denn der Kerker war mit feuchtem, kalten Dunst erfüllt. Man hörte ein dumpfes Rauschen, ich blickte um mich und gewahrte ein Schießloch in der Mauer, einen Fuß lang und vier Fuß breit; der kalte Wind kam durch diese Oeffnung und ward zum Zugwind durch das Öffnen der Thür. Das Rauschen kam von der Nawa, welche an die Mauern des Gefängnisses schlug.

Steht auf und kleidet euch an! befahl der Gouverneur, und ich befahl dem Gefangenenwärter: leuchte in den Hintergrund, denn ich bin beauftragt, zu sehen!

Da sah ich denn einen magern, blassen Greis mit weißem Haar und Bart sich erheben, der nur mit einem zerfetzten Pelz bedeckt war, unter welchem man seinen nackten, knochigen, zitternden Körper sehen konnte. Vielleicht war dieser Körper einst mit kostbaren Kleidern, vielleicht war diese entfleischte Brust einst mit Orden bedeckt. Jetzt war er nur noch ein lebendes Skelett, welches seinen Rang, seine Würden, ja selbst seinen Namen verloren hatte, denn man nannte es nur Nummer 11.

Er stand auf, hüllte sich in die Reste seines Pelzes, ohne eine Klage laut werden zu lassen; sein Körper war gebeugt durch Zeit, Nässe, Finsterniß, vielleicht auch durch Hunger, sein Blick aber war stolz, fast drehend.

Es, ist gut, sagte der Gouverneur, jetzt komm. Er ging zuerst hinaus. Der Gefangene warf einen letzten Blick auf seinen Kerker, auf seinen Wasserkrug, auf sein faules Stroh. Er stieß einen Seufzer aus und ging an mir vorüber. Nie werde ich den Blick vergessen, den er mir zuwarf, und den Vorwurf, der in demselben lag. Er schien sagen zu wollen: Noch so jung und schon ein Knecht der Tyrannei! Ich wandte die Augen ab, denn dieser Blick war in mein Herz gedrungen gleich einem Dolche.

Er ging hinaus, ich hinter ihm, der Gefangenenwärter nach mir. Dieser schloß die Thüre sorgsam zu. Man hatte den Kerker vielleicht nur geleert, weil man ihn für einen Anderen nöthig hatte.

Im Festungshofe fanden wir zwei Schlitten. Man ließ den Gefangenen in einen steigen, und der Gouverneur setzte sich an seine Seite, ich ihm gegenüber. In den zweiten Schlitten stiegen

die vier Soldaten. In meiner Stellung hatte ich die Knie des Greises zwischen den meinen, ich fühlte wie er zitterte.

Wir kamen zur Newa, und in die Mitte des Flusses gelangt, nahmen die Schlitten die Richtung gegen Kronstadt.

Das Wetter war das fürchterlichste, was mir in meinem ganzen Leben vorgekommen ist. Der Schnee fiel so dicht und in so großen dicken Flecken, daß es schien, als wolle er sich zu Mauern erheben, und uns unter denselben begraben.

Ich stand im Begriffe, meinen Überwurf auszuziehen, und ihn dem armen Greise zu geben, allein der Gouverneur, der meine Absicht bemerkte, sagte: Es ist nicht mehr der Mühe werth.

Endlich hielten wir an; wir machten eine Meile den Petersburg sein. Der Gouverneur stieg aus, die vier Soldaten ebenfalls mit ihren Instrumenten.

Haut ein Loch in das Eis! befahl der Gouverneur.

Ich konnte einen Schrei des Entsetzens nicht zurückhalten; ich fing an zu begreifen.

Ach! murmelte der Greis mit einem Ausdrücke, der dem Lächeln eines Skeletts glich, so erinnert sich die Kaiserin doch nach meiner, ich glaubte, sie habe mich schon vergessen!

Von welcher Kaiserin sprach er? Drei Kaiserinnen waren einander schon gefolgt: Anna, Elisabeth und Katharina. Er glaubte wohl noch, unter einer derselben zu leben.

Die Soldaten hatten das Eis zerhauen, das Wasser trat heraus.

Steigt nun aus, befahl der Gouverneur, der Greis gehorchte, kniete auf dem Eise nieder und betete.

Der Gouverneur gab den Soldaten leise einen Befehl, dann setzte er sich neben mich, denn ich hatte den Schlitten nicht verlassen.

Nach einer Minute stand der Greis wieder auf und sprach: Ich bin bereit.

Die vier Soldaten ergriffen ihn — ich wendete die Blicke ab und hörte einen Körper in das Wasser fallen, der Greis war verschwunden. Meiner kaum mehr mächtig, rief ich dem Kutscher zu: Paschol! Paschol! (Fort, fort!)

Stoi! (Halt,) rief der Gouverneur, es ist noch nicht Alles geschehen.

Was ist noch zu thun? fragte ich. — Zu warten.

Und wir warteten eine halbe Stunde, dann sprach einer der Soldaten: das Loch ist wieder zugefroren, Exzellenz!

Jetzt fahr zu, rief der Gouverneur.

Wir flogen so schnell fort, als ob die Pferde selbst sich beeilt hätten, den schrecklichen Ort zu verlassen. In zehn Minuten kamen wir zur Festung, wo ich meinen Führer fand, und in fünf Minuten nachher öffnete sich mir die Thür zum Kaiser wieder.

Er war ganz angekleidet, sowie ich ihn verließ.

Nun? fragte er.

Ich habe geseh'n, Euer Majestät!

Du hast geseh'n? geseh'n?

Belieben Sie mich anzublicken, Sire! und Sie werden nicht zweifeln.

Mir gegenüber hing ein Spiegel. Ich sah mich darin. Ich war so bloß, meine Züge so entstellt, daß ich mich selbst kaum erkannte.

Der Kaiser starrte mich an, dann nahm er ein Papier vom Schreibtische, reichte es mir und sprach: ich gebe dir zwischen Treitza und Pereslaff einen Grundbesitz mit 500 Bauern. Reise diese Nacht noch ab, und komm' nie mehr noch Petersburg. Wenn du plauderst, so weißt du, wie ich strafe, — geh!

Es ist zum ersten Male, daß ich diese Geschichte erzähle.

- E n d e -

# Drei Mal um Mitternacht

Historische Novelle.

den 5. Oktober 1862.

## 1. Das gefährliche Fenster.

**E**s war am achten Tage des Junimondes im Jahre 1556 als mit Einbrechen der Nacht ein heftiges Ungewitter über der Stadt Gent sich aufthürmte. Bald überschwemmten auch starke Regengüsse alle Straßen und Jedermann beeilte sich, unter Dach und Fach zu kommen, um dem bösen Wetter zu entgehen. Während so ringsum alle Bürger in ihre Häuser eilten, indem sie bei jedem der immer häufiger werdenden Blitze sich andächtig bekreuzten, schien ein junger Mann allein sich über die tobenden Ausbrüche der erzürnten Natur zu freuen, und seine gewöhnliche sorgenschwere Stirn hatte einen ihr fremden Ausdruck der Heiterkeit angenommen. Dieser junge Mann hieß Joos Claes und war, wie es auch sein Vater vor ihm gewesen, einer der ausgezeichnetsten Arbeiter in seinem Gewerbe, dem eines Drechslers. Niemand im ganzen Königreich, der Niederlande kannte ihm gleich thun, wenn es galt, die Rückenlehne eines Sessels oder den ebenholzernen Griff eines Messers abzurunden und auszuschnitzen, und er war kaum im Stande alle seine zahlreichen Kunden zu befriedigen. So hätte er denn leicht gar zu großem Reichthum gelangen mögen, wenn er eben so emsig als geschickt gewesen; Joos arbeitete aber nur selten. Wenn er sich an seine Drehbank gesetzt hatte, so pflegte er nicht lange zu dauern und sein Fuß hatte vergessen, das Rad zu drehen, so wie seiner Hand der Grabstichel entfallen war, mit dem er das Holz so schön meißelte; sein Kopf war auf die Brust



gesunken und er selbst war endlosen Träumereien anheimgefallen. Weckte ihn dann die Stimme seiner Mutter aus diesem düstern Sinnen auf, so zitterte er am ganzen Körper, schauerte zusammen, als hätte man ihn aus tiefem Schlafe jählings aufgeschreckt, und wandte sich gewöhnlich ab, um seine Thränen zu verbergen. Seine Mutter dann, ganz trostlos darüber, das einzige Kind, war ihr geblieben, in Trauer und Betrübniß hinwelken zu sehen, beschwor ihn flehentlich, er solle ihr doch, nicht länger ein Geheimniß aus dem machen, was ihn so in Verzweiflung stürze, wobei sie ihm die Versicherung gab, sie werde, wenn sie nur erst wüßte, was ihn quäle, auch schon ein Heilmittel dagegen aufzufinden missen. Joos aber erwiderte, er habe durchaus kein Geheimniß, setzte sich dann von Neuem an seine Arbeit und war bald wieder in seinen früheren Zustand des starren Hinbrütens versunken, aus dem er nur erwachte, um von Neuem durch Thränen sich die bedrängte Brust zu erleichtern.

Man kann sich von der Unruhe und Besorgniß der armen Witwe erst dann einen wahren Begriff machen, wenn man weiß, daß von sieben angebeteten Kindern und einem jeden so guten als zärtlichen Gatten ihr nur dieser einzige Sahn geblieben war. Sechs ihrer Kinder hatte in einer einzigen Woche eine verhängnißvolle ansteckende Krankheit hingerafft und der Vater ein weich gemütheter Mann, war einem so schweren Verlust erlegen und seinen kleinen Engeln bald in den Himmel nachgefolgt. Seiner armen Wittwe, Gertrude, war es nur durch die sorgsamste, anhaltendste Pflege gelungen, den kleinen Joos, der damals vier Jahre alt war, zu retten. Seit jener Trauerzeit hat, sie natürlich alle ihre Liebe, alle ihre Freude und alle ihre Hoffnungen auf dies eine theure Haupt übertragen, und gern hätte sie ihr Leben hingeopfert, hätte sie dadurch auf die Lippen des jungen Mannen jenen heitere, offene Lächeln wieder zurückrufen können, das während seiner Knabenzeit darauf geblüht hatte; aber, wie ich meinen Lesern schon erzählt; eine dumpfe Traurigkeit, ein Kummer, dessen Ursache er hartnäckig geheim hielt, nagte fortwährend an ihrem Sohne.

Jeden Abend, sobald der Schleier der Dunkelheit sich über die Stadt ausgebreitet und das Feuerlöschglöcklein die Bürger aufforderte, in ihre Wohnungen heimzukehren und sich behaglich

auf ihr Bett hinzustrecken — jeglichen Abend spät ging Joos aus und irrte, Gott weiß wo, herum, ohne auf die Gefahr zu achten, daß eine der zahlreichen Nachtwachen, welche die Stadt durchstreiften, auf ihn Feuer geben und ihn tödten könnte. Ein einziges Mal hatte ihn seine Mutter an diesen lebensgefährlichen Nachtstreifereien hindern wollen; aber der sonst so pflichtgehorsame Sohn hatte kein Bedenken getragen, seiner Mutter den Gehorsam zu verweigern, er, der bisher noch nie gewagt hatte, ihrer geringsten Willensmeinung zuwider zu handeln. Seitdem machte sie sich einer solchen Kränkung nicht noch einmal aussetzen, und sie ließ also geschehen, was sie nicht zu wehren vermochte, obgleich jeden Abend tödliche Angst sie peinigte von dem Augenblicke an, da Joos das Haus verlassen, bis da er unversehrt wieder heimgekommen war.

In dem Tage nun, da unsere Erzählung beginnt, hüllte sich Joos, der sich, wie ich schon gesagt habe, des Sturmes zu freuen schien, gegen zehn Uhr Abends wie gewöhnlich in seinen Mantel und richtete seinen Weg nach dem Ufern der Liebe, eines kleinen in Gent in die Schelde sich ergießenden Flusses hin gebauten Stadtwinkels, wobei er aber wohlweislich anfangs nicht als Umwege machte, damit Diejenigen, welchen es etwa eingefallen wäre, ihm nachzufolgen, an seinem Wege irre würden. Als er endlich in eine der Uferstraßen gekommen war, machte er von einem eisernen Ringe einen daran befestigten Kahn los, stieg in denselben und ruderte sich mit Hilfe einer Stange nach einem etwa zweihundert Schritte entfernten Hause hin, dessen Hinterseite nach dem Flusse zuging und dessen Kellergeschoß von dem Wasser der Flusses bespült wurde. Vor dem Hause angelangt, ließ er einen sorgfältig prüfenden Blick über dessen Fenster gleiten, die fast alle von Innen erleuchtet waren, und wartete in aller Geduld, ohne auf den danieder strömenden Regen zu achten, ab, die bis Lichter eins nach dem andern erloschen waren.

Als auch das letzte nun verschwunden war, blieb das Haus etwa eine Viertelstunde in voller Finsternis, dann aber ward langsam und geräuschlos ein Fenster geöffnet. Joos hob lebhaft seinen Kopf in die Höhe und mit einem vor Freude und Glück strahlenden Wesen machte er eine seidene Strickleiter los, die er

unter seinem Mantel um den Gurt geschlungen hatte, und befestigte sie an einem kleinen Strick, der vom Fenster heraus, der Mauer entlang, herabgelassen ward. Der Strick warb sodann und mit ihm die Strickleiter hinaufgezogen und beim bleichen Schein eines Blitzes konnte Joos sehen, wie zwei kleine weiße Händchen die Schleifen derselben an den Eisenstäben befestigten, mit denen das Fenster verrammelt war. Joos nun kletterte rasch und behende an dem schwachen Gerüste empor und stand bald mit seinem Gesichte dem einen schönen jungen Mädchens gegenüber, das aber, als er es auf die Stirn küssen wollte sich sanft zurückzog so daß Joos Lippen nur die kalten Eisenstäbe des Gitters berührten.

»Nein Joos«, sagte sie, »nein! Du hast geschworen, mir nur ein Bruder zu sein bis zu dem Tage, da Gott in seiner Barmherzigkeit mit unserer Liebe wird Mitleid haben wollen; halte auch Dein Versprechen. Mein Gott! Ist es denn noch nicht genug von einem Mädchen, daß es sein Leben und seine Ehre um Deinetwillen in Gefahr bringt? Denn wüßte auch nur eine lebendige Seele in der Stadt um unsere nächtlichen Zusammenkünfte, so wäre es für immer um meinen guten Ruf geschehen; und würde mein Vater es je entdecken, daß ich trotz seiner mehrmaligen Verbote meiner Liebe zu Dir nicht entsagt habe, er würde mich sicher auf der Stelle tödten.«

»Du brauchst mich gar nicht daran zu erinnern«, sagte der Junge Mann; »ich habe nicht vergessen, daß Stina Beemans die Tochter des reichen Oberältesten der Fleischhauerzunft ist, und daß mich unübersteigliche Hindernisse von ihr trennen . . . Leb wohl!«

»Das sind nur Deine gewöhnlichen Thorheiten, Joos! Es lohnt sich wahrlich der Mühe daß mir und Beide so vielen Gefahren aussetzen, blos um uns zu zanken!«

Geschah es zufällig aber absichtlich, bei diesen Worten glitt ihr kleines weißes Händchen durch die Gitterstäbe hindurch und kam den Lippen des Drechslers so nahe, daß er sie darauf drücken konnte wodurch der Streit sehr bald beendet war.

»Nun«, sagte hierauf das junge Mädchen zu ihm, »hast Du Deinen Onkel Ullens gesehen und dürfen wir uns von dieser Seite her einige Hoffnung machen?«

»Ach nein! Mein Onkel hat mich, nicht einmal anhören wollen. O, glaube mir dies Mal, Stina, entsage Deiner unseligen Liebe zu mir Erbärmlichem, einer Liebe, die Sie bisher nur Thränen verursacht hat und Sich in einen Abgrund des Verbrechens hineinziehen kann.«

»Glaubst Du, Stina Beemans habe so wenig Beharrlichkeit in ihren Entschlüssen, Joos? Nein, bei meiner Schutzpatronin, der heiligen Justine, ich bin die Tochter meines Vaters, und nichts vermag mich von meinem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen. Als meine Mutter nach lebte Joos, da hat sie unsere Liebe gebilligt und unsere Hände in einander gelegt, indem sie Dich meinen Bräutigam nannte und mir befahl, Dich treulich mein ganzes Leben lang zu lieben. Mein Vater selbst gab damals den Plänen meiner Mutter seinen Beifall. Hat er auch seitdem seine Meinung verändert, so ist doch meine Zärtlichkeit unverändert dieselbe geblieben; mein Herz mag man nicht nehmen und geben, wie man ein Haus verkauft. Ich bin Dein Joos, bis ist zum Tod.«

»Dank, Stina, für Deine Liebesworte; Du gibst mir Muth und Glück mit ihnen wieder.«

»Leb wohl, Joos bis morgen! Ich höre Lärm ihm Hause, entfliehe rasch!«

Ohne Widerstand zu finden, drückte Joos jetzt seine Lippen zum Abschiede auf Stina's Stirn und und freudetrunkenem Herzen stieg er schleunigst die Strickleiter hinunter, um seinen Kahn zu erreichen, aber die Füße unseres Helden trafen nur das Wasser des Flusses — der Kahn war verschwunden. Joos glaubte, die Bewegung der Wellen habe ihn auf kurze Strecke fortgerissen, und er streckte daher seine Beine so weit als möglich von sich indem er ihn zu finden und an sich zu ziehen suchte, aber der Versuch blieb durchaus erfolglos. Da in demselben Augenblick Stina, welche meinte, er sei schon die Leiter hinabgestiegen, diese an dem Stricke losknüpfte so fiel er bis an den Gurt ins Wasser und wäre unfehlbar unter gesunken, hätten nicht, fast durch ein Wunder, seine Hände in mechanischem Umsichgreifen einen eisernen Hacken erfaßt, der aus einer Stelle der Mauer hervorragte.

Krampfhaft und mit allen seinen Kräften umklammerte er ihn;

aber bald ward er inne, daß der alte, von Rast abgenutzte Haken, der zwischen zwei Ziegelsteinen der Mauer nicht allzu fest steckte, nicht stark genug war, sein Gewicht zu ertragen, sondern allmählig nachgab, so daß er mit einem Sturze in den Abgrund bedroht war. Der Tab war unvermeidlich; denn sank er einmal in das Wasser hinab, so war bei seiner ungeheuern Tiefen die mehr als zwanzig Fuß betrug, um so weniger Möglichkeit zu einer Rettung, als der Grund aus einem haltlosen Schlamm Boden bestand. Es blieb ihm also nichts übrig, als den Versuch zu wagen, ob er vielleicht schwimmend das entgegengesetzte Ufer erreichen könne, wo die Häuser weiter vom Flusse abstanden und ein Landen möglich war; aber die Strecke war bedeutend, zudem herrschte eine eine vollkommene Dunkelheit und tobte der Sturm wüthender als je. Um sein Unglück vollkommen zu machen, hatte er, als er auf die Strickleiter gestiegen seinen Mantel anbehalten und dieser, der obendrein durch das Wasser, das unaufhörlich vom Himmel strömte, nach schwerer geworden war, hinderte jetzt durch sein Gewicht, wie durch seine Falten den unglücklichen Joos, sich frei zu bewegen, während es ihm zugleich unmöglich war, sich davon loszumachen. So empfahl er denn in einem kurzen Gebete seine Seele der göttlichen Barmherzigkeit und ließ sodann entschlossen den Haken los, indem er seine Arme zum Schwimmen ausstreckte. In demselben Augenblicke aber erhielt er einen gewaltigen Schlag aufs den Kopf mit einem Ruder, und aus dem tosenden Sturmgeräusch heraus schallte ein lautes höhnisches Lachen an sein Ohr. Darauf entfernte man durch kräftige Ruderschläge einen Kahn aus seiner Nähe, in dem sich zwei Männer befanden und der vor dem Fenster seinen Platz eingenommen hatte, seitdem Joos auf die Strickleiter gestiegen war.

Während solches auf der Lieve außerhalb des Hauses vorging, trat innerhalb desselben Meister Beemanns in das Zimmer seiner Tochter und ließ den Schein einer Laterne, die er in seiner Hand hielt, auf das Gesicht der ängstlich und schreckhaft zusammenfahrenden Stina fallen.

»Liebchen«, sagte er mit bitterm, höhnischem Lächeln zu ihr, »Junge Mädchen, die noch so spät Nachts an ihren Fenstern frische Luft schöpfen wollen, setzen sich der Gefahr einer

Erkältung allzusehr aus. Du wirst daher fortan dieses Zimmer mit demjenigen vertauschen, das an mein Schlafgemach stößt, und magst Dich sofort in dasselbe begeben. Es ist zwar etwas düster, aber um so geeigneter scheint es mir, um daselbst ein De profundis zu beten; überhaupt würdest Du, nach meiner Meinung, gar nicht übel daran thun, wenn Du bald ein wenig an dieses Gebet dächtest: es könnte leicht Jemand bedürfen.«

»Mein Vater, mein Vater, was wollt Ihr damit sagen?« rief Stina, deren entsetzliche Angst und Furcht sie über den Abscheu hinweghob, welchen ihr Vater ihr einflößte.

»Gar nichts!« entgegnete der Fleischer. »Müssen wir nicht alle Christen in unser Gebet einschließen? — Nun der Sturm, der draußen heult, ist entsetzlich, und wenn irgend ein Fahrzeug tollkühn genug wäre, sich jetzt auf den Fluß zu wagen, so könnte dessen Mannschaft wohl irgend einem unglücklichen Zufall unterliegen. — Darum sage Du immer ein De profundis her; man weiß nicht, wem es zu Gute kommt.«

»Um Gottes Barmherzigkeit willen, lieber Vater rettet ihn, o rettet ihn!« rief das junge Mädchen und fiel vor Beemans auf die Kniee. »O, lasset ihn nicht untergehen, rettet ihn, ich beschwöre Euch beim Andenken meiner seligen Mutter, die im Himmel ist und uns höret, rettet ihn! O Gott! Ihr stoßt mich zurück! O, rettet ihn, und ich schwöre es Euch, bei meiner Seelen Seligkeit, ihn nie mehr zu sehen, ich werde ihn nie mehr zu sehen suchen, ich werde mich bemühen, ihn zu vergessen . . . Aber um des Himmels willen laßt ihn nicht zu Grunde gehen, rettet ihn vom Tode!«

»Schweig still, schamlose Dirne! Schweig und sprich nur nicht mehr von diesem Elenden, um dessen willen Du Deine Ehre auf's Spiel setztest und Dich der öffentlichen Schmach anheim zu geben im Begriffe warst. — Glaubst Du denn, daß Eure nächtlichen Zusammenkünfte lange ein Geheimniß in der Stadt geblieben wären? Du mußt ihn für ewig meiden . . . Doch horch! Man hört nichts mehr, weder Ruderschläge noch Menschenstimmen . . . Aber ich höre die Haustür aufgehen . . . Nun, es sind Deine Brüder, die zurückkehren, nachdem sie die Ehre ihrer Familie gerächt haben.«

Aber Stina hörte schon nichts mehr, denn ohnmächtig lag sie zu

den Füßen des Fleischers. Dieser warf einen kalten gleichgültigen Blick auf sie, hob sie auf ihr Bett und ging in das benachbarte Zimmer, wo seine beiden Söhne seiner warteten.

»Nun Jungens!« sagte er.

Der Aelteste zeigte ihm von ihren Rudern, das noch blutgefärbt war.

»Zerbrich das Ruder«, sagte Beemans; »zerbrich es und wirf die Stücke ins Feuer, damit Niemand auch nur, die leiseste Vermuthung an unserer Rache haben könne. Man muß den Tod eines Feindes lediglich einem Zufall beimessen. Wenn man Euch morgen davon erzählen wird, so habt Acht, zu antworten: Schade um ihn, es war ein wackerer Bursche — Nun, gute Nacht, legt Euch zu Bett; Ihr seid meine braven Söhne.«

Er umarmte sie und setzte sich sodann vor dem Kamin, nieder, in welchem die blutigen Trümmer des zum Mordwerkzeuge gebrauchten Ruders brannten, nachdem er vorher zwei bis drei große Kriege Bier geleert hatte, deren Inhalt hinreichend gewesen wäre, um einen gewöhnlichen Trinker zu berauschen und zum Uebelbefinden zu bringen. Auf ihn aber machten sie weiter keinen Eindruck, als daß sie vereint mit der wohlthätigen Wärme des hellflackernden Kaminfeuers ihn sanft einschläferte. —

Während der Zeit, da dies in und bei dem Hause des Fleischers sich zutrug, schritten zwei Männer, die dicht in ihre Mäntel gehüllt waren und deren Gesichtszüge durch die niedergekrämpten breiten Ränder ihrer Hüte verborgen waren, schweigsam durch die menschenöden stillen Gassen von Gent. Der eine von ihnen blieb von Zeit zu Zeit stehen, um beim bleichen Schein der Blitze ein oder das andere von Gents merkwürdigen Gebäuden zu betrachten; sodann setzte er seinen Gang in Begleitung seines laut- und bewegungslosen Gesellen fort. So kamen sie endlich auch an die Ränder des Flusses. Derjenige der beiden nächtlichen Wanderer, welcher der bedeutendere zu sein schien, setzte sich nun am Ufer nieder, ohne auf den Regen im Mindesten zu achten, und als fände er vielmehr eine geheime Lust daran, auf das Rauschen des Wassers und das tobende heulen der Winde zu horchen, heftete er starr und unablässig seine Blicke auf die vom Sturm aufgeregten und aneinander prallenden Wellen. Während er aber so mitten unter dem Rasen der entfesselten

Elemente sich seinen Gedanken überließ, stampfte sein Gefährte, der weniger träumerischer Natur war und daher weit geringere Freude daran finden mochte, zu so später Nachtstunde und bei so unfreundlich rauem Wetter am Ufer der Lieve Schildwache zu stehen, dumpf mit den Füßen, um sich zu erwärmen, wobei er den Regen von seinem Mantel zu schütteln und sich nach enger in dessen bergende Falten zu hüllen suchte. Trotz dessen wagte er es aber weder auf und ab zu gehen, noch sein Mißvergnügen durch Worte kund zu geben, obgleich der Andere auf den von dem naßkalten Wetter durchschauerten Unglücklichen durchaus nicht Acht zu haben schien, sondern sich allein am düstern Orte glaubte. Endlich begann der Sturm sich zu legen; die Wolken, welche den Himmel bedeckten begannen sich zu lichten und durch eine Oeffnung des schwarzen Schleiers, der sein Licht bis dahin gänzlich verhüllt hatte, sandte der Mond seine reichen glänzenden Strahlen. Die Lieve schien unter dieser plötzlichen Beleuchtung aufzuglänzen und der Greis, der immer noch an dem Ufer des Flusses saß, brach plötzlich in folgende Worte aus:

»Graf, das ist ein Bild meines Geschickes! Erst Sturm und Nacht, am Ende aber die; Ruhe und der Glanz des ewigen Lebens; erst die dunkelfarbigen, düstern Gedanken dieser Welt und dann die strahlend reinen Himmelsgedanken!«

Der Graf entgegnete aus diesen Ausruf nichts, sondern gab nur durch eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verneigung seine Beistimmung zu erkennen.

»Aber, was seh ich da unten auf dem Wasser!« nahm der Greis wieder das Wort. »Sehen Sie nicht da weiter unten Etwas schwimmen? — Gott steh mir bei, das ist ein Mensch, der mit dem Tode ringt! Man muß ihm zu Hilfe kommen! — Doch nein! es ist nur noch ein Leichnam. Seht, er schwimmt steif und ohne Bewegung, so weit ich bei dem unsicheren Lichte des Mundes zu unterscheiden vermag. Sein Kopf scheint mit Blut bedeckt. Helfen Sie mir doch lieber Graf, ihn ans Ufer bringen. Sehen Sie, die Strömung treibt ihn auf uns zu und mit Hilfe Eures Schwertes werden wir im Stande sein, ihn aus dem Wasser zu ziehen.«

Mit einer ungestümen Bewegung der Ungeduld entriß er den Händen seines Begleiters, der sich seines Schwertes ungeschickt bediente, dasselbe hastig, beugte sich zum Strome hinab und



hackte endlich mit dem Griffe den Schwertes den Ertrunkenen an, worauf er ihn ohne viele Mühe ganz nach sich zog und mit ungewöhnlicher Körperstärke aus dem Wasser herausnahm.

»Es ist ein junger Mann«, sagte er; »sein Herz schlägt nicht mehr und seine Lippen geben keinen Hauch mehr von sich. Dach das thut nichts zur Sache; wir wollen daher nichts unversucht lassen, wodurch mir ihn vielleicht ins Leben zurückrufen können, das am Ende doch noch nicht gänzlich in ihm erloschen sein mag. Helfen Sie mir ihn transportieren.«

Der Greis nahm den Leichnam auf seine Schultern, sein Gefährte faßte ihn bei den Füßen und so schlugen sie den weg nach dem Platze de Poel (des Morastes) ein. Unterwegs begegnete ihnen die Schaarwache und der kommandierende Offizier hielt sie natürlich an, da zwei Leute, die in so später Nachtstunde mit einem Leichnam belastet durch die Straßen irrten, eine mehr als verdächtige Erscheinung waren. Kaum aber hatte der Gefährte des Greises einige Worte gesprochen, als der Offizier auch schon höchst ehrerbietig das Haupt entblößte und zweien seiner Soldaten den Befehl gab den Leichnam auf ihre Schultern zu laden und den Befehlen, welche die beiden Unbekannten ihnen etwa ertheilen würden, in allen Stücken zu gehorchen. Diese ließen darauf den Leichnam bis an die Schwelle einer kleinen im Dunkel versteckten Thür tragen, zu welcher der Greis den Schlüssel hatte; sobald er dieselbe öffnete, kamen drei bejahrte Diener eiligst herbei, nahmen auf ein Zeichen des Grafen den Körper aus den Händen der Soldaten und trugen ihn vorsichtig eine kleine Wendeltreppe hinauf, die gleich von der Thüre nach einer Reihe großer Gemächer führte. Dort angelangt, legten sie den Leichnam auf ein Ruhebett nieder und zwei von ihnen begannen sofort unter Leitung des Greises, gegen den ihr Benehmen alle Zeichen der höchsten Ehrfurcht an sich trug, ihm die nöthige Hilfe angedeihen zu lassen.

»Geh sogleich nach einem Priester und nach einem Arzte«, sagte der Greis zu dem dritten Diener, der bis dahin schweigend seine Befehle abgewartet hatte; »vielleicht kann man, wenn auch nicht den Körper doch wenigstens die Seele noch retten.«

Kaum waren nach diesen Worten einige Minuten verflossen, so waren auch schon ein Priester und ein Arzt zur Stelle.

Der Greis, ermüdet von seinem nächtlichen Spaziergang setzte sich oder sank vielmehr in einen großen am brennenden Kaminfeuer stehenden Lehnstuhl. Man konnte sehr leicht erkennen, daß nicht so sehr die Last der Jahre, als die Strapazen seinen Wuchs gebeugt und seine Stirn gefurcht hatten; sein Bart, der von röthlicher Farbe und nach spanischer Sitte spitz zugeschnitten war, seine lebhaften Augen, deren stechenden Blick man nicht lange zu ertragen vermochte, gaben seinen bleichen Gesichte, dessen Backenknochen scharf hervorragten, einen mehr bittern als scharfen Ausdruck, und doch flößten seine Gesichtszüge, im Ganzen genommen, eine Ehrfurcht ein, deren sich keine der Personen, die ihn in diesem Augenblicke umgaben, selbst der Priester und der Arzt nicht, zu erwehren vermochte. Sein Anzug bestand in einem überaus einfachen Gewande aus grobem, grauem, flandrischem Tuch, bei dessen Schnitt und Anfertigung der Schneider offenbar mehr auf Bequemlichkeit, als auf die Forderungen der Eleganz und der Mode Rücksicht genommen hatte. Auf einen Wink seiner kleinen, tadellos schönen Hand entledigte ihn ein Diener seines vom Regen triefenden Mantels, während ein anderer statt seiner ganz von Koth durchnässten Fußbekleidung ihm weite Pantoffeln von Samt mit Hermelfutter hingab. Diese auf seine persönliche Bequemlichkeit verwendete Sorge hielt ihn aber durchaus nicht ab, die Hilfeleistungen zu überwachen und zu leiten, die man dem armen Ertrunkenen angedeihen ließ, in welchem unsere Leser unstreitig schon den unglücklichen Joos erkannt haben werden.

---

## 2. Ein Seelenkampf.

Im sechzehnten Jahrhundert wurden viele jener heillosen Vorurtheile über die Art und Weise, wie man Ertrunkene zu behandeln habe, wie sie noch größtentheils bei den ungebildeten Volksklassen ihre Geltung haben, als Glaubensartikel der Arzneiwissenschaft betrachtet. Der erste versucht einen Ertrunkenen wieder ins Leben zurückzurufen bestand gewöhnlich darin, daß man ihn an den Füßen ausing, damit er das Wasser, das er verschluckt, wieder von sich geben könne; ein Verfahren das einen vollkommen gesunden Menschen binnen zehn Minuten vom Leben zum Tode zu bringen hinreicht. Zum Glück des armen Joos ward von dem Arzte, der zur Wiedererweckung des Drechslers herbeigerufen worden, kein solch mörderisches Verfahren angewandt. Vielmehr begnügte sich dieser damit, ihn gut Ader zu lassen, ihm warme Umschläge auf die Brust zu legen und fortwährende Reibungen an allen Gliedern anzuordnen; und als er hierauf dem entseelten Körper endlich wieder einige Wärme verliehen hatte, hüllte er ihn in einige wollene Decken und ließ dem reichlichen Schweiß der, wie er wußte, bald eintrat, die Sorge anheimgestellt, ihn ganz zu beleben und ins Dasein zurückzurufen. Als nun der junge Mann endlich den wiederkehrenden Athem durch lautes Aufseufzen kund gab und auch die Augen aufschlug und die Arme bewegte, gab der Greis allen allen Anwesenden ein Zeichen, sich zu entfernen, so daß außer dem Greise selbst nur noch der Arzt und der Priester im Zimmer blieben.

Joos richtete sich auf seinem Lager auf und ließ irre Blicke auf dem fremden Ort fallen, an dem er sich befand. Als er zu seiner Rechten den ehrwürdigen Geistlichen, zu seiner i Linken aber das seltsame Gesicht des Greises erblickte, glaubte er an der Himmelsforte zwischen dem heiligen Petrus und dem bösen Geiste zu sein, die einander seine Seele streitig machten, und mit instinktartiger Bewegung warf er sich in die Arme des Priesters und rief: »Schütz mich!«

Der Greis begriff sofort die Gedanken des zum Leben

Erwachten, und dies rief ein Lächeln auf sein Gesicht, wodurch es aber einen Ausdruck erhielt, der nur dazu beitrug, den Schrecken des armen Burschen noch zu vergrößern.

»Von mir allein hängt Dein Loos ab!« sagte er mit tiefer, imponierender Stimme und ernstem Tone. »Ohne mich wärest Du jetzt todt!, folglich ist Dein Leben mein Eigentum; ein Wort, ein Wink von mir genügt, um Dich wieder in das Grab zu schicken, dem Du eben entronnen bist.«

Man begreift, daß diese Worte nicht sehr geeignet waren, den armen Joos, der eben erst aus einer langen Ohnmacht zu sich kam und noch ganz von Kräften war, zu ermutigen.

»Antworte ohne Hehl und aufrichtig auf die Fragen, die ich jetzt an Dich richten werde«, fuhr der Greis fort, »und laß Dir nicht einfallen, mich täuschen oder hintergehen zu wollen; denn ich gehöre nicht zu denen, die man ungestraft betrügen kann. Erzähle mir, in Folge, welcher Ereignisse Du Dich, am Kopfe verwundet, im Flusse befandest, willenlos von der Strömung fort getrieben. Streich rasch, ohne Umschweife und, ich wiederhole es Dir, unverhohlen, als ob Du vor Deinem Tode beichtest.«

Der junge Mann fühlte sich durch diese Worte beruhigt; denn er war nun zur Erkenntniß gelangt, daß er keineswegs gestorben sei, und daß er es weder mit einem Engel noch mit einem bösen Geiste zu thun habe, sondern mit lebendigen, gleich ihm menschlichen Geschöpfen. Er erzählte daher in naiver Sprache, in möglichst wenig Worten und mit vollkommener Aufrichtigkeit sein Liebesverhältniß mit Stina, ihre nächtlichen-Zusammenkünfte und den traurigen Ausgang den die heutige genommen hatte.

»Warum verweigert Dir der Fleischer die Hand seiner Tochter?«

»Weil ich arm und niedriger Geburt bin, während er reich und Oberältester seiner Zunft ist.«

»Warum hast Du vor Deiner Mutter ein Geheimniß aus Deiner Liebschaft gemacht?«

»Weil ich wußte, daß diese Liebe unsinnig sei, nur Verzweiflung in ihrem Gefolge führen könne, und ich meine Mutter nicht mit mir in diesen Abgrund ziehen wollte.«

»Ist sie nicht jetzt dennoch hineingestürzt?« frug mit unbarmherziger Dialektik der Greis. »Ist sie nicht für immer von

ihrem Sohne geschieden, ohne Trost und ohne Stütze für ihr Greisenalter? Ist sie jetzt nicht kinderlos, wie gottlos?»

Joos verbarg seine von Thränen überfließenden Augen in seine Hände.

»Was Deine Stina anbelangt, so scheint mir deren Loos eben auch nicht glücklicher zu sein. Wenn man Deine nächtlichen Zusammenkünfte mit ihr entdeckt hat, wenn man gerade unter ihrem Fenster Dich zur Tode verwundet hat, so kann dies durchaus nur auf Geheiß ihres Vaters geschehen sein. Nein aber will es mich bedünken, als ob ein Vater, der den Geliebten seiner Tochter meuchlings ermorden läßt, gegen das Kind, das ihn hintergangen hat, sich nicht sehr nachsichtig bezeigen werde.«

»O barmherziger Himmel, steh mir bei!« rief Joos ganz außer sich. »Ach, wie gerne wollte ich mein Leben darum geben, könnte ich die verhängnisvollen Folgen meiner wahnsinnigen Liebe wieder gut machen; ich wollte meiner Seelen Seligkeit daran setzen . . . Gott verzeih' mir diese Lästerrede!« unterbrach er sich und bekreuzte sich fromm.

»Ah, bah, nichts als leere Worte, die nimmer zu einer wirklichen That werden!« entgegnete der Greis mit seinem bitteren, verächtlichen Lächeln.

»Nein, ich schwöre es Euch!« antwortete Joos, den indessen ein Schauer an allen Gliedern überlaufen hatte, als er dieses höllische Lächeln wahrgenommen, und dem seine ersten Befürchtungen, er habe es mit dem Teufel zu thun, wieder in den Kopf gekommen waren.

»Merk wohl auf das, was ich Dir jetzt sagen will, Joos Claes, und überlege genau, was Du mir darauf für eine Antwort gibst; denn das ist jetzt der entscheidendste, inhaltschwerste, gewichtigste Augenblick Deines ganzen Lebens! — Wenn man Dir das Anerbieten machte, alle üblen Folgen Deiner Fehler auszugleichen, Deine Mutter zu trösten, Stina ihre Ehre und Ruhe wiederzugeben, und zu allem dem für Dich noch die Aussicht hinzufügte, einen Monat des Glückes in Gesellschaft Deiner Mutter und Deiner Dir vermählten Geliebten zu genießen — sag', würdest Du alsdann Dankbarkeit genug im Herzen haben, um Dich mir Leib und Seele Deinem Wohlthäter zu ergeben, so lange er Deiner Dienste bedurfte? Mit Leib und Seele, merk er wohl

hierauf!«

Joos fühlte, wie ein kalter Schweiß ihm an allen Gliedern herabrann und wie er nahe daran war, wieder in eine Ohnmacht zu sinken.

»Nun siehst Du, wie Du nur ein erbärmlicher Egoist bist, der nicht verdient, daß man Theil an ihm nehme! Du weigerst Dich, auf Deine eigene Unkosten das Uebel wieder gut zu machen, das Du zwei armen Frauen zugefügt hast, die nun im Unglück sich befinden, blos weil sie Dich allzusehr geliebt und jene selbstentsagende Aufopferung an Dich verschwendet haben, zu der Du Dich nicht entschließen vermagst.«

Joos dachte noch einen Augenblick ernst und schweigend nach; dann sagte er zu dem Greise:

»Ihr habt nicht richtig in meinen Gedanken gelesen. Wenn ich gezauert zu haben scheine, so geschah dies nur weil ich glaube, ein solches Versprechen nicht leichthin und unbesonnener Weise thun zu dürfen. Höret nun Eurerseits auf meine Rede: Ich schwöre«, und wäret Ihr der Hölle« — bei diesen Worten schlug er vorsichtig und fromm eine Anzahl Kreuze und freute sich überaus, als er sah, daß dies dem Greise keine Unruhe einflößte — »ich schwöre Euch also, mich Euch und Euerm Willen mit Leib und Seele zu ergeben, so lange es Euch belieben wird, wenn Ihr meiner Mutter und Stina von aller Besorgniß befreit haben werdet! Ihr sollt sie auf immer vor dem Unglück sicher stellen und mich einen Monat mit beiden leben lassen.

»Gut, ich nehme es an!« sagte der Greis. »Nun aber nimm diesen Trank und schlafe ruhig ein, denn unsere Unterhaltung wird Dich etwas angestrengt haben; schlaf' ohne Sorgen, beim Erwachen wirst Du den Erfolg meiner Versprechungen gewahr werden.«

Joos nahm den Becher, den man ihm reichte, und leerte ihn. So vielleicht Gedanken und Besorgnisse auch die sonderbar abenteuerlichen Erlebnisse dieser Stunde und die inhaltsschwere Bedeutung des den ihm eingegangenen Vertrages in ihm rege machten, so unterlag er doch gar bald den einschläfernden Kräften des Trankes und sank bald in einen tiefen und süßen Schlaf. I

Joos arme Mutter indeß verbrachte, während ihr Sohn sich für sie hinopferte, die Nacht in schrecklicher Angst. So lange war er noch nie ausgeblieben, wie heute. Jeden Augenblick lauschte sie am Fenster, ob sie nicht das Geräusch seiner Tritte hernehmen und so Trost finden würde. Lange Zeit hindurch aber hörte sie nichts, als das Heulen des Sturmwindes und das krachen des blitzbegleitenden Donners, bis endlich aus diesen Tumult der Natur ein noch beängstigenderes Stillschweigen folgte, das ihr ein düsterer Vorbote der Grabesstille däuchte. Hätte Gertrud nicht im Gebete stets neue Kraft sich geholt, sie wäre den Aufregungen dieser Nacht erlegen. Jede Stunde derselben floß bleiern langsam dahin, jede däuchte ihr ein Jahr. So war die die Nacht zu Ende gegangen und fern am Himmel begann schon der Tag zu grauen und noch war Joos nicht erschienen. Endlich hörte sie den ferne her Schritte schallen . . . aber ach! Sie erkannte gar bald, daß es nicht ihres Sohnes Gang sei. Und doch hielt man vor ihrer Thüre an; man klopfte mit dem Hammer an die Pforte, um eingelassen zu werden, und im Gehirn der armen Gertrude wurden da Tausende den traurigen Gedanken aufgeweckt.

Es wäre einer schwachen, menschlichen Feder durchaus unmöglich, alle die rasch wechselnden und schmerzlich sich zusammendrängenden Empfindungen zu schildern, welche sie in der kurzen Zeit bewegten, da sie sich von ihrer Kammer an die Hausthür begab, um zu öffnen. Dort fand sie in der Person, welche Einlaß begehrt hatte, einen ehrwürdig aussehenden Greis.

»Mein Sohn! Meinen Sohne ist irgend ein Unglück begegnet!« rief die alte Drechslersfrau ganz außer sich aus.

»Ich bin nur ein Bringer erfreulicher Botschaft!« entgegnete der Bote mit ernster Stimme. »Wenn Ihr Euren Sohn sehen wollt, so habt Ihr nichts zu thun, als mich zu begleiten. Nur kann ich den mir zu Theil gewordenen Befehlen zufolge Euch nur alsdann mit mir nehmen, wenn Ihr Euch mit dieser Binde hier die Augen verbinden lasset. Seid aber darum ohne Furcht: ich schwöre es Euch, bei den Leiden Jesu Christi, unseres Heilands, Ihr braucht weder besorgt noch furchtsam zu sein.«

Es handelte sich darum, ihren Sohn wiederzusehen, ihren Sohn, dessen Abwesenheit während einer ganzen Nacht ihr eine so tödliche Unruhe verursacht hatte! Frau Gertrude zögerte daher

nicht, so seltsam ihr auch diese Bedingung schien. Uebrigens gaben ihr auch das sanftmüthige Aussehen und das freundliche, artige Benehmen des Greises, dessen Leitung sie sich anvertrauen sollte eine gewisse Beruhigung. Die ließ sich also die Augen verbinden, reichte sodann getrost ihrem Führer den Arm, und nachdem dieser absichtlich einige Umwege gemacht hatte, damit sie nicht errathen könnte, in welches Stadtviertel er sie führe, hielten sie vor einer kleinen Thür an.

Während dies mit Frau Gertrude vorging, befand sich Meister Dicksen Beemans, der Oberälteste der Fleischerzunft, nach ruhig in seinem Lehnssessel am Kamine, in den er beim Feuer, das mit dem mörderischen Ruder genährt worden, sanft eingeschlummert war. Plötzlich hörte er heftig an seine Thür pochen; aus seinem Schlafe aufgeschreckt, stieg er an die Hauspforte hinab und fing in groben Ausdrücken, was man zu so später Stunde von ihm wollte.

»Oeffnet, im Namen Seiner Majestät, des Königs der Niederlande!« entgegnete man ihm.

In der That auch erblickte er durch das kleine Gitterfenster der Thür hindurch zwei Polizeibeamte, die von einer ziemlich beträchtlichen Abteilung bewaffneter Soldaten begleitet waren.

»Und was will Seine aller-katholische Majestät von mir?« frug er zurück.

»Oeffnet, und das unverweilt!« antwortete der Polizeibeamte. »Ungehorsam nützt Euch nichts; denn ich habe Befehl, im Nothfall Eure Thür mit Gewalt einzuschlagen. Ich benachrichtige Euch freundschaftlich im Voraus davon, daß aller Widerstand unnütz wäre; Eure Wohnung ist von Soldaten umgeben und Kähne bewachen die Fenster Eures Hauses, die nach dem Flusse zugehen.«

Der Fleischer, dessen Gewissen, wie meinen Lesern bekannt ist, nicht rein war, fing an zu vermuthen, die Polizei möchte wohl von dem Morde der heutigen Nacht etwas entdeckt haben; und obgleich er im Kopfe und im Herzen gleich unruhig und bewegt war, zwang er sich dennoch zu einer scheinbaren Ruhe und gehorchte den Befehlen der obrigkeitlichen Beamten.

»Seit wann«, frug er, »wendet man Soldaten an, um von dem



Oberältesten der Fleischhauerzunft Gehorsam gegen einen Befehl seiner Obrigkeit zu erzwingen?«

»Seitdem«, entgegnete mit leiser Stimme und trockenem Ausdruck der Offizier, »seitdem man blutige Leichname unter den Fenstern des Oberältesten der Fleischhauerzunft findet. Meister, Ihr werdet mich begleiten, wohin ich Befehl habe, Euch zu führen. Eure beiden Söhne und Eure Tochter müssen mit uns gehen. Wollt Ihr Euch nicht Lärm und Skandal in Eurem Hause zuziehen, so empfiehlt ihnen Nachgiebigkeit und gehorsam.«

Der Fleischhauer hätte von Herzen gern den Polizeibeamten wie einen Ochsen behandelt, das heißt, ihn zu Boden geschlagen, und er würde auch wahrscheinlich dem Gelüste seines Herzens nachgegeben haben, wäre es ihm nur möglich gewesen, in aller Eile einige Dutzend der stämmigen handfesten Gesellen seiner Zunft zusammenzubringen. Der obrigkeitliche Beamte aber, der mit seiner Arrestation beauftragt gewesen, hatte sich seiner Sendung so geschickt entledigt, daß alle derartigen Versuche unnütz geworden waren; über dem hielten die Soldaten die Luntten ihrer Pistolen brennend und waren schußfertig, so daß unserm Meister Beemans nichts übrig blieb, als zum bösen Spiel gute Miene zu machen und sich geduldig in sein Geschick zu ergeben. Er rief daher seinen beiden Söhnen Laurenz und Karl zu, sofort aufzustehen und sich anzuziehen, holte darauf Stina aus ihrem Zimmer und machte sich, nachdem er seiner Tochter eine bergende Kapuze über's Gesicht geschlagen hatte, in Begleitung des Polizeibeamten auf den Weg, fest entschlossen, während des Ganges fleißig um sich zu schauen, ob er nicht einiger Fleischhauergesellen ansichtig würde, die er zu Hilfe ziehen könnte, um ihn aus dieser Gefahr zu befreien.

Zu seinem Unglück aber verband man nicht allein, wie man Frau Gertruden gethan, ihm und den Seinigen die Augen, sondern man brauchte auch bei ihm und den Seinigen noch die Vorsicht, daß man auch ihre Stimme durch Knebel erstickte. So konnten sie weder wissen, wohin man sie führe, noch konnten sie durch Wort oder That sich zu befreien suchen. Als man ihnen den Gebrauch ihrer Augen und Stimme wieder gestattete, befanden sie sich vor dem und schon bekannten Greisen, der sie mit seinem gewöhnlichen Lächeln empfing.

Kaum ward der Fleischer des Greises ansichtig, als er auf die Erde hinkniete.

»Nicht leere Zeichen äußerer Ehrerbietung sind es, die ich verlange!« sagte der Greis mit zornigem Ausdruck. »Schon einmal habt Ihr einen Mord begangen und nur durch Begnadigung seid Ihr der Todesstrafe entkommen; und nun habt Ihr, dessen uneingedenk, von Neuem Blut vergossen. Ihr und Eure Söhne habt zusammen eine Viertelstunde, um Euch zum Tode vorzubereiten und Eure Seelen Gott zu empfehlen. Drei Henker warten Eurer mit Stricken auf dem Freitagsplatze. Die Beichtiger werden sofort erscheinen.«

Meister Dicksen drehte seine großen Kalbsaugen herum und schaute mit der geheimen Wuth eines in der Schlinge gefangenen Wolfes darein, dessen dumme Feigheit er besaß.

»Welchen Mord habe ich begangen«, versuchte er zu fragen. Aber der zitternde Ton seiner Stimme strafte seine falsche Sicherheit Lügen.

«Den von Joos Claes, dem Drechsler.»

«O Himmel, Joos ist todt!« schrie Stina und sank ohnmächtig zu den Füßen ihres Vaters nieder, ohne daß dieser sich auch nur zu ihr niedergebeugt hatte, um ihr beizustehen.

»Es bedarf eines öffentlich und gesetzlich gefällten Urtheils, um mich zum Tode zu verdammen!« sagte der Fleischhauer, welcher einige Augenblicke sich besonnen. »Ich berufe mich auf meine Rechte und Freiheiten als Genter Bürger.«

Ihr seid früher zum Tode verurtheilt worden des Antheils halber, den Ihr an dem der Cressers (den berüchtigten Genter Unruhen unter Karl V.) genommen habt; Eure Hinrichtung ist zwar bisher unterblieben, aber Ihr habt keinen Akt aufzuweisen, der Eure Begnadigung feierlich ausspräche. Binnen einer Viertelstunde werdet Ihr am Galgen hängen, gleich den andern Cressers; empfehlet Eure Seele Gott.«

»Kann ich mein Leben nicht durch eine starke Geldbuße erkaufen?« frug Meister Dicksen.

»Die Güter der zum Tode Verurtheilten fallen dem Staate anheim.«

»Nun, so gebe man mir einen letzten Krug Bier und schicke

nach einem Pfaffe!« fügte er mit einer erheuchelten Kaltblütigkeit hinzu, der aber die leichenblasse Farbe seiner Wangen widersprach.

»Ihr könnt Euer Leben noch retten, aber nur unter einer Bedingung.«

»Und die ist?« frug Meister Dicksen hastig.

»Schreibt unter dieses Papier, ohne die Bedingungen, die es enthält, zu lesen, folgende Worte: »Ich gehe die obenstehenden Verpflichtungen freiwillig ein und mache mich verbindlich, sie als gültige und rechtskräftige, ohne alle Einschränkungen und allen Widerspruch zu halten.«

»Ich werde nichts unterzeichnen, ohne zu wissen, um was ich verspreche.«

Unsre Unterhaltung hat schon zu lange gedauert. Rufe Jemand den Priester und benachrichtige den Scharfrichter . . . Auch schafft dieses arme, schwache Mädchen hier in ein benachbartes Zimmer; sie wird mit Gottes Hilfe bald wieder zu ihrem Bewußtsein kommen.«

Der Greis verließ das Zimmer, und bald trat ein Priester zu dem Fleischermeister ein.

»Mein Sohn«, sagte er, »bereuet Eure Sünden und denkt an die Ewigkeit, der Ihr nahe steht. Ihr habt Eure Hände in Blut getaucht, und so muß Gottes Wort an Euch erfüllt werden. »Wehe dem, dessen Hände blutbefleckt sind!«

»Ich möchte ein letztes Wort mit meinen Söhnen sprechen!« sagte Meister Dicksen, dessen Schreck immer sichtbarer ward.

»Sie sind mit dem Heile ihrer Seele beschäftigt, und ich beschwöre Euch, mein Sohn, thut wie sie und denkt an die Ewigkeit; beschäftigt Euch nicht mehr mit den Dingen dieser Welt, sondern wendet Eure Gedanken auf den Tod und die Ewigkeit, die gar nahe an Euch herantreten.«

»Wißt Ihr nicht, was die Urkunde enthält, deren Unterzeichnung man mir zumuthet?«

»Ich weiß nichts davon; überdem ist es auch zu spät, daran zu denken, da Ihr Eure Unterschrift verweigert habt. Mein Sohn, im Namen Jesu Christi, geht in Euch und bereuet.«

In diesem Augenblicke erschien der Henker, der ein großen

Packet Stricke unterm Arme trug.

»Meister Dicksen«, sagte er, »erlaubt mir, daß ich Euch vor Euerm Tode um Verzeihung bitte für den Tod, den ich Euch anthun werde; aber ich muß die Pflichten erfüllen, die mein Amt mir auferlegt.«

»Meister Jens«, antwortete der Andere, mit gedämpfter Stimme, »ich gebe Dir tausend Goldstücke, wenn Du den Fleischern die Kunde von meinem nahen Tode willst zukommen lassen, damit ich wenigstens den Trost habe, von meinen Zunftgenossen Abschied nehmen zu können.«

»Ja doch, damit sie am Fuße des Galgens ihre Messer spielen lassen und Euch zu befreien versuchen. Geht mir, Meister; das ist kein Gedanke, wie er einem guten Christen in einem so feierlichen Augenblicke geziemt! Wenn ich thäte, was Ihr mir da zumuthet, so würde es gar nicht lange dauern, bis mein erster Gehilfe an mir selbst die Verrichtung vollzöge, zu der ich jetzt bei Euch berufen bin.

»Nein ich will ja Alles unterzeichnen, was man von mir verlangt, mein Vater. Ich beschwöre Euch, geht hin und sagt, daß ich bereit, zu gehorchen, daß ich allen Bedingungen mich unterwerfen will, welcher Art sie auch sein mögen.«

»Ich will Euerm Wunsche nachgeben, obgleich ich kaum auf einen glücklichen Erfolg meines Ganges rechne. Gott weiß ob eo mir möglich sein wird, bis zu Demjenigen zu dringen, von dem Euer Loos allein abhängt.«

»Sputet Euch«, sagte der Scharfrichter; »denn höre«, eben schlägt eo zwei Uhr des Morgens, und spätestens in einer Viertelstunde muß Alles abgethan sein, damit kein Unruhen von Seiten der Bürger entstehen können.«

Wir brauchen unsern Lesern wohl nicht erst den peinlichen, qual- und angstvollen Zustand des Meister Fleischhauer während der Abwesenheit seinen Beichtigers zu beschreiben. Endlich kehrte letzterer in Begleitung des Greises zurück, dessen Gesichtszüge, unbarmherziger als je, höhnischen scharfen Spott ausdrückten.

»Haha Meister!« sagte er mit hämischen Ausdruck: »Seid doch sonst ein Mensch, der mit anderer Leute Leben so geringschätzig

umgeht, bei Gott, und jetzt verzieht die Furcht vor dem Strange Euch gar garstig das Gesicht und haben Eure dicken rothen Backen gar sehr eine bleiche Farbe angenommen! Nun schreibt und unterzeichnet! — Gut so, Ihr werdet jetzt mein Gefangener bleiben, bis ich es für gut finden werde, Euch aus Eurer Haft zu entlassen. Und — schärft dies Eurem Gedächtnisse ein — der geringste Versuch zu einer Entweichung oder zu einer Mittheilung nach Außen wäre ein unfehlbares Zeichen, daß Ihr unsern Vertrag gebrochen — und wäre zugleich das Signal zur Rückkehr dieses Mannes!« fügte der Greis hinzu, indem er auf den fortgehenden Henker wies. »Nun schlaft ruhig, wenn Gewissensbisse und Furcht es Euch gestatten. Man wird Euch sogleich in das Gemach bringen, das für Euch bestimmt ist.«

Ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat holte in der That bald darauf Meister Dicksen ab und führte ihn in ein kleines Kämmerlein, in dem sich ein Bett befand. Die Fenster, die nach einem Hofe zu gingen, waren von innen und außen mit starken eisernen Stäben vergittert. Der Fleischer, der sich vergebens auf's Bett geworfen hatte und seinen früheren Schlaf herbeisehnte, hörte unablässig den dröhnenden Schritt zweier Schildwachen, die vor der Thür seines Gefängnisses auf- und ab gingen.

---

### 3. Des Versprechens Erfüllung.

Man wird es und gern glauben, daß der Oberälteste der Fleischerzunft sich in dem Zustande, in dem wir ihn am Schlusse des vorigen Kapitels gelassen haben, weder frei von aller Besorgniß, noch irgendwie behaglich fand. Je mehr Stunden verflossen, ohne daß seine Befreiung herankam, desto größer ward seine Unruhe, so daß er eine nicht geringe Freude empfand, als er endlich die äußern Riegel zurückziehen und den Schlüssel im Thürschlosse sich umdrehen hörte. Bald aber verwandelte sich diese Freude in einen noch größeren Schrecken, als er in der eintretenden Person niemand Andern als den Scharfrichter erkannte.

»Meister, sagte dieser, der sich boshafter Weise an dem Entsetzen des Fleischhauers nicht wenig zu weiden schien, »ich komme, um Euch die Willensmeinung eines gewissen Jemand, den Ihr wohl kennt, zu überbringen, und Ihr könnt aus der bloßen Wahl des Boten leicht schließen, daß, wenn Ihr den Willen übertretet, meine Hände um Euern Halse in genauere Bekanntschaft kommen werden, und daß ich als dann die Ehre haben werde, Euch das hänfene Ordensband des heiligen Strickus umzulegen. Der Bewußte nun, der mich zu Euch sendet, läßt Euch hiermit zu wissen thun, daß, so Ihr irgend einer lebendigen Seele offenbaret, wer er sei, aber auch zu verstehen gebt, daß Ihr es wisset, Ihr Euch bereit halten könnt, Euer letztes Gebet zu verrichten. Jetzt ist es Euch nun erlaubt, gerade nach Eurer Wohnung Euch zu begeben, wo weitere Befehle Eurer warten.«

Der Fleischermeister ließ sich besonders den letzten Theil dieses Befehls nicht zweimal sagen, sondern gehorchte auf's Schleunigste, indem er trotz seiner Wohlbeleibtheit die Treppe hinuntersprang. Als er zu dem kleinen Pförtchen hinausgelassen worden war, athmete er lange und athmete er drei bis vier Mal mit aller Kraft seiner gewaltigen Lungen; denn er war seit gestern Abend das erste Mal, daß er frei Luft zu schöpfen vermochte. Darauf schlug er belohnenermaßen den Weg nach seinem Hause

ein, und dort sah er, zu seinem großen Erstaunen, seine Diener und Gesellen damit beschäftigt, die Fassade seines Hauses mit grünen Zweigen, bunten Bändern und Blumengirlanden zu schmücken, während die Zunftmitglieder seiner Innung, in ihren schönsten Festkleidern sich in bester Ordnung in doppelten Reihen aufstellten.

»Ei, ei«, rief man ihm von allen Seiten zu, »wie? seid Ihr noch im Morgenanzug und die Stunde der Feierlichkeit wird sofort schlagen! Wie geht das bei Euch zu, der Ihr sonst so pünktlich seid?«

»Die Feierlichkeit?« wollte der Fleischermeister fragen. Aber das Wort erstarrte auf seinen Lippen, als er unter der neugierig zusehenden Menge den Henker gewahr wurde, der das Pergament, zu dessen Unterzeichnung der Greis in der verflorbenen Nacht den Meister Dicksen bewogen hatte, hoch in die Höhe hielt. Er beeilte sich daher, nur folgende Antwort zu geben: »Ich werde in einigen Minuten bereit sein.«

Hierauf trat er in seine Wohnung ein, um sein bestes Feierkleid anzulegen und womöglich herauszubringen, was man eigentlich von ihm verlange; aber er konnte nichts erfahren. Sobald er daher seinen festlichen Anzug beendet hatte, trat er hinaus und nahm den ihm gebührenden Platz in dem Festzuge ein, der sich sofort in Bewegung setzte. Der ehrenwerte Meister, der im Traum zu sein glaubte, frug ganz leise seinen Altgesellen, der dicht hinter ihm ging: »Pitter, sag' mir, wo wir hingehen.«

Statt aller Antwort lachte Pitter hell auf, und als der Meister unwillig seine Frage wiederholte, entgegnete er: »Ihr wollt Euch wohl einen Scherz mit mir machen, Meister?«

»Sprich, ich befehle es Dir! Wer hat Euch geheißt, mein Haus mit Zweigen und Blumen zu verzieren?

»Ein alter Mann, der auf Euern Befehl kam und der es, beim heiligen Andreas, wohl verstand, sich Gehorsam zu verschaffen. Hattet Ihr ihn etwa nicht abgesandt?«

»Freilich!« antwortete rasch der Fleischer, der einen Blick des aufmerksamen Scharfrichters begegnet war und ihn das fatale Pergament in der Luft schwenken sah. »Aber was hat er Euch für Gründe für diese festlichen Vorbereitungen angegeben?«

»Was für Gründe? Mein Gott, der Ort, wohin wir uns begeben, ist wohl Grundes genug. Meister, Ihr wollt auf meine Kosten lachen!«

»Wo gehen wir denn aber hin?« brummte Meister Beemans wüthend.

»Seht die Spitze des Festzuges steigt schon die ersten Stufen der St. Baronskirche hinauf und die Geistlichkeit steht unter der Eingangspforte zu unserm Empfange bereit.«

Hier ward der Geselle in seinen Erklärungen und der Meister in seinen Fragen durch ein lautes Geschrei der fröhlichen, hutschwenkenden Menge unterbrochen, die aus lauter Kehle Vivat! rief; ein Geschrei, in das der Erstere bald kräftig mit einstimmte, da er nicht der Einzige sein wollte, der die allgemeine Freude nicht theilte.

So trat also Meister Dicksen in die Kirche, ohne daß er im Mindesten wußte, was er da thun sollte, und überließ sich demzufolge tausend einander kreuzenden und schnurstracks entgegenlaufenden Vermuthungen. Die Geistlichkeit führte ihn feierlich bis in das Chor, nahe an den Hochaltar, wo unser ehrenwerther Bürger aus einem Sammtessel Platz nahm, um den herum sich fünf ähnliche befanden. Plötzlich begann die Orgel zu spielen, die Trompeter der Innung bliesen einen lauten, schmetternden Tusch, und man sah von der rechten Seite Stina im Brautkleide, von ihren beiden Brüdern geführt, eintreten«, während von den der entgegengesetzten Thür her Frau Gertrude, auf den Arm ihres Sohnes gelehnt, nach dem Altare zuschritt. Meister Dicksen glaubte, er versinke in die Erde.

»Lohnte wahrlich auch nicht der Mühe, ihn gestern todtzuschlagen, um ihn heute mit Stina zu verheirathen!« sagte der älteste von Beemans Söhnen leise zu seinem Vater, indem er ihm einen kleinen Koffer überreichte. »Das hat mir«, fuhr er fort der Greis der letzten Nacht für Euch zugesteckt, nachdem er mir, wie meinem Bruder, einen leiblichen Eid abgenommen hatte, daß wir ewiges unverbrüchliches Stillschweigen über die Ereignisse der letzten Nacht bewahren würden.«

Der Fleischer öffnete den Koffer; er fand darin an die zehntausend Goldstücke und obenauf zwei reiche Brautringe für die beiden jungen Gatten.



Nun, dachte er bei sich selbst, das fängt an, eine minder üble Wendung zu nehmen. Hätte der verwünschte Alte seinem Schützling gestern diese Aussteuer gegeben, er hätte wahrlich ihm und auch mir viel Angst erspart. »Nun, mein lieber Joos«, sagte er darauf mit lauter Stimme; »komm mich zu umarmen und laßt mich Euch, als meinem Sohne meinen väterlichen Segen ertheilen, ehe die Kirche durch ihren heiligen Segen Eure Ehe einweihet.«

Joos knieete vor Meister Dicksen nieder, der ihn aufhob und an seine Brust drückte, wobei er dem jungen Manne leise ins Ohr raunte: »Nicht wahr, die Vergangenheit ist vergessen und vergeben?«

»Ich werde Euch stets wie meinen wirklichen Vater ehren und lieben!« entgegnete laut der Bräutigam.

Neue Vivats erschollen aus dem Munde der Umstehenden; Frau Gertrude wischte sich die Augen und Stina vergoß reichliche Freudenthränen, als sie zwischen ihrem Vater und Joos eine so herzliche Eintracht herrschen sah. So war denn die Heirathsceremonie vollendet, ohne daß sich irgend ein Vorfall von Bedeutung ereignet hätte.

Als der Festzug die Kirche verließ, begab er sich nach dem Innungshaus der Fleischhauerzunft; dort fand sich ein Banket vorbereitet, das, obgleich eiligst improvisiert,, darum nicht minder einladend aussah und einen dem Stande des Bräutigams angemessenen Prunk und Aufwand entfaltete. Die vorzüglichsten Personen der Gesellschaft umringten das Haupt der Innung und wünschten ihm Glück, wobei sie nicht unterließen, ihm ihr Erstaunen wegen der Ueberraschung auszudrücken, die er ihnen bereitet hatte. Meister Dicksen antwortete ihnen mit einer sehr durchaus ungezwungenen Heiterkeit, daß man von Herzenssachen selbst seinen besten Freunden nicht eher etwas sagen dürfe, als bis Alles abgemacht sei. Darauf trat er zu seinem Schwiegersohne, der die Hände der geliebten Stina in den seinigen haltend, nicht müde werden konnte, sich an ihrem Anblicke zu erfreuen und ihr wiederholte Versicherungen seiner zärtlichen Liebe zu geben.

»Kaum wage ich es, an mein Glück zu glauben!« sagte Joos zu seinem Schwiegervater. »Es gibt Augenblicke, wo es mir

vorkommt, als spiele ein neckischer Traum mit mir. Wer ist aber dieser unbekannt, dem ich das Leben verdanke, und der mein ganzes Geschick wie durch einen mächtigen Zauberspruch umgewandelt hat? Kennt Ihr ihn etwa lieber Schwäher? Wie hat er Euch bewogen, mir Stina's Hand zu bewilligen? — Heute Morgen, als ich erwachte, fiel mein erster Blick auf den Greis, der nebst meiner Mutter und Stina an meinem Bette stand. »Meister Dicksen erwartet Dich zu St. Baron am Altar«, sagte er; »lebe wohl!« und so verschwand er. Darauf kamen Eure beiden Söhne, um ihre Schwester abzuholen, und ich kleidete mich mit diesen prachtvollen Gewändern an, die ich vor meinem Bette sorgfältig vorbereitet fand. Warum kann ich meinem Wohlthäter nicht meinen Dank abstatten? Weßhalb entzieht er sich meiner Erkenntlichkeit?«

»Um so mehr, da er Dir eine Aussteuer von zehntausend Goldstücken gegeben hat!« antwortete der Fleischhauer, dem durchaus nichts daran gelegen war, seinem Schwiegersohne die Mittel zu erzählen, deren sich der Greis bedient hatte, um ihn zur Einwilligung in diese Verbindung seiner Tochter zu bewegen.

»Aber wer ist diese geheimnißvolle Person? Wißt Ihr es?«

»Ich? Keineswegs; aber er hat Dich reichlich ausgestattet, somit waren alle Hindernisse, die Deiner Heirath im Wege standen, gehoben und die Heirath ist vor sich gegangen; das ist alles, was ich weiß.«

»Zu Tische! Zu Tische!« riefen die Brautführer dazwischen. Die Musik ertönte laut und freudig, und Jedermann setzte sich an den ihm bestimmten platz; dem bei den Hochzeiten damals herrschenden Brauch zufolge sagten die beiden jungen Eheleute, die auf Ehrensesseln nebeneinander saßen, laut das Benedicte her, worauf man dann aß und trank und sich ergötzte bis acht Uhr Abends, zu welcher Stunde man auseinander ging, indem man Lieber zu Ehren und Preis des mächtigen Fleischergewerbes sang.

Für Joos aber war dieser Tag der Überraschungen noch nicht zu Ende. Als er seine junge Gattin in das Wohnhaus seiner Mutter Gertrude brachte, fanden sie nicht allein auch dieses Haus von außen festlich mit Blumen und Laub verziert, sondern sie sahen auch auf den Tischen und Schränken ihres Zimmers ein reiches

silbernes Tafelgeschirr prunken. Kostbare Wollen- und Seidenstoffe, die für den Anzug der jungen Frau bestimmt waren, bezeichneten vollends noch die Freigebigkeit des Unbekannten. Meister Dicksen übergab seinem Schwiegersohne den Koffer mit den zehntausend Geldstücken und zog sich sodann in Gesellschaft des Priesters, der über das Ehebett seinen Segen gesprochen hatte, zurück.

Dem Anscheine nach gab es jetzt sicherlich auf Erden keinen glücklicheren Menschen, als Joos Claes! Trotzdem schien er zuweilen, wie früher, von düsteren Gedanken gepeinigt und einer geheimen Traurigkeit anheimgefallen zu sein. Diese Symptome traten immer deutlicher hervor, so näher das Ende des Monats kam, und in den erstere Tagen des Juli war seine Unruhe so sichtbar, daß sie selbst den minder scharf blickenden Augen nicht entgehen konnte. Wenn ihn Stina mit Thränen in ihren süßen Augen fragte, was ihn so traurig machen könne und was ihm zu seinem Glücke noch fehle, schloß er sie krampfhaft fest in seine Arme und antwortete, er sei der glücklichste unter allen Menschen. Klopfte es unvermuthet an die Thür an, so fuhr er erschreckt zusammen, als bedrohe ihn irgend eine Gefahr, die jeden Augenblick hereinbrechen könne, und es schien, als ab er mit jedem Tage, oder jeder Nacht ein schweres Unglück erwarte. Gab er zuweilen sich dennoch dem Schlummer hin, so geschah es um bald wieder vor Schrecken aus dem Schlafe aufzufahren und mit Blicken voll innerer Angst um sich her zu schauen. Er verbrachte ganze Tage damit, daß er der dem Kruzifix seines Schlafzimmers betete und weinte; er umarmte seine Frau häufig, drückte seiner Mutter die Hände und beschwor beide, flehentlich sich keinen Augenblick von ihm zu entfernen, antwortete aber auf alle Fragen nur durch schwere Seufzer.

So ging der erste Monat nach seiner Hochzeit hin. Als aber der letzte Tag desselben verflossen war, schien er wieder zu einer Hoffnung aufzuleben. Am Tage darauf ward er sogar wieder ein wenig heiter, und am Ende der Woche schien er seiner Last gänzlich entledigt und zeigte sich fröhlicher als er jemals vor seiner Heirath gewesen war. Alles in seiner Wohnung bekam ein freudiges, glückliches Aussehen, das nur geeignet war, Jedermann Neid einzuflößen. Joos arbeitete den ganzen Tag an

seiner Drehbank; des Abends machte er dann mit seiner Frau einen Spaziergang und sie plauderten den tausend Plänen — denn die schöne Stina sah schon, daß sie Hoffnung habe, in einer nicht ferneren Zukunft, als sich erwarten ließ, Mutter zu werden. Mutter! Ein kleiner Engel aus Milch und Blut, den sie würden auf ihren Knien wiegen, um die Wette lieben und lieblosen, gemeinschaftlich erziehen können! Welch reichen Lohn sandte ihnen Gott für die Leiden, mit denen er sie vorher heimgesucht!«

»Es gibt Augenblicke«, sagte die junge Frau, »wo ich in Versuchung gerathe, zu glauben: wir verdanken unser Glück einem himmlischen Wunder und unser geheimnißvoller Unbekannter sei ein vom Himmel hernieder-gestiegener Heiliger, den Gott gesandt hat, unserm Kummer ein Ende zu machen. Und doch, wenn ich wieder an die schreckliche Scene mich erinnere, welche unter meinen Augen vorgegangen ist, und an die Drohung welche an meinen Vater gerichtet wurden . . . «

»Laß und hiervon nicht wieder sprechen«, unterbrach sie Joos, den es an allen Gliedern eiskalt überlief, »laß uns von etwas Anderem reden, Stina.

Und er versank in seine düsten Träumereien, ohne daß die süßen Liebkosungen seiner Frau und ihre fröhlichen Sticheleien seine Stirn erheitern und die darauf sich anhäufenden Wolken sich zu zerstreuen vermochten. — Dieser Rückfall dauerte jedoch nur kurze Zeit, denn bald schien Joos wieder vollkommen beruhigt zu sein und er war selbst der Erste der zu fröhlichen Wechselreden, heitern Scherzen und tändelnden Spielen das Zeichen gab.

Es war am Abend des neunten Septembers, also gerade drei Monate nach ihrem Hochzeitstage, als Stina die sich an diesem Tage ein wenig leidend befand, auf den Knien ihres Gatten saß und ihr Haupt in süß schmachtender Stellung an die Schulter desselben gelehnt hielt. Frau Gertrude ging geschäftig im Zimmer hin und her und traf die Vorbereitungen zum Abendmahle; denn um keinen Preis der Welt hätte sie zugeben möchten, daß ihre Schwiegertochter, deren weiße und zarte Händchen sie nicht genug bewundern konnte, sich dieselben durch Beschäftigung mit der Küche und Berührung der rohern Hausgeräthschaften verderbe. Von Zeit zu Zeit blieb sie mit freudiger Bewunderung vor

der reizenden Gruppe stehen und warf ihr ein Lächeln voll Herzensgüte oder einen Blick der liebendsten Theilnahme zu; sodann kehrte sie zu ihren Beschäftigungen zurück, die hauptsächlich darin bestanden, das Speisegeschirr auf den Eßtischen anzuordnen und dafür zu sorgen, daß ein schmackhafter, duftender Gänsebraten, der an dem Feuer des Kamins langsam eine schöne goldbraune Farbe annahm, nicht verbrenne.

Da trat ganz plötzlich Jemand in die nach der Straße sich öffnende Werkstätte und aus dieser ohne weitere Ansage in das Wohnzimmer, in dem sich die beiden jungen Gatten befanden. Joos stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und auch Stina fühlte sich nicht eben ruhiger, denn beide hatten in dem Eingetretenen sofort den geheimnisvollen Greis erkannt.

»Ein seltsames Willkommen das Ihr Demjenigen bietet, dem Ihr Euer Leben und Glück verdankt!« sagte er mit tieftraurigem Tone. »Ich täusche mich also nicht,, als ich alle Menschen für undankbar hielt, und hatte nur Unrecht, als ich glaubte, Du seist etwas besser als die Anderen! — Lebet wohl, Meister Joos! möge Gott Euch Eure Undankbarkeit verzeihen, wie ich sie Euch verzeihe!«

Joos eilte auf ihn zu und hielt ihn an, als er schon im Begriffe stand, auf die Straße zu treten, und brachte ihn ins Wohnzimmer zurück.

»nein, mein theurer Wohlthäter«, rief er, »nein, ich werde nicht undankbar gegen Euch sein; ich werde Demjenigen, dem ich Alles verdanke, nicht wie ein treuloser Verräther im Stiche lassen. — Lebe wohl, liebe Mutter, lebe wohl, liebe Stina mein! Ich muß ihm folgen. Möge Euch Gott während meiner Abwesenheit segnen und und eines Tages glücklich wieder vereinigen!«

Bei diesen Worten brachen die Thränen des Meisters und seiner Frau in lautes Schluchzen und Weinen aus. Der Greis betrachtete sie eine Meile stillschweigend.

»Lebt wohl!« wiederholte er. Was liegt daran, daß ich allein und verlassen auf der Welt bleibe, ohne daß ich das Glück habe, eine wahre, getreue Zuneigung um mich zu haben! Diese Tröstungen meinen traurigen Greisenalters würden Euch zu theuer zu stehen kommen, als daß ich sie verlangen sollte. Lebt wohl.«

Es lag in dem Tone, mit dem der Unbekannte diese Worte aussprach, eine sei tiefe Niedergeschlagenheit, daß Stina selbst sich von Mitleid mit diesem Unglücklichen erfüllt fühlte.

»Joos«, sagte sie in warmem, herzlichen Tone, »Gott bestraft den Undankbaren! Wir verdanken diesem Greise unser Glück, wir müßten daher sehr nichtswürdig sein, wenn wir jetzt Anstand nehmen wollten, es ihm zu opfern. Leb wohl, mein Vielgeliebter!«

»Das sind Worte, wie ich sie lange nicht so edelmühtig gehört, und wie sie meinem Herzen sehr wohl thun. Ihr seid ein gutes wackeres Weib. Drum hört: ich führe Joos jetzt mit mir fort, denn ich bedarf seiner Begleitung aus einer langen Reise, die ich zu unternehmen im Begriffe stehe; sobald ich aber am Ziele desselben angelangt bin, werde ich Euch beide — ich verspreche es Euch heilig — wieder zu vereinigen streben. Tröstet Euch also, denn Eure Trennung wird höchstens einige kurze Monate dauern.«

Trotz dieses Versprechens war der Abschied Joos von seiner geliebten Gattin und seiner armen Mutter, wie man sich leicht denken kann, überaus schmerzlich. Sie waren nicht im Stande, sich einander ans den Armen zu reißen; sie weinten und schluchzten in Einem fort bitterlich, und wiederholten einander jene abgebrochenen Worte, wie sie der Verzweiflung eigen sind. Endlich raffte Joos allen seinen Muth zusammen, riß sich gewaltsam los und enteilte flüchtig, wie ein Verbrecher, seinem Hause. Erst als er an das äußerste Ende der Straße gelangt war, hielt er gezwungen inne, um seinen Gefährten zu erwarten, der nur mühsam sich bewegte und bei seinem schleunigen Laufe ihn nicht hätte folgen können. Der Greise führte den Drechsler nun zu einem mit vier Pferden bespannten Reisewagen der in der Nachbarschaft ihrer harrte. Sie stiegen ein und das Fuhrwerk entführte sie im Galopp. Der Greis schien ganz und gar vergessen zu haben, daß sich Jemand in seiner Nähe befand. Er sprach, bald laut und vernehmlich, bald halb abgebrochene Worte murmelnd, mit sich selbst.

»Mein Gott«, sagte er, »ich danke Dir! Du hast mich mit Deiner Kraft gestärkt, daß ich das Opfer bis zum Ende zu vollbringen vermochte. Ich habe nun mit den Dingen dieser Welt völlig gebrochen, ich habe die gebrechlichen Eitelkeiten diesen

irdischen Daseins von mir gestoßen! Wie viel Undankbarkeit, wie viel erbärmliche Feigheit rings um mich her! Doch, was liegt daran! Ich gehöre ja nicht mehr dieser Erde an! Fortan will ich mit gen Himmel gerichteten Augen dem Grabe zugehen, das mir so nahe ist! Das Grab, mein Gott! Mein Gott! Wie eisig kalt durchschauert mich das bloße Wort! Das Grab, mein Gott! Welch entsetzlich furchtbare Stunde wird die sein, da Du mir von meinem Leben Rechenschaft abfordern wirst! — Herr und Vater, Du wirst mich mit Barmherzigkeit richten; denn Du allein weißt, wie traurige Pflichten mir die verhängnißschwere Sendung auferlegte, zu deren Erfüllung Du mich auserkoren! Ich mußte sie erfüllen, und mehr als einmal habe ich meine Hände die ich verzweifelt rang, im Gebete zu Dir emporgehoben.«

Er bewegte sich bei diesen Worten unruhig hin und her; ein brennendes Fieber schien ihn zu verzehren und er drückte mit krampfhafter Geberde seine kahle und von tiefen Runzeln durchfurchte Stirn heftig in seine Hände.

»Joos«, murmelte er endlich, »ich habe Durst, meine Kehle brennt, gib mir zu trinken! in dem Koffer, der zu meinen Füßen steht, wirst Du eine Flasche und einen silbernen Becher finden.«

Der junge Mann beeilte sich; diesem Befehle zu gehorchen, und goß in den Becher ein Getränk, das ihm, so weit er es bei dem unsicheren Mondlichte zu unterscheiden vermochte, goldfarbig schien. Dem Greis gewährte der Trank einige Erleichterung und gab ihm bald seine Ruhe wieder. Es dauerte nicht lange, so sank er in einen tiefen Schlaf und das Geräusch seines starken und kräftigen Athemholens mischte sich in Kurzem mit einer gewissen Regelmäßigkeit in das Geräusch der Räder und der Stöße, die den Wagen von Zeit zu Zeit erschütterten. Joos versuchte ebenfalls zu schlafen, aber der Schlummer vermochte auch nicht einen Augenblick ihn über seine Abreise zu trösten und ihn den quälenden und beunruhigenden Betrachtungen zu entrücken, die ihn peinigten.

In der That fehlte es dem Drechsler in seiner jetzigen Lage nicht an gerechten Ursachen zu Besorgnissen. Er fand sich an das Geschick eines — daran konnte kein Zweifel obwalten — reichen und mächtigen Mannes gefesselt; aber er kannte nicht einmal den Namen seines Herrn. Sodann unternahm er eine weite Reise,

deren Ziel ihm unbekannt, deren Dauer unbeschränkt war. Vergebens rief er sich, um sich zu beruhigen, die Beweise von Freigebigkeit und Theilnahme an seinem Loose ins Gedächtniß zurück, die der Unbekannte ihm so reichlich gegeben hatte; er vermochte trotz alles dessen nicht, sich vollständig seiner Zweifel und Befürchtungen zu entschlagen.

Der Wagen fuhr mehrere Tage hinter einander mit einer damals unerhörten Schnelligkeit und unsere beiden Reitenden gelangten endlich an einen Seehafen. Der Wagen aber hielt nicht in der Stadt, sondern erst an dem Rande der Meeresküste an, wo sich eine Schaluppe befand die ihrer zu erwarten schien. Der Greis stieg in Begleitung des Drechslers hinein und bald erreichten sie ein größeres Fahrzeug, das bereit war, unter Segel zu geben, und das ebenfalls nur sie erharret zu haben schien. Denn kaum hatten die beiden Reisenden den Fuß auf das Verdeck gesetzt, so gab auch der Befehlshaber das Zeichen, die Anker zu lichten und in See zu stechen. Der Greis nahm seinen Rosenkranz zur Hand, kniete nieder und verrichtete mit Inbrunst und Andacht ein Gebet, wobei es ihm schwer zu werden schien, seine Thränen zurückzuhalten.

Der arme Joos schluchzte laut, indem er seiner Mutter und seiner Gattin gedachte.

---



## 4. Was man hat, muß man auch nicht fahren lassen.

Während der ersten Stunden, da das Schiff sich von der Küste entfernte, blieben Joos und der Greis auf dem Verdeck des Fahrzeuges, ganz versunken in ihre traurigen Gedanken, und hielten fortwährend ihre Blicke auf die Niederlande geheftet, von denen sie immer weiter sich entfernten, indem sie nach und nach am Horizonte hin ihr Vaterland verschwinden sahen. Als sie endlich nur noch Himmel und Wasser erblickten, hob der Greis zuerst den Kopf in die Höhe und sagte: »Nun, Joos Muth gefaßt, mein Sohn.«

Der trostlose Genter hob den Kopf in die Höhe und sah zu seiner nicht geringen Ueberraschung, wie die Augenwimpern seines Herrn von Thränen gefeuchtet waren. Dieser begriff das Erstaunen des jungen Mannes und sagte lächelnd zu ihm: Man kann ruhig und thränenlos die Größe der Welt aufgeben; aber man entfernt sich nicht auf Nimmerwiedersehen von seinem Vaterlande, ohne daß sich das Herz in der Brust uns zusammenschnürt und Thränen auf der Wange herabrieseln.«

»Auf Nimmerwiedersehen!« wiederholte Joos mit einem Ausdruck des Entsetzens.

»Beruhige Dich«, entgegnete der Greis; das Wort galt nur mir allein. Was Dich betrifft, so wird es nicht lange dauern, und Du wirst Gent und Deine Familie wieder erblicken. Ja bald, ich fühle es, denn bald werde ich Deiner Dienste nicht mehr bedürfen.«

»O! Und doch«, rief Joos mit dem Tone ungekünstelter, herzlicher Zuneigung — denn die Traurigkeit und Herzensgüte seines Reisegefährten hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht — »und doch wißt Ihr ja, daß ich Euch auf Leben und Tod ergeben bin.«

»Eben mein Tod ist es, der Dich befreien wird, Joos! — Ach! Ich glaubte in Dir, der Du jung bist und mir Leben und Glück verdankst, einen treuen und uneigennütigen Diener für meine Person zu gewinnen — und nun wirst Du aus vollem Herzen den

Tag herbeisehnen, an dem man das De Profundis auf meinem Grabe anstimmen wird.«

»O gnädiger Herr, wie tiefes Unrecht thut Ihr mir mit diesem Gedanken!«

»Ich kenne die Menschen«, unterbrach ihn der Greis mit Bitterkeit; »nicht heute erst lerne ich sie nach ihrem wahren Werthe schätzen, nicht zum ersten Male empfinde ich ihren Egoismus und ihre Undankbarkeit. Doch, laß Du Dich durch meine menschenfeindlichen Aeußerungen nicht betrüben. Möge Dich Gott vor den Prüfungen behüten, in Folge deren ich zu diesen Ideen der Verachtung gegen die Menschen gekommen bin! — Ja, Joos, segne Du jeden Augenblick Deine niedrige Stellung; denn ihr verdankst Du es, daß Du des Lebens Dich erfreuen kannst und nicht, gleich mir, den Tod als Deinen Zufluchtsort, als Deine einzige Hoffnung auf Ruhe zu betrachten brauchst.«

Während der Greis diese Worte gesprochen, hatte er sorgfältig seinen weitfaltigen Mantel um seine Brust zusammengeschlagen, um sich vor der Kälte des Herbsttages zu schützen, denn die Luft war sehr frisch geworden und der Wind blies mit Heftigkeit.

Bald war aber die Witterung so rau und unfreundlich, daß Joos Herr sich bewogen fand, daß Verdeck zu verlassen; er schritt nun in Begleitung seines getreuen Genters nach dem Hintertheil des Schiffes und begab sich von da hinab in eine daselbst für ihn eingerichtete Kajüte. Jedermann trat ehrfurchtsvoll bei Seite, um ihm Raum zu lassen; Joos aber hatte Gelegenheit, zu beobachten, daß diese Ehrfurcht mit einem Gefühle fast zudringlicher Neugierde vermischt schien.

Die Kajüte des Greises war mehr bequem als prachtvoll eingerichtet, insoweit nämlich in einem kleinen, kaum sechs Fuß langen und so niedrigen Zimmer, daß man nicht aufrecht darin stehen konnte, von Bequemlichkeit die Rebe sein konnte. Die Möbel der Kajüte bestanden aus zwei hölzernen Stühlen und aus einem Bette in Form eines Sarges, worüber Joos fast eben so sehr erschrak als erstaunte.

Das geheimnißvolle Wesen schien von dem Eindruck den diese seltsam traurige Ruhestätte auf seinen neuen Kammerdiener machte, befriedigt zu sein, fast sich geschmeichelt zu fühlen.

Ueber dem Bette fanden sich, völlig zu ihm und dem Aussehen der anderen Möbel passend, ein Todtenkopf, einige Bücher frommen Inhalts, eine Mönchsgeißel und eine grobe wollene Kutte, auf einem Brette hingelegt.

»Du bist fortan mein einziger Diener!« sagte der Greis zu Joos. »Die Dienste, die ich von Dir fordere, sind weder bedeutend, noch sehr ermüdend. Deine ganze Beschäftigung besteht darin, daß Du jeden Morgen dieses Zimmer in Ordnung bringst und mir meine Mahlzeiten hierher schaffst. Um fünf Uhr des Morgens wird Dir der Koch des Fahrzeugs ein wenig warme Milch mit für mich geben; am Mittag wirst Du mir ein Stück trockenes Roggenbrot darreichen und zum Abendmahl werde ich mich mit der täglichen Fleischportion eines Matrosen begnügen. Du aber, mein Sohn, fuhr er fort, — und man konnte sehen, daß ihm seines Dieners Erstaunen über eine so magere Kost eine angenehme Empfindung verursachte — wirst den Anordnungen zufolge die ich getroffen, am Kapitäntische speisen; denn ich will Dir durchaus nicht zumuthen, Dich mit solcher Einsiedlerkost zu begnügen. Nur suche auf keine Art zu erfahren, wer ich bin; ich will, daß Du meinen Namen nicht eher hörst, als bis die Zeit dazu ist, und dann soll mein eigener Mund Dir ihn sagen.«

Die Seereise dauerte elf Tage, ohne daß sich jedoch irgend etwas ereignet hätte, dessen Erzählung unsere Leser interessieren könne. Der Greis dem seine gezwungene Untätigkeit höchst lästig und langweilig zu werden schien, verbrachte lange Stunden in vertraulichem Gespräche mit Joos. Er fand an der Naivität und Unbefangenheit des jungen Mannes sein Wohlgefallen, ergötzte sich an seinem natürlichen Geiste und bezeugte an der ausführlichen Erzählung seiner Liebesgeschichte und der Prüfungen, die er in Folge dieses Verhältnisses zu ertragen gehabt, eine lebhaft Theilnahme. Sie machten mit einander tausenderlei Pläne, wie sie in dem Asyl, das sie aufsuchten, ihre Zeit verbringen wollten. Joos sollte seinen Herrn seine eigene Kunst das Drechseln lehren während er dafür von ihm Unterricht in der Uhrmacherei und Gartenkunst erhalten würde. Wenn der Greis von diesen beiden Dingen sprach, strahlte sein Gesicht von innerer Befriedigung. Wenn man ihm zuhörte, so verstand kein Mensch besser, ein Rad auszuputzen oder einen

Obstbaum zu pflanzten. Während er am Tage vorher noch von seinem bevorstehenden Tode gesprochen, erfreute er sich heute schon im Voraus der Früchte, die er fünfzehn oder zwanzig Jahren von seiner eigenen Gartenzucht ernten würde. Unter diesen täglichen Plaudereien, die bald heitern, bald düstern Inhalts, bald entmuthigend traurig und menschenfeindlich, bald voll hoffender Resignation waren, verfloß die Zeit der Seereise, und das Schiff gelangte bald in die Nähe der spanischen Küste, um bei Larebo in der Bucht von Biscaya vor Land zu gehen.

Sobald man den Hafen erblicken konnte, begab sich der Greis auf das Verdeck.

»Ach!« sagte er zu Joos, mein Name wird nun nicht lange mehr ein Geheimniß für Dich sein. Seit vielen Wochen, ich bin davon überzeugt, kommt täglich eine Menge von Leuten an diese Küsten um zu erspähen, ob man nicht fern im Meere die Flagge meines Fahrzeuges bemerken kann. Du wirst Bewegungen der Bewunderung und Ehrfurcht mit ansehen. O Staub vom Staube, Eitelkeit der Eitelkeiten, die mir nur Verachtung und Widerwillen einflößest, wie lange werde ich noch ertragen müssen!«

Als wollte das Schicksal alle seine Befürchtungen zunichte machen, befand sich kein Mensch im Hafen, als die Schaluppe, die Joos und seinen Herrn ans Land brachte. Er schritt mitten unter den Spaziergängern einher, die von und nach der Stadt gingen, ohne auch nur Neugier zu erregen, ohne auch nur im Mindesten auf ihn achtete. Eben erst hatte er über die Ehrenbezeugungen sich verdrießlich geäußert, die man ihm anthun würde; da er aber jetzt sein gänzlich Unbeachtet bleiben gewahr ward, empfand er erst sehr üble Laune und verfiel sodann in eine tiefe Niedergeschlagenheit. Bald konnte er seiner Empfindungen nicht länger Meister werden; sein Unwille über eine solche Täuschung brach in harten Ausdrücken los und machte sich in Vorwürfen über die Undankbarkeit der Menschen Luft.

»Laß uns von diesem Orte eiligst entfernen; laß uns schleunigst unsere Zufluchtsstätte aufsuchen, fern von einem Haufen Elender!«

Sofort ließ er an seinen Reisewagen, den man mit ans Land gebracht hatte, vier Pferde anspannen und schickte sich an, als ihn ein Einwurf, den ihm Joos machte, davon abhielt. »Gnädiger

Herr, sagte dieser, »Ihr habt mir den Befehl ertheilt, dem Kapitän des Schiffes das Kästchen voll Gold zuzustellen, das sich unter Eurem Gepäck befand, damit er es als Gnadengeschenk an seine Mannschaft vertheile. Woher gedenkt Ihr nun Gold zur Fortsetzung unserer Reise zu nehmen? Denn wir können nicht, wie es Euer Wille ist, in einem Zuge nach Burgos fahren, ohne die sich ablösenden Postillone unterwegs zu bezahlen.«

Der Greis lächelte.

»Du hast Recht, Joos. Geh nun sofort zum Gouverneur von Larebo und überbringe ihm den Befehl meinerseits, sich sofort zu mir zu verfügen.«

»Aber in wessen Namen soll ich ihm diesen Befehl überbringen?«

»Im Namen Kaiser Karls des Fünften.«

»Der Kaiser!« rief Joos und sank auf seine Kniee nieder.

»Ja, mein Sohn! entgegnete der Monarch mit Güte und richtete selbst seinen Kammerdiener vom Boden auf. »Bedauerst Du es nun, Deine Frau und Deine Mutter verlassen zu haben und der Diener Karls des Fünften geworden zu sein?«

»Ich werde es nicht mehr wagen, die Augen zu Ew. Majestät zu erheben.«

»Das eben hab. ich vermeiden wollen, und werde es fortan nicht dulden. Behalte Du gegen Deinen Herrn, der fortan ein unbekannter Greis ist, Deine Heiterkeit und Deinen Freimuth bei. Jetzt beeile Dich, zum Gouverneur zu gehen.«

Joos entledigte sich aufs Schleunigste seines Auftrages. Der Gouverneur begab sich sofort zu dem Monarchen.

»Herr Gouverneur«, sagte Karl zu ihm, »lasset mir zehntausend Piaster auszahlen.«

»Es würde eine unendliche Ehre für mich sein, den Befehlen Eurer Majestät gehorchen zu können«, entgegnete der Beamte; »aber so heiß auch mein Wunsch ist, Ew. Majestät zu Willen zu vollziehen«, so muß ich doch mit Bedauern meine Unmöglichkeit zu erkennen geben, da ich nicht im Besitze einer so großen Summe bin.«

»Ich verlange sie ja auch nicht von Euch«, unterbrach ihn der Fürst in stolzem Tone; »ich ertheile Euch hiermit den Befehl, mir

zehntausend Piaster aus den Geldern der Euch anvertrauten Staatskasse zustellen zu lassen.«

»Ich kann über Summen aus den Staatsgeldern nur auf geschriebenen Befehl Sr. Aller-katholischen Majestät verfügen.«

»Reicht mir Papier her, damit ich diesem Herrn einen schriftlichen Befehl ausstellen kann; laßt indessen nur das Geld herbeiholen. — Wie? Ihr habt nach nicht gehorcht? Ihr zaudert, seid noch immer hier, scheint Bedenken zu tragen?«

»Es bedarf eines vom König ausgefertigten Befehles, Ew. Majestät.«

»Hier habt Ihr ja nun diesen Befehl!« rief Karl wüthend.

»Seine aller-katholischste Majestät befindet sich zu Brüssel!« murmelte der Beamte kaum vernehmlich und mit zu Boden gesenkten Augen.

Karl der Fünfte, ganz außer sich vor Wuth, griff mit der Hand nach seinem Gürtel, aus Gewohnheit, einen Dolch daselbst zu finden. Sein Gesicht hatte eine Schrecken einflößende Blässe angenommen, und von seinen Lippen floß Blut herab, so heftig hatte er sich hineingebissen.

»Fort aus meiner Gegenwart, Ihr Elender! Fort mit Euch!«

Er verhüllte sich das Gesicht mit seinen krampfhaft zitternden Händen; als er endlich nach einer langen, stummen Pause den Kopf wieder in die Höhe hob, zwang er ein Lächeln auf seine Lippen und sagte mit einer vor innerm, gewaltigen Zorne heisern Stimme:

»Nun wohlan, ich wollte Mönch werden und fange damit an, ein Bettler zu sein. Laß uns weiter reisen. Joos; komm laß uns zu Fuß reisen, mit einem Stock in der Hand; vor jeder Thür, an die wir klopfen werden, um ein Stück Brot zu erbitten, werden wir sagen: »Lasset den Kaiser nicht Hungers sterben; thut nicht gleich seinem Sohne und seinen Höflingen!« — Joos, entäußere Dich nie des Deinigen zum Besten Deiner Kinder; Du wirst es bereuen und darüber verzweifeln.«

Während Karl der Fünfte so seiner Wuth Luft machte, schien sein Diener ihm etwas eröffnen zu wollen, vermochte aber aus Befangenheit und falscher Scham nicht eher die Anrede »Ew. Majestät« hinauszukommen.

»Ob ich Dich wohl errate?« frug der Kaiser. »Nicht wahr, Du willst mir den Vorschlag machen, mir Gelb zu leihen?«

»Wenn Ew. Majestät mich so hoher Gunst würdigen wollten, es mir zu erlauben.«

»Ja, wahrhaftig, ich erlaube es Dir! Das fehlte noch zu den Folgen meiner Abdankung; ich hätte es denn allenfalls müssen noch so weit kommen lassen, vom Alcalden eingefangen zu werden, weil ich meine Herbergskosten nicht bezahlt und zwischen zwei Gerichtsdienern ins Gefängniß zu gehen. Nun, laß sehen, Du besitzest gewiß eine ansehnliche Summe, denn ich kenne Euch Flamänder; Du wirst trotz Deiner unvermutheten Abreise und Deines schmerzlichen Abschied's nicht leichthin und ohne einen tüchtigen Vorrath an Geld in den Wagen gestiegen sein.«

»Ich habe in meinem Gurt zweitausend Goldstücke, die zufällig bereit lagen.«

»Nun, das ist mehr noch, als wir brauchen, Joos. So wird denn die Geschichte eines Tages zu erzählen haben, daß hätte, ihm nicht sein Kammerdiener aus der Verlegenheit geholfen, Kaiser Karl der Fünfte nicht im Stande gewesen wäre, sich ins Kloster zu begeben, wo er die grobe wollene Mönchskutte anlegen wollte.«

Auf dem Wege von Larebo nach Burgos verharrte Karl der Fünfte in düsterem Stillschweigen. Eingehüllt in seinen Mantel, den Kopf über die Brust niedersenkend, schien er der Last seiner inneren Empfindungen zu unterliegen.

In Burgos gab eine rührende Scene seinem Herzen einigen Trost und seinem Muthen einen Theil der alten Spannkraft wieder.

Seine beiden Schwestern, die verwitweten Königinnen van Frankreich und Ungarn, erwarteten ihn in dieser Stadt. Er nahen einen überaus zärtlichen Abschied von ihnen, wollte denselben aber nicht erlauben, ihn in seine Einsamkeit zu begleiten, obgleich sie ihn mit Thränen in den Augen auf's Flehendlichste darum beschworen, um, wie sie sagten, den Trost zu haben, daß sie durch ihre Sorgfalt und Pflege seinen Schmerzen einige Erleichterung verschaffen konnten.

»Wenn man das Geschick der Welt in seinen Händen getragen hat«, antwortete er ihnen, »so versteht man es, allein und mit

ruhiger Ergebung zu leiden. Lebt wohl und gedenkt meiner in Euern Gebeten wie eines Abgeschiedenen; denn ich gehöre nicht mehr dieser Welt an, geliebte Schwestern.«

Er umarmte sie ein letztes Mal mit Augen voll Thränen und gab dann Joos Befehl zu seiner unmittelbaren Abreise nach Valladolid.

Als die Mauern von Burgos weit hinter ihnen lagen, sagte er: »Ich danke Gott für diese letzte Zusammenkunft mit meinen Schwestern; sie hat mir Trost verliehen, indem sie mir zeigte, daß ich nicht lauter Undankbare hinter mir gelassen; Karl bei Fünfte, obgleich des Kaisermantels entkleidet, hat noch Herzen, die für ihn warm und freundschaftlich schlagen und ihm mit aufrichtiger Zuneigung anhängen. Aber ach! nicht unter Denen, die ich mit meinen Wohltaten überhäuft habe, befinden sich diese Herzen; nein, es sind nur zwei arme Frauen, gegen die ich mich gar oft strenge gezeigt habe. Möge Gott sie segnen, wie ich sie im Grunde meines Herzens segne!«

Die Wirkung dieser Tröstungen hielt aber nicht lange gegen den üblen Eindruck an, den auf den Kaiser der Umstand machte, daß die spanischen Großen, durch deren Besitzungen er auf der Fortsetzung seiner Reise kam, seiner durchaus nicht Acht hatten, und daß nur sehr wenige desselben sich zeigten, um ihm die gebührenden Huldigungen darzubringen. Noch mehr verstimmte es ihn, daß man in Valladolid nur sehr zögernd daran ging, ihm die hunderttausend Dukaten, welche er sich als Pension vorbehalten, auszuzahlen, so daß er mehrere Wochen in dieser Stadt verweilen mußte, ehe es ihm möglich war, seine übrige, auf andern Wegen hierher gelangte Dienerschaft aus früherer Zeit zu verabschieden.

»Mein Sohn beeilt sich gar sehr damit, den König von Spanien zu spielen!« sagte er eines Abends zu Joos.

»Es ist wahr, ich habe ihm die Krone Spaniens übergeben, ich habe sie von meinem Haupte genommen und sie auf das seinige gesetzt. Aber, bei St. Lorenz, noch bin ich Kaiser, und der Kaiser brauchte nur seine Hand auszustrecken, damit der König barhäuptig auf die Kniee sinke. Die Großen sind zwar undankbar, aber das Volk hat ein besseres Gedächtniß, es vergißt nicht so schnell. Noch hat der Papst Paul IV. Die Wahl meines Bruders Ferdinand nicht bestätigt; er hat gesagt, es könne nicht zwei



Gesalbte des Herrn zu gleicher Zeit geben, der Kaiser habe nicht die Macht, einer Gewalt zu entsagen, die er vom Himmel erhalten, und das Oberhaupt der Kirche selbst, das Alles auf Erden löst und bindet, habe nicht das Recht, eine Entsagung gut zu heißen. Sollte er mir jemals im Namen Christi und unter Strafe der Excommunication befehlen, meine Krone und mein Schwert wieder an mich zu nehmen, ich müßte wohl gehorchen! Und dann solltest Du mal sehen, wie die ganze Welt bei dieser Nachricht in Erschütterung gerieth! Aber möge mich Gott in Gnaden vor einem solchen Unglück behüten. — O welches gutes, stilles, friedliches Leben wir im Kloster St. Just führen wollen! Als ich jung und mächtig war, haben diese schönen Orte den Entschluß in mir erzeugt, in diesem reizenden Orte meine Tage in Frieden beschließen zu wollen. Denke Dir ein wunderschönes, nicht allzu großes Thal, das von einem Bache durchflossen wird und in dem viel hundertjährige Bäume einen erquickenden Schatten bieten. Durch die Beschaffenheit des Bodens und die gemäßigte Temperatur ist es die gesündester und angenehmste Stätte in ganz Spanien.« Schon vor sechs Monaten habe ich einen Baumeister nach St. Just geschickt, mit dem Auftrage, daselbst für mich ein Häuschen zu bauen nach Plänen, die ich selbst vor mehr als zwanzig Jahren gezeichnet habe. Nichts an diesem Aufenthaltsort wird mehr an den Kaiser erinnern; es wird ganz einfach eine Wohnung sein, wie sich ein wohlhabender Bürger, der seine Handelsgeschäfte aufgegeben, damit begnügen würde. Mein Häuschen steht dicht neben dem Kloster und besteht aus sechs Gemächern, nicht mehr. Vier davon habe ich ganz und gar dazu ausersehen und ihnen die Gestalt von Mönchszellen gegeben: nackte Mauern, wenige rohe Möbeln aus Eichenholz. Die Fenster dagegen gehen auf eine malerische und stets frische Landschaft hinaus. Die beiden andern Zimmer, die etwa zwanzig Geviertschuh groß sind, habe ich mit gutem, dunkelbraunem Bevierstuch überziehen lassen. Eins von diesen beiden ist mit vieler Behaglichkeit und einiger Eleganz eingerichtet; das wird Dein Zimmer sein, mein lieber Joos. Hinter meinem Häuschen erstreckt sich ein hübscher Garten, in den ich Blumen und Bäume habe pflanzen lassen, die uns an unser gutes Flandern erinnern werden. Aus meinem Saale endlich führt ein Zimmer in die

Kapelle des Klosters, so daß wir mit aller Bequemlichkeit unsern Andachtsübungen werden obliegen können, und daß unser Leben ruhig zwischen Gebeten und den Anbau unseres Gartens dahin fließen wird. Was sagst Du zu einem solchen Dasein? Kann man sich im Traume selbst ein süßeres und wünschenswerthes erdenken? Glaube mir auf auf mein Wort, wir werden nichts von all dem vermissen, was wir hinter uns gelassen haben werden. — Doch ich sehe, Dir treten die Thränen in die Augen; Du denkst an Deine Frau und an Deine Mutter. Nun, warte nur, wir werden sie Dir, wie ich es Deiner Frau versprochen, als ich Dich abholte, zu uns nach St. Just kommen lassen. Es wird mich ergötzen, die Freuden Deiner Haushaltung mit anzusehen und Deine Kinder auf meinen Knieen zu schaukeln. Bei Gott, ich will, eines Tages ihr Lehrer und Erzieher sein und sie lesen lehren. Meine Geschichte wird alsdann in allen Stücken der des Dionysius gleichen, der aus dem Beherrscher von Syracus Schulmeister ward.«

Der Art waren die Gedanken Karls des Fünften, als er nach St. Just reisete; Gedanken, welche die reine frische Luft, die er einathmete, und seine besser gewordenen Gesundheitsumstände heitere und lachende Färbung verliehen. Es war nämlich die Gicht, welche in Folge der Strapazen seines früheren Lebens gewöhnlich seine Glieder folterte, seit zwei Tagen wie gänzlich verschwunden, so daß sich zu dem wohlthätigen Einflusse des Landlebens auch noch das unaussprechliche Gefühl einer Genesung gesellte. Dieselbe unbefangene Freude dauerte auch noch fort, als er aus dem Wagen gestiegen war, wo dann seine erste Beschäftigung darin bestand, daß er seine Wohnung besuchte, die verschiedenen Theile derselben nach und nach bis auf die kleinsten Einzelheiten Joos zeigte, und ihn im Garten spazieren führt, wobei er ihm, mit jenem den Besitzern eigenthümlichen Wichtigkeitsgeföhle nichts erließ, nicht ein Möbel im Zimmer, nicht eine Blume im Garten.

Während er sich diesen Kindereien unbefangen und gemüthlich hingab, erschienen zwei Mönche, grüßten den Kaiser stillschweigend, knieeten nieder und sagten ein kurzes Gebet her. Darauf erhoben sich Beide zugleich und der Eine von ihnen entfaltete eine wollene Mönchskutte, die er unter seinem Scapulier verborgen gehalten hatte, während der Anbete eine

große Scheere hervorzog. Als der Kaiser diese beiden Gegenstände erblickte, fühlte er, obgleich dieß alles genau nur nach seinen eigenen Anordnungen geschah, dennoch einen kalten, tödlichen Schauer sich über den ganzen Körper laufen; ein kalter Angstschweiß brach ihm am ganzen Gesichte hervor und er winkte den Mönchen, sich zu entfernen. Diese aber verstanden den ihnen ertheilten Wink falsch und der Pater, der die Scheere in der Hand hielt, sagte mit traurigem Tone: »Ich bringe die ewige Himmelskrone für die vergängliche irdische Krone.

»Hier ist das Gewandt des ewigen Heils zum Umtausch gegen den vergänglichen, eiteln kaiserlichen Purpur!« fügte der andere Mönch mit gleich kläglicher Stimme hinzu.

Der Kaiser sank wie mechanisch, auf die Kniee, bald fühlte er, wie unter der knirschenden Scheere des Mönches sein Haar sank, Die Blässe seiner Gesichtszüge war ganz ungewöhnlich; seine in krampfhafter Bewegung waren, faltete er mühsam in einander; seine Lippen suchten vergebens Gebete herzustammeln. Joos fürchtete einen Augenblick, sein Herr werde in Ohnmacht fallen, und sprang herbei, um ihm behilflich zu sein; kaum aber hatte Karl gesehen, seine Schwäche habe einen Zeugen, als er ihm auch schon einen Wink gab, nicht näher zu treten, so daß die Ceremonie bis ans Ende erfüllt werden konnte. Der große Monarch entledigte sich sodann seiner obern Kleidungsstücke; er that es aber langsam und mit bedenklich, fast widerstrebenden Wesen. Einige Minuten lang blieb er halb nackt, in tiefe, mächtig ergreifende Gedanken ganz versunken. Man hätte meinen mögen, er habe keine Acht mehr auf Alles, was um ihn her geschehe, und seine Gedanken schienen in fernen Zeiten und bei Dingen zu weilen, zu denen eine Rückkehr unmöglich war. Endlich sprang er plötzlich von der Erde auf und kam, wie aus einem Traume zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurück, worauf er das wollene Mönchsgewand ergriff, es anzog, sich niederbeugte, um den Boden zu küssen, und dabei die berühmten Worte ausrief: »O Du, der Menschen gemeinsame Mutter! Nackt bin aus Deinem Schooße gekommen, und nackt werde ich in Deinen Schooß zurückkehren.«

Darauf stattete er den Mönchen seinen Dank ab, bat sie um ihren Segen und erklärte, er werde von heute Abend an beginnen,

den gottesdienstlichen Uebungen beizuwohnen und nach der Klosterregel zu leben, ganz wie der letzte der Novizen. Daraus ward aber für den Augenblick noch nichts; denn kaum hatten sich die Mönche entfernt, so ward er von einem überaus heftigen Anfälle der Gicht wiederum heimgesucht; es brach ein starkes Fieber aus, und Joos, der die Nacht am Bette seines Deren verbrachte, befürchtete einen Augenblick lang, es werde in dieser Nacht schon mit dem Kaiser zu Ende gehen. Aber in Folge einer bei Kranken vom Temperamente Karls des Fünften nicht ungewöhnlichen Umwandlung schief in den Morgenstunden des andern Tages der Todkranke zu einem tiefen, ruhigen Schlummer ein, um als er aus demselben nach mehreren Stunden erwachte, schien er gänzlich genesen zu sein. — Er wollte in den Garten gehen, um daselbst zu arbeiten und lachte anfangs zu seinem großen Ergötzen sehr viel über Joos, der nur sehr wenige Anlagen zur Handhabung des Spatens und der Hacke zeigte. Bald aber ward er selbst der Gartenarbeit überdrüssig und warf die Werkzeuge, die er dazu gebraucht, von sich, um sie so bald nicht wieder zur Hand zu nehmen. Er zog sich in eine seiner Mönchszellen zurück und gab seinem Diener Befehl, ihn allein zu lassen. Joos benutzte die Muße, die ihm dieser Wille seines Herrn gewährte, um sich eiligst nach seinem Zimmer zu begeben, in dem sich eine Drechselbank befand, deren Hinbringung der Kaiser sorgfältig angeordnet hatte. Glückliche, wie ein Mensch, der zu einer theuern, lange entbehrten Gewohnheit zurückkehrt, zog er sein Oberkleid aus und machte sich fröhlich an die Arbeit, wobei er denn bald bewies, daß er von seiner vielgerühmten Geschicklichkeit in Ausübung seines Handwerks nichts verloren hatte. Während er gerade im eifrigsten Arbeiten war, fühlte er, wie plötzlich Jemand ihm sanft mit der Hand auf die Schulter klopfte; er sah sich um und erblickte den Kaiser, der lächelnd dastand und sich an Joos eifrigem Arbeiten ergötzte. Der Drechsler selbst gab einem Stücke Holz mit so vieler Behendigkeit die Form, die es haben sollte, daß in dem Kaiser die Lust erwachte, ein Gleiches zu thun. Ehe der Arbeiter seinem Herrn den Meißel anvertraute, wollte er ihm vorher einige unerläßliche Erklärungen und einige Rathsschläge über die Art geben, wie er sich desselben bedienen solle. Der ungelehrige und ungeduldige Schüler aber hörte nicht

auf ein einziges Wort, sondern begab sich sogleich ans Werk, benahm sich aber so ungeschickt dabei, daß er sich eine tiefe Wunde am Finger beibrachte. Anfangs erbitterte ihn der augenblickliche Schmerz dermaßen, daß er seiner ersten Bewegung gehorchend, den Meißel weit von sich warf und in einen zornigen Ruf ausbrach; bald aber lachte er über seine Uebereilung.

»Ich sehe, sagte er, »zum Drechseln wie zum regieren reichen die besten Anlagen allein noch nicht hin; es bedarf daneben immer noch der Gewohnheit und der rechten Art, es zu betreiben. Aber was sehe ich?« unterbrach er sich plötzlich. »Die Uhr in Deiner Werkstätte zeigt vier Uhr und die in meiner Zelle weist eine Viertelstunde mehr. Wir müssen sie nach einander richten, sonst ist es um alle Pünktlichkeit in unserer Lebensweise gethan.«

Karl machte nämlich offenbar große Ansprüche darauf, ausgezeichnete mechanische Kenntnisse zu besitzen, und wollte ein geschickter Schüler des berühmten Turriano erscheinen, der damals in der Kunst der Uhrenmacherei nicht Seinesgleichen hatte. Er verlängerte die Schnüre der Uhr, verringerte die Gewichte, nahm die Räder auseinander und setzte sie wieder zusammen, worauf er mit einem Lächeln der innersten Befriedigung zu Joos sagte: er würde, wenn sie aus dem Nachmittags-Gottesdienste kämen, den Erfolg dieser Arbeit gewahr werden.

Als sie aber aus der Kapelle kamen, siehe, da ging die eine Uhr der andern um eine halbe Stunde vor. Karl veränderte wieder daran. Als man aber nach dem Abendgebet sich zum Nachtmahl niedersetzte da drehten die Zeiger der einen sich in geräuschvollem Knarren und in maßloser Schnelligkeit herum; die andere dagegen ging gar nicht mehr.

Der Kaiser bezeugte dies Mal keine Ungeduld, sondern ergab sich resigniert in diese Probe seiner Ungeschicklichkeit.

»Unsinniger der ich war!« rief er aus. »ich wollte Menschen zu gleichem Denken und Handeln zwingen, und kann nicht einmal zwei Uhren zu gleichem Gange bringen!«

»Es ist wahr«, fügte er nach einer kurzen, aber gedankenschweren Pause hinzu, »Turriano wird sie schon wieder zum regelmäßigen Gange bringen, und ich verstand das

Herrschen eben so gut, wie Turriano das Uhrenmachen. Joos, gehe sofort zum Superior und bitte ihn in meinem Namen, er möge die nöthigen Befehle ertheilen, um mit der größtmöglichen Schnelligkeit den Mechaniker Turriano aus Madrid hierher kommen zu lassen. Zugleich wirst Du ihn auch fragen, weshalb trotz der ausdrücklichen Befehle, die ich in dieser« Beziehung ertheilt, mein Beichtvater, Bartolomeo Caranza, noch nicht hier bei mir ist.«

Joos kam einige Minuten darauf zurück und auf seinem Gesichte malte sich außerordentliche Bestürzung.

»Bei Superior wird morgen an Turriano nach Madrid schreiben, damit er sich den Befehlen Ew. Majestät zufolge hierher begeben.«

»Und der Peter Caranza, weshalb ist er nicht hier? Und was bedeutet denn Dein unruhiges und erschrecktes Wesen? Gib Antwort!«

»Ew. Majestät, die heilige Inquisition hat ihn in ihr Gefängniß werfen lassen.«

»Caranza« meinen Beichtvater! Das haben sie gewagt! rief Karl der Fünfte und sank auf seinen Sessel zurück.«

---

## 5. Das Schwert.

Karl der Fünfte blieb einige Minuten wie niedergeschmettert von dem Schlage, der ihn betroffen, und Joos sah, wie er sich Thränen aus den Augen wischte, und hörte, wie er von Zeit zu Zeit laut aufseufzte und alle Zeichen einer großen Verzweiflung gab. Er murmelte leise vor sich hin, dann aber schrie er laut auf: »Ich bin also nichts mehr! Nichts, als ein armer, alter Mönch, den man ungestraft beleidigen kann und dem man daher alle Schmach anzuthun sich erlaubt.«

Dann richtete er rasch hinter einander eine Reihe von Fragen an seinen Diener und befrag ihn um die Beweggründe, welche als Vorwand zur Einkerkierung des Pater Caranza gedient hatten. Als er erfahren hatte, die gegen den alten würdigen Prälaten angewandte Strenge habe keinen andern Beweggrund, als einen Katechismus, der vom Bischof von Lerida der Ketzerei angeklagt worden sei, und das trotz der Billigung des Tridentiner Concils, wurde sein Zorn und sein Schmerz noch heftiger. Plötzlich aber hielt er dann mit einer gewaltigen Anstrengung über sich selbst in seinen Klagen inne, fuhr sich mit den Händen über die Stirn und schien all' die eiserne Willenskraft wiedergewonnen zu haben, die die hervorstechendste Eigenschaft seines Charakters in früheren Zeiten gewesen.

»Joos«, sagte er, »Vater Caranza ist verloren, wenn ich ihn nicht rette. Sie werden ihn der Folter unterwerfen, um ihm die Geheimnisse zu entreißen, die ich ihm anvertraut habe, aber vielmehr, sie werden ihn tödten, denn sie wissen wohl, daß mein Beichtvater eher sterben, als sprechen wird. Ich muß ihn retten.«

»Wenn Ew. Majestät geruhen wollten, an Ihren Sohn« den König Philipp II. zu schreiben. —«

»Siehst Du denn nicht ein, daß dies alles lediglich auf seinen Befehl geschieht? — Uebrigens, selbst wenn er jetzt Caranza retten wollte, so besitze er nicht mehr die Macht dazu. Die Inquisition würde ihre Beute so bald nicht losgeben.«

»Nun, was ist denn zu thun, wenn der König von Spanien und

den Niederlanden nicht mit der Inquisition zu kämpfen vermag?«

»Nicht wahr, Du meinst, was kannst Du nun, ein armer unbekannter Bürger, und ich, ein machtloser Mönch? — Höre aber wohl, was ich Dir sagen will! Dieser Mönch und dieser Bürger werden mit der Inquisition einen Kampf eingehen, um ihr ihren gefangenen zu entreißen. Ich weiß, Joos, daß Du ein Diener bist, auf dessen Treue ich mich verlassen kann, und dem es weder an Verstand noch an Kühnheit fehlt. Du wirst also im Geheimen nach Rom abreisen; ich werde Dir einen Brief an Papst Paul den Vierten mitgeben. Du weißt, daß der heilige Vater bisher meine Abdankung nicht hat annehmen wollen; für ihn bin ich also noch Kaiser in meiner ganzen Machtvollkommenheit. Sodann kenne ich ihn, überhaupt als einen Feind aller Ungerechtigkeit; seine Neffen hatten in ihrem Amte weder Treue noch Pflicht gehalten, und er hat sie aus seinen Staaten verwiesen. Du wirst nun suchen, bis zu ihm zu gelangen, und wirst ihm einen Brief von mir überreichen. Er wird alsdann schon Mittel finden, die Anklage Caranzas als vor das Tribunal der Curie gehörig zu reklamieren. Wenn mein Beichtvater nur erst Spanien verlassen hat, so ist er gerettet. Ich werbe den Papst bitten, ja dringend beschwören, wenn es noth thut, um diese Gnade zu erhalten, und die flehentlichen Bitten dessen, der einst Kaiser Karl der Fünfte war, werden beim Stellvertreter Gottes auf Erden wohl Gehör finden.«

»Ew. Majestät weiß, daß mein Leben Ihr Eigenthum ist, und daß ich mich glücklich schätzen würde, es Ihrem Dienste zum Opfer darzubringen. Aber wie werde ich im Stande sein, Rom zu erreichen, ohne daß ich die Inquisition und deren Argwohn rege mache? Man weiß, daß ich zu Ew. Majestät Hausbedienten gehöre; angenommen also, daß selbst meine Reise der spionierenden Wachsamkeit der Inquisition entginge, würde nicht meine Abwesenheit —«

»Sei unbesorgt!« unterbrach ihn Karl der Fünfte« der indessen seinen Brief an den Papst begonnen hatte.

Bis er mit diesem zu Ende gekommen war, fing er mit einer Thätigkeit und Geschicklichkeit, welche einen deutlichen Beweis abgab, daß für ihn dergleichen Verkleidungen und die dazu nöthigen Vorbereitungen nichts Ungewöhnliches waren, an, Gummi zu bereiten, Pferdehaare aus seiner Matratze zu ziehen



und am Feuer zu kräuseln und aus dem Saft mehrerer Pflanzen, die er eigenhändig im Garten zu diesem Zwecke pflückte, eine Art Schminke zu bereiten.

In einigen Minuten hatte er sodann mit seinen eigenen Händen Joos Haare zu einer Mönchstonsur verschnitten, ihm sodann einen falschen Bart angeheftet und das Gesicht dunkel geschminkt, so daß der Genter, als er eine Mönchskutte übergeworfen, ganz und gar das Aussehen eines echten Klostergeistlichen hatte. Während er sich mit der Verkleidung seines Dieners beschäftigte, ertheilte er ihm Rathschläge voll Feinheit und Verschmitztheit, und gab ihm sowohl die listigsten Mittel an, wie er während seiner Reise allen Argwohn beseitigen, als auch auf welche Art er in Rom selbst den Zweck seiner Sendung erreichen könne.

Als er alle Vorbereitungen beendet hatte, ergriff er mit seinen beiden vor Aufregung zitternden Händen die seines getreuen Dieners Joos und sagte zu ihm: »Gott ist mein Zeuge, Joos, wie schmerzlich es mir ist, mich von Dir trennen zu müssen; und handelte es sich nicht darum, einem alten, treuen Diener das Leben zu retten, der wegen seiner Treue gegen mich dem Tode ausgesetzt ist, so würde ich nie in diese Trennung gewilligt haben. Wenn Du Deine Geschäfte in Rom beendet hast, wirst Du Dich nach Gent begeben, um daselbst einige Monate bei Deiner Frau und bei Deiner Mutter zu verbringen, und alsdann magst Du zu Deinem alten Herrn zurückkehren, wofern Du nicht indessen seinen Tod erfahren hast. Lebe wohl, mein Sohn, möge Gott Dich führen.«

Joos kniete vor dem Kaiser nieder und sagte: »Möge Ew. Majestät ruhen, mir noch vor meiner Abreise Ihren Segen zu geben. Sollte ich in der Sendung, mit der Sie mich beauftragen sterben, so erinnern Sie sich gnädigst meiner Mutter und meiner Gattin.«

»Sei hierüber unbesorgt«, entgegnete Karl, und seine Stimme war bewegt; »so lange mir nur noch ein Lebenshauch bleiben wird, sollen sie einen Beschützer an mir finden.«

Darauf legte er segnend seine Hände auf Joos Haupt und nachdem dieser in seinem Scapulier und in seinem Busen die Briefe des Kaisers verborgen hatte, verließ er St. Just im

Augenblicke, da die Klosterglocke Mitternacht schlug. Als sich sein Diener entfernt hatte, fing Karl an einen Strohmännchen zu verfertigen, den er in das Bett desselben legte, worauf er die ganze Nacht hindurch Licht im Zimmer brennen ließ und selbst zu Häupten den Betten wachend saß, damit es das Aussehen haben sollte, als sei Joos plötzlich erkrankt. In dieser List ward er von dem Mechaniker Turriano, der am dritten Tage nach Joos Abreise in St. Just ankam, trefflich unterstützt. Dieser verfertigte nämlich einen großen Automaten, dem sie die Kleider des jungen Flamänders anlegten und der an den Fenstern auf- und abging, so daß Niemand vermeinen konnte, der Diener des Kaisers habe das Kloster verlassen. Erst als Turriano wieder nach Madrid zurückkehrte, hieß es, Joos reise mit ihm dorthin; der Automat ward auch wirklich in den Wagen transportiert und reiste mit dem Mechaniker ab.

In Folge dieser Vorsichtsmaßregeln und der Gewandtheit, die der junge Flamänder selbst entfaltete, gelang es diesem, unbeargwohnt und ohne alle Anfechtung Spanien zu verlassen und auf einem Schiffe seine Ueberfahrt nach Italien zu machen so daß er bald in das Gebiet des römischen Staates gelangte. Einmal innerhalb denselben angekommen, entledigte er sich seiner Mönchskleidung, um wieder weltliche Costüme anzunehmen, und fand auch kein großes Hinderniß, um die Audienz zu erhalten, um welche er beim heiligen Vater nachgesucht. Der gewaltige Name Kaiser Karls des Fünften räumte alle Schwierigkeiten aus dem Wege. Paul der Vierte sandte sofort an die römischen Commissarien, die sich in Spanien befanden, den geheimen Befehl, sich in diesen Prozeß unter dem Vorwande einer Kompetenzfrage zwischen ihnen und den Beamten der Inquisition zu mischen und dadurch einstweilen den Gang der Untersuchung zu unterbrechen. Hierauf nun, als diese geschehen und von beiden Seiten an eine unmittelbare Entscheidung des heiligen Vater appelliert, rief Papst Paul die Sache gar vor die römische Inquisition, so daß Caranza nach Rom gebracht werden mußte, und obgleich er zwar des Scheines halber seine völlige Freiheit nicht erhalten konnte, sondern in der Engelsburg ein Gefangener blieb, so war diese Gefangenschaft weder peinlich noch unangenehm, sondern eben auch blos zum

Scheine.

Ehe aber dieses Resultat erreicht werden konnte, waren von Seiten der spanischen Inquisition, die ihr einmal erhaschtes Opfer selbst dem Papste nicht ausliefern wollte, so viel Schwierigkeiten zu überwinden, daß die Unterhandlungen darüber fast zwei Jahre dauerten. Bei der unregelmäßigen Postverbindung jener Zeiten waren sowohl der Kaiser als auch Joos Familie ohne alle genauere Nachricht von ihm geblieben, als solche, die er hin und wieder durch einen Pilger oder Kaufmann erhalten hatte. Joos selbst war froh, diese schwierige Unterhandlung glücklich zu Ende gebracht zu haben, und schiffte sich nun voll Sehnsucht nach seiner Familie auf einem Fahrzeug ein, das nach den Niederlanden bestimmt war, um, der von seinem alten Herrn vor seiner Reise nach Italien ihm ertheilten Erlaubniß zufolge, einige Monate in Gent zuzubringen, ehe er nach Spanien zurückkehrte.

Der Unglückliche aber ward nebst der ganzen Mannschaft seines Schiffes trotz seiner verzweifelten Gegenwehr die Beute eines tunesischen Seeräubers und als Sklave nach Tunis gebracht. Dort blieb er zwölf Jahre lang, zwar in milder Gefangenschaft, weil seine mechanische Geschicklichkeit ihm einen hohen Werth in den Augen seines Herrn und sogar einen Aufseherposten über die andern Sklaven verschafft hatte, aber doch immer ein Sklave. Endlich ward er durch die Ankunft einer spanischen Flotte im Jahr 1570 nebst seinen andern Unglücksgenossen der Freiheit wiedergegeben, erfuhr aber zugleich die doppelte Trauerbotschaft von dem Tode seines erlauchten Herrn, Kaiser Karls des Fünften, und von den blutigen Religionsunruhen die unterdessen in den Niederlanden ausgebrochen waren. Um so mehr beeilte er sich, nach Gent zu seiner Familie zu gelangen, und trat daher seine Reife zu Lande von der spanischen Küste, wohin die befreiten Sklaven geschafft worden waren, durch Spanien und Frankreich an. Endlich nach vielen Wochen kam er eines Abends mit hochklopfendem Herzen und thränenschweren Augen in Gent an und stand bald vor dem Hause, worin er das Licht der Welt erblickt. Auf sein sein leises Anklopfen kam seine immer noch blühend schöne Frau, um ihm zu öffnen; wer beschreibt aber das Erstaunen des armen Reisenden, als seine Frau zwar trotz der Veränderungen, die so

lange traurige Jahre in seinem Aussehen hervorgebracht, ihn sofort wieder erkannte, aber anstatt freudig in seine Arme zu stürzen und ihr Glück über die unvermuthete Wiederkehr den so lange Verlorenen zu bezeugen, plötzlich anfing, bittere Thränen zu vergießen und alle Zeichen des Schreckens und der Verzweiflung von sich zu geben. Bei dem Geschrei der Schwiegertochter lief auch Frau Gertrude herbei, und auch sie theilte Stina's Schmerz als sie Joos erblickte.

»Gott«, rief sie, erbarme Du Dich unser! Ohne Deine Hilfe ist es gethan um meinen armen Sohn! — O Himmel! Ihn nach einer so langen Abwesenheit wiederzufinden, um ihn wiederum und auf eine so grausame Art und für immer zu verlieren!«

»Wo verbergen wir ihn?« fragte Stina. »Ich bin dessen sicher, sie kommen bald wieder, und wir müssen ihn ihren Nachsuchungen entziehen.«

Darauf zogen beide Frauen Joos mit sich fort in den Keller des Hauses und suchten dort ihm in einem Winkel ein Versteck einzurichten, wo er allen unberufenen Augen unsichtbar sein könnte.

Dort erst konnte Joos sie bewegen ihm einige Aufschlüsse über ihr unerklärliches Verfahren zu geben. Seit drei Monaten, d. h. seitdem er Spanien verlassen hatte, waren fast jeden Tag die Alguazils des Herzogs von Alba in das Haus gekommen, hatten es sorgsam durchspäht und sich von Tage zu Tage dringender nach dem entfernten Joos erkundigt, der, wie sie sagten, bald zurückkehren müsse; sie hatten ein ganzes Viertel ihrer Spione aufgestellt und selbst das Haus von Stina's Vater bis in die geheimsten Winkel durchsucht.

»Aber was hast Du denn in weiter Ferne gethan«, fragte ihn die Mutter, »nur den Zorn diesen Henkers der Niederlande auf Dich zu laden?«

»Gewiß nichts«, sagte Stina mit ihrer süßen Stimme, »was nicht —«

Hier ward Stina von einer noch süßeren, holdern Stimme unterbrochen, die oben im Hause laut und ängstlich »Mutter, Großmutter, wo seid Ihr denn?« ausrief und die immer näher drang.

Joos, der, als er von Nachsuchungen des Herzogs von Alba hörte, sofort an seine Einmischung in die Angelegenheit des Don Caranza dachte und zwischen tiefen und den jetzigen Verfolgungen einen geheimen Zusammenhang zu entdecken glaubte, vergaß alle seine Besorgnisse, als er diesen Ruf hörte, und rief aus: »O mein Kind, meine Tochter, Stina! Laß mich sie umarmen, laß mich sie an mein Herz drücken! Mag dann der Herzog von Alba kommen! Mein Kind, o welche Wonne! Während meiner langen Entfernung von Euch, ohne alle Nachrichten, erst in Spanien dann in Italien und endlich in tunesischer Gefangenschaft wie oft habe ich darüber gegrübelt, ob Gott wohl unsere Ehe mit einem Kinde gesegnet haben möge. Mein Kind! Ich muß es sehen und umarmen.«

Trotz aller Anstrengungen seiner Frau und seiner Mutter ließ er sich leicht länger im Keller zurückhalten, sondern eilte nach dem Zimmer hinauf, wo ihm ein junges, seiner Gattin wie aus dem Gerichte geschnittenes, hold aufgeblühtes Mädchen von dreizehn Jahren begegnete, das er sofort mit dem Ausrufe: »Mein Kind, mein geliebtes Kind!« umarmte und unablässig an sein Herz drückte.

Kaum aber hatte der arme Vater seine liebliche Tochter recht warm geküßt und geliebkost, als auch schon die Alguazils von allen Seiten her ins Haus drangen.

»Im Namen des Herzogs von Alba«, sagte der befehlige Offizier, »seid Ihr Joos Claes, ehemaliger Leibdiener Seiner Majestät Kaiser Karls des Fünften, mein Gefangener.«

»Und welches ist das Verbrechen, dessen man mich anklagt?« fragte Joos.

»Bindet diesen Menschen mit Stricken an Händen und Füßen, doch so, daß er, ohne entlaufen zu können, doch zu gehen im Stand ist. Lange genug bezeugt uns schon Herzog Alba seine Ungeduld darüber, daß wir ihm diesen Mann nicht bringen; er darf uns also nun, da wir ihn erwischt haben, nicht entschlüpfen. Vorwärts junger Mann.«

»Laßt mich wenigstens meine Mutter, mein Weib, mein Kind noch einmal umarmen.

»Das ist nicht mehr, als gerecht«, entgegnete der Offizier;

»Eure Abwesenheit wird allem Anscheine nach ziemlich lange währen. Möge Euch Gott beistehen, daß Ihr Euch noch sonst wo anders, als im Himmel wiederseheth — falls Ihr nämlich Aussicht habt, als Christ zu sterben und vor Gottes Barmherzigkeit Gnade zu finden, daß Ihr in den Himmel kommt!« fügte er hinzu und schlug andächtig ein Kreuz. »Und nun auf den Weg, Freund!«

Joos umarmte und herzte seine Mutter und seine Tochter noch ein letztes Mal, führte die eisigkalte Hand der ohnmächtig zusammengesunkenen Stina an seine Lippen und folgte den Alguazils. Einer von diesen nahm ihn hinter sich auf sein Pferd und der kleine militärische Zug machte, sich auf den Weg nach Brüssel. Die Reise dahin dauerte nicht weniger als einen und einen halben Tag, so daß Joos der an Händen und Füßen zusammengeschnürt auf dem Pferde unbeweglich lag, todmüde und an alten Gliedern geschlagen war, als sie in Brüssel anlangten, wo man ihn sofort in den Palast führte, den Herzog Alba damals bewohnte.

Noch heute gedenkt die Volkserinnerung in Belgien, obgleich drei Jahrhunderte seitdem verflossen sind, mit Schrecken des schweren und blutigen Joches, das Herzog Alba damals auf diesen Provinzen lasten ließ. Mit unbeschränkter Vollmacht versehen, und ohne andere Zügel, als die seines grausamen Willens, verwüstete er mit Feuer und Schwert das blühende Land, vernichtete die Privilegien der Städte und Provinzen, schlug die Häupter der Edelsten nieder, kerkerte die Bürger ein und überlieferte sie dem Galgen und Henkerbeile mit einer geringschätzigen Verachtung, als wäre ihr Leben durchaus ohne allen Werth. Jener von ihm sogenannte »Rath der Unruhen«, den die Brabanter bezeichnender den »Blutrath« nannten, und sein fanatischer Anhänger und Helfershelfer, Don Juan de Vargas, der Präsident dieses Gerichtes, unterstützten ihn mit einer unermüdlichen Thätigkeit. Das ganze Land befand sich in einem trostlosen Zustande. Mehr als hunderttausend Flamänder waren schon ausgewandert, um in England einen Zufluchtsort zu suchen, indem sie in ihr neues Vaterland ihre unermeßlichen Reichthümer und die nicht minder kostbaren Geheimnisse ihrer Industrie mitbrachten. Versuchte irgend eine Stadt, ihm Widerstand zu leisten, so bedrohte er sie mit militärischer

Exekution und gewöhnlich folgte die Züchtigung der Drohung auf dem Fuße nach. Als Vorwand, wenn es nämlich Demjenigen, welcher keine andere Regel als seinen Willen kannte, einfiel, einen Vorwand oder Grund für seine Handlungen anzugeben, diente meist der Verdacht der Ketzerei und ein Befehl der Inquisition.

Man taten sich leicht einen Begriff von dem Schrecken machen, den Joos empfand, als er in den herzoglichen Palast gebracht und dort die Entscheidung des Herzogs von Alba, dieses entsetzlichen Stellvertreters eines schrecklichen Herrn, über sein Loos abwarten sollte. Die Nacht fing an mit ihrer Dunkelheit die weiten Säle, die man noch nicht erleuchtet hatte, unheimlich zu machen; kein Geräusch störte das Stillschweigen, das an diesem düsteren, traurigen Orte herrschte, außer etwa das leichte Klirren der Waffenstücke, wenn irgend einer der vom Stehen ermüdeten Alguazils eine schwache Bewegung machte. So mußte auch Joos, dessen Hände von den Stricken, womit er noch immer gebunden war, schmerzlich aufgeschwollen waren und der vor Hunger und Durst fast dem Tode nahe war, mehr als vier Stunden im schmerzlichen Erwarten und gepeinigt von den traurigsten Gedanken verbringen.

Endlich ging eine Thür im Hintergrunde auf und Don Juan de Vargas, dem ein in Schwarz gekleideter Diener folgte, erschien auf der Schwelle. Er gab einen stummen Wink. Sofort ergriff der Offizier der Alguazils seinen Gefangenen und stieß ihn ohne Geräusch auf den Sekretär des Herzogs von Alba zu.

Don Juan befahl dem Offizier, seiner hier zu warten; Joos dagegen wies er mit dem Finger seinen Weg, so daß sich dieser, nachdem er einige Minuten in einem Corridor gegangen war plötzlich am Eingange eines zweiten großen Saales befand. Der Herzog von Alba umgeben von fünf oder sechs Personen, saß vor einem Schreibtische, las in Papieren und diktierte Befehle an seine Schreiber, als Joos und Don Juan de Vargas eintraten. Kaum hielt er den Neu eingetretenen der Mühe werth, einen düsteren Blick seiner grünlichen Augen auf ihn fallen zu lassen.

»Joos Claes!« murmelte der Geheimschreiber, anmeldend.

»Laßt einen Priester kommen, damit dieser Mensch beichten kann!« entgegnete der Herzog von Alba. »Er muß im Zustande

der Gnade sein für das, was nachher mit ihm vorgehen soll.«

Hierauf nahm er ganz ruhig seine Arbeit wieder vor ohne dem erbleichenden Joos auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

Als bald erschien auch ein Ordensgeistlicher und führte den armen Genter in eine anstoßende Kapelle.

»Soll ich denn sterben?« fragte der Unglückliche, der noch immer nicht glauben konnte, daß ein so verhängnißvolles Loos ihm in der Wirklichkeit bevorstehe.

»Ach, mein Sohn«, entgegnete der Mönch, »Diejenigen, welche in diese Kapelle gebracht werden, um sich mit Gott zu versöhnen, verlassen sie nur selten, um wieder ins Leben zurückzukehren. Der Henker und ich wir Beide verlassen den Palast des Herzogs von Alba weder am Tage, noch bei der Nacht.«

»Wie! ohne mir ein Wort von dem Verbrechen zu sagen; dessen man mich angeklagt! Ohne mir die Mittel zu meiner Rechtfertigung zu meiner Vertheidigung zu geben!«

»Mein Sohn, laß uns die Zeit benutzen«, entgegnete der Mönch; »Denen, die in diese Kapelle treten, sind die Minuten meist nur sparsam zugemessen. Empfehlet Eure Seele in Gottes Gnade, lasset alle irdischen Gedanken fahren und wendet Eure Hoffnungen nur gegen den Himmel.«

»Meine Frau! Meine Mutter! Mein Kind!«

»Gott wird sie im Himmel wieder mit Euch vereinigen! Im Namen Jesu Christi, unseres Heilandes, denkt an Euer Seelenheil, mein Sohn.«

Joos kniete vor dem Mönch nieder und beichtete ihm vollständig alle Sünden, die er etwa kannte begangen haben.

»Verbergt mir nichts«, sagte der Priester zu ihm; »bedenkt daß Gott Euch hört und daß es Eure letzte Beichte ist; wollet also nicht mit der schwersten aller Sünden, der gegen den heiligen Geist, einer unvollständigen Beichte, vor seinen Richterstuhl treten.«

»Mein Vater, ich habe Euch Alles gesagt.«

»Nun, so empfangen denn die Absolution, Du armer junger Mann. Biete Gott Deine Leiden und Deinen Tod als Opfer dar; danke ihm dafür, daß er Dich des Märtyrerthums würdigt.«

Aber Joos fühlte nicht die Kraft in sich, in einen so ungerechten



Tod mit ruhiger Geduld sich zu ergeben, trotz seiner Anstrengungen konnte er sich nicht von dieser Erde losreißen, an die ihn das Andenken an seine Mutter, seine Frau «und seine Tochter mächtig fesselten.

Indessen war eine Stunde verflossen und man holte Joos immer noch nicht ab. Zwei weitere Gefangene wurden, einer nach dem andern zu dem Mönch gebracht, und jedesmal holte sie, einige Minuten nach ihrem Eintritt in die Kapelle, Don Juan de Vargas in Begleitung eines Mannes von sehr abschreckendem Aeußern, des Henkers, wieder ab. Der Genter aber wartete der Entscheidung seines Looses noch, als es Mitternacht schlug.

Der Mönch war vor Ermüdung in seinem Beichtstuhle eingeschlummert. Was Joos, dessen Hände noch immer zugeschnürt waren und der seit zwei Mal vierundzwanzig Stunden nichts zu sich genommen, in diesen letzten Stunden des bangsten Harrens und der Todesangst, körperlich und geistig litt, das vermag keine Feder zu schildern.

Endlich — die Glocken Brüssels verkündeten die erste Stunde des neuen Tages — erschien Don Juan de Vargas wieder und befahl dem Gefangenen, ihm zu folgen. Im benachbarten Saale befand sich nur noch Herzog Alba allein; die tief herabgebrannten Kerzen waren ihrem Ende nahe, einige waren schon erloschen und andere warfen nur noch einen unsicher hin- und her schwankenden, düstern Lichtschein ins Zimmer.

»Hat dieser Mensch gebeichtet?« fragte der Herzog von Alba, zog sein langes, breites Schwert mit doppelschneidiger Klinge aus der Scheide und legte es bloß auf den Tisch.

»Er hat gebeichtet!« antwortete Vargas mit kaum hörbarer Stimme.

»Wie heißest Du?« fragte der Herzog weiter mit einer zugleich dumpfen und heiseren Stimme, die mehr dem Heulen einer Hyäne, als einer menschlichen Stimme glich. »Wie heißt Du?« wiederholte er ungeduldig, als der zitternde Gefangene nicht rasch genug antwortete.

»Joos Claes.«

»Wo bist Du geboren.«

»In der Stadt Gent.«

»Warst Du nicht im Dienste Seiner hochseligen allerkatholischsten kaiserlich-königlichen Majestät Karls des Fünften?«

»Ich habe mich beflissen, ihm treu und ergeben zu dienen.«

»Bist Du nicht von ihm mit einer Entsendung zu Seiner Heiligkeit dem Papst Paul dem Vierten betraut worden?«

»Ich glaube mich derselben zur vollkommenen Zufriedenheit des heiligen Vaters und meines durchlauchtigen Herrn entledigt zu haben.«

»Schwörst Du, bis zu Deinem Tode der heiligen römisch-katholisch-apostolischen Kirche treu zu bleiben?«

»Ich war stets ein frommer Katholik, wie ich es auch stets sein werde.«

»Kniee nieder!«

Joos gehorchte. Der Herzog von Alba griff nach seinem Schwerte.

»Höre mich wohl an«, sagte er »denn dies ist der Wille meines erlauchten Herrn. Falte Deine Hände, beuge Dein Haupt und bete mit aller Inbrunst Deiner Seele.«

Er hob sein Schwert, das er mit der Spitze gegen die Erde gestemmt hatte, aber es entglitt seinen Händen und fiel vor seinen eigenen Füßen nieder.

»Ich kann nicht«, sagte er, »meine Kräfte verlassen mich. Die Gicht hat mich noch nie so heftig gequält und dermaßen geschwächt, wie heute. Don Juan übernimm Du mein Amt.«

— — — — —

Don Juan ergriff das Schwert mit junger, kräftiger Hand. Joos schloß die Augen empfahl seine Seele Gott; er hatte seinen Nacken dem Todesstreiche hingebeugt. Aber wer kann sich sein Erstaunen deuten, als das Schwert ihn zwar derb traf, aber — nur mit der flachen Klinge und nur auf die beiden Schultern.

»Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, Seiner allerkatholischsten Majestät des Königs Philipp des Zweiten und zur Erinnerung an meinen hochseligen, durchlauchtigen Kaiser Karl den Fünften, der mich an sein Todtenbett hat kommen lassen, um es mir ausdrücklich anzuempfehlen«, sagte Herzog Alba, während Don Juan den Schlag gethan, »erhebe ich Dich Joos

Claes, Bürger von Gent, in den Adelstand und schlage Dich zum Ritter. Gedenke daran, Dich in Allem den Gesetzen der Ehre gemäß zu benehmen und Dich dieser Belohnung für Deine treuen und biedern Dienste stets würdig zu bezeigen. Steh auf und empfangen nun Umarmung und Handschlag.«

Joos glaubte bei dieser eben so glücklichen als unerwarteten Wendung seines Schicksals von feinen Kräften verlassen zu werden, die doch im Unglück ausgedauert hatten. Einen Augenblick lang ward es ihm Schwarz vor den Augen und er war nahe daran, in Ohnmacht zu sinken; bald aber triumphirte er über diese vorübergehende Schwäche.

»Wie!« sagte der Herzog, als er ihn dem Ceremoniel des Ritterschlages gemäß umarmt hatte, »sie haben Dich gebunden, als hätte es sich darum gehandelt: Dich in den Gefängnissen der Inquisition als Gefangenen zurückzuhalten. Don Juan, zerschneidet diese Stricke mit Euern Dolch. So! Nun Ihr frei seid, Ritter Joos, empfangt nun Euern Adelsbrief, so wie dieses Pergament, das Auch zum Eigenthümer des Schlosses und Rittergutes Steen erklärt, das einige Stunden seitwärts zwischen Antwerpen und Brüssel liegt, und wonach Ihr Euch sofort nennen sollt. Nehmt auch hier eine Anweisung von viermal hunderttausend Piastern auf den königlichen Schatz an. Und nun gebt mir, ehe wir uns trennen, Eure Hand; denn Ihr seid ein getreuer und biederer Diener meines vielgeliebten, hochseligen Herren, des Kaisers gewesen!«

Joos entfernte sich eben so fröhlich, als er verzweifelnd hergekommen war; da rief ihn der Herzog zurück.

»Ritter von Steen«, sagte er zu ihm, wenn Ihr als Diener in mein Haus treten wolltet, so solltet Ihr an mir einen eben so großmüthigen Herrn haben, als ich sicher wäre einen ergebenen Diener zu finden.

Joos schlug die Augen nieder und antwortete nicht.

»Nun, ich sehe wohl, Ihr wollt keinem geringeren Herrn mehr dienen, nachdem Ihr Kaiser Karl dem Fünften gedient. Geht mit Gott in Frieden.«

Wir brauchen und können auch kaum beschreiben, mit welcher Freude Joos bei seiner Rückkehr von seiner Mutter, Gemahlin

und Tochter empfangen ward. Die Frauen konnten nicht Gebete genug finden, um Gott zu danken; Joos hingegen that nichts als in Einem fort alle drei Geliebten seines Herzens küssen und umarmen. Er lachte und weinte vor Freude und Rührung zugleich und dankte aus dem tiefsten Grunde seines Herzens seinem seligen Herrn, der noch vom Jenseits herab ihn beschützte und über ihn wachte.

Einige Tage nachher verließ die glückliche Familie Gent, um von ihrem Schlosse Steen Besitz zu nehmen. Später ist dieses Schloss als Erbschaft ein Besitztum von Peter Paul Rubens geworden.

- E n d e -

# Eine verhängnisvolle Nacht.

(Westindische Skizze von  
**Jean Robert.**)

Sonntag, den 30. Jänner 1859.

## 1.

Per aspera ad astra!

**E**s war im Jahre 1842, am 31. April.  
Der Bremer Kauffahrer »Rapid« näherte sich dem Lande.  
Vor ihm lag in dem überreichen Prachtgewande, mit welchem nur der Tropenhimmel die Natur zu bekleiden vermag, geschmückt mit üppigen Reizen, eingehüllt in leichte Morgennebel und umwogt von der durchsichtig klaren Fluth mit ihrem Grunde voll prächtiger Gewächse, blitzender Muscheln und Korallen — die herrlichste Tochter des Oceans, die Königin der Antillen: Hayti!

Auf dem Verdecke des »Rapid« lehnte ein junger Mann mit groß und sein geschnittenen Gesichtszügen, denen die feingezogenen Brauen über den großen, dunklen Augen und der wohl gepflegte Bart über den frischen, rothen Lippen noch mehr Ausdruck verlieh.

Sein Blick ruhte überraschten und träumerischen Entzückens auf dem paradiesischen Insellande, mit seinen sich stolz in die reine, tiefblaue Himmelsluft erhebenden waldigen Höhen, zu deren Füßen sich ein in tausend Farben schimmernder Waldgürtel hinzog, zwischen dessen lianenumschlungenen Säulenstämmen die weißen Mauern und die schlanken Thurms vieler Hunderte von Villen, Pasedos und Dörfern hervorlugten.

Die Augen unseres jungen Mannes waren wie durch Zauber auf

dieses entzückende Gemälde der Natur gebannt. Eine solche Ueppigkeit der Vegetation, eine solche Pracht von Grün, eine solche Fülle von Naturreichtum hatte er noch nicht geahnt; von einem Feenlande, wie dem sich jetzt vor ihm aus den Wogen der See erhebenden, hatte er noch nicht geträumt.

Diese Zauberinsel also Hayti! Dasselbe Hayti, in dessen so trauriger Geschichte von der Zeit, da es auf den Schissen des Columbus zum ersten mal von den Segnungen der Kultur heimgesucht wurde, bis heute jede Seite mit Blut geschrieben ist; dasselbe Hayti, dessen freigebiger Boden nacheinander das Blut der harmlosen Caraiben-Indianer, das Blut der gemißhandelten Söhne Afrika's und das ihrer ermordeten Herren, das Blut der französischen Armee, das Blut so vieler, vieler tausend seiner eigenen Kinder und der so vieler tausend Fremder getrunken! Armes, reiches Land! . . .

Das Schiff näherte sich den Usern der Stadt Cap Haytien.

Ein Boot aus der Stadt, von zwei fast nackten Negern gerudert, legte an und bald darauf betrat ein vollständig bekleideter, aber nicht weniger schwarzer Neger das Deck. Es war der Lootse, an den der Capitän jetzt Commando und Verantwortlichkeit abzutreten hatte.

Das Schiff fuhr in den Hafen ein.

»Heit auf!.. Vierkant!.. Fallen!.. Los!«

Es legte vor Anker.

Ein zweites Boot brachte drei Beamte an Bord. Es waren der Hafencapitän, ein hochgewachsener Schwarzer in aus einem flachen halbmondförmigen Hute, blauem Tuchfrack mit goldnen Knöpfen und Epauletten bestehender Uniform; ferner der Lootsenkapitän, ein Mulatte und endlich der Hafensekretär, ein fast weißer, junger Mann in Civilkleidung. Sie nahmen die Schiffspapiere in Empfang.

Der Kapitän begab sich auf's Bureau des Gouvernements, wo die Namen der Angekommenen registriert wurden.

Der Name unseres jungen Franzosen war: Richard Toussaint.

Er ging allein durch die Stadt.

Es war heute Sonnabend, also Markttag. Die schwarzen Verkäufer und Verkäuferinnen kauerten, von ihren auf

Plantanenmatten ausgebreiteten Waaren umgeben, auf dem Boden und boten lachend und schwatzenden den charakteristischen Idiomen ihres Französisch die verschiedenen, schon in Bündel, Stücke oder Häufchen abgetheilten Vorräthe von frischem und gesalzenem Fleische, Geflügel und Fischen, von Orangen, Bananen und Birnen, Kartoffeln, Plantanen, Bohnen, Maismehl, Brod, Kaffee, Zucker u. s. w.. aus.

So interessant dieß ganz eigenthümlich bunte Bild für einen Fremden auch sein mußte, Toussaint's Gedanken waren doch anderweitig beschäftigt.

*»Herrn Jean Godeffroy Montpellier  
Cap Haytien.«*

lautete die Adresse seines Empfehlungsbriefes.

Ein Neger führte ihn vor ein in modernem Style erbautes, palastartiges Gebäude dessen Parterre das Comptoir und dessen erste Etage die Wohnzimmer des Herrn Montpellier enthielt.

Herr Montpellier war ein hoher, ernster, geschmackvoll nach dem letzten Pariser Modejournal gekleideter Mann.

Toussaint überreichte ihm das Schreiben seines Vaters. Darin hieß es. . . . . »Die Gelegenheit einer Geschäftsreise meines Sohnes Richard nach Westindien benutze ich mit Vergnügen dazu, Ihnen hiermit auszusprechen, wie es mich freuen würde, unsere seit Jahren unterbrochene Geschäftsverbindung wieder angeknüpft zu sehen. Mein Sohn, den ich Ihnen zu freundlicher Aufnahme empfehle, ist mit den nöthigen Instruktionen und Vollmachten versehen; er wird die Ehre haben, Ihnen das Weitere mündlich mitzutheilen.« . . . .

Montpellier hatte auf der, wegen der Höflichkeit seiner Bewohner berühmten Insel die galante Höflichkeit seines Vaterlandes nicht verlernen können; in der Fremde nähern sich Landsleute sehr schnell; er stellte dem jungen Toussaint auf's zuvorkommendste Haus und Dienste zur Verfügung.

Man sprach von Geschäften, von Frankreich, von Hayti und seinen Zuständen, und Herr Montpellier, der betreffs der letzteren nicht viel Erfreuliches zu berichten hatte, vertraute seinem Gaste, wie er Willens sei, bald nach der Havana zu übersiedeln, wo er durch Vermittlung eines guten Freundes bereits eine Pflanzung

angekauft habe.

»Warum«, sagte er, »soll ich hier, wo die Revolten zur Tagesordnung gehören, in ewiger Besorgniß leben? Es ist wahr; wir Weißen sind hier angesehen und unsere persönliche Sicherheit ist gerade nicht gefährdet, denn auch bei ernsteren Konflikten hat noch immer die ostentöse Entfaltung der Consulatsflaggen genügt, um die Ruhe wieder herzustellen; aber nichts desto weniger ist unsere Stellung rechtlich doch nur eine geduldete. Boyer, der jetzt zum Präsidenten auf Lebenszeit gewählte Farbige, ist kein Freund der Weißen und hat den Haytiern verboten, Heirathen mit ihnen einzugehen. Kein Weißer kann Bürger oder Grundeigenthümer werden. Schade um das mit einer unerschöpflichen Fruchtbarkeit des Bodens und dem glücklichsten Klima gesegnete Land, das in den Händen dieser bornierten, indolenten Neger und unter einer so abnormen Verwaltung immer mehr verarmt und verludert. Ich will froh sein, wenn ich von diesem schwarzen Volke, das selbst der nordamerikanische Neger nicht als seines Gleichen anerkennt und das hier die Herren spielt, und von einzelnen Ehrgeizigen wieder mit sich spielen läßt, nichts mehr sehe . . . «

Der sonore Ton einer Glocke durchklang das Haus.

»Darf ich bitten, Herr Toussaint, mir in den Speisesaal zu folgen? . . . Ich werde die Ehre haben, Ihnen dort meine Frau und meine Tochter vorzustellen.« Toussaint acceptirte natürlich gern und stand bald darauf in dem Saale, wo die Frau und die Tochter vom Hause, unterstützt durch eine junge Negerin, noch mit dem Serviren der Tafel beschäftigt waren.

Madame Montpellier war eine ziemlich kleine, untersetzte, aber lebhaftige Frau von etwa vierzig Jahren, deren noch immer interessantes Gesicht die Spuren ehemaliger Schönheit trug.

Fräulein Montpellier war eine schlanke Jungfrauengestalt mit großen dunklen Augen denen all' die Sanftheit innewohnt, welche man sonst nur den blauen Augen zuzuschreiben gewohnt ist. Ihr schwarzes Haar, das in welligem Scheitel ihre schön geformte Stirn umgab, war im Nacken in einen griechischen Knoten zusammengefaßt, den eine reiche Perlagraffe hielt. Ihre Kleidung bestand in einem seinen Leinengewand, von jener blendenden Weiße, welche nur unter der Tropensonne zu erzielen und die



vorzugsweise auf Hayti zu finden ist. Das Gewand, welches die symmetrischen, den schönen und leichten Linien der griechischen Kunst ähnlichen, Formen errathen ließ, fiel kokett auf zwei kleine, mit gestickten Pantoffeln bekleidete Füße hinab, und seine weiten Aermel ließen ein paar fein geformte Arme sehen, deren Handgelenke zwei einfache goldene Bänder umschlossen. „Ein rosenfarbenes Frühlingswetter lag auf dem lieblichen Gesicht«, das nicht ebenmäßig schön, aber desto interessanter war und durch das leicht und durchsichtig darauf gehauchte creolische Braun nur reizender wurde. In dem Grübchen der Wangen lauschte jener seine, schnell geweckte Scherz, welcher vorzugsweise neidenswerthes Eigenthum der Kinder des Südens ist.

Die Formalitäten der gegenseitigen Vorstellung waren bald erfüllt.

Man setzte sich zur Tafel.

Toussaint's Augen ruhten wieder und immer wieder verstohlen auf dem reizenden Wesen, welches ihm gegenüber saß. Er war sichtlich verwirrt. Ebenso, wie es schien, Eugenie, die, nachdem sie während der Vorstellung einen flüchtig forschenden Blick auf den Gast geworfen, es vermied, ihn wieder anzusehen.

Richard suchte desto unablässiger ihren Blick. Endlich fand er ihn.

Wie flüchtig auch dieses Sich-Beegnen im Blicke war — es war ein tief bedeutsames. So blicken sich Fremde nicht an, so manifestiert sich auch das erste Verständniß eines Gedankens zweier Seelen nicht. . . . Die Beiden mußten sich schon früher begegnet sein . . .

Und so war es auch.

Fräulein Montpellier war zur Vollendung ihrer Erziehung zwei Jahre in Frankreich gewesen. Sie hatte den jungen Toussaint bei einer Verwandten in Marseille kennen und lieben gelernt. Sie war damals fünfzehn, er zwanzig Jahre alt gewesen . . . Kam er sein Wort einzulösen und hatte die Jungfrau ihm das ihrige gehalten? . . .

Eugenien's Augen schlugen den schwarz seidenen Schleier verwirrt nieder vor dem glühenden Blicke Richard's. Ihr Busen

wogte, gleich als ob er die leichten Bande sprengen wolle. Es fiel ihr augenscheinlich schwer, eine tief innerste Bewegung länger zu bemeistern.

Herr Montpellier erhob sein Glas.

»Auf das Wohl unseres Gastes, dem es recht lange bei uns gefallen möge!« Die kleine Tischgesellschaft ließ die Gläser klingen. Auch Eugenie trug der Situation Rechnung, aber sie that es, ohne den, welchem der Toast galt, anzusehen.

Richard leerte ein Glas auf das Wohl seiner freundlichen Landsleute.

Montpellier füllte von Neuem.

»Und dies Glas — Eugenie — dieß Glas auf glückliche Hochzeit!«

Toussaint erhob langsam sein Glas. Eugenie nahm mit zitternder Hand das ihrige. In ihren Wangen schien kein Tropfen Blutes mehr zu sein. . . . Das Glas entfiel ihrer Hand und färbte zerspringend das weiße Tuch mit seinem dunkelfarbigen Inhalte. Sie fiel, das Gesicht in ihre Hände bergend, in den Stuhl zurück.

Herr und Madame Montpellier sprangen erschreckt auf ihre Tochter zu.

»Es ist nichts«, sagte diese, bald wieder gesammelt. »Ein kleines Unwohlsein. Ich will gehen und mich einige Augenblicke niederlegen.«

Madame Montpellier geleitete ihre Tochter aus dem Zimmer. Toussaint sah seinen Wirth einige Augenblicke fragend an.

»Fräulein Tochter feiert bald Hochzeit?« . . .

»Ja. Sie ist seit vierzehn Tagen verlobt, und zwar sehr glücklich. Don José de Gargallas, reich, jung, hübsch, ehrenhaft, derselbe junge Freund, welcher mir die Pflanzung auf Cuba gekauft hat und dessen Nachbar ich dort sein werde, liebt meine Tochter leidenschaftlich. Ich werde das Vergnügen haben, Ihnen meinen Schwiegersohn in spe persönlich vorzustellen, sobald er von einer nur einige Meilen, entfernten Hacienda, nach der er gestern geritten ist, um einen Besuch zu machen, zurückgekehrt sein wird.«

Herr Montpellier, der seinem Gaste zur Seite saß, bemerkte nicht, wie sich während dieser Eröffnungen das Gesicht

desselben einfärbte. Er kam, gesprächig wie er es gerade war, auf die Zustände Hayti's zurück, schilderte den bedauerlichen Verfall der mitten unter allem von der Natur gebotenen Ueberflusse doch Noth und Mangel leidenden Insel für die das Ende der Colonialherrschaft auch das Ende ihres Wohlstandes gewesen sei, er erzählte von weiten, fruchtbaren, schon cultivirten Strecken, von zerstörten Plantagen, die jetzt herrenlos und unbebaut dalägen, von der Menge von Kaffee- und Olivenbäumen, deren Früchte zu pflücken sich Niemand die Mühe nähme, von der Unmasse von Tabak, Ingwer und andern Produkten, die Jahr aus, Jahr ein überall wild wüchsen, ohne daß es beachtet werde, schilderte das traurige Finanz-, das caricirte Militär- und das a, la Code-Napoleon zugestutzte Gerichtswesen . . . und bemerkte erst nach längerer Zeit, während der Toussaint ihm kein Wort erwiederte, daß das Schweigen desselben nicht Aufmerksamkeit, sondern Zerstreutheit zum Grunde habe. Er hielt dieselbe für eine Folge wohl begreiflicher Ermüdung und erbat sich, ihn auf ein Zimmer zu führen, wo er Siesta halten könne. Richard folgte seinem Wirthe und befand sich bald in einem mit comfortabler Eleganz eingerichteten Gemache, das ein von Muskitovorhängen umschlossenes Bett enthielt. Zu schlafen gedachte er freilich nicht. Er wollte und mußte Eugenie sprechen, zwar noch vor der Rückkehr ihres Bräutigams.

Er öffnete die Thür, welche auf einen Corridor ging, und lauschte. Der Zufall führte ihm die vorhin im Speisesaal gesehene Negerin in den Weg. Alma war ein unverfälschtes Kind der äthiopischen Race und nach der Aesthetik der selben jedenfalls ein Ausbund jugendlich üppiger Schönheit. Wir müssen nach den uns einmal anezogenen Begriffen den Ausdruck ihres rußschwarzen Gesichtes mit seinen groben Zügen und dicken Lippen als sinnlich und stupid bezeichnen; aber der Wahrheit die Ehre zu geben, auch schnell hinzufügen, daß es trotzdem höchst gutmüthig ausschaute. Richard vertraute diesem schalklosem Gesichte und betraute die schwarze Schöne, die das schönste creolische Kauderwelsch sprach, mit einem Briefe an ihre junge Herrin, der die Bitte um einige Worte unter vier Augen enthielt.

Dann warf er sich auf sein freilich von keinem einzigen

Körnchen Mohn bestreutes, aber auch von den Muskitos wenig beunruhigtes Lager und erwartete — hoffend, zweifelnd, fürchtend — die Antwort Eugeniens.

---

## 2.

In den Zweigen der mit ihren völkernährenden Kronen stolz und majestätisch zum Himmel strebenden Palmen und der sich traulich unter ihnen wölbenden Blätterbäume, aus deren Aesten Orchideen wucherten und an deren malerisch verschiedenen Schäften die vielgestaltigen — Waldungen zu einem undurchdringlichen Pflanzenmeere vereinigenden — Lianen und Farrenkräuter emporschössen, um mit ihren tausendfarbigen Blüten und Blumen weit über die höchsten Kronen der Palmen hinaus zu klettern und sie festonartig zu verbinden, — in den Zweigen der königlichen Palmen, der dunkellaubigen Banianen, der dichtbelaubten Mango- und der weithinschattenden Feigenbäume,, auf den in tausenderlei Farben prangenden Blättern, Blüten und Blumen wiegten sich mit Papageien, Colibri's, Peroquit's und Schmetterlingen — Lüfte des Abends und wehten wohlthuende Kühlung nieder auf das von dem strahlenblendenden Tagesgestirn heißgeküßte Blumengewand der Antillenkönigin.

Die Bewohner Haytiens lustwandelnden, in vollen Zügen, die weiche, liebliche, balsamische Abendluft trinkend, durch die Straßen der Stadt und längs der Pasedo's hin.

Herr Montpellier und seine Gattin saßen plaudernd unter der Veranda des Hauses. Hinter demselben, im dicht beschatteten Garten, ging Richard Toussaint ungeduldig zwischen den Laubengängen auf und nieder.

Er liebte, liebte wahnsinnig. Das hatte er noch nie so klar gefühlt, als gerade jetzt, wo er Eugenie als für sich verloren betrachten mußte Er nahm alle Minuten einige mal die Uhr aus der Tasche. . . . Ob sie wohl kommen wird? . . . Ja, sie kommt schon. Der Sand knisterte, unter leichten Tritten? das Laub theilte sich; Eugenie stand gegenüber.

Richard ging mit ausgebreiteten Armen auf sie zu, aber an sie

herangekommen, ließ er die Arme wieder herabgleiten; er nannte trauernden Tones nur ihren Namen.

Eugeniens Augen leuchteten Glück und Freude und Angst, ihre Glieder zitterten. Sie preßte beide Hände gegen ihr laut klopfendes Herz. Sie hatte für den ersten Augenblick kein Wort und keinen Laut und keine Thräne.

Sollen wir ihr Schweigen voll schmerzlich-seliger Beredsamkeit übersetzen? . . . Wir könnten es nur mit den schönen begeisterten Worten von Gutzkew's Ustinia thun:

Du! Du!

Schmilzt ein Akkord das Eis von meinem Herzen?  
Erhellte ein Mondstrahl die Nacht der Seele? Ein Heiland  
Du? . . . . .

. . . . . Zusammen

In bunte Bilder, himmlische Gestalten,  
Zerrinnt die Welt der Wahrheit und des Traumes!  
Du bist's! Du bist's! In einem einzigen Laute  
Liegt Alles, was ich stammeln kann: Du bist es!

. . . . Eine halbe Sekunde so beredt schweigender Betrachtung — dann fiel Eugenie um den Hals des Geliebten.

Dieser umfaßte das vor Bewegung zitternde Mädchen bei der Schulter, bog ihren Kopf sanft zurück und wiederholte, seinen Blick tief in die Sternennacht ihrer Augen senkend, als ob er den Grund ihrer Seele erforschen wolle, leise:

»Eugenie!?«

»Er ist da!«

Wer ist da?«

»Don José.«

»Also doch, Eugenie!?«

»Ich bin Dein, Richard!«

»*M e i n*??«

»Ewig Dein, wenn Du es willst.«

»Ob ich es wollte!.. Aber Don José?« »Glaubst Du, daß ich einem Andern, als Dir gehören könnte? O, nein, Richard! Es gehört Dein, dieß Herz, Dein, wenn Du es noch haben willst! Dein, auch wenn Du es von Dir stießest!«

Aus dem Auge Richards drängte sich eine Thräne der Freude

und er küßte die Wange Eugeniens. In sprachlosem Entzücken drückte er das holdselige Kind der Tropen an seine Brust und sog von ihren weichen Lippen den glühenden Hauch ihrer Liebe ein.

Der Ruf der Negerin weckte sie aus ihrer Selbstvergessenheit zur Erinnerung der Situation. Sie mußten sich trennen.

Richard blieb allein im Garten zurück, den bereits Dunkel der Nacht umwob. Es war eine köstliche, eine entzückende Nacht. Eine Nacht, süß und zauberisch, wie nur der Tropenhimmel sie bereitet, . . . An dem in sein tiefstes, reinstes Blau getauchten Himmel Welch' eine unbeschreibliche Pracht, Welch' ein Glanz, Welch' ein Gewimmel! Der Mond übergoß die Landschaft mit seinem blendenden Silberlichte, das bei dem Verschwinden jeden Schattens den Eindruck einer geisterhaften Beleuchtung machte. Das Sternbild des südlichen Kreuzes, das des Arion, des Jupiter und des Scorpions leuchteten in wunderbarer Pracht, das Licht der Venus, brennend roth, gleich einem Leuchtfeuer, hauchte Flammen in das wallende Blut unseres Liebenden.

Heimath, Kindheit, Liebe, Trennung, Wiedersehen, neues Glück, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft — Alles verschwamm vor dem Auge der trunkenen Seele zu einem Bilde, in diesem Augenblicke der Seligkeit, dieser Seligkeit, wie alle menschlichen Zustände ein doppelter Zustand, ein Vergessen seiner selbst, ein völliges Besitzen seiner selbst, ein erhöhtes Dasein, ein dem Dasein entrinnen. Ein Widerspruch wie der Mensch — und kein Widerspruch . . . . .

Am andern Morgen wurde Richard Toussaint dem Don José, als Gast des Hauses, Don José ihm als der Bräutigam Eugeniens vorgestellt.

Don José de Gargallas, ein hübscher Mann mit schwarzem Haar, dunkelbraunem Teint, großem feuersprühenden Augen, Bart a la Henri quatre, trug die auf Cuba beliebte Tracht von Hemd und Hose, ersteres mit einem bunten Tucho über die letztere gegürtet.

Er machte dem Vorgestellten eine höfliche Verbeugung und musterte ihn dann mit einem unverschämt prüfenden Blicke von Oben nach Unten. Ein unbefangenes Gespräch wollte zwischen ihnen nicht zu Stande kommen.

Die beiden Männer betrachteten sich vom ersten Augenblicke

an Mit jenem Mißtrauen welches der Instinkt, mit jenem Hasse, welchen die Eifersucht eingibt. . . . »Jeder fühlte, daß der Andere, gleich einem finsternen Schatten, sich zwischen ihn und seine Sonne stelle.«

Eugenie hatte, wie Richard bei einer zweiten Zusammenkunft mit ihr erfuhr, dem gemeinschaftlichen Bestürmen ihrer Eltern und des Bewerbers nachgebend, endlich eingewilligt, Don José ihre Hand zu reichen, da Richard gegen sein Versprechen drei Jahre lang nichts hatte von sich hören lassen, sie sich also von ihm vergessen glauben mußte. Sie brachte mit ihrer Einwilligung ein Opfer, aber sie glaubte dasselbe ihrem Vater, der sich von dieser Verbindung manchen Nutzen versprach, schuldig zu sein.

Richard hatte sein Versprechen, Eugenie mit Briefen ihrer in Marseille wohnenden Verwandten Nachricht zu geben, nicht halten können, da diese letztere bald nach Rückreise der ersteren gestorben war. Später war er nach St. Petersburg gegangen und hatte in einem dortigen Hause zwei Jahre zugebracht. Nach Ablauf dieser Zeit hatte er seinem Vater, der schon früher von diesem Verhältnisse unterrichtet war, zu erkennen gegeben, daß seine Neigung zu der schönen und reichen Creolin eine dauernde und innige sei, und dieser schickte ihm, wie erbeten, ein Introduktionsschreiben an Herrn Montpellier, mit dem versehen, Richard sich nach Bremen begab, um mit dem eben auslaufenden »Rapid«, dem Schiffe eines befreundeten Kaufmanns, nach Westindien zu gehen. Er hoffte zuversichtlich von einer Gattin begleitet nach Frankreich zurückkehren zu können.

Die Erwählte war im Einverständnisse; aber lauernd, drohend — und berechtigt stand Don José zwischen den Liebenden. Und Don José liebte mit dem Feuer der Sonne, die die Trauben sengt. Er verzehrte sich vor Eifersucht wie ein Pelikan. Er wußte, daß Eugenie seine Liebe peinlich war.

Die Collision ließ nicht lange auf sich warten.

Richard saß mit Eugenie in einem von hohem Bambus umschatteten Bosquet des Gartens, als Don José leise aber schnell zu ihnen trat.

Richard hatte seine Hände in die der Geliebten gelegt, diese ihren Kopf an seine Schulter gelegt.



Don José warf, sich stolz emporrichtend und seine Arme in einander schränkend, einen Blick übermäßiger Verachtung auf die Beiden.

»Per dio! Spaßhaft . . . Meine Herrschaften!«

Nach diesen Worten schlug er ein hönisches Gelächter an und drehte sich die Hände zusammenschlagend, einige mal auf den Absätzen herum.

Einige Augenblicke, dann wich die erzwungene Heiterkeit einem drohenden Ernste. »Sie folgen mir jetzt Eugenie!« sagte er kurz und befehlend, währen er fast gleichzeitig die Angeredete beim Arm ergriff und von der Bank auf zur Seite schleuderte.

Eugenie blieb äußerlich ruhig. Nur ein leichtes zucken ihrer Lippen verrieth den inneren Aufruhr. »Sie vergessen, Don José de Gargallas, daß Sie noch nicht das Recht haben, mir Befehle zu erteilen.«

Der Blick des Mädchens war, während sie diese Worte sprach, war beleidigend stolz und kalt. Sie stieß ihren Arm noch umfaßte Hand Don José's zurück, als ob es eine giftige Schlange sei.

»Wer, Mademosielle, wenn mir erlauben darf zu fragen, hat dann das Recht, Ihnen zu befehlen?«

»Jedenfalls nur der, welchem es von mir zugestanden werden wird.«

Don José stampfte in höchster Wut auf den Boden. Er suchte seine Braut von Neuem zu fassen.

Diese trat einen Schritt zurück; Richard, der bis jetzt beobachtend geblieben war, stellte sich mitten hin zwischen Beide.

»Sie werden Fräulein Montpellier jetzt nicht berühren«, sagte er im Tone der Entschiedenheit.

»Wer gibt ihnen das Recht, sich zwischen mich und meine Braut zu stellen.« »Die Pflicht, Frauen vor Beleidigung zu schützen und Ihre Braut selbst. Nicht so, Fräulein?«

»Ich *bitte* um Ihren Schutz, Herr Toussaint.« Don José sprang auf Richard zu. Sein in der Flamme der Eifersucht lohendes Auge schien den Gegner vergiften zu wollen. Seine Faust streifte die Wange desselben.

Sie werden mir Genugthuung geben!« rief Richard, dem die

empfangene Beleidigung das Blut aus den Wangen trieb.

»Ich schlage mich nicht, wenigstens nicht mit solch' einem Laffen.«

»So, das ist freilich etwas anderes«, erwiderte Richard ironisch, während er die Faust an dem Gesicht Don José's niederfallen ließ, daß Blut von seinen Lippen träufelte.

In ohnmächtiger Wuth, einen gotteslästerlichen Fluch heulend, rannte dieser in's Haus zurück.

---

Die nächste Folge dieser »schlagenden Beweisführung« war eine stürmische Familienscene.

Don José geberdete sich wie ein halbtodtgeschlagener Wahnsinniger. Herr Montpellier war wüthend über diesen Hausfriedensbruch und äußerst aufgebracht gegen die Schuldigen, als welche bei ihm Richard und Eugenie sigurirten. Er betrachtete Richard's Bewerbung um die Liebe Eugeniens als eine seinem Hause hinterlistig zugefügte Ehrenbeleidigung.

Das Toben Don José's suchte er durch die Versicherung - zu beschwichtigen, daß Alles bald und sicher wieder in sein Geleis bringen wolle.

Eugenie hatte, ihrem entrüsteten Vater gegenüber einen harten Stand, obgleich sie ihre nicht ganz einflußlose Mutter, der sie bereits Alles vertraut, auf ihrer Seite hatte.

Am Abend desselben Tages besuchte Herr Montpellier Richard auf seinem Zimmer. Es war ruhiger, aber kalt, entschlossen, dem beleidigten mit Kaltwasserumschlägen beschäftigten Don José das Recht zu wahren, auf welches er ihm durch sein Wort Anspruch gegeben.

Richard suchte sich zu rechtfertigen, aber seine Gründe fanden keine Anerkennung.

Herr Montpellier mißbilligte das Vorgefallene, insoweit Toussaint Veranlassung war, auf das Entschiedenste.

»Sie begreifen, Herr Toussaint«, sagte er höflich aber kategorisch, »daß ich Sie, so Leid es mir auch thut, nach dem bedauerlicherweise Geschehenen und unter den obwaltenden Umständen (Herr Montpellier dachte wahrscheinlich an die

Kaltwassermnschkäge) bitten muß, unbeschadet unseres freundlichen Verhältnisses mein Haus zu verlassen. Don José hat mein Wort, und ich werde es ihm halten. Eugenie wird *seine* Frau und wenn sich selbst die Hölle dagegen auflehnte.«

Eugenie durfte sich Vorläufig nicht vor ihrem Vater sehen lassen.

Die Bitten und Vorstellungen ihrer Mutter blieben, wie die Richard's, ohne Erfolg.

. . . »Aber, Godeffroy, willst Du denn deine Tochter unglücklich machen, nur um Dich in Deinen Plänen nicht gestört zu sehen?«

Du weißt, ich kann das Geschwätz aus sentimentalen Romanen nicht leiden. . . .

»Warum denn unglücklich he? . . . Pläne kommen nur nebenbei in Betracht. Aber mein *Wo r t*, Frau, mein Wort.«

»Es ist allemal besser, ein Wort in Zeiten zurückgenommen, als es lebenslang bereuen.«

»Ich habe noch kein Wort zurückgenommen und habe noch keins bereut. Ich versuche auch das nicht zu bereuen. Auch Eugenie wird es nicht bereuen, wenn sie nur vernünftig sein will.«

»Eugenie wird sich am Ende fügen, aber sie wird sich fügen, wie man sich dem Unglück fügt. Sie wird sich fügen, wie sie es schon einmal gethan und damit ihr ganzes Lebensglück opfern. . . . Sie ist außer sich ist im Stande, sich ein Leides zu thun.«

»Habe ich nicht immer gesagt, daß die leidigen Romane mit ihren von halbverrückten Menschen ausgeheckten Schwindeleien dem Mädcl den Kopf verrückt haben? Sie ist gar nicht mehr zurechnungsfähig, muß also bevormundet werden. . . . Ist Braut, soll bald heirathen, hat durchaus noch nichts gesagt von unglücklich sein«, da kommt Einer auf Besuch, den Sie vor drei Jahren einmal in Frankreich gesehen hat, und auf einmal fällt Ihr ein, daß sie *den* heirathen will. Das ist doch wahrhaftig stark, und warum? das weiß sie nicht.«

»Das weiß aber fühlt sie sehr gut; Darauf kannst Du dich verlassen.«

»Ist Toussiant reicher, hübscher, besser als Don José?«

»Reicher und hübscher wohl nicht, besser - vielleicht, geliebter -

jedenfalls.«

»Und Warum das?«

»Wer kann in Angelegenheiten der Liebe entscheiden, wenn er nicht beteiligt ist, also kein Verständnis dafür hat. Was zwei Seelen bindet, läßt sich kaum in Gedanken fassen, noch weniger mit Worten erklären.«

»Was Du mal wieder faselst, liebe Frau.«

»Ehen werden im Himmel geschlossen.«

»Das merkt man an den wenigen unglücklichen, die es gibt«

»Du glaubst an nichts, als an die Bilanz in Deinem Hauptbuche.«

»Bringe mir für Toussaint und Eugenie den Erlaubnisschein *a u s dem Himmel*, und wir wollen sehen, was sich thun läßt. Vor der Hand behalte ich die Prokura . . . Geh und setze Eugenie den Kopf zurecht. . . . Ich mag sie nicht eher wiedersehen, als sie sich mit Don José ausgesöhnt hat und zum Einsehen gekommen ist.«

---

Der Entschluß Montpellier's stand fest, daß ihn selbst der, sonst oft überwiegende Einfluß seiner Gattin nicht wankend zu machen vermochte.

Es ist richtig, daß ihm eine Zerschlagung des freundschaftlichen Verhältnisses mit Don José einen gewaltigen Strich durch die Rechnung gemacht hätte, da dieser und eine auf Cuba einflußreiche Verwandten und Freunde ihm dann vorraussichtlich hindernd in den Weg seiner Spekulationen getreten sein würden.

Es ist Wahrscheinlich, daß diese Umstände, und die sehr glänzenden Vermögensverhältnisse Don José's nicht leicht in die Wagschaale desselben fielen. Aber es ist auch gewiß, daß alle diese Umstände, nicht ausschlaggebend für Herrn Montpellier waren.

Montpellier war allerdings vor Allem Kaufmann, und als solcher wußte er zu rechnen.

Aber als solcher hielt er auch mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit fest an einem einmal gegebenen Worte, an einem

abgeschlossenen Geschäfte.

Die Verheirathung seiner Tochter war im Grunde auch ein Geschäft, es war bereits fest abgeschlossen; es mußte also gelten, und wäre er dabei auch arm geworden. Es kam dabei die Ehre des Hauses in's Spiel.

Wir müssen hinzufügen, daß Herr Montpellier - in Geldsachen überhaupt grand seigneur du ancien regime - ein Commentator dafür war, daß Handel und Reichthum nicht gerade *notwendig* das Herz verhärten und die Selbstsucht befördern müsse, dürfen also bei seiner sonst kundgegebenen persönlichen Zuneigung für Toussaint, um so bestimmter annehmen, daß es vor allem andern das Don José gegebene Wort war, welches er — wenn er hieran geglaubt hätte — selbst um den Preis eines vielleicht höheren Lebensglückes seiner Tochter *nicht* zurückzunehmen entschlossen war.

Richard versprach ihm, nach nutzlos wiederholten Versuchen eine andere Wendung herbeizuführen, am Morgen des andern Tages das Haus zu verlassen.

Dieß Versprechen beruhigte Herrn Montpellier vollständig. Er hielt es für das der geforderten Resignation.

---

### 3.

Oberst Merlet, eine für einen Oberoffizier nach europäischen Begriffen jedenfalls etwas possirliche Negerfigur, mit ziemlich stupidem, kohlschwarzem Gesichte, den enormen dreieckigen Hut gewöhnlich möglichst schief auf den dickwolligen Kopf gestülpt, bekleidet mit einem vor Zeiten blaugewesenen Tuchfracke, von dessen rechter Achsel etwas wie eine goldene Epaulette herunterhing, während an seiner linken Seite ein martialischer Säbel nicht eben blinkte und die weißen, an den Seiten mit Goldtressen besetzten Hosen mit liebenswürdiger Nonchalance auf die — zum Unterschiede von den unteren Extremitäten vieler anderer Offiziere mit Stiefeln bekleideten — Füße hinabfielen. Oberst Merlet war der Wirth Richard Toussaints geworden.

Mr. Merlet nahm Richard — auf die Verwendung der Madame Montpellier hin —, mit vielen Ehrfurchtsbezeugungen in seinem Hause auf. Er gab ihm das beste Zimmer, über welches er zu verfügen, und in dem der europäische Comfort nicht ungeschickt Nachahmung gefunden hatte.

Eine überaus gutmüthige Natur, die auch gereizt kaum übelwollen konnte, war er immer gern zu Gefälligkeiten bereit, so lange er dadurch nur nicht wesentlich in seinem dolce farr niente gestört wurde. Seine Indolenz, welche indeß, sobald es sich um Cognac oder Tafia handelte, einer großen Lebhaftigkeit des Begehrungsvermögens wich, ließ ihn die meisten Fragen Richards nach der oder jener Einrichtung des Negerstaates mit »pas connai«, (was heißen sollte: »ich weiß es nicht« ) beantworten, aber Erzählen war nun einmal nicht seine Passion. Er wäre dadurch zu sehr in seiner Ruhe beeinträchtigt worden.

Richard wurde dieser Mangel an beim Obersten zu Tage kommenden Gehirnsecretionen weniger fühlbar, da er dafür durch die desto größere Lebhaftigkeit der Gattin desselben entschädigt

wurde.

Diejenige, welche unserm Obersten »die himmlischen Rosen in's irdische Leben« streute und mit der er in jenem auf Hayti sehr allgemein üblichem Verhältnisse lebte, bei dem die Kosten selbst der Civiltrauung und eventualiter die der Scheidung erspart werden, ein Verhältniß, zu dem dort selbst die achtbarsten Eltern ihre Töchter ohne irgend ein Bedenken hingeben, - war eine noch junge Mulattin, reich ausgestattet mit der diesen Mischlingen nachgerühmten Grazie, Feuer im braunen Angesicht von ganz kaukasischer Bildung den hübschen Kopf voll langer, schwarzer, nicht krauser Haare, ein leichtes, heiteres Temperament, lebhafter Geist, werth, in die Aristokratie der weißen Menschen einzutreten.«

Ein kleiner Zambo, der sich sehr bald an Richard anschloß, lief, ein lebendiges Argumentum ad veritatem dieses Verhältnisses, im Hause des Neger-Obersten herum.

Das Haus Merlet's stand dem Montpellier's diagonal gegenüber und war von diesem nur durch den, allerdings ziemlich langen Garten des Letzteren getrennt, mit dem es durch einige Fenster des Parterre's communicirte.

Vor dem Hause — auf der Frontseite desselben — »lagen« zwei barfüßige Soldaten, deren noch nicht ganz fertige Uniformierung sich jeden Beschreibungsversuchs entzieht, neben ihren rostigen Flinten auf Wache.

---

Wir haben noch zu berichten, daß Richard von Herrn Montpellier kurzen, aber herzlichen Abschied genommen hatte, ohne zu sagen oder gefragt zu werden, wohin er gehe.

In der vorhergegangenen Nacht, der dritten und letzten, welche Richard im Hause Montpellier's zugebracht, hatte eine geheime Zusammenkunft zwischen den beiden Liebenden und der Mutter Eugeniens stattgefunden.

In einer derselben vorhergegangenen Unterredung mit ihrer Tochter hatte Madame Montpellier versucht, dieselbe durch ernste Vorstellungen den väterlichen Absichten geneigt zu machen und

sie zur Fügung in eine Nothwendigkeit zu bewegen, die sie ihr zunächst als eine für das Glück und die Ruhe Aller unabweisbare darstellte.

»Im Grabe, Mutter«, sagte Eugenie, »ist auch Glück und Ruhe.« . . . .

Das Mädchen begriff wohl, daß eine fortgesetzte Zurückweisung Don José's und der endliche Zerfall mit ihm zu Konflikten führen müsse, die in ihren Folgen weittragende werden konnten. Aber sie fühlte auch, daß es unmöglich sei, durch eine Versöhnung, als einer solchen, welche wieder ihre Trennung von Richard bedingt hätte, den Conflict ihres Heizens zu versöhnen. — Sie war nicht gemeint, das — wäre es auch, wie ihr Vater behauptete, nur eingebildete — Glück ihres Lebens einem Rechenexempel zu opfern. Sie wollte lieben können und — das war ihr erst seit der Ankunft Richards zur klaren Gewißheit geworden. — Don José konnte sie nicht lieben. Sie würde ihrem Vater das Opfer gebracht und den Spanier geheirathet haben, wäre nicht Richard gekommen, ehe dieß geschehen war. Er war aber da. Sie wußte sich noch geliebt. Sie liebte. Und diese erste und einzige Liebe, sie war zu stark, als daß sie sich durch dem Herzen fernliegende Gründe hätte zurückdrängen lassen. Drei Jahre lagen zwischen ihrer Entstehung. Aber das war ein gewaltiger Zauber mehr!

»Lieber sterben, als den Trauring aus den Händen Don José's nehmen!« sagte Eugenie. Und das war ihr Ernst. . . .

Madame Montpellier wurde, ohne daß sie es beabsichtigt hatte, successive zur Theilnehmerin, ja zur Leiterin eines Complots, das eine möglichst passive Opposition gegen den Willen ihres Gatten und die Absichten Don José's zum Zwecke hatte. Sie tröstete sich damit, daß ihr Gatte, so bestimmt er auch jetzt entschlossen war, seinen Willen durchzuführen, doch einem fait accompli gegenüber schließlich gute Miene zum bösen Spiele machen werde.

Sie wünschte jetzt selbst das Zustandekommen dieser Neigungsverbindung, und da aus geradem Wege voraussichtlich nicht zum Ziele zu kommen war, was Wunder? so mußte sie zur List, der in solchen Fällen einzigen letzten Waffe des Weibes, ihre Zuflucht nehmen. . . . Warum sie so plötzlich ganz auf die Seite



der Liebenden trat? Wer weiß?

. . . . »Ein Jeder« — heißt es bei Gutzkow — »ein *Jeder* hat in seinem Herzen so einen stillen Fleck, wo um ein Grab der Jugend manchmal noch die Geister umgehen« . . . . Vielleicht war es solch' ein um ein Grab *ihrer* Jugend umgehender Geist, welcher die Mutter Eugeniens gemahnte, einer Forderung des Herzens ihr Recht zu verschaffen . . .

In der erwähnten Zusammenkunft der drei Personen wurde also beschlossen, daß Richard und Eugenie, nachdem vorher heimlich die kirchliche Trauung stattgefunden, mit dem nächst nach Frankreich abgehenden Schiffe abreisen sollten, um nach Westindien zurückzukehren, sobald Gras über die Sache gewachsen sei.

So, präfumirte Madame Montpellier, werde auch das sonst unvermeidliche Zerwürfniß mit Don José vermieden werden, da derselbe doch unmöglich ihren Gatten für eine, von Letzterem in Wirklichkeit nicht geahnte Entführung werde verantwortlich machen wollen.

Madame Montpellier wagte einen, vielleicht heftigen. Sturm. Aber hinter diesem Sturm konnte sich ihre Tochter im Sonnenschein baden. Der Preis war größer als die Gefahr. . . .

Richard verließ das Haus Merlet's nicht, als wenn die kurze Abenddämmerung der Nacht gewichen war. Dann stieg er durch das Fenster seines Parterre-Zimmers in den Garten hinab in eine vor dem gefürchteten Blendlicht des Mondes schützende Baumgruppe, Eugenie von seinem Glück und seiner Sehnsucht zu sprechen und »Gute Nacht« zu sagen.

Die Tage, obgleich kürzer unter den Tropen, schienen ihm länger als sonst wo und mit fiebernder Ungeduld erwartete er von Tage zu Tage die Stunde, welche ihm erlaubte, der Liebe Gruß und Kuß zu tauschen.

Madame Montpellier hatte dem Obersten Merlet den Geliebten ihrer Tochter auf die Seele gebunden und Merlet behandelte und bewachte ihn mit einer Aufmerksamkeit, die bei seiner sonst unerschütterlichen Indolenz bewundernswerth war. Sie hatte ihm Schweigen wegen der Anwesenheit Richard's in seinem Hause anbefohlen und Merlet schwieg wie das Grab. Sie hatte ihn, der

Sicherheit Richards wegen, gebeten, demselben für die Nächte einen Soldaten zur Verfügung zu stellen und Merlet kommandirte zwei gute Soldaten, die des Nachts in Richard's Zimmer wachen und sich während dessen Anwesenheit im Garten Montpellier's bereit halten mußten, ihm nöthigenfalls zu Hilfe zu kommen.

Diese Dienstbereitwilligkeit des Obersten begreift sich leicht, wenn man die Liebe der Neger zu den Ihrigen und ihre Dankbarkeit für empfangenes Gute kennt und erfährt, daß Madame Montpellier vor Jahren einem Bruder des Obersten das Leben rettete.

Die Anordnung eines Wachpostens zeigte sich bald als eine nicht überflüssige.

Don José, von der seit drei Tagen leidend gemeldeten Eugenie nicht vorgelassen, konnte die Versicherung Montpellier's, daß seine Tochter ihm bald Abbitte leisten und ihre Hand reichen werde, nicht beruhigen. Er witterte Betrug. Den Aufenthaltsort Richard's hatte er bald ausspioniert; ebenso Gewißheit von den nächtlichen Zusammenkünften erlangt. Er schwieg, aber er brütete. Das Verhältniß mußte ein anderes werden. Aber er sah hierzu nur ein Mittel. Vielleicht nur der Tod Toussaint's konnte ihm die Hand Eugeniens sichern. Er wollte, er mußte an dem Arme Eugeniens zum Altare gehen. Er war entschlossen, sich den Weg dahin mit dem Dolche zu bahnen, den Trauring mit dem Blute des Gegners festzukleben. . . . Sollte er die Beiden im Garten belauschen und dem Rivalen im Arme der Braut den Stahl in die Brust senken? Das wäre schlecht gerechnet gewesen. Die Kluft, welche ihn vom Herzen Eugeniens trennte, wäre nur größer geworden. An die Stelle der Gleichgültigkeit wäre Abscheu getreten. Er mußte Richard auf seinem Zimmer aus der Welt bringen, so daß die That Räubern zugeschrieben werden konnte. Sein Haß und seine Liebe bürgten ihm dafür, daß seine Hand nicht zittern werde.

---

Die Sterne hatten zum Begräbniß des Freitags geleuchtet. Nach der Rechnung Don José's sollten sie heute noch zum

Begräbniß eines Menschenlebens und eines Lebensglückes leuchten.

Richard und Eugenie saßen unter den dicht beschattenden Zweigen der Baumgruppe, die von Laubwänden umschlossen, in einem entlegenen Theile des Gartens stand. Ihr leises Geflüster ward von dem Plätschern einer Fontaine accompagnirt. Sonst war Alles still um sie her.

Da, auf der andern Seite des Gartens, ganz an der Mauer, hinter den Bäumen weg, schleicht langsam, geräuschlos wie ein Geist, ein Schatten hin. Der im Zenith stehende Mond wirft keine Schatten; die Erscheinung muß Körper sein. Sie wird einen Augenblick deutlicher: es ist zweifellos ein Mann. Er schleicht immer weiter vor, bückt sich, sieht sich um, legt sich auf die Erde, kriecht bis an das Haus Merlet's, tritt auf die hervorstehende Sockel desselben, ergreift das Fenstergewände, schwingt sich empor und verschwindet im dunklen Zimmer.

Richard hatte Alles natürlich mit gespanntester Aufmerksamkeit beobachtet. Er sagte Eugenie, die nichts bemerkt hatte, kein Wort davon, drängte unter dem Vorwande, daß er, im Hause vorn ein Geräusch gehört, zum Abschiede, begleitete sie ein Stück vor und ging dann langsam und sachte zurück.

In dem Zimmer brannte jetzt Licht. Geräusch und Geschrei ertönte. Es hatte ein Kampf stattgefunden.

An dem Boden blutend und gefesselt lag ein Mann — es war Don José.

Nicht weit von ihm lag einer der beiden Soldaten, welche im Zimmer Wache gehalten; er hatte die abgebrochene Spitze von Don José's Dolche in der Brust.

Der Oberst war mit noch zwei Soldaten hinzugekommen.

Don José brüllte und fluchte, drohte und weinte vor Ohnmacht und Wuth.

Daß er in dem Zimmer, wo er Richard zu erwarten gedachte, Soldaten in die Hände fallen würde, das hatte er freilich nicht geahnt. Er wurde trotz aller Protestationen in das Gefängnißgebäude der Stadt gebracht.

Richard wartete, da es unter diesen Umständen für ihn ohnehin nichts zu thun gab, bis Don José fortgeschafft war, unter den

Fenstern. Der Letztere bekam ihn so gar nicht zu sehen.

Herr Montpellier, als er am andern Morgen das Vorgefallene erfuhr, war bestürzt. Er eilte auf's Gouvernement. Aufgebracht kam er von dort zurück.

Don José hatte ihm zwar wohlweislich nichts von den nächtlichen Zusammenkünften Richards und Eugeniens erzählt, aber er behauptete, daß er in das Zimmer Richards gelockt worden sei, um dort ermordet zu werden. Er wußte diese Fabel so glaubhaft zu erzählen, daß Montpellier an der Schuld Toussaint's nicht zweifelte, und daß es nur einem mit Merket befreundeten Gouvernements-Beamten zu danken war, wenn der Oberst und Richard nicht ebenfalls verhaftet wurden.

Die Bemühungen Montpellier's, dem Don José die Freiheit zu erwirken, blieben fruchtlose.

Die Regierung des Präsidenten lebte in einer fortdauernden Angst vor neuen Revolten. Sie mußte für ihre Sicherheit sorgen, und hier konnte ja eine politische Absicht im Spiele gewesen sein. Außerdem — und das wog schwer — war Don José ein Spanier. Die Spanier (blutigen Angedenkens) waren von allen Nationalitäten der Welt bei den Haytiern am schlechtesten accreditirt; ja, der Präsident Boyer hatte ihnen verboten, die Insel zu betreten.

Die Sache konnte also für Don José eine mißliche werden. Herr Montpellier hatte ihm im Gefängnisse — einem schlechten Loche, in dem er mit einem bunten Haufen Gesindels zusammen war — das Versprechen auf Ehrenwort gegeben, daß sich in ihrem gegenseitigen Verhältnisse nichts ändern und Toussaint auch ferner zurückgewiesen werden solle. Das war ein Trost, aber immer nur ein schwacher Trost; denn was konnte nicht Alles auch ohne den Willen Montpellier's passieren.

Don José weinte Thränen der Eifersucht und der Rachbegierde. Inzwischen war von Seiten der drei Verbündeten Alles zur Trauung und Abreise vorbereitet.

Eugenie und ihre Mutter wollten heute, Samstag, zum Vespergottesdienste in die Kirche gehen, und nach demselben sich in der Sakristei treffen, wo ein schon bereiter Geistliche die Trauung celebriren sollte. Auf dem am andern Morgen nach

Frankreich gehenden Dampfer »L'Esperance« war eine Kajüte zur Ueberfahrt gemiethet. Richard und Eugenie sollten nach dem Trauungsakte sofort an Bord gehen, Madame Montpellier allein nach Hause zurückkehren.

Die nach der Arretur Don José's gehabte Absicht, Herrn Montpellier ins Geheimniß zu ziehen und für den Plan zu gewinnen, mußte nach den ersten Unterhandlungsversuchen der Madame Montpellier aufgegeben werden, denn derselbe blieb determinirter als je auf seinem Entschlusse stehen. Er glaubte an Toussaint's Schuld, und er hatte Don José sein Ehrenwort gegeben.

Ernst und sinnend saß er auf seinem Zimmer, als seine Gattin mit Eugenie hereintrat. Die letztere hatte ihren Vater seit zwei Tagen nicht gesehen. Sie war einfach, aber sorgfältig und geschmackvoll in Weiß gekleidet. Die schlanke, weiche Gestalt mit dem interessanten Gesicht und den großen, dunklen Augen, die jetzt mit dem Ausdruck ernster, sanfter Bescheidenheit auf ihrem Vater ruhten, war reizend zu nennen. Ihr ganzes Wesen, in dem übrigens nichts von jener Schlaffheit und Weichlichkeit zu entdecken war, die man gewohnt ist, den Creolen vindiciren, *mußte* für sich einnehmen. Der Ernst Montpellier's machte unwillkürlich einem (wenn auch kaum bemerkbaren) Lächeln väterlichen Wohlgefallens Platz, als seine Tochter einige, Augenblicke, wie fragend vor ihm stehen blieb, um ihn dann mit den innigen Tone gesprochenen Worten: »Verzeihung lieber Vater zu umarmen.

Herr Montpellier wurde wieder ernst!

»Darum mußt Du Don José bitten, Eugenie.« »Das kann ich jetzt nicht. Ich bitte heute Dich um Verzeihung. Ich habe Dich nie betrüben, wollen. Vergieb, wenn es doch geschah.«

Dir habe ich längs: verzeihen.«

»Du mußt auch Toussaint verzeihen.«

»Schweig von ihm.«

»Er hat keine Schuld an der Verhaftung Don José's.«

»Weißt Du das so genau?«

»Ich weiß es bestimmt.«

»Lassen wir das jetzt auf sich beruhen. . . . Geht jetzt! . . . Und

geh' in der Kirche mit Deinem Gewissen zu Rathe, Eugenie!«

Eugenie konnte die Thränen nicht zurückhalten, als sie mit einem Kusse von ihrem Vater Abschied nahm. . . . Sie kehrte noch einmal um, ihm wiederholt um den Hals zu fallen. Dachte sie an die Möglichkeit einer langen - langen Trennung? . . . Ihre Mutter mußte sie auffordern, zu kommen. Sie wendete sich in der Thüre noch einmal zu ihrem Vater:

»Auf Wiedersehen! lieber Vater.«

»Adieu! mein Kind.«

---

## 4.

Samstag Abend war's. Etwa sieben Uhr. Die Sonne sank mehr und mehr im Westen nieder. Aber die drückende Schwüle, welche den ganzen Tag auf Hayti gelegen, wich nicht jener Kühle, welche sonst den Abend zu begleiten pflegt, Die Atmosphäre verharrte in einer unbeschreiblich eigenthümlichen Ruhe. Sie wurde auch nicht durch den leisesten Hauch eines Windes bewegt.

Ein, junger Mann, dessen Gesicht ein breitrandiger Strohhut versteckte, schritt, eine Dame im weißen Volantkleide am Arme, so schnell als es die drückende Hitze gestatten mochte, dem Quaei zu. Sie stiegen in ein für sie bereit gehaltenes Boot, das sie an Bord des Dampfers »L'Esperance« brachte.

Der junge Mann war Richard Toussaint, seine Begleiterin Eugenie Montpellier. Das Bündniß ihrer Herzen hatte soeben den Segen der Kirche empfangen.

Der Capitain der »L'Esperance« stand an der Treppe und empfing das junge Paar mit freundlichem Gruß. Die zu ihrem Gebrauch bestimmte, durch Guirlanden decorirte Kajüte hatte durch kleine rothe, zwischen Blumen verwundene Ampeln eine mysteriöse Beleuchtung erhalten.

Eugenie mußte, wie ihre Augen verriethen, schon viel geweint haben. Sie wars sich, als sie diese ihr von mütterlicher Liebe bereitete Ueberraschung sah, mit dem Ausdrücke leidenschaftlichsten Ergriffenseins in die Arme des Mannes, mit dessen Leben sie vor wenigen Minuten das ihrige für immer verkettet hatte.

Richard suchte die Laut schluchzende durch sanften Zuspruch zu trösten. Sie ließen sich auf einer Bergere nieder. Aber die Luft in der Kajüte war noch schwüler als draußen. Richard schlug vor, die Abendkühle auf dem Deck zu erwarten.

Sie gingen hinauf und setzten sich auf eine Bank. . . . Eugeniens Blicke schweiften trauertrunken über das

endlos weite Meer, trauertrunken zu dem prachtvoll-üppigen Lande ihrer Heimath hinüber und senkten sich trostsuchend in die sanften Augen des Gatten.

Es war, noch immer schwül; ja, die die Brust beklemmende, wie in Schwefeldünsten geschwängerte Luft schien immer dichter zu werden. Ueber die Berge der Insel wälzten sich dicke, schwarze Wolken in, langsamen Zuge hin.

Das Meer begann zu rauschen, dumpfer und dumpfer zu rauschen.

Eine große blaßgelbe Feuerkugel sank aus dem schwarzen Gewölk und schwebte (langsam und geisterhaft über das in tiefem Schweigen ruhende Land dahin.

Der Capitain der »L'Esperance« meinte, daß es einen Wirbelwind geben werde.

Auf allen im Hafen liegenden Schiffen ertönte die Commando-Pfeife. Es waren Signale für die Equipage zu den nöthigen Vorsichtsmaßregeln.

Die Glocken der Kathedralen und Klöster schlugen zwei Viertel auf acht Uhr. Da rauschte wie im plötzlichen Zorne das Meer hoch auf. Es schäumte und brodelte gleich siedendem Wasser. Es erhob sich zu einer ungeheuern Säule, verhüllt den Himmel mit einem Meer von Schaum und stürzte sich wieder, mit lautem Geheule über das Gestade. Die Schiffe im Hafen wurden hoch empor und wieder tief hinab geschleudert. . . . Von Osten her ertönte, wie aus der tiefsten Tiefe des Meeres kommend, ein dumpf rollender Ton, unheimlicher als das zornigste Donnergebrüll. . . . Der Boden des Festlandes hob und senkte sich, gleich den Wellen der See und im nächsten Augenblicke stürzten ganze Straßenreihen der Stadt Cap Haytien mit entsetzlichem Krachen zusammen. . . . Die Signale des Capitains verhallten ungehört im furchtbaren Getöse.

Die unheimlichste aller Naturkatastrophen war über das ahnungslose Hayti hereingebrochen. Der finsterste, unbändigste Geist des Verderbens war aus den Tiefen der Erde heraufgestiegen und schritt zermalmend und verwüstend über die unglückliche Insel hinweg . . .

Aus der Stadt Haytien, tönte das laute Jammergeschrei, einer



verzweiflungsvollen Volksmenge, die sich in wilder Verwirrung zu den Thoren hinausstürzte — nur das arme nackte Leben zu retten.

Eugenie, von jähem Entsetzen gepackt, hatte, sich zitternd an ihren Gatten geklammert. Sie wollte sprechen, aber ihre Lippen brachten nur die wie ein Hilferuf an Richard gerichteten Worte: »Meine Eltern!!« hervor.

Richard trug die an allen Gliedern Bebende in die Kajüte hinab und empfahl sie der Fürsorge des Capitains. Dann sprang er in ein Boot, das eben abstieß, um Hilfesuchende vom Laude, an Bord zu bringen.

Von den empörten Wellen der die Richtung ihrer, ohne Nachlaß heftigen, Strömung jeden Augenblick verändernden See herumgeworfen, nahte das Boot endlich der überschwemmten Brücke. Wieder ertönte aus dem Meere herauf jenes entsetzliche Rollen;...: Das Boot tanzte mit furchtbarer Gewalt empor geschleudert hoch auf den schäumenden Wellen. . . .

Ein zweiter Stoß, länger und mächtiger als der erste, folgte. . . . Ein rasender Sturmwind heulte mit dem unterirdischen Donner eine grauenhafte Melodie, furchtbar laut und doch noch übertönt von dem lauterem Geprassel und Gepolter der in sich zusammenstürzenden Gebäude Haytiens.

Das Boot des »L'Esperance« landete glücklich. Zwei andere Boote wurden von der Brandung in die Wasserberge der wuthschnaubenden See zurückgeschleudert.

Richard sprang an's Land. Die vollständig wellenförmige Bewegung der Erde warf ihn zu Boden. Als sie nach und nach schwächer geworden war, raffte er sich auf.

Nacht war's geworden. Schwarze, unheilschwangere, nur auf Secunden von blaßgelben Feuergarben unheimlich erhellte Winternacht.

Richard wußte nicht, ob ihn ein Traum oder, eine über alle Vorstellung furchtbare Wirklichkeit umgab.

»Was uns beim Erdbeben so wunderbar ergreift, das ist — wie Humboldt sagt — die Enttäuschung von dem angeborenem Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren der festen Erdschichte. Geheimnißvoll tritt eine unbekanntete Naturmacht als

das Starre bewegend, als etwas Handelndes auf. Ein Augenblick vernichtet die Illusion des ganzen früheren Lebens. Enttäuscht sind wir über die Ruhe der Natur, wir fühlen uns in den Bereich zerstörender unbekannter Kräfte versetzt. . . . «

Und wenn man nun in dem Bereiche solch' zerstörender Kräfte, wenn man auf solchem Boden mit offenen Gräbern auch nur eines seiner Lieben weiß? . . . Arme Eugenie! . . .

Krank, vom Starrkrampf des Entsetzens fast gelähmt, schwankte Richard über den noch krampfhaft zitternden Boden hin! Er mußte über Haufen geborstener Mauern und auseinandergerissener Balken hinweg klettern. Er gab keine Plätze, keine Straßen, keine Häuser mehr. Es gab nur noch einen großen regellos über einander geworfenen Steinhaufen, ein grauenvolles Chaos von Trümmern, auf denen der Tod sein Erntefest hielt.

Tausende von Menschen lagen zerschmettert unter den Ruinen. Tausenden hatte sich der dunkle Schlund der Erde, eine dicke Rauchfäule ausspeiend, geöffnet, um sie in der gähnenden Tiefe zu begraben. Tausende lagen blutend und verstümmelt zwischen den Trümmern und erfüllten die Luft mit ihrem Jammergestöhn. . . .

Hier war Niemand zu suchen.

Richard kehrte in den Hafen zurück. Die Boote der Schiffe waren immerfort beschäftigt, Verwundete an Bord zu schaffen. Richard erreichte die »L'Esperance«. Das Deck lag voll klagender Gestalten. Die Schiffsmannschaft war mit Verbinden, beschäftigt.

Richard eilte in die Kajüte, Eugenie war nicht mehr darin, sie war nicht mehr an Bord. Die Verwirrung war eine zu große, der Capitän zu viel beschäftigt gewesen.

Eugenie hatte sich nicht zurückhalten lassen. Sie hatte das Schiff auf einem ans Land fahrenden Boote verlassen, um ihre Eltern zu suchen.

Die Bestürzung und Angst übermannte Richard. Der Schreck war stärker, als der ihm noch gebliebene Rest von Kraft. Er sank ohnmächtig zusammen. Als er wieder zum Bewußtsein kam und sich überzeugt hatte, daß Eugenie nicht an Bord sei, eilte er wieder an's Land.

Aus den schwarzen, Momente lang von fahlen Blitzen durchzuckten Wolken rieselte ein kalter, feiner Regen nieder.

Jammer in und Jammer um sich, irrte Richard auf den Trümmern umher. Seine Glieder waren starr geworden. Sein Gesicht bedeckte kalter Schweiß.

Die ersten Schimmer des Tages durchkämpften mühsam die schwere Atmosphäre. Der Sonntagmorgen dämmerte fahl und traurig herauf.

Auf dem aus einem Haufen eingestürzten Mauerwerks hervorragenden Plateau eines Hauses saß eine Frauengestalt im weißen Kleide, den Kopf in die Hand gestützt, das losgenestelt herabwallende schwarzseidene Haar ein Spiel des Windes.

Richard eilte, sobald er sie erblickte und so schnell es seine erschöpften Kräfte, das Zittern des Bodens und die wild übereinandergerollten Ruinen gestatteten, auf sie zu.

Es *war* Eugenie — und wieder war sie es nicht mehr . . .

Ihr Gesicht war blaß und verändert. Aber eine heitere, weiche Melodie trillernd, spielte sie lächelnd mit den Volants ihres durchnässten — Hochzeitskleides. Die Haare hingen verwirrt auf dem Schnee ihres Nackens, die kostbare Perlenkette hing zerrissen auf ihre Brust herab. . . . Und doch war sie schön, rührend schön. Sie glich in diesem düsteren Rahmen, einem lieblichen Engel der Vernichtung . . .

Richard nahte ihr langsam. Er setzte sich neben sie hin, schloß sie in seine Arme und drückte einen langen, langen Schmerzenskuß auf den kalten, nassen Marmor ihrer Stirne.

Eugenie sah ihn verwundert, dann freudelächelnd an und fuhr fort zu singen:

»Aujourd'hui, aujourd'hui!

Mon doux ami eheri; Comment je suis heureux!«

Der Eindruck dieses, mit der furchtbaren Wirklichkeit so seltsam contrastirenden Sanges, aus dem vom Lächeln des Wahnwitzes umspielten Munde des schönen Weibes, war ein unbeschreiblich grauenhafter; grauenhafter fast als das entsetzliche Chaos der Verwüstung, die rings umher aus blutgetränktem Schutte — dem Grabe von fast zehntausend Menschen — empor startt.

Richard war krank, sehr krank. Aber er fühlte es nicht. Was

hatten alle Krankheit zu bedeuten gegen solch' unsägliches Weh' der Seele? . . . . Vor wenig Stunden noch — Welch' süßes trautes Glück! . . . . und nun? . . . .!

»Und nun, o Gott, ist das Dein Spruch?  
Muß so die schönste Hoffnung enden?«

Richard barg sein, von namenloser Seelenangst durchwühltes Gesicht in beide Hände und legte seinen Kopf in den Schooß Eugeniens. Er weinte überlaut. . . .

Sie beugte sich zu ihm nieder, tändelte mit seinen nassen Locken und hauchte einen Kuß auf seinen Nacken.

Das Herz des jungen Mannes durchzuckte ein Strahl der Hoffnung.

Er blickte rasch empor. . . . »Schöner ist kein Lächeln, als das, welches mit der noch nicht versiegten Thräne im Auge kämpft. . . . Traurige Enttäuschung. . . .

Eugenie sah noch immer ruhig und glücklich aus. Ihr Blick ließ zweifelhaft, ob sie den Gatten kannte. . . .

»Comment je suis heureux!«

sang sie mit weicher Stimme und legte ihren Arm um seinen Hals.

Hier, auf den Ruinen, aus denen der tausendgestaltige Tod seine Knochenarme nach Sterbenden ausstreckte, hier, zwischen Schutt und Blut — ein junges Paar gut und lieb und liebend; ein Brautpaar, zu dessen Hochzeitseier alle Dämonen des Himmels und der Erde sich verschworen haben, ihr grausigstes Lied aufzuspielen, ein Lied, in das die Braut — der Ironie, des mitleidlosen Schicksals, die Ironie einer kranken Menschenseele entgegengesetzt — einstimmt, — es war entsetzlich.

Richard kam all' das vor, wie ein unentwirrtes schreckliches Traumgebild, wie das Gespinnst eines phantasiekranken Gehirns. Er fühlte sich so außer allen Grenzen des Gewöhnlichen, daß er an Allem, und zunächst an sich selbst zweifelte. In die Fesseln einer tiefen Lethargie geschlagen, lehnte er zu den Füßen seiner wahnwitzigen Braut, gleich einem apathischen Zuschauer, welcher weiß, daß die vor seinen Augen spielende Tragödie doch nur eine Fabel ist.

Während dem waren Tausende, die sich auf die Plantagen am

nahen Gebirge geflüchtet hatten, an die Stätte der Verwüstung zurückgekehrt. Sie suchten die vermißten Angehörigen, ein Schauspiel, das zu malen keine Phantasie Farben hat bunt und düster genug.

Die Menge zog durch die aufgesprengten Thore der — obgleich in ihren Grundfesten erschütterten, doch noch stolz und würdevoll zum lichtlosen Himmel aufstrebenden — Kathedrale, um dort den Lenker der Geschicke um Erbarmen anzurufen.

Richard war durch das Leben um sich her wieder zum Bewußtsein der Wirklichkeit gekommen. Wenn auch ein trauriges — es war doch Leben, war ein memento vivere.

Er sah die Frau des Obersten Merlet und ging auf sie zu. Sie suchte seit zwei Stunden ihren Gatten, ohne noch ihn gefunden zu haben. Sie hatte nur ihr Kind retten können.

Richard erfuhr von ihr, daß Herr und Madame Montpellier sich unter den Tobten befänden. Eugenie saß, jetzt schweigend, noch in derselben heiteren, aber entsetzlichen, fast geisterhaften Ruhe da. Ihre Glieder zitterten, wie vom Frost geschüttelt. Sie schien aufmerksam zu beobachten, was um sie her vorging. Aber in falscher Wahrnehmung dieser Eindrücke lebte sie fort in einer Welt des Wahns, in einer still-selig phantastischen Trunkenheit.

»Komm, Eugenie! Komm!« bat Richard, ihre Wangen streichelnd. »Komm, fort von hier!«

Eugenie sah ihn an. Sie schien ihre Gedanken sammeln zu wollen, als sie mit der kleinen weichen Hand über ihre Stirne hinstrich und einen scheuen Blick um sich warf.

»Fort! Ja, ja, fort! . . . Er kommt!« rief sie in kurzem, drängendem Tone.

Richard hob sie in seinen Armen empor und trug sie über Schutt und Balken dem Hafen zu.

Am Strande angebunden lag ein Boot. Er legte seine Braut darin nieder, ergriff das Ruder, band los und stieß ab.

Eugenie blickte, in der ihr gegebenen halbliegenden Stellung verbleibend, ruhig in die See hinaus, tauchte spielend ihre Hand in die Wellen und sang halblaut ihr

»Comment je sois heureux!«

Das Boot war schon einige Klafter vom User entfernt.

Da — in demselben Augenblicke, in welchem am Hochaltare der Kathedrale Haytiens der Erzbischof die funkelnde Monstranz mit dem »Allerheiligsten« zum Segensspruche über die schluchzend auf den Knien liegenden Gläubigen erhob — da erdröhnte Meer und Land von einem neuen furchtbaren Stoße und der stolze Dom stürzte mit donnerndem Getöse in sich zusammen. . . .

Die Wogen der schnellwachsenden See schlugen zornbrüllend hoch auf, tragen das Boot Richards fast hinauf zu den tiefhängenden Wolkenbergen, schleudern es wieder tief hinab, zurück gegen das Gestade und brandend wieder hinaus in die immer wilder werdende, immer höher gehende See.

Eugenie ist bei dem ersten Ton des aus den Tiefen heraufrollenden Donners erschreckt empor gesprungen. Sie singt nicht mehr. Das heitere Lächeln des Wahnwitzes ist aus ihrem Antlitz verschwunden. Ihr Blick ist starr, entsetzt, wild geworden. . . .

Richard hat das mit der Kraft der Verzweiflung geführte Ruder fallen lasten, um Eugenie zu halten, die sich zitternd an ihn schmiegt.

Er hatte seinen Arm um ihren Leib gelegt und bedeckte ihre Stirn mit Küssen. . . . Sein Gesicht ist naß, ist todtenbleich, aber die Ruhe der Resignation liegt darauf.

»Richard! Was ist's?!« . . .

»Sei ruhig, Kind. Gott wird uns gnädig sein!«

Dunkle Wetternacht, durchzuckt von gelben Blitzen aus den vom losgelassenen Sturme gejagten Wolken.

Die Wellen peitschen heulend das Boot von der menschlichen Hilfe so weit.«

Und doch menschliche Hilfe?

Am Bug eines im Hafen lavierenden Schiffes stand ein junger Mann. Das war Don José.

Er hatte das junge Paar in die Barke steigen sehen und sofort erkannt. Ein Lächeln der Freude überzog sein Gesicht. War es das Lächeln des Teufels oder war es das Lächeln des Engels im Menschen? . . . Es war das des Engels; das der freudigen Ueberraschung eines Liebenden. Denn sein Auge verfolgte

aufmerksam besorgt das Boot.

Die entsetzliche Katastrophe hatte, wie das Schicksal, so vieler Tausende, wohl auch sein Herz gewendet. Das Toben der Elemente hatte darin das Toben der Leidenschaften, des Hasses, der Eifersucht, schweigen gemacht. . . .

Sein Blick haftete mit dem Ausdrücke der Angst, des Schreckens, der Verzweiflung auf dem schwachen Fahrzeuge, als das schaurige Rollen eine neue Eruption ankündigte, als er das Boot mit den gierigen Wogen kämpfen sah. Er besinnt sich nicht.

Es ist so schön, ein Leben retten, es ist so schön, das eigene für ein fremdes opfern, es ist so süß und göttlich, für Jemand, der uns lieb ist, sterben zu können.

Don José's Auge leuchtet auf im stolzen Mannesmuth. Er wirft Ueberkleid und Hut ab, stürzt sich in die wildbrüllende See und theilt kräftigen Armes die widerspenstigen Wogen. Aber sein verzweifeltes Mühen, das Boot zu erreichen, ist ein vergebenes.

Die Wellen verschlingen ihn. Er sinkt unter, um nicht wieder zum Licht zu kehren.

Das Boot Richard's ist weiter hinaus in die See getrieben. . . . Ein Augenblick und es zerschellt an der nach drängenden Fluth. —

Der finstere, bleiche, unerbittliche Tod hatte der Opfer noch nicht genug; er theilt grinsend die ihm gehorchenden Wellen und läßt sich langsam nieder in den tiefen, dunklen Schoß: . . . das Brautpaar ihm nach in das große, kalte Hochzeitbett, bedeckt mit dem Schleier aus silbernem Wogenschaum, das er ihnen bereitet hat, tief da unten in der von Myriaden Phrosomen erleuchteten, von Blumen und Edelgestein geschmückten Kammer. . . . Und das dumpfe Dröhnen der grollenden Erde, das Rollen des Donners, das laute Brüllen der Brandung und das wilde Geheul des entfesselten Sturmes — eine seltsame Harmonie — das ist der *Brautnachtgesang*.

Und bei dem Sange träumen sie süß im weichen Bett aus perlbehangenem Moose — vom *Hochzeittag*, zu dem Sterne flimmern. . . . Ad astra — per aspera.

E n d e



# Die Goldbarren.

(Skizze von Friedrich Gerstäcker.)

Sonntag, den 9. Oktober 1859.

**E**s sind jetzt etwa sechs oder sieben Jahre, daß das er Schiff »Isegrim«, von Kanton kommend, nach Batavia segelte.

Das Wetter war herrlich, der Monsoon [Monsoon oder Mohnsun sind die regelmäßigen Winde, die in jenem Erdtheil, besonders in der chinesischen und indianischen See, das halbe Jahr von Nordosten, die andere Hälfte von Südwesten wehen] günstig und das wackere Fahrzeug lief fest vor dem Wind schäumend und wie tanzend seine Bahn dahin.

In der Nähe der Küste schwärmte die See dabei ordentlich von einer wahren Unmasse kleinerer und größerer Dschunken, die mit ihren wunderlich geformten Segeln bald vor, bald dicht am Strand ihre verschiedenen Bahnen verfolgten. Weiter im chinesischen! Meere drin aber wurden diese seltener und seltener, und zuletzt tauchte nur noch dann und wann ein einziges Segel am Horizont auf.

Der Morgen brach wieder an, und die Sonne stieg glühend an dem wolkenreinen, Himmel empor, die Leute, die das Deck wuschen, hatten gerade vor uns wieder ein Fahrzeug entdeckt, aber nicht ausmachen können, was es eigentlich sei — auch wirklich nicht besonders darauf geachtet. Desto aufmerksamer aber betrachtete es sich der Obersteuermann, der mit dem Fernrohr auf dem Quarterdeck stand, und nur manchmal das Glas vom Auge nahm und mit dem Kopf schüttelte. Endlich. schien er aber doch mit sich im Reinen, denn er schob das Glas zusammen und stieg in das Schiff hinunter, wo er an des Kapitäns Kajüte klopfte.

»Hallo, Captein Captein!«

»Ja Stürmann — was gibt's?«

»Grad vor uns, etwa einen halben Strich vom Buckbordbug liegt ein Wrack — sieht aus wie eine Dschunke. Sollen wir drauf zu halten?«

»Ein Wrack?« sagte der Kapitän, mit beiden Beinen aus seiner Coje springend. »Hm, Stürmann, da müssen mir doch wohl sehen, was drauf ist. Nur einen halben Strich?«

»Nicht weiter.«

»Gut — dann laßt uns grad drauf zu halten — was liegt an?«  
»Cours ---« »Der Wind?« »Schwach.« »Desto besser. Ich bin gleich oben.« Es dauerte wirklich nur wenige Minuten, und der Kapitän war in seine vor der Coje liegenden Kleider gefahren und an der Deck, wo er freilich, nach ächter Seemannsart, den ersten Blick nach Wind, Segeln und Kompaß wars. Dann aber trat er auch an die Seite seines Steuermanns, der ihn, das Fernrohr schon wieder gerichtet hatte und die Stelle mit dem ausgestreckten Arm bezeichnete, an der das Wrack auf den Wellen schaukelte.

Es bedurfte dabei keiner weiteren Erörterung, denn das jedenfalls verlassene chinesische Fahrzeug ließ sich schon recht gut vom Deck aus mit bloßen Augen erkennen. Dem steuernden Matrosen wurde denn auch sogleich der Befehl gegeben, gerade darauf zu halten, und die Isegrimm glitt mit der günstigen aber schwachen Brise langsam dem entmasteten, kleinen Fahrzeug entgegen.

Für ein Wrack interessirt sich übrigens die ganze Mannschaft, da diese gewöhnlich einen Antheil erhält, wenn die gefundene Ladung eben werthvoll ist. Die Leute beendeten deßhalb auch so rasch als möglich ihr Deckwaschen und nahmen in aller Hast ihr Frühstück ein, denn nachher, das wußten sie, blieb ihnen nicht mehr viel Zeit dazu übrig.

Die Isegrimm rückte indeß dem Wrack allmähig näher. Der Steuermann war mit dem Fernrohre in die Fockmarsen gestiegen, um von dort aus schon von Weitem zu erkennen, ob noch Leute an Bord wären, und die Matrosen standen mit Tauen bereit, hinüberzuspringen und das Wrack festzumachen.

Einzelne Segel waren indessen eingenommen; dicht an die Dschunke hinangekommen, wurde das Zomarssegel backgebräut, und als die Isegrimm, jetzt nur noch ganz langsam durch die Fluth steigend, an dem verlassenen Fahrzeug vorüberglitt, warfen die Matrosen die Taue hinüber und folgten dann selbst mit katzenartiger Behendigkeit nach. Wenige Minuten später hing der Chinese im Schlepptau des stattlichen Schiffes, und so dicht hinter dem Spiegel desselben, daß die Leute bei der kaum bewegten See recht gut an dem befestigten Bugspriet desselben aus- und einklettern konnten. Selbst der Kapitän stieg mit hinüber und ließ den Steuermann vor allen Dingen die Cajüte öffnen, ob nicht vielleicht Leichen im Innern derselben lägen und eine Seuche die Mannschaft getödtet oder gezwungen habe, das Schiff zu verlassen. — Nichts derartiges war aber darin zu finden. Kein lebendes oder todttes menschliches Wesen schien an Bord zu sein, und nur die geknickten Masten gaben Zeugniß, daß wahrscheinlich der letzte Typhoon die Dschunke getroffen habe, wonach die Mannschaft in blinder Furcht ihre Rettung in dem kleinen Boot suchte. In der Cajüte umhergestreute Lebensmittel machten das nur noch wahrscheinlicher, und nichts Anderes schienen die Schiffbrüchigen in ihrer panischen Furcht mitgenommen zu haben, da selbst des Kapitäns Schrank in der Cajüte unberührt, ungeöffnet stand.

Während der Kapitän jetzt die Untersuchung der Cajüte übernahm, wurde der Steuermann in den Raum geschickt, nach der Fracht zu sehen. Der Kapitän machte indessen an chinesischen Kleidern und andern Kleinigkeiten reiche Beute, und fand sogar einen ziemlich schweren Sack mit spanischen Dollaren, von denen er an seinem Körper vor allen Dingen soviel als möglich barg. Damit kehrte er dann, was einige Schwierigkeit hatte, an Bord seines eigenen Fahrzeuges zurück, sich der angenehmen Last zu entledigen und den Besuch so rasch als möglich zu wiederholen. Wie er aber den Bord der Dschunke zum zweitenmale bestieg, kam ihm dort sein Steuermann mit fahlbleichem Gesicht entgegen.

»Was gibt's, Stürmann?« rief dieser erschreckt, »Ihr seht ja wie ein Todter aus. Ist euch etwas geschehen?«

»Captein«, rief aber der Steuermann, und brach die Worte

kaum über zitternden Lippen, »die Dschunke — die Dschunke hat — hat Gold geladen«.

»Gold? Den Teufel auch!« rief der Kapitän, und war mit einem Satze wieder drüben, »Ihr träumt wohl, Stürmann?«

»Da seht selber«, sagte der Steuermann, und zitterte vor Aufregung am ganzen Leibe, während er dem Kapitän ein paar kleine Barren goldgelben, gewichtigen Metalls entgegenhielt, »was ist das?«

Der Kapitän griff hastig danach, wog die Barre in der Hand und winkte dann dem Steuermann mit den Augen, ihm in die Cajüte der Dschunke zu folgen.

»Steuermann«, sagte er hier mit leise flüsternder Stimme, »wie viel — wie viel solcher Barren liegen an Bord?«

»Und ist es nicht Gold?« fragte dieser zurück.

»Wie viel solcher Barren liegen an Bord?« wiederholte der Kapitän, ohne die Frage zu beantworten.

»Wenigstens fünfhundert!« sagte der Steuermann jetzt, von dem geheimnißvollen Wesen des Kapitäns angesteckt.

»Und wo liegen sie?«

»In einem kleinen Verschlag dicht unter der Cajüte, den ich erst aufbrechen mußte.«

»Der Kapitän schwieg, und erst nach längerer Pause sagte er zögernd: »Wissen die Leute etwas davon?« »Nein«, flüsterte der Steuermann, »aber« —

»Steuermann«, sagte der Kapitän mit feierlicher Stimme, »den Fund hat uns der liebe Gott geschickt. Wir haben beide Frauen und Kinder zu Haus, und für unsere Rheder schon gethan, was sie nur verlangen können. In Kalifornien, als die ganze Mannschaft davon lief, sind wir beide ganz allein am Bord geblieben, und haben den Rhedern das Schiff erhalten, und kein Gold hat uns verlocken können, unserer Pflicht untreu zu werden. Aber welchen Dank haben wir dafür gehabt? Unser Lohn ist fortgegangen — ein Gehalt, für den nicht einmal ein Schiffsjunge in Kalifornien gearbeitet hätte, und wie wir zurückkommen, sagen die Herren im Komptoir noch nicht einmal »Danke, Kapitän, danke Steuermann.«

»Oh«, meinte der Steuermann, »es fehlte gar nicht viel, so

hätten wir noch Nasen gekriegt, daß uns die Leute überhaupt nicht am Bord geblieben waren und wir schweres Geld für andere zahlen mußten.«

»Nun ja, Steuermann«, fuhr der Kapitän fort, damals sind wir vielleicht Esel gewesen und haben unser Glück mit Füßen von uns gestoßen, aber — es war eben unsere Pflicht, und ich werde nie im Leben bereuen, sie erfüllt zu haben. Es ist mein Stolz. Wenn wir aber jetzt wieder nur an unsere Rheder denken wollten, dann hätten unsere Frauen und Kinder recht, wenn sie uns noch im Grabe fluchten, und ich meinestheils sehe nicht ein, weßhalb den Kaufleuten daheim das alles allein gehören soll, was wir hier auf offener See, gewissermaßen auf offener Straße finden. Ich denke, die Rheder dürfen vollkommen mit uns zufrieden sein, wenn wir ihnen ihren Theil der Ladung lassen, und das bischen Metall für uns behalten.«

»Ja, Kapitän«, sagte der Steuermann, dem das auch einzuleuchten schien, »aber — wenn die Sache nun Wind bekommt? Das Volk kann im Leben das Maul nicht halten und nachher —«

»Kaufen wir uns Jeder ein Schiff«, sagte sein Vorgesetzter, »und lassen die Leute eben schwatzen was sie wollen. Wenn wir im ostindischen Archipel herumschwimmen, kann es uns ganz entsetzlich gleichgültig sein, ob die Tintenkleckser daheim die Nase rümpfen oder nicht.

Die vernünftigen Leute aber werden nicht wieder sagen: »der Kapitän war ein Esel!« sondern sie werden meinen, diesmal hat er es nicht so dumm angefangen wie das erste Mal.« Uebrigens brauchen die Leute gerade nicht mehr von den gelben Stangen da zu wissen, als wir ihnen halt eben sagen wollen. Was hat die Dschunke sonst noch für Ladung ein?

»So viel ich bis jetzt gesehen habe, Thee!« sagte der Steuermann. »Vielleicht auch irgendwo ein paar Kisten Opium weggestaut —«

»Na ja, dann ist Alles in Ordnung!« schmunzelte der Kapitän. »Die Brise wird immer schwächer, je höher die Sonne steigt, und wir können das Wrack bequem längsseit nehmen. Während dann die Ladung übergehoben wird, bringen wir auch die Barren für uns in Sicherheit, und wenn Jemand anderes davon erfährt, sind wir

eben nur selber schuld daran.«

»Und die ganzen Barren sollen wir für uns behalten, Capitän?« fragte der Steuermann, der solchen Reichthum noch gar nicht fassen und begreifen konnte.

»Die Rheder machen genug Verdienst an der übrigen Ladung!« meinte sein Vorgesetzter trocken.

Und sind keine Schiffspapiere da?«

»Ein paar Bücher liegen da unten«, brummte der Kapitän, »aber nur mit solchen Figuren voll-gemalt, wie sie auf den Theekisten stehen. Da soll der Teufel daraus klug werden.«

»Und was mag solche Barre wohl werth sein?«

»Hm«, sagte der Kapitän, und wog das Gold in der Hand, »drei Pfund wiegt so ein Stück gewiß, und wenn wir das Pfund nur zu zweihundert Dollars rechnen können, kommt für uns auf den Mann etwa fünfzigtausend Dollars. Da können wir lange fahren, bis wir so viel verdienen.«

»Fünfzigtausend Dollars!« rief der Steuermann fast erschreckt aus. Das sind weit über sechzigtausend Thaler; dafür kauft man sich ja ein Schiff und kann sich's aussuchen.«

»Das sollte ich meinen«, rief der Kapitän, und die Rheder würden nicht schlecht lachen wenn wir es ihnen in die Tasche steckten. — Aber jetzt laßt uns sehen, daß wir das' Wrack langseit bekommen. Wenn wir die Schamsielblöcke dazwischen legen, kann es keinen Schaden thun, und die Leute mögen dann rasch daran gehen, die Ladung überzubringen. Die bringt überdies mehr ein, als das bischen Fracht, das wir in Kanton bekommen haben.«

Dem Steuermann schwindelte der Kopf ordentlich. Sechzigtausend Thaler — soviel hatte er sich bis dahin noch nicht einmal auf einem Fleck zusammengedacht, und dieses alles sollte sein eigen sein, sollte ihm gehören, daß er damit gehen konnte, wohin er wollte. Wie in einem Traume gab er die verschiedenen nöthigen Befehle, und während die Isegrimm jetzt vollständig beilegte und die Dschunke im Lee und langseit nahm, sprangen die Matrosen an die willkommene Arbeit, die je auch ihnen außergewöhnlichen und ersehnten Lohn versprach. Die Kisten wurden rasch nach einander mit einem Flaschenzug übergehoben, oder auch mit den Händen gereicht, und der zweite

Steuermann überwachte indessen das Ganze, notierte die Zahl der Kisten und wies ihnen ihren Raum im unteren Verdeck an.

Der Steuermann selber ging indeß daran, die Barren in Sicherheit zu bringen, das heißt, aus dem unteren Raume herauf zu tragen und sie dem Kapitän zuzureichen, der sie dann eigenhändig in seine Cajüte spedirte. Mit wenigen hätte das auch wohl unbemerkt geschehen können, aber es waren ihrer zu viele, und die Leute selber, die nichtsdestoweniger bei ihrer Arbeit bleiben mußten, wurden zuletzt auf das aufmerksam, was ihre höchsten Vorgesetzten mitsammen trieben. Schon das war ihnen verdächtig, ihren Kapitän, der sonst bei Nichts Hand anlegte, arbeiten zu sehen, daß ihm der Schweiß von der Stirne tropfte, und das mußte sicher einen ganz besondern Grund haben. Was hatten die Beiden also da gefunden, das ihnen verheimlicht wurde, und entzogen sie ihnen dadurch nicht einen Antheil an ihrer Entdeckung?

Der Untersteuermann, der es an Bord der Schiffe meistens mit den Leuten hält, weil er auch den größten Theil ihrer Arbeiten theilen, ja sogar Morgens das Deck mit ihnen waschen muß, wurde vor allen Dingen davon in Kenntniß gesetzt. Er befand sich gerade im Raum des eigenen Schiffes, um den Ort anzugeben, wo die Theekisten am vortheilhaftesten eingestaut werden konnten und am gleichmäßigsten vertheilt waren. Er selber fand leicht einen Vorwand, an Bord der Dschunke zu gehen, übergab deshalb die Aufsicht unten so lange dem Zimmermann und stieg langsam an Deck.

Ein Blick nach dem Quarterdeck hin überzeugte ihn auch bald, daß die Leute Recht hatten und etwas Ungewöhnliches da hinten vorging, und was das war, davon wollte er sich vor allen Dingen erst einmal überzeugen. Ohne also weiter den Kopf dorthin zu drehen, stieg er langsam über die Schanzkleidung des eigenen Schiffes, ließ sich an den Rüsteisen so weit es ging hinunter und sprang auf das Deck der Dschunke, in deren Raum er gleich darauf verschwand. Hier überzeugte er sich vor allen Dingen von der noch darin befindlichen und noch beschädigten Fracht, denn die untern Kisten waren durch eingedrungenes Seewasser erweicht und verdorben worden, und kletterte dann ohne Weiteres nach hinten der chinesischen Cajüte zu.

Der Steuermann, der dort gerade wieder eine Parthie der Barren aufgenommen, hatte ihn aber kommen hören, den Deckel des Verschlags wieder zugedrückt und einen alten Kaffeesack über die Barren geworfen, die draußen lagen.

»Hallo, Meier, was gibt's?« redete er den Untersteuermann dabei an. »Seid Ihr bald fertig drüben?«

»Gleich, Steuermann; wollte nur einmal sehen, was hier noch steckt, und ob wir noch etwas davon gebrauchen könnten.«

»Hier ist nicht viel mehr!« sagte der Steuermann, vollkommen ruhig. »Die Bücher und Instrumente, die übrigens nicht viel werth sind, hab ich dem Kapitän schon hinauf gereicht. Ein paar Dutzend geschnitzte Elfenbein-Schachspiele standen übrigens noch hier, und anderes Spielwerk von Bambus und Holz. Doch das werd' ich schon alles selber ausräumen, und wenn wir wieder unterwegs sind, können wir den ganzen Kram dann sortieren und aufschreiben.«

»Wie wird es denn mit dem Tauwerk? Schlagen wir das los?«

»Das Beste davon, ja; die Anker nehmen wir auch mit — Ketten haben die Burschen ja so nicht an Bord. Auch etwas von dem Holzwerk laßt überwerfen; wir können's zur Feuerung gut gebrauchen. Aber macht rasch, Meier; wir haben uns schon länger mit dem Wrack aufgehalten, als gut ist, und dahinten die Wolken werden uns wohl bald eine starke Brise bringen.«

»Hm!« sagte der Untersteuermann und wollte, wie in Gedanken, den vor ihm liegenden Kaffeesack vom Boden aufheben. Der Steuermann aber, der jede seiner Bewegungen beobachtet hatte, verhinderte ihn daran und sagte ruhig:

»Laß den nur liegen, Meier; den brauch' ich noch, um Kleinigkeiten hinein zu packen, denn wir wollen Alles mitnehmen, was wir hier finden. Daheim können's wir nachher als chinesische Merkwürdigkeiten verkaufen, oder unsern Leuten mitbringen. Geht nur wieder an Eure Arbeit, daß wir fertig werden.«

Meier mußte allerdings dem Befehle Folge leisten. Der Steuermann hatte aber nicht hindern können, daß er den Sack ein klein wenig verschob, und des Seemanns scharfes Auge entdeckte im Nu unter dem einen Zipfel die Spitze einer der glänzenden Barren. Er erschreck ordentlich darüber, wußte aber



auch nicht gleich, was er thun solle, und kroch langsam wieder in den Raum zurück, sich dort die Sache erst vor allen Dingen noch einmal zu überlegen.

Hier beschloß er jedoch, den Leuten vor der Hand von seiner Entdeckung noch nichts zu sagen; denn daß das Gesehene Gold gewesen sei, daran zweifelte er keinen Augenblick mehr. Der Blick, den er nach dem Sack und seinen darunter verborgenen Inhalt geworfen, war aber dem Steuermann ebenfalls nicht entgangen und beunruhigte ihn nicht wenig. Vielleicht hatte der Mann aber doch eben nichts weiter gesehen, und er ging jetzt nur desto eifriger daran, die letzten der unerwartet zahlreichen Barren in Sicherheit zu bringen.

Er that das so schlaue als möglich, und wickelte immer einige in ein Tuch ein, während er dem Kapitän dabei ein paar andere gleichgültige Gegenstände offen mit hinüber reichte, bis nach Verlauf einiger Stunden auch der letzte Rest des gefundenen Schatzes gehoben und — geborgen war.

Eine Stunde etwa verging jetzt noch mit Durchstöbern des verlassenen Fahrzeuges, aus dem Dies und Jenes, als der Erhaltung werth, mitgenommen wurde, bis endlich der Kapitän den Befehl gab, die Taue loszumachen, und die Segel wieder aufzubrassen und zu setzen. Wenige Minuten später flogen die Raaen herum, die Isegrimm entfaltete wieder einen Theil der bisher geborgenen Leinwand, und glitt bald darauf von dem geplünderten Wrack hinweg, das sie, schwerfällig schaukelnd und seine Masten schleppend, auf den Wellen zurückließ.

Die Isegrimm setzte unterdessen ihren Weg nach Batavia fort, und die Mannschaft hatte den Tag über genug zu thun, das geborgene Gut an ihrem eigenen Bord überall ordentlich unterzubringen. Umsonst suchten sie aber dabei von dem Untersteuermann zu vernehmen, was er eigentlich in der Dschunken-Cajüte gesehen, und was der Obersteuermann dort getrieben.

Der Untersteuermann hatte sich die Sache nämlich unterdessen überlegt, daß er für seine eigene Person viel besser fahren würde, wenn er den Steuermann wissen lasse, er habe etwas gemerkt und könne es, wenn er wolle, den Leuten verrathen. Dadurch zwang er seine beiden Vorgesetzten ohne

Weiteres, ihn zum Theilhaber ihres goldenen Fundes zu machen. Ging die Sache ihren ordentlichen Weg, so kam doch eben nicht besonders viel auf den einzelnen Mann; rettete er aber für sich selber ein Drittheil des geheimen Fundes — den er übrigens gar nicht für so bedeutend hielt —, so zählte das viel eher.

Noch an dem nämlichen Abend nahm er deshalb auch Gelegenheit, dem Steuermann ziemlich deutlich zu verstehen zu geben, daß er, der Untersteuermann, nicht so leicht hinter das Licht geführt werden könne, und ganz genau wisse, was noch sonst am Bord der Dschunke gewesen außer den Schachspielen und Theekisten. — Der Steuermann that aber, als ob er auch kein Wort von der Anspielung verstünde, und als der Untersteuermann, endlich dadurch ärgerlich gemacht, geradezu behauptete, eine Goldstange unter dem Kaffeesack gesehen zu haben, lachte ihm sein Vorgesetzter in's Gesicht und meinte: dann thäte es ihm entsetzlich leid, daß er ihn daran verhindert habe, den alten Sack wegzunehmen, denn in dem Falle hätten sie vielleicht gar einen Schatz gefunden, der nun auf der Dschunke im Meere herumschwimme.

Aus dem Burschen war nichts in Gutem herauszubekommen, das sah der Untersteuermann jetzt wohl ein. Wenn er aber auf solche Art sein Drittheil aufgeben mußte, war er wenigstens entschlossen, sich nicht um den ihm gebührenden Antheil des Fundes prellen zu lassen, und dem Steuermann konnte es kaum entgehen, daß Meier noch am nämlichen Abend eine lange und eifrige Unterredung mit dem Zimmermann, dem Vorgesetzten des Vorderkastels, hielt. Die Sache konnte am Ende doch schief gehen, denn, wenn sie auch unterwegs nichts unternehmen durften, was sie im nächsten Hafen der Anklage von Meuterei ausgesetzt und da sicherer und scharfer Strafe überliefert hätte, so brauchten sie ihren Verdacht im nächsten Hafen eben nur zur Anzeige zu bringen, und eine Entdeckung des beabsichtigten Unterschleifs war dann sicher zu befürchten.

Das zu vermeiden, hatte er an dem nämlichen Abend, und zwar auf seiner Wacht, wo er den Kapitän an Deck rief, eine lange Unterredung mit diesem und der Plan, den die beiden würdigen Männer sich ersannen, sollte sie mit ihrem Schatze in Sicherheit bringen, ohne irgend einer Gerichtsbarkeit darüber Rede zu

stehen.

An Bord ging indeß Alles nach wie vor seinen ruhigen Gang. Der Kapitän und Steuermann nahmen zur gewöhnlichen Zeit ihre Observationen und bestimmten danach den Lauf des Schiffes, und zeichneten auf der Karte die zurückgelegte Distanz in der üblichen Weise an. In Wirklichkeit aber richtete der Kapitän seinen Lauf mehr nach Südwesten, um in die Nahe des Freihafens von Singapore zu kommen, und hatte auch auf der dem Untersteuermann zugänglichen Karte eine viel größer zurückgelegte Entfernung angegeben, als sie bis dahin gemacht. Er wußte recht gut, daß er ihn dadurch am leichtesten irreführen konnte.

Der Karte nach waren sie demnach schon ganz in der Nähe der Insel Bangka, die sie, wie er meinte, am richtigsten in Sicht haben konnten. In Wirklichkeit aber näherten sie sich der Südspitze von Malacca, und dort hoffte der Kapitän mit Hilfe des Steuermannes seinen Schatz in Sicherheit zu bringen.

Es war Abend geworden, als er seine darüber etwas erstaunte Mannschaft durch den Untersteuermann zusammenrufen ließ, und den Leuten jetzt ankündigte, daß er indessen die Berechnung der von dem Wrack geborgenen Güter gemacht, die er allerdings erst zu Hause angekommen richtig vertheilen dürfe. Da sie sich aber dem Hafen von Batavia näherten, wo er seiner Mannschaft ein paar freie Tage zu geben gedenke, und sie sich die Zeit über so musterhaft betragen hätten, so wolle er ihnen gern etwas von ihrem Fund auf Abschlag auszahlen und ihnen heut Abend einen freien Grog gestatten. Das Wetter sei ruhig, eine Gefahr nicht zu befürchten und sie möchten sich deshalb einmal einen lustigen Abend machen.

Willkommenere Botschaft kann einem Matrosen selten auf der See werden, und als ihnen der Kapitän nun noch per Mann zwanzig spanische Dollars aus dem gefundenen Sack durch den Steuermann auszahlen ließ — der Untersteuermann bekam vierzig — und der Steward dann die Anweisung erhielt, ein Fäßchen mit einer Quantität Zucker an Deck zu schaffen, kannte ihr Jubel keine Grenzen. Seeleute leben ja überhaupt nur für den Augenblick, und deshalb kümmerte sich die Mannschaft der Isegrimm jetzt auch nicht im Mindesten darum, was ihr Kapitän

vielleicht noch außerdem bei Seite gebracht haben konnte. Das war eine Sache, die später ihre Erledigung fand; für jetzt hatten sie die Aussicht lustiger Zeit im Hafen mit einer Tasche voll Geld, und die Gewißheit eines steifen Grog für diese Nacht — was wollten sie mehr?

Selbst der Untersteuermann schöpfte nicht den mindesten Verdacht, denn er glaubte, der Kapitän wolle ihn mit der Abschlagszahlung nur beschwichtigen, daß er im Hafen angekommen, des vermutheten Goldes nicht weiter erwähnen solle. Uebrigens war er fest entschlossen, sich mit den vierzig Dollars nicht abfinden zu lassen — die vierzig Dollars hatte er auch außerdem verdient.

Das Schiff lies vor dem Monsun langsam seine Bahn entlang. Die Brise wehte eben stark genug, die Segel aufzublähen, und am Bug vorn krauste sich nur leicht der phosphoreszirende Schaum der dunkelblauen leise wogenden See.

Desto lebendiger aber ging es heute an Bord her, wo der Steward bald sein kleines Fäßchen in die immer durstigen Kehlen auslaufen ließ. Je mehr das starke sehr versüßte Getränk abnahm, desto lauter und jubelnder geberdete sich die Schaar, und während der Zimmermann in seiner Freude eine alte Geige aus seiner Coje holte und vom Gangspiel herab seine schrillen Weisen ertönen ließ, faßten sich die derben Bursche, zwei und zwei, und wirbelten sich herum nach Herzenslust. Selbst der Obersteuermann, der ihnen heute eigenhändig den Grog mit Zucker zurecht gemacht, mischte sich unter sie, und während er sie ermahnte, hübsch nüchtern zu bleiben, reichte er ihnen doch auch wieder die verführerischen Becher dar, die nicht umsonst so gewürzt waren.

Es dauerte auch kaum zwei Stunden, so konnte fast keiner der Leute mehr ans seinen Beinen stehen. Der Kapitän hatte schon selber das Steuer genommen, und hielt unbeachtet so weit nach Westen hinüber, wie es ihm die Stellung der Segel überhaupt gestattete.

Auch dem Untersteuermann, der sonst eine tüchtige Portion vertragen konnte, war der heute ohne Wasser angemischte übersüße Grog in den Kopf gestiegen, und sehr erwünscht kam ihm die Aufforderung des Obersteuermanns: jetzt lieber zur Coje

zu gehen, damit er naher wieder auf seiner Wacht munter und bei der Hand sein könne. Er taumelte mehr, als er ging die Cajütentreppe hinunter, und warf sich dort angekleidet, wie er war, auf sein schmales Lager.

Diesen Augenblick hatten die beiden Verbündeten schon lange herbeigesehnt, die Nacht war mehr und mehr vorgerückt, und Zeit zum Ausschlafen durften sie keinem ihrer Leute lassen.

Die Matrosen lagen ebenfalls schon sämtlich schnarchend überall an Deck umhergestreut. Kaum wußten sie deßhalb den letzten, den Untersteuermann, sicher in seiner Coje, als der Kapitän das Ruder sich selber überließ und dann mit dem Obersteuermann rasch und so geräuschlos als möglich das am Stern des Schiffes an seinen Krahen hängende Schiffsboot in See hinunterließ.

Alles dort hineingehörende, wie Kompaß, Lebensmitteln und Getränke, war schon über Tag zurecht gelegt worden und brauchte jetzt nur hinabgereicht zu werden, und als Ballast folgten nun die kostbaren Barren, die der Kapitän dem Obersteuermann hinunterließ.

Die Barren hatte der Obersteuermann heute über Tag, während er die Wache zur Coje hatte, immer zehn und zehn in Segeltuch eingenäht, und das ziemlich geräumige Boot, nur von zwei Leuten bemannt, trug die Last bequem und leicht. Alles beendet, gebrauchte der Kapitän noch die Vorsicht, den Chronometer zu verstellen, damit der Untersteuermann nicht sobald einen Hafen erreiche, und als sie eingeladen, was sie des Mitnehmens werth fanden, hängten sie den Block aus, der sie noch an Bord festhielt, setzten ihr kleines Segel und ließen bald das vor der Hand noch ruhig seine Bahn verfolgende Schiff in weiter Ferne hinter sich.

\*

\*

\*

Der Untersteuermann, der sich noch vor Allen am nüchternsten gehalten, wachte zuerst wieder auf. Die Brise war stärker geworden, die See ging etwas höher und die beiden niedergelassenen Blöcke, an denen das Boot gehangen, schlugen in regelmäßigen Zwischenräumen, mit der Bewegung des Schiffes, gegen den Spiegel desselben an.

Der Seemann richtete sich in seiner Coje auf und horchte auf das ungewohnte Geräusch. Der Kopf war ihm noch wirr und wüst von dem im Uebermaß genossenen Rum, und im Magen schien es ihm auch nicht ganz recht zu sein, denn er schnitt ein miserables Gesicht. Fast instinktmäßig griff er aber nach seiner Uhr in der Tasche, und als er den Zeiger derselben vorsichtig mit dem Finger gefühlt, sprang er erschreckt aus seiner Coje und an Deck.

Alles war hier todtentill. Er blieb stehen und rieb sich die Äugen, denn er glaubte noch fort zu träumen; aber der durchschwärmte Abend fiel ihm wieder ein, und er schüttelte leise vor sich hin mit dem Kopf.

»Schöne Geschichte das!« murmelte er dabei. »Wie es scheint, bist Du der einzige nüchterne Mensch an Bord, Meier, den Mann vielleicht am Steuer ausgenommen, der —«

Er hielt mitten in seinem Selbstgespräch ein und blieb vor Staunen stumm vor dem leeren Steuerrad stehen. Dann warf er einen, raschen erschreckten Blick nach den indeß durch den Wind gedrehten Segeln hinauf, sah sich verwundert rings an Deck um. Jetzt schlugen die Blöcke wieder hinten gegen das Schiff an, und er schritt zum Deck, lehnte sich mit den Armen auf die Schanzkleidung und sah hinüber.

In dieser Stellung blieb er wohl eine Viertelstunde. Er sah die hinuntergelassenen Blöcke, sah, daß das Boot fehlte und immer noch nicht recht klar im Kopfe zuckten ihm die Gedanken, was hier wohl vorgefallen sein könne, herüber durch das Hirn. Erst ganz allmählig dämmerte ihm auch die mögliche Wahrheit des Vorgefallenen, wenn er sich auch noch immer nicht denken konnte, daß der Kapitän und der Obersteuermann das eigene Schiff auf offener See verlassen haben sollten. Aber er taumelte doch wieder in die Cajüte hinunter, zu sehen, ob der Alte in seiner Coje wäre, und erst als er diese leer, sonst aber Alles in der gewöhnlichen Ordnung fand, erst als er den Obersteuermann ebenfalls nirgends sehen konnte, begann er das Ganze zu begreifen.

Mit dem Bewußtsein wurde er aber auch auf einmal vollständig nüchtern, und versuchte jetzt von Anfang an das Unmögliche, nämlich die übrige Mannschaft ebenfalls munter und an Deck zu

bekommen. Das war allerdings leichter unternommen als ausgeführt; nur den Zimmermann rüttelte er endlich wach und theilte ihm die wunderliche Entdeckung mit.

Dieser wollte es allerdings im Anfang gar nicht glauben; es blieb ihnen zuletzt aber kein Zweifel mehr. Das fehlende Boot zeigte ihnen nur zu deutlich, daß die beiden fehlenden Hauptpersonen des Schiffes auch mit dem Boote verschwunden waren, und ein kurzer Kriegs Rath wurde jetzt gehalten, was zu thun sei: die Flüchtigen aufzusuchen, dann ihren bisher eingehaltenen Cours zu verfolgen, dann sich weder um Kapitän noch Steuermann weiter zu kümmern.

Die letzteren hatten aber jedenfalls mit dem kleinen scharfgebauten Boote einen tüchtigen Vorsprung, wenn sie wirklich desertiert waren. Die genaue Richtung, die sie genommen, ließ sich ebenfalls nicht ermitteln, denn sie konnten eben so gut mit dem Nordost Monsuhn nach Südost wie nach Südwest gesegelt sein; also blieb ihnen nichts Anderes übrig, als ihren Cours beizubehalten und einfach im ersten Hafen die Flucht des Kapitäns wie des ersten Steuermanns pflichtschuldig anzuzeigen. Den Berechnungen nach, die der Kapitän in der letzten Zeit auf der Karte angegeben, glaubte der Untersteuermann auch, daß sie ganz in der Nähe von Batavia wären und das, oder Java überhaupt, getraute er sich schon allein zu finden.

\*

\*

\*

Die beiden Flüchtigen hatten indessen ihre Maßregeln ganz vortrefflich genommen, und fest vor dem Wind, mit der Stelle, auf der sie sich befanden, ganz genau bekannt, und mit eben genug Wind, ihr leichtes Boot rasch über die Wogen zu treiben, hielten sie auf die Spitze von Malacca zu, erreichten diese gegen Abend, umschifften sie und landeten am nächsten Morgen glücklich in Singapore, wo ein einzelnes Boot, das man zu einem der Schiffe gehörig hielt, natürlich gar nicht auffiel.

Hier übernahm nun der Kapitän den Verkauf ihres Goldes, während der Steuermann unter einem von den Malayen gekauften Sonnensegel von geflochtenen Matten zurückblieb und

den Schatz bewachte. Der Kapitän hatte übrigens nur eine Barre in sein Taschentuch gewickelt, und ging damit langsam in die Stadt hinauf, irgendwo einen Goldschmied aufzutreiben, bei dem er einen kleinen Theil ihrer Barren vielleicht verwerthen konnte. Wußte er erst einmal den genauen Preis, denn das Gold hier hatte, so ließ sich vielleicht mit einem der größern Geschäftshäuser ein vortheilhafter Kauf über das Ganze abschließen. Wenn sie auch einige Prozente daran verloren, so schadete das ja nichts. Je rascher sie nur die Barren in Baargeld verwandelten, desto sicherer waren sie vor Entdeckung. Singapore ist ein merkwürdig belebter Ort; die Straßen wimmelten von Chinesen und malayischen Lastträgern, und Laden reihte sich an Laden, wohin er immer ging. Nur Goldschmiede schien es entsetzlich wenig zu geben, und der Seemann hatte in der glühenden Sonnenhitze die winklichen Gassen wohl eine Stunde die Kreuz und Quer durchwandert, ehe er einen alten Chinesen traf, der in einem Laden mit dem Löthen eines Ringes beschäftigt war.

Der Kapitän blieb erst eine Weile unschlüssig vor dieser unscheinbaren Werkstatt stehen. Einzelne, auf dem Werkische umhergestreute goldene Zierrathen sagten ihm aber doch, daß der Mann da drinnen jedenfalls zu dem Handwerk, das er suchte, gehöre, um ihm, wenn er auch nicht selber reich genug sei, das Gold zu kaufen, doch vielleicht einen Ort anzugeben vermöge, wo er weitere Nachfrage halten könne.

Eine andere Schwierigkeit war mit der Sprache; denn die Chinesen verstehen gewöhnlich nur ihr eigenes Kauderwelsch und höchstens nur Malayisch, das ihnen nur zur Mittelsprache mit den Europäern dient. Der Alte hier machte jedoch glücklicherweise eine lobenswerthe und erwünschte Ausnahme; denn wenn man auch nicht sagen konnte, daß er Englisch sprach, so radebrechte er es doch auf eine Weise, die den Kapitän hoffen ließ, sich ihm verständlich zu machen. Nach kurzer Einleitung — der Frage um den Preis dieses oder jenes dort liegenden Gegenstandes, erkundigte er sich endlich bei dem Alten, ob er Gold kaufe, und als dieser dazu freundlich mit dem Kopf nickte, wickelte er seine sorgsam eingehüllte Barre aus dem Tuche heraus und gab sie dem alten Chinesen mit der Frage: Wie hoch



er das Stück da taxire? »Das da?« fragte der Langzopf, betrachtet sich das fragliche Stück flüchtig und legte es endlich, ohne es einer Prüfung zu unterwerfen, auf eine neben ihm befindliche Waage, die größtentheils aus einem langen eingekerbten eisernen Stab bestand. »Das hier« — wiederholte er, während er sich verbog, die Kerben genau zu erkennen, dabei aber wieder vorsichtig nach dem Fremden schielte, ob dieser nicht indessen mit den Händen seinem Arbeitstische zu nahe komme — »wiegt etwas über drei Pfund — nicht viel — ist etwa werth halb Dollar Pfund — macht ein und halben Dollar.«

»Ein und halben Unsinn!« brummte der Kapitän vor sich hin, den gleichwohl dabei ein höchst unbehagliches Gefühl beschlich. »Anderthalb Dollars für drei Pfund Gold — das glaub' ich Alter, das wäre so ein Morgengeschäft. Du bist weiter kein Jude.«

»Drei Pfund Gold?« lachte der alte unverwüstliche Chinese. »Ja, schönes Gold! — Wenn das Gold wäre, wollte Sing Fua bald ein reicher Mann sein. — Ist *Metall!*«

»Ja, das weiß ich, daß es kein Porzellan ist, Holzkopf!« murmelte der Seemann vor sich in den Bart. »Aber was für Metall ist es? Gold! und wenn Du nicht den richtigen Preis dafür gibst, kannst Du Dich darauf verlassen, daß ich nicht dumm genug bin, es Dir zu verkaufen.«

Der Chinese zuckte die Achseln, antwortete aber weiter nichts und begann wieder an seiner vorher unterbrochenen Arbeit.

Der Seemann blieb noch eine Weile bei ihm stehen; da jener aber nicht die geringste Miene machte, den Handel noch einmal anzuknüpfen, wickelte er seine Baare wieder ein, drehte er sich auf dem Absatze herum und verließ pfeifend den Stand des Alten.

»Metall!« das Wort ging ihm jedoch im Kopfe herum. Wenn der alte Hallunke am Ende doch Recht hatte, wenn das kein Gold gewesen wäre, und er jetzt, ein paar hundert Dollars wegen, sein Schiff, seine Anstellung, seine ganze Existenz aufgegeben hätte? — Aber es war nicht möglich; es mußte Gold sein und der alte Schlaukopf hatte ihn um die Stange betrügen wollen. Ehe er um die Ecke bog, rief er ihn gewiß zurück. An der Ecke! blieb er stehen und sah sich nach dem Chinesen noch einmal um; der aber kauerte unbeweglich über seiner Arbeit und kümmerte sich gar nicht, mehr um ihn.

Der Kapitän traf jetzt einen Engländer auf der Straße, der allem Anschein nach Einkäufe in den verschiedenen Läden machte. An diesen wandte er sich und erkundigte sich nach einem ordentlichen Goldschmied. Ein solcher, und zwar ein Franzose, wohnte nicht weit davon entfernt in einer kleinen Straße. Der Engländer führte ihn selbst dahin und hier auf's Neue erfragte der Seemann den Preis seiner Barre. Aber auf's Neue wurde ihm hier die nämliche Summe genannt, die schon der Chinese angegeben hatte. Die Masse hieß im dortigen Handel kurzweg Metall und bildete einen der chinesischen Handelsartikel. Der Preis stand jetzt, wie er meinte, gerade ziemlich hoch, und er könne, wenn er mehr davon habe, seinen Vorrath vielleicht zu einem halben Dollar oder zweiundfünfzig Cents per Pfund verwerthen.

Der Seemann hörte der Auseinandersetzung wie ein Träumender zu. Vor ihm zusammen brach das Luftschloß, das er sich wolkenhoch am Morgen noch aufgebaut, und er fürchtete sich jetzt fast, zu seinem Boote zurückzukehren und seinem Leidensgefährten die traurige Nachricht mitzuthemen. Immer klammerte er sich dabei noch an die letzte Hoffnung an, ob er nicht Einen fände, der ihm doch die tröstliche Nachricht gebe, daß es wirklich Gold sei, was er trage. Das Resultat aber blieb immer dasselbe, wohin er sich auch wandte; das schreckliche Wort Metall schmetterte überall seine Hoffnungen zu Boden, und es blieb ihm zuletzt nichts anderes mehr übrig, als zu glauben, was ihm die Leute sagten. In einer wahrhaft verzweifelten Stimmung kehrte er zu seinem Boote zurück, und getraute sich fast gar nicht, dem Steuermann ihre mißlungene Spekulation mitzuthemen.

»Nun ja«, sagte dieser, als er sich doch endlich ein Herz gefaßt, »ob ich es mir aber nicht dabei gedacht habe? Gold? — wie käme unsereiner auch zu Gold!«

»Und was fangen wir nun an?« fragte kleinlaut der Kapitän.

»Was wir anfangen?« rief der Steuermann erstaunt. O, ich sollte denken, das wäre einfach genug. Wie verkaufen den Plunder an den Ersten, der uns baares Geld dafür gibt, und fahren, so rasch wir können, hinter unserem Isegrimm wieder her.«

»Hinter dem Schiff?«

»Nun, versteht sich. Sollen wir uns etwa auf einem andern als

gemeine Matrosen verdingen, und dann noch als Deserteure in allen Blättern ausgeschrieben werden?«

»Und mit dem Boote nach Batavia?«

»Denken gar nicht dran!« brummte der Steuermann. »Wie ihr an Land waret Kapitän, kam hier die Jolle von der amerikanischen Barke da drüben vorbeigefahren. Die will heute Nachmittag in See und direkt nach Batavia gehen und auf der nehmen wir Passage. Soviel wird doch der lumpige Stoff da im Boote abwerfen, daß sie uns und die Jolle, frei hinüberschaffen.«

»Und wenn uns der Untersteuermann nachher verklagt?«

»Wohl weil er sich betrunken und seine Wacht jedenfalls verschlafen?« lachte der Steuermann. »Nein, Kapitän, wenn Sie sich davor fürchten, können Sie's halten, wie Sie wollen; aber meinen Antheil an dem gefundenen Thee laß ich nicht im Stich, soviel weiß ich, und wenn hier Jemand dumm genug ist, uns für das Pfund von dem Zeug da einen halben Dollar zu geben, so weiß ich, wer den Nachmittag wieder unterwegs nach Batavia ist.«

Der Kapitän wollte noch Einreden machen, der Obersteuermann aber widerlegte sie alle, und rasch gingen sie jetzt daran, das Metall, womit sie ihr Boot befrachtet hatten, zum Marktpreis loszuschlagen.

\*

\*

\*

Der Untersteuermann segelte indessen unverdrossen nach Süden fort, und geriet Mittags, als er die Observation nahm und den wirklichen Breitengrad ausrechnet, auf dem er sich mit seinem Schiffe befand, in die peinlichste Verlegenheit, da dies mit der Karte gar nicht stimmte. — Da übrigens der Chronometer nicht mehr richtig ging, was er jedoch natürlich nicht wußte, fand er sich in den Inseln, die er unterwegs traf, gar nicht aus, und lief sie fast alle an, immer in der Meinung, das sei endlich Java. Zu seinem Glück überholte ihn endlich ein englisches Schiff, das aus der Straße von Malacca kam und nach Sdney wollte. Mit Hilfe desselben richtete er seinen Chronometer wieder, bekam die ordentliche Distanz und erreichte endlich, freilich nach tüchtiger

Verzögerung, glücklich die Rhede von Batavia.

Eigentlich war es ihm übrigens recht, daß er seine beiden Vorgesetzten auf diese Art los geworden. Da er das Schiff nun selber in den Hafen gebracht hatte, so mußte ihn das bei seinen Rhedern außerordentlich empfehlen, und für diese Reise durfte er sich über, dieß als Kapitän betrachten; ja wer wußte, ob ihm die Rheder nicht jetzt das Schiff für immer ließen. Von jenem Abend brauchte er ja weiter nichts zu erzählen, und seinen Bericht über die Flucht des Kapitäns und Obersteuermannes wollte er schon machen.

Kaum war deshalb auch der Anker in die Tiefe gerollt und seine Flagge aufgezogen als er in die Kajüte ging, die er jetzt in Beschlag genommen hatte, dort seine Ufertoilette machte und nun langsam wieder an Deck stieg, an Land zu fahren und dort dem Kaufmann, für den die Ladung bestimmt war, seinen Bericht abzustatten. Ein von Malayen bemanntes Boot hatte schon, wie es dort Gebrauch ist, seine Dienste angeboten, und Meier stand, die Blechbüchse mit den Papieren unter dem Arm, an Deck.

Zwischen den Schiffen durch, vom Lande her, ruderte jetzt ein Boot, in dem unter einem Sonnensegel zwei Europäer saßen.

»Hol's der Teufel, Meier«, sagte da der Zimmermann, der neben seinem Vorgesetzten stand, »das Ding sieht gerade so aus wie unsere alte Jolle — und sie halten auch genau auf uns zu.«

Der Untersteuermann sagte gar nichts, aber es kam ihm selber so vor, und gespannt erwartete er das Nahen des Bootes, das gleich darauf dicht neben dem malayischen längsseits einlief. Wer darin saß; hatte er wegen des Sonnensegels nicht erkennen können.

Jetzt kamen die beiden Europäer darunter vor, und da einer von ihnen den Kopf hob, rief der Untersteuermann ordentlich erschreckt aus: »Hols der Teufel — der Kapitän!«

»Guten Tag, Meier!« sagte dieser aber vollkommen ruhig. »Ihr seid höllisch lange ausgeblieben, daß wir Beide, in der Nußschale von einem Ding da, eine Spazierfahrt machen und Euch doch noch überholen konnten.«

»In dem Boote sind Sie aber doch nicht nach Batavia gefahren?« rief der Untersteuermann und behielt den Mund vor

Erstaunen offen.

Der Kapitän kletterte, ohne dem Untersteuermann für jetzt weiter Rede zu stehen, von seinem Obersteuermann gefolgt, rasch an Deck, und gab hier so ruhig seine Befehle, als ob er nicht einen Augenblick den Fuß über Bord gesetzt hätte.

»Sind das alle Papiere, Meier?« fragte er dabei, indem er nach der Blechbüchse griff.

»Ja, Kapitän«, sagte Meier, noch vollständig verblüfft, »aber — wie um Gottes willen — sind Sie denn eigentlich — —« »Ich will euch etwas sagen, Meier!« meinte der Kapitän freundlich, indem er ihn an einem Knopfe faßte und bei Seite führte. »Ich will von jenem Abend an Bord nichts weiter erwähnen. Das nächstemal aber, wenn ich Euch wieder Grog geben lasse, dann bedenkt hübsch, daß Ihr mit als Offizier des Schiffes vor allen Andern nüchtern bleiben müßt. Es ist kein Spaß, zu Zweien ein solches Schiff zu regieren, und daß ich dabei über Bord fiel, wahrhaftig kein Wunder. Zum Glück hing das Boot dahinten so, daß es der Obersteuermann allein niederlassen konnte, ich wäre sonst verloren gewesen, denn in den Kleidern ist schlecht schwimmen. Wie uns übrigens das Schiff, das der Obersteuermann allein nicht belegen konnte, ohne Mann am Steuer, statt durch den Wind zu drehen, davon lief, glaubte ich nicht mit dem Leben davon zu kommen. Glücklicherweise hat uns noch ein Amerikaner gesunden und aufgenommen, und da Alles gut abgelaufen ist, und Ihr das Schiff ordentlich in den Hafen gebracht habt, mag es diesmal darum sein, und ich will weiter keine Anzeige davon machen.«

»Aber Kapitän —«

»Schon gut, Steuermann — seht nur vorn nach dem Anker, daß er ordentlich liegt, denn es kann hier manchmal ganz verwünscht wehen. Ich will mich nur umziehen und dann sogleich an Land fahren.« Und damit tauchte er in seine Cajüte unter.

»Guten Tag, Meier!« sagte der Obersteuermann, der jetzt ebenfalls an den Fallreeps herauf kam und nach dem Quarterdeck zu ging. »Habt Ihr gehört, was Euch der Alte gesagt hat?«

»Ja — aber —« stammelte Meier, der noch immer nicht wußte,

was er aus dem Allem machen solle.

»Na, dann ist's gut, dann thut es auch. Aber apropos«, unterbrach er sich plötzlich, als er vor Meier stehen blieb und ihn aufmerksam betrachtete, »ich glaube gar, Ihr habt da eins von meinen Hemden an?«

»Ja, Obersteuermann; ich — ich dachte —«

»Na, geht nur hinunter und zieht es wieder aus, denn bei der Arbeit könnte es schmutzig werden und dann seht nach dem Anker.«

Und ohne sich weiter mit dem Verblüfften einzulassen, folgte er dem Kapitän in die Cajüte.

Meier stand wirklich da wie vor den Kopf geschlagen; seine beiden Vorgesetzten ließen ihm aber gar keine Zeit auch nur zu Athem oder zu ordentlicher Besinnung zu kommen. Der Kapitän fuhr gleich darauf ans Land, seine Geschäfte zu besorgen, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre, und der Obersteuermann trug indessen in das Logbuch ein, daß der Kapitän der Isegrimm am 27. vorigen Monats über Bord gefallen, aber von ihm, dem Obersteuermann, mit eigener Lebensgefahr im kleinen Boote gerettet worden sei. Das Schiff hätten sie indessen in der Nacht verloren, und seien glücklich von einer amerikanischen Brigg aufgefischt worden, die sie nach Batavia gebracht hätte, wohin der Untersteuermann indeß das Schiff geführt habe.

Die Geschichte, die der Untersteuermann indessen schon In demselben Buche eingetragen und wonach Beide das Schiff mit dem Boote auf unbegreifliche Weise verlassen hatten, ließ er ruhig stehen: wurde doch dieselbe durch die zweite erklärt und aufgehoben.

Der Kapitän aber löschte hier seine Ladung, verkaufte außerdem die von der Dschunke geborgenen Güter, wobei er die Mannschaft vollkommen mit dem ihr zugekommenen Theil befriedigte und nahm dann neue Fracht nach seiner Vaterstadt.

Der Untersteuermann machte allerdings noch einmal eine Anspielung auf das vermuthete Gold; der Obersteuermann nannte ihn aber einfach einen Esel und sagte ihm, er solle selber suchen, wo er es fände, und damit war die Sache abgemacht.

Als sie nach Hause kamen, erhielt der Kapitän ein sehr schönes

Geschenk von den Rhedern für den Antheil, den er von der geborgenen Dschunkenladung mitgebracht, und der Obersteuermann bekam das Kommando einer Brigg. In die Stelle desselben, an Bord der Isegrimm rückte aber ein Vetter des Rheders, ein junger Mensch, der drei Jahre Schiffsjunge auf einem andern Schiffe gewesen war und dann die Steuermannskunst zu Hause gelernt hatte, und Meier — blieb nach wie vor Untersteuermann.

**L a n d s h u t.**

Druck und Verlag von J.F. Rietsch.

# Homöopathische Kuren.

(Humoristische Skizze,  
frei nach dem Französischen,  
von A. Segalas bearbeitet.)

Sonntag, den 27. März 1859.

**W**ahrhaftig, mein lieber Robert, Du bist doch der vollkommenste unter allen Männern!«

Mit dieser im Ehestande nicht allzu häufig vorkommenden Bemerkung wandte sich Coeleste an ihren jungen Ehegemahl. Die Augen fest auf ihn gerichtet, betrachtete sie ihn wie eins der sieben Weltwunder oder vielmehr, sie schien ihn für einen Engel im schwarzen Frack zu halten, aber für einen Engel, dem der Herr Maire die Flügel gestutzt hatte. Freilich glitt in diesem Augenblick ein Strahl des Honigmondes durch die Glasscheiben des Salons und erhellte das Gesicht Roberts von Balligny. Es war ein schmeichelnder und freundlicher Strahl, er warf auf die Figur des Neuvermählten einen lachenden und durchaus vortheilhaften Widerschein. Dieser Honigmond war noch in seinem ersten Viertel.

»Meine Schmeichlerin!« antwortete der verkleidete Engel im Frack, sein schwarzes Schnurrbärtchen drehend.

»Aber ich nehme Dich nicht anders, als wie Du bist: von trefflicher Herzensgüte, von engelgleicher Sanftmuth, tugendhaft wie die strengste Predigt und poetisch wie eine Meditation von Lamartine.«

Die jungen Gatten thaten sich eine Zeit lang mit solchen Redensarten gütlich; aber da man mit der Zeit *Alles* satt bekommt, die Schmeicheleien des Honigmondes, wie die Gratulationen des Neujahrstags; so fanden sie nach Verlauf einer Stunde sich ungefähr nicht mehr viel zu sagen — die Zuckertüte war



ausgenascht.

Wenn Robert von Balligny Senator, Banquier, Notar oder sonst Etwas gewesen wäre, hätte er seine Frau öfters allein gelassen, um sich seinen Geschäften zu widmen; ihn aber hatte ein glänzendes Vermögen und ein unwiderstehlicher Beruf zum Stande des Nichtsthuers bestimmt.

Er blieb deßhalb doch bei seiner Frau, wenn er ihr auch nichts mehr zu sagen hatte, und die jungen Gatten sahen sich glücklich einander in die Augen. Wenn sie dann endlich müde geworden waren, sich einander anzusehen, setzte sich Coeleste vor ihren Arbeitstisch und öffnete einen Band von poetischen und allegorischen Legenden.

Coeleste, eine Blondine mit himmelblauen Augen, glich den Bildern vom Erzengel Gabriel, während Robert, mit seinen scharf markierten Zügen, seinen schwarzen Haaren und Augen von derselben Farbe beinahe das Ebenbild von Robert dem Teufel war. Coeleste war träumerisch, poetisch, aber von einer sehr empfindsamen Poesie, welche von der Wirklichkeit zurückschrak; Robert war an ein fideles Junggesellenleben gewohnt gewesen und hatte immer gedacht, daß eine Tragödie in fünf Akten ein gutes Essen von fünf Gängen nicht aufwiegt; dieß war sein literarisches Glaubensbekenntniß. Seine Natur und die Pariser Civilisation, die von weiland Luculus her datiert, hatte ihn zum Gourmand und Weinkenner gemacht. Wie er sah, daß seine junge Frau ganz besonders poetisch ausgelegt war und wie aus einer Wolke herabgestiegen schien, hielt er es für angemessen, seine niedrige und prosaische Anlage zur Feinschmeckerei sorgfältig geheim zu halten. Aber jagt Euer Naturell zur Thüre hinaus, — es steigt zum Fenster der »Freres Provencaux« wieder herein. Während sich Coeleste von den Meisterwerken der Dichtkunst nährte, dachte Robert nur an die neueste Iliade von Chevet.

Aus diesen eben angegangenen Gründen schlug Coeleste einen Band Legenden auf, während sich Robert etwas entfernt von ihr in eine Ecke des Salons setzte und heimlich »die perfecte Köchin« aus seiner Tasche zog.

Wie er glaubte, daß seine Frau ganz in ihre Lektüre vertieft sei, erhob diese plötzlich den Kopf.

»Welches Buch liest Du denn, mein Freund?« fragte sie.

»Was ich lese . . . « antwortete Robert ganz verwirrt und sich verloren glaubend, wenn er sein Verbrechen eingestehe, — »Du willst wissen, was ich lese, nicht wahr, mein Herzchen?«

»Du liest wohl in einer poetischen Blumenlese? Oder hast Du da den Victor Hugo oder Lamartine?«

»Lamartine, ganz richtig, ja im Lamartine les' ich.«

»Daran erkenne ich Dich; Du wählst unsere inspirirtesten Poeten, deren Seele die Schwester Deiner Seele ist. Wie hübsch mußt Du die Verse lesen, den See zum Beispiel! . . . O, Du mußt mir den See lesen, nicht wahr?«

Augenblicks fühlte Robert einen Kalten Schweiß auf seiner Stirne? »Ich glaube, wir thäten besser, wenn wir ein wenig spazieren gingen«, sagte er aufstehend.

»Keineswegs, mein Lieber, ich will's ich wünsch' es, und wenn es nöthig ist, befehl ich Dir's, mir den See zu lesen.«

Robert war seit acht Tagen verheirathet und machte demgemäß keine weiteren Einwendungen. Er bemerkte zwar noch, daß er das Buch momentan nicht wieder finden könne; als aber auch dieser letzte schwache Versuch fehlgeschlagen war und ihn Coeleste darauf aufmerksam machte, daß er es in die Tasche gesteckt habe, mußte er also den See von Lamartine in der »perfecten Köchin« aufsuchen. Aber aus dem Bereich der Flüssigkeiten konnte er in seiner Ausgabe von Lamartine Nichts finden, als ganz unschuldige Bächlein von Braten- und Compot-Saucen.

»Bist Du bald fertig, in diesem Band herumzublättern?« frug Coelestine ein wenig ungeduldig. »Eben, eben hab' ich's mein Kind«, entgegnete Robert, der zwar nicht in dem Buche, aber in einem Winkel seines Gedächtnißes den See wiederfand, der so melodisch dahinfließt. Er las mit etwas erregter Stimme oder stellte sich vielmehr so, als wenn er läse, die schönen Verse des Dichters;

*»Uns, die wir stets in neuen Ufern gleiten,  
Im Lichte bald und bald in düsterer Nacht,  
Wird uns denn, auf dem Ocean der Zeiten  
Dem Anker festzulegen, nie die Macht?*

*Gedenkst Du noch, o See — der schönen Tage?*

*Es hat der Mond sich zwölfmal kaum erneut.  
Gedenkst Du noch, geliebter See, o sage,  
Wie wir an Deinen Ufern uns erfreut?«*

Er stand im Buch gerade am Capitel von den Rebhühner-Ragouts. Er fuhr fort:

*»O See, kaum ist ein Jahr dahingezogen,  
Seit Du sie sah'st an Deinen Ufern steh'n, —  
Jetzt blick ich trauernd in die blauen Wogen,  
Und kann...«*

»Nicht weiter«, hätte er hinzufügen können; denn es war ihm in der That unmöglich, sich auf das Ende des Verses zu besinnen. »Ich bin ein wenig heiser«, sprach er, das Buch zuklappend.

»Ei, geh doch! Dein Organ ist ja so rein, so zart und Du hast Thränen in der Stimme!« Robert mußte das Buch nolens volens wieder aufschlagen und las, immer in seinem Gedächtniß die verlorene Strophe suchend, mit dieser zarten Stimme, in der Coeleste Tränen gefunden hatte, ganz mechanisch vor sich hin.

»Filet von Rehziemer mit Sauce a la Chevet.«

»Was liest Du da?« rief Coeleste, stürzte auf ihn zu und entriß ihm das Buch.

»O, ich Dummkopf!« rief Robert aus.

»Es ist die »perfecte Köchin!« sprach sie kaum vernehmlich, und stand wie versteinert da.

»Nun wohl, ja!« entgegnete entschlossen Robert, der rasch als gewandter Gegner die Vertheidigungsmittel aufbot, welche die Strategie an die Hand gibt.

»Was willst Du denn im Grunde, mein Kind; siehst Du, was ist denn die Ehe eigentlich: die Ehe ist das gemeinschaftliche Ertragen der gegenseitigen Fehler und Schwächen; und ich habe nun einmal, offen gestanden, den Fehler, wenn Du es so nennen willst, daß ich ein wenig Gourmand bin.«

»Aber, mein Freund«, entgegnete Coeleste, die Mühe hatte, ihre bittere Enttäuschung zu verbergen, Du kannst Dich vielleicht noch bessern.«

»Aufrichtig gesagt, nein, es ist zu spät! und da die Maske jetzt gefallen ist, will ich zuvörderst unserer Köchin sagen, was sie zu ändern hat und wie weit sie gehen darf; ich habe das Princip: eine gute Küche ist die Zierde einer sorgfältigen Haushaltung und —

Gott sei Dank — wir können etwas darauf verwenden. Und nicht wahr, wenn wir allein beisammen sind, anstatt immer von Poesie zu reden, reden wir auch manchmal von der edlen Kochkunst. Die beste und nützlichste aller Musen ist »die perfekte Köchin«, der Apollo der sie inspirirt, ist der »vollendete Gastronom« und hat als Attribut anstatt einer Lyra eine Gabel! Das ist auch Mythologie! Nun, so zürne mir nur nicht, mein blondes Seraphsköpfchen. . . . Ich will jetzt gleich einmal ein Diner so ganz nach meinem Geschmacke und nach meiner Inspiration bestellen.«

O bittere Enttäuschung! Das war also der poetische Romeo, den die junge Frau gewählt hatte! Wie sie allein war, ließ sie sich in einen Sessel gleiten, lehnte ihren Ellenbogen auf dessen Seitenarm und stützte ihre schöne, traurige Stirne mit ihrer weißen Hand. Das Legendenbuch war noch offen, ihre Blicke fielen auf die Ueberschrift: »Der Teufelsspiegel.« Sie las mechanisch die ersten Zeilen, als sie plötzlich ein Gedanke überkam: kam er vom Himmel oder von der Hölle? Das Lächeln auf den Lippen und die Hoffnung im Herzen, überflog sie mit den Augen folgende Legende:

*»Beelzebub, der Teufel der Versuchung, hatte das väterliche Höllenhaus noch nicht verlassen, er war noch in seinem rothen und schwarzen Haus eingeschlossen. Uebrigens verbrachte er seine Abende sehr angenehm, indem er sich in der Ecke des Höllenfeuers wärmte, und mit Voltaire plauderte. Aber eines Tages landete ein großer belgischer Tourist und Bankeruttirer in der Hölle an und flößte ihm Geschmack am Reisen ein. Beelzebub setzte sich sofort auf eine unterirdische Eisenbahn; Feuer und Dampf war gewiß das Letzte, an dem er Mangel litt. Natürlich fing er damit an, Paris zu besuchen, wo ein Theil seiner Familie sich aufhielt; sein Vater Satan, sein Bruder Mephistopheles, der längst aus Deutschland von seinen Reisen mit Doktor Faust zurückgekommen war, und Asmodeus, sein hinkender Neffe, der, wie Jeder weiß, der Intimus von Le Sage war.*

*Sowie Beelzebub den Fuß zur Erde gesetzt hatte, machte er vor allen Dingen seinen Verwandten die schuldige Aufwartung. Diese hatten sämtlich ihr Hauptquartier in einem großen, säulengetragenen Hause der Straße Vievenne aufgeschlagen.*

*Die Leute nannten dieß Gebäude die »Börse«. Aber denkt Euch das Erstaunen des armen Teufels, alle Pariser lachten ihm ins Gesicht. Dieß überraschte ihn eben so sehr, als es ihn reizte.*

*Beelzebub glaubte, er wäre ein Adonis; er hatte sich nie im Spiegel gesehen, denn es gibt keinen Spiegel in der Hölle, woraus man auch schließen kann, daß alle Frauen im Paradiese sind. Astaroth, der mit seinem Vetter Beelzebub spazieren ging, führte ihn geradewegs vor eine Spiegelhandlung. Beelzebub betrachtete sich in einem prächtigen, venetianischen Glas und stieß einen Schreckensschrei aus, der Spiegel gab ganz getreu alle seine Fehler und Häßlichkeiten wieder; die flammenden, teuflischen Blicke, seinen entsetzlich rothen Bart, der im Feuer der Hölle ganz rußig geworden war.*

*Beelzebub verlieh seinen Augäpfeln einen milderen Glanz, ließ sich seinen Bart abscheeren und ward in jeder Beziehung elegant und liebenswürdig; denn er ließ alle die Fehler verschwinden, die ihm sein treuester Freund, der Teufelsspiegel gezeigt hatte.«*

»Wohlan!« sagte sich nach dieser Lektüre Coeleste, — »so will ich ebenfalls die Fehler meines Mannes ganz genau nachahmen, um ihn davon zu heilen, ich will sein Teufelsspiegel werden.«

Ihrer neuen Taktik gemäß ließ Coeleste den Gourmandsgelüsten ihres Mannes nicht nur freien Lauf, sondern that sogar, als finde sie allmählig selbst Geschmack an den ausgesuchten, und oft sehr raffinirten Genüssen der Tafel. Niemand war im Anfang dieser Veränderung, froher, als Robert, ihr Mann; es freute ihn, eine Frau gefunden zu haben, welche, trotz der ganz entgegengesetzten Richtung ihrer Neigungen, so sehr auf seine schwachen Seiten und alle seine Wünsche einging, und so floß das Dasein Beider harmonisch dahin.

Es dauerte jedoch nicht lange, so kam es ihm vor, als übertreibe seine Frau doch etwas ihre Gefälligkeit gegen ihn und als beschäftige sie sich gar zu sehr mit den Interessen von Küche und Keller. Auch entwickelte sie einen Appetit für schmackhafte Gerichte, die er einem so zarten Wesen gar nicht zugetraut hätte. Eines Tages, an ihrem Namenstag, war ein besonders feines Diner vorbereitet, dessen Menü Robert selbst angegeben hatte. Wie er an diesem Tage zu seiner Frau ins Zimmer kam, um ein wenig mit ihr zu plaudern, eilte ihm diese entgegen und redete ihn

freudig an:

»Da bist Du ja, mein Männchen, nun hast Du auch ein recht kunstvolles und reiches Diner bestellt?«

»Das interessiert Dich wohl sehr?« frag Robert.

»Ob mich das interessiert! . . . Sagtest Du nicht neulich, die Ehe sei die Gemeinsamkeit und Ueberstimmung in den Fehlern und das gegenseitige Ertragen derselben. Nun wohl, ich habe auch einen Fehler, einen ganz kleinen, dem Deinen ähnlich; vielleicht hast Du ihn schon gemerkt, ich bin auch ein wenig Feinschmeckerin, gerade wie Du und ich finde, daß sich das sehr gut trifft.«

»Obschon ich es eigentlich nicht recht begreifen kann. . . . Du, die Du doch so poetisch, so duftig bist, . . . . denn ohne Dir schmeicheln zu wollen, ich konnte mir kein zarteres, feineres Frauchen wählen.«

»Hast Du auch eine Trüffelpastete bestellt, mein Lieber, und ein feines Filet mit . . . .«

»Davon können wir später noch reden«, sprach Robert etwas ungeduldig. »Siehst Du, meine liebe Coeleste, ich hänge mit einer Zärtlichkeit an Dir . . . .«

»Mit Champignon-Sauce, mein' ich, soll es angerichtet werden.«

»So laß es doch gut sein mit Deinem Diner!« erwiderte Robert, immer ungeduldiger werdend, »Ich sagte Dir also, daß ich Dir eine Zärtlichkeit gewidmet habe. . . . Ach, ich werde nie unsere erste Begegnung vergessen; das wird mir ewig eine Erinnerung bleiben voll Reiz und Zauber . . . .«

»Und Senf . . . .«

»Aber, Coeleste!«

»Und Senf, das wiederhole ich Dir — so laß mich doch ausreden — darf mir nicht wieder auf den Tisch kommen, das ist die erste Hauptbedingung bei unserer neuen Tafleinrichtung, Du weißt, welchen Abscheu ich gegen Senf habe.«

»Aber Coeleste, wozu vermengst Du denn diesen unaustehlichen Senf mit unserer Liebe? entgegnete Robert erzürnt. — Weißt Du auch, daß Du mir sehr sonderbar antwortest? Man sollte wirklich meinen, daß, Du mich gar nicht

mehr gern hast, und ich halte doch so viel auf Deine Zuneigung und hoffe, sie mir mit aller Sorgfalt und Aufmerksamkeit für's ganze Leben zu erhalten.«

»Wie Confitüren mit viel Zucker. Apropos Confitüren, ich habe ein prächtiges Recept für Apfelgelee.«

»Aber das ist widerwärtig«, rief Robert, »es ist ja gar keine Unterhaltung mehr mit Dir möglich, keines jener süßen Gespräche, die das Glück des Lebens ausmachen.«

»Marianne!« rief Coeleste, ohne auf ihren Mann zu hören und auf die Köchin, zueilend, die durch das Nebenzimmer ging, eine große Pastete tragend.

Gleich darauf kam Coeleste zurück, aber wie! Sie hatte ein enormes Stück Pastete in der Hand und biß mit ihren schönen, weißen Zähnen, wie ein junger, gefräßiger Windhund, mit aller Kraft hinein und das mit einer Freude und einer Gier, die sie in den Augen ihres Mannes aller Illusion beraubten.

»Du sagtest also, daß unsere gegenseitige Zuneigung«, sprach Coelestine immer kauend — »o, was ist diese Pastete so gut!«

»Hören Sie, Madame«, fuhr sie Robert ziemlich hart an, »ein Mann ist seiner Frau die Wahrheit schuldig; Sie sind häßlich, um Widerwillen einzuflößen, wenn Sie mit vollem Munde reden; dieses Stück Pastete gibt Ihnen den ungraziösesten Anstrich, den man sich denken kann!«

»Das ist die erste Ungezogenheit, die Du mir seit unserer Verheirathung sagst.«

»Aus dem einfachen Grunde, weil es der erste unangenehme Fehler ist, den ich an Dir entdeckte.«

»Was willst Du, ich habe nun einmal einen sehr starken Appetit, das ist eine Schwäche von mir.«

»Aber Madame«, erwiderte Robert erschreckt, »ich liebe nur die schlanken, und ätherischen Frauen, ich habe gerade Sie um deßwillen unter Hunderten gewählt. Sie werden dick und fett werden, wenn Sie so fortmachen.«

»Run, was geht das Sie an, wenn es mir Vergnügen macht?«

»Aber ich will nicht, daß Sie dick werden!« rief Robert, mit dem Fuße stampfend.

»Ich habe das Recht dazu«, entgegnete Coeleste, »das Gesetz

hat nichts entgegen; das ist kein Scheidungsgrund.«

»Höre mich an, Coeleste«, fuhr Robert sanfter fort, »es wäre denn doch zu arg, wenn die Entnüchterung schon ein paar Wochen nach der Heirath anfinge. Wenn Du mir gefallen willst, mußst Du zuvörderst dieß ewige Küchengeklatsch sein lassen, Du mußt Dir auch Deine Leckerei und Deine unnatürliche Eßlust abgewöhnen; das ist ein gewöhnlicher, abstoßender, schimpflicher, prosaischer Fehler, der Adam und Eva aus ihrem irdischen Paradiese getrieben hat und der auch mich aus dem meinigen treiben wird.«

»Wahrhaftig? Aber Du cultivirst ihn ja selber, diesen Fehler. . . . Nun gut, mein Freund, da ich Dir so mißfalle, versprech' ich Dir, mich zu bessern. Aber Du mußt nur bedenken, daß, wenn Du immer mit bösem Beispiel vorangehst und mir immer von der »perfecten Köchin« und ihren Delicatessen sprichst, Du mir den Mund wässerig machst und — es könnte leicht Rückfälle geben.«

»Die perfecte Köchin!« rief Robert, »soll nicht die Ursache eines Disputs zwischen uns werden! Doch wart', ich verurtheile sie zum Feuertod, zu dem sie so viele unschuldige Hühner und Fische verurtheilt hat! Und mit ihrem Verschwinden sollen auch meine feinschmeckerischen Gelüste verschwinden, die Dich nur allzusehr zur Nachahmung reizen.«

Und dabei warf er das Buch in den Kamin.

Der kleine häusliche Zwist war bald vergessen. Coeleste hatte keinen Rückfall ihres erheuchelten Fehlers mehr, Robert war auch gebessert, dachte nicht mehr, als es gut war, an die Freuden der Tafel, las keine Kochbücher mehr, um der Köchin sachverständige Winke zu geben, ja er ging so weit, anstatt dessen lyrische Gedichte zu lesen. Das kleine Manoeuvre Coelestens, dessen Taktik sie sich wohlweislich hütete, ihm zu enthüllen, hatte genützt; er freute sich im Stillen über den bestimmenden Einfluß, den er auf die Neigungen seiner Frau auszuüben glaubte; sie ließ ihm diesen Triumph und so ahnte er nicht, daß sich seine kluge Frau einen Fehler abgewöhnt hatte, den sie in der That nie gehabt. Er war von seinem Fehler curirt, ohne daß er das homöopathische Recept kannte, das ihm verschrieben worden war. Coeleste sagte wieder zu ihm: «O, mein Freund, Du bist der



vollkommenste unter allen Männern!« und Alles war beigelegt.

Das ward aber mit der Zeit etwas einförmig. Zum Glück unterbrach der Brief einer Freundin Coelestens die Einförmigkeit der verliebten Scenen.

Hier der Inhalt dieses zarten Billets:

*»Bist Du bei Dir eingesperrt, meine Theure? Man sieht Dich nicht mehr, es ist als wenn Du Strafarrest hättest. Ich will nicht hoffen, daß Dein Mann Dich eingesperrt hält; denn es ist gut, daß die Frau die Commandantin in ihrer Wirthschaft ist, das ist mein Grundsatz. Da wir alle Beide die hübsche Garnisonsstadt Paris bewohnen, so besuche mich recht bald. Bringe Dein Herz und Deine Stickerei mit. Aber nur ohne alle Förmlichkeiten, Hausuniform! Alles was ich begehre, ist, daß die Freundschaft vollzählig sei, wenn ich die Revue passire.*

*Auf morgen, meine Liebe, wenn Du kannst; komm' um zwei Uhr, militärische Zeitrechnung.*

Cäsarine Lormier.«

Madame Lormier, Wittwe, die gewesene Frau eines Lancier-Offiziers, hatte bei diesem ihre militärische Ausbildung erhalten; sie war tapfer wie die orientalische Armee, schwach in der Näherei, aber dagegen stark im Punkte der Ehre.

Den folgenden Tag eilte Coeleste zu ihr und warf sich in die Arme ihrer Freundin ohne nur dem Bedienten Zeit zu lassen, sie anzumelden.

Der Blick Coelestes fiel gleich auf eine ihr neue Ansicht in demselben Zimmer, die aus einem schwarzen Frack, aus einem bleichen und ziemlich nichtssagenden Antlitz und einem lammfrommen Ausdruck in demselben zusammengesetzt war. Dieß Alles zusammengenommen nannte sich Gottfried von Mozerand und hatte gewiß die Schlacht an der Alma nicht gewonnen.

»Es ist fünf Minuten nach zwei Uhr, meine Liebe«, sprach Cäsarine, »Du hast Dich verspätet, ich werde Dich ins Correetionshaus schicken. Aber Du erlaubst mir, mein Kind, mein Verhör fortzusetzen. Der Herr hier hat mir soeben gesagt, daß er morgen einen Ehrenhandel hat; er weiß, daß diese Sachen mich interessiren. Wenn man im vierten Lancierregiment commandirt

hat, kann man in zweiter Ehe nur einen Tapferen heirathen.«

»Also der Herr . . . «

»Mein Zukünftiger, den ich Dir vorstelle.«

Cäsarine hatte die Gewohnheit nicht, ihre Pläne lang geheim zu halten, sie öffnete leicht ihr Herz; es war dieß eben ein gutes Buch und moralisch genug, um es nicht zu verbergen. Nachdem die offizielle Vorstellung vorbei war und Gottfried und Coeleste einige höfliche Worte gewechselt hatten, fuhr sie fort:

»Ungeachtet meiner Besorgniß für Sie, bin ich Aber dieß Duell doch im Grunde nicht betrübt, es bestimmt mich zu Ihren Gunsten, ich gestehe es. Ich würdigte die guten Eigenschaften Herrn von Mozerands schon lang; aber ungeachtet deren ist es doch auch nicht zu leugnen, daß er den großen Fehler hat, im Civil und nicht im Militär zu sein, Gottfried anstatt Cäsar zu heißen und früher nie den kleinsten Ehrenhandel gehabt zu haben.«

»Aber das ist ja ein großes Verdienst!« rief Coeleste. «Ich wünsche mir jeden Tag Glück, den sanftesten und friedlichsten Mann von der Welt geheirathet zu haben, denn Du mußt nur wissen, daß ich einen ganz vortrefflichen Mann habe.«

»So? Nun, so laß ihn doch auf die Ausstellung bringen, Du bekommst vielleicht eine Medaille für ihn. Nach dem zu schließen, was Sie mir gesagt haben«, fuhr Sie, zu Monzerand gewendet, fort, »macht mir unser Gegner, dessen Namen ich noch nicht kenne, den Eindruck einer Art von Raufbold, denn am Ende, er fand sich beleidigt über . . . «

»Ueber eine Lumperei«, unterbrach sie der Andere, »über einen Scherz, den ich mir über die Livree seines Grooms erlaubt habe, dessen Hut er mir zuletzt an den Kopf geworfen hat.«

»Das ist eine blutige Beleidigung!« rief Cäsarine. »Wie wir im vierten Regiment commandirten, haben wir einen Handschuh ins Gesicht bekommen. Wir haben uns aber auch geschlagen und sind verwundet worden.«

»Das ist's, was mir bei den Duellen mißfällt«, sprach Gottfried, erbleichend. »Trösten Sie sich«, fuhr die Amazone fort, »ich ehre die Tapferkeit, wenn sie auch unglücklich ist; eine Narbe im Gesicht erschreckt mich nicht, es ist eine Decoration, die den Platz gewechselt hat, das ist die ganze Geschichte. Wenn ich sie

mit einer Narbe oder den Arm in der Binde zurückkommen sehe, werde ich nichtsdestoweniger zu Ihnen sagen: Hier meine Hand, Herr von Mozerand, sie gehört Ihnen, um Sie zu trösten und besonders, um Sie zu pflegen.«

»Und diese so schöne Hand, läßt mein Herz erbeben, wie in der weißen Dame.«

»Ich begreife nicht«, sprach Coeleste, »wie zwei zivilisierte Menschen sich wie Wilde erwürgen können. Ihr Gegner, mein Herr, ist wohl einer Ihrer heftigsten Feinde?«

»Im Gegentheil, er ist einer meiner besten Freunde, Madame. Ich kenne keinen so stolzen und so hitzigen Menschen mehr . . . Wir hatten uns sehr gern; er ist ein Ausbund von allen Capitalsünden; wir nannten ihn im Colleg immer Robert den Teufel.«

»Robert!« sprach Coeleste, »er heißt Robert?«

»Ja, Madame. Robert von Balligny.«

»Großer Gott«, rief Coeleste, »mein Mann!«

»Ihr Mann?« frug Monzerand.

»Ihr Mann!« rief Cäsarine, gerade wie in den Ensemblenummern der Vaudevilles.

»O, ich bitte Sie flehentlich, Herr«, sprach die arme Coeleste, »entsagen Sie diesem Duell!«

Gottfried bemerkte zwar, daß dieß seinerseits mit dem größten Vergnügen geschehe, aber Cäsarine schnitt ihm das Wort ab.

»Muth, meine arme Coeleste«, sprach Cäsarine, dabei die Hand ihrer Freundin drückend.

»Das ist grausam und schrecklich, ich muß es selbst gestehen, aber es handelt sich hier um den Punkt der Ehre.«

»Ja, es handelt sich um den Punkt den Ehrenpunkt«, wiederholte der unglückliche Gottfried. »Aber Herr«, rief Coeleste, »ihr blutiger Ehrenpunkt ist der Henkersknecht ehrlicher Leute . . . Wann ist der Tag festgesetzt?«

»Morgen um sieben Uhr früh.«

»Nun gut, ich stehe Ihnen dafür, ich, daß Sie sich nicht schlagen. Ich eile nach Hause, ich werde mit Robert sprechen, er wird sich durch meine Thränen rühren lassen, ich werde ihn erweichen. Das wird nicht schwer sein, hoffe ich: er ist sanft wie

ein Lamm, wie eine Taube.«

»Ja«, sagte Gottfried, »ein wüthendes Lamm und eine Taube, die das hitzige Fieber hat.«

Coeleste hörte ihn nicht mehr und eilte schnurstracks nach Hause. Robert war in seinem Cabinet; sie flog auf ihn zu, nahm seine beiden Hände in die ihrigen, sah ihm fest in die Augen, als wollte sie ihn Magnetisieren, und sprach zu ihm:

»Nicht wahr, mein Lieber, Du bist von engelgleicher Sanftmuth?«

»Das ist eine sonderbare Frage«, erwiderte Robert lachend.

»Antworte mir, es hängt sehr viel davon ab. Nicht wahr, Du bist friedlich gesinnt?«

»Wie Numa Pompilius.«

»Als dann mein Herr, warum wollen Sie sich morgen schlagen?«

»Ich mich schlagen?« rief Robert, »woher weißt Du?«

»Was liegt daran? . . . Aber ich widersetze mich, ich«, rief sie, eine Schublade, in der ein Kästchen mit Pistolen stand, rasch öffnend, ich bemächtige mich Deiner Waffen.«

»Die Zeugen bringen die Waffen, die da werden nicht gebraucht.«

»Was willst Du thun? Du willst Dich mit Deinem alten Schulfreund schlagen; der Mann, der Dir so oft die Hand drückte, soll Dir nicht einmal auf den Fuß treten können, ohne daß Du ihm die Kehle abschneidest?«

»Sei still und vertheidige ihn nicht!« rief Robert der Teufel, dessen Zorn auf einmal sein Gehirn erhitzt, wie das Feuer eine Locomotive erhitzt. — »Ich hab' Dir schon gesagt, daß ich mich niemals habe beleidigen lassen Ferner, ich bin auch nicht so ruhig und friedlich, wie ich aussehe; ich bin nicht der immer bereite Dominospieler und Fischerknabe mit Angel und Leine, wie Du Dir ihn geträumt hast. Ich bin ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hat; ich habe schon mehrere Duelle in meinem Leben gehabt, ich habe eins, . . . zwei, . . . drei, . . . vier, . . . ich weiß gar nicht mehr, wieviel gehabt. Du nennst mich Raufbold . . . Gut, Raufbold; aber jedes Mal, wenn eine Kugel von mir um die Ohren eines Andern gepfiffen hat, hat vorher auch eine

Unverschämtheit desselben um meine Ohren gepfiffen; einen Degenstoß hab' ich nur auf einen Ellenbogenstoß herausgegeben; bin ich deßwegen ein Raufbold? Wenn meine Ehre in meinem Ellenbogen und in meiner Wange sitzt, so bin ich's wahrhaftig nicht, der sie dahin verlegt hat, — es ist die Welt.«

»Mein Gott, mein Gott!« rief Coeleste erschreckt, Robert purpurroth vor Zorn werden sehend. »Das ist also der Engel, den ich gewählt habe; aber das ist ja ein Würgengel! Um Gotteswillen, Robert, beruhige Dich! Wenn Du zum Opfer fällst, werde ich auch sterben und wenn Du Sieger bist, bedenke, daß Der, dessen Mörder Du sein wirst, ein Jugendfreund von Dir ist, ein armer, junger Mann, der mir voller Güte und Sanftmuth zu sein schien.«

»Nein doch, nein!« rief Robert der Teufel, mit dem Fuße stampfend. »Es ist ein Elender, ein Unverschämter! und ich werde ihn zerschlagen, Deinen sanften, jungen Mann, eben so leicht, wie ich diese japanesische Vase zerschlage, die mit demselben Fratzensgesicht geschmückt ist, wie er.«

Und dabei warf er eine prachtvolle Vase von japanischen Porzellan auf die Erde, daß sie in tausend Stücke zerbrach.

Coeleste erschrak heftig. Sie sah es wohl ein, daß jedes Bitten unnütz sein würde. Und doch mußte sie das Duell verhindern um jeden Preis.

Plötzlich fiel ihr die Kriegslist ein, die Robert von seiner Feinschmeckersucht befreit hatte; sie zauderte nicht lange, legte ihr Gesicht in zornige Falten und trat entschlossen auf ihren Mann zu.

»Das ist recht, Robert, ja, das ist recht!« sprach sie zu ihm und schüttelte ihm dabei auf männliche Art die Hand. Ich wollte Dich nur auf die Probe stellen, und wenn Du, wie ein gewöhnlicher Mann nachgegeben hättest, um Dich Deiner Frau zu erhalten, hätt' ich Dich verachtet, siehst Du! Der Himmel, der uns für einander bestimmte, hat mich ganz nach Deinem Ebenbilde geschaffen; auch ich bin die Chlorinde dieses Tancreds . . . Oh, was mußst' ich mich zusammennehmen, wie Du mir von dieser Beleidigung sprachst! Man hat über die Livree Deines Grooms gespottet, alle Teufel!.. Dafür muß Blut fließen, Blut!«

Robert betrachtete sie mit Erstaunen.

»Warum bin ich nur eine Frau? Ich würde sonst auf der Stelle Dein Zeuge für morgen werden. Wenn ich das Glück hätte, ein Mann zu sein, siehst Du wohl, ich käme in die Kaffeehäuser, den Hut schief auf dem Ohr, und wenn mich Einer schief ansähe, . . . sein Blut müßte fließen! Ich würde meinen Gegner an meinem Degen aufspießen, wie die Schmetterlinge mit der Stecknadel. Ich wär' gewiß von der Kategorie der Tapfersten geworden!«

»Das heißt, Du hättest Dich im höchsten Grade lächerlich gemacht mit Deiner Tapferkeit«, entgegnete Robert.

»Findest Du«, rief Coeleste, welche die Freude beinahe aus der Rolle fallen ließ. «Du willst Dich also nicht mehr schlagen?« »Wer sagt Das? Ich habe niemals vor einer Ehrensache zurückgebebt.«

»O, das ist schön, was Du da sagst!« antwortete die arme Coeleste, ihre mühsam erborgte Tapferkeit wieder annehmend. »Ich sehe immer mehr, daß ich Deiner würdig bin; denn Du weißt noch nicht, daß ich eine der Zierden des Schloßplatzes war; auf hundert Schritte treff ich ein Ei oder eine Thonpfeife. . . . Ich wüßte schon, wie man auf den Mann zu halten, um ihm ein wenig den Schädel zu verbrennen.«

»Die Frauen sind da, um Herzen, nicht um die Schädel zu verbrennen«, dachte Robert.

Immer so fortsprechend, spielte Coeleste mit einer der beiden Pistolen, welche sie aus der Schatulle genommen hatte und öffnete das Fenster, das auf ein kleines Gärtchen ging; denn Robert hatte die Phantasie gehabt, unter seinen Fenstern ein wenig Strauchwerk und Blumen anbringen zu lassen, um mitten in Paris Frühlingsboten zu haben. Er hatte in seinem Gärtchen ein hübsches Taubenhaus errichten lassen, wo schneeweiße und wie die Tulpen gesprengelte Tauben in süßer Gemeinschaft hausten.

»Morgen«, rief Coeleste, »möcht' ich an Deiner Stelle sein! Ich würde fest auf den Unverschämten halten«, sprach sie, zum Fenster tretend, »und ich würde ihn tödten, wie ich jetzt diesen Vogel treffen werde.«

Und die arme Coeleste, die ein Tropfen Blut fast ohnmächtig gemacht hatte, zielte auf eine hübsche Taube, die eben aus dem Schlag kam; sie mußte ein Opfer bringen, um ihren Mann zu

retten. Der Schuß ging los; sie hielt auf das arme Thierchen, und es war ein allerliebstes Turteltäubchen, welches blutend in's Gras fiel.

»O, das ist schändlich, rief Robert, sich mit Indignation gegen seine Frau wendend. »Ein Turteltäubchen, ein Symbol der Treue! Was hat er Ihnen denn gethan, dieser arme Vogel? Sehen Sie, wie er leidet, wie er mit dem Tode kämpft? Es ist an und für sich Nichts an dem Todeskampf eines Vogels, aber Sie haben ihn ohne Grund und schadenfroh herbeigeführt. Man erwartete ihn vielleicht im Taubenschlage, wie in der Fabel von den zwei Tauben; Er hatte sein kleines Haus, wo er geliebt, seinen großen Himmel, wo er frei war. Und Ihre Kugel hat ihm seine armen Flügel zerrissen! Betrachten Sie ihn nur; mit einer letzten Anstrengung öffnet er sie noch einmal, er sucht fortzufliegen, als wolle er dem Himmel erzählen, wie leichtsinnig man auf der Erde das Blut vergießt. Aber er fällt zurück, er dreht sich um sich selbst, . . . eben bewegt er sich nicht mehr, er ist todt. Warum? weil eine Frau an ihm mit ihrer Geschicklichkeit großthun wollte, was sie gerade so gut an irgend etwas Anderem gekonnt hätte; aber das ist gar keine Frau, das ist eine Löwin; das arme Turteltäubchen ist den Klauen des Geyers entkommen, um in die Tatzen der Löwin zu fallen.

»Ah! Sie werfen es mir vor, auf diesen Vogel geschossen zu haben?« sprach Coeleste ganz bleich und aufgeregt. »Der Anblick seiner Wunde rührt Sie, und Sie wollen doch das Blut Ihres Jugendfreundes vergießen! Sie fragen mich, was das arme kleine Wesen verbrochen hat und ich frage Sie, was Ihnen Ihr Freund so Arges gethan hat? Hat er Ihre Frau, Ihre Mutter beleidigt? Nein, er hat Ihrer Eitelkeit einen kleinen Stecknadelstich gegeben und diese verletzte Eitelkeit will darauf mit einem Degenstich antworten. Es ist nöthig, sagen Sie, um den Titel eines Mannes von Ehre zu verdienen; ein Mann von Ehre', meine ich, ist Der, welcher sich seinen Freunden widmet, und nicht Der, welcher sie tödtet oder verwundet. Dieser kleine Leichnam des armen Vogels wird gewiß eine bittere Erinnerung für mich sein; der Leichnam eines Menschen würde Sie in Ihrem Schläfe beunruhigen. . . . Entsagen Sie diesem Duell, es ist gut für Ihre Ruhe, Ihre Freude, Ihr Gewissen und Ihren Schlaf. Sie entsagen

ihm nicht wahr, Sie versprechen es?»

»Nun ja, meinetwegen«, erwiderte Robert, dessen Zorn einer weicheren Stimmung Platz gemacht hatte; »aber ich versprech es Dir nur, wenn es sich thun läßt, ohne der Feigheit zeihen würde.«

In diesem Augenblick kündigte ein Diener Herrn v. Monzerand an.

»Schon jetzt!« rief Coeleste, aber es ist doch auf morgen . . . «

»Da siehst Du es«, sprach Robert, »ich kann nicht zurück, es hängt nicht mehr von mir ab.«

»Mein Herr«, sprach Monzerand eintretend, »ich komme noch vor der Stunde des Kampfes. Sie haben mich beleidigt, mein Herr und meine Pflicht . . . «

»Ist, sich mit mir zu schlagen, nicht wahr?« frug Robert. »Oh, Herr von Mozerand, ich bitte Sie«, rief Coeleste, »haben Sie Mitleid mit mir, tödten Sie mir ihn nicht.«

»Dessen bin ich durchaus unfähig, Madame«, entgegnete dieser, die Hand auf sein Herz legend und seine melodramatische Stellung annehmend. Ich habe begriffen, daß ich vorher eine große Pflicht zu erfüllen habe.«

»Welche?« sprach Robert.

»Eine Pflicht der Menschlichkeit. Diesen Morgen habe ich ihre Frau getroffen, ihr Schmerz hat mich tief gerührt. Ich kann nicht die Trauer in eine so glückliche Familie bringen, eine Wittve in Thränen sehen und arme Waisen, denn Sie hinterlassen vielleicht Waisen?«

»Gott bewahre, keine Spur von Waisen«, bemerkte Robert gleichgültig.

»Das ist einerlei, es wird immer eine Wittve geben. Ich habe also in meinen Zorn geblasen und habe ihn ausgelöscht, wie ein Licht und mir dabei gesagt: das ist der richtige Moment, einen Beweis von Muth zu geben, indem Du diesem Duell aus Gefühl und Vernunftgründen entsagst.«

»Aus Gesundheitsrücksichten«, murmelte Robert vor sich hin.

»Sei doch still!« blies ihm Coeleste in's Ohr.

»Mein hitziger Charakter hatte zuerst den Sieg davongetragen«, fuhr Gottfried fort. »Nach Ihrer Beleidigung habe ich mich, wie im Corneille, gefragt:



»Rodrigo, hast Du Muth?«

»Und Du hast geantwortet, auch wie im Corneille«, entgegnete Robert, ihm die Hand reichend:

»Laß' uns Freunde sein, Cinna, ich bin es, der Dich darum bittet.«

»Das wollte ich Dir eben sagen«, erwiderte Gottfried, leichter aufathmend. »Das ist's, was mir mein Herz gebot.«

»Sein Herz und sein Hausarzt«, dachte Robert.

Die beiden Gegner unterhielten sich noch einige Zeit mit einander.

Eine Stunde verging, Gottfried konnte sich noch immer nicht entschließen, sich zu verabschieden; er drehte mit verlegener Miene seinen Hut zwischen den Fingern; er hatte offene bar noch irgend ein Geständniß zu machen oder noch etwas zu fragen. Endlich rückte er heraus und frug Robert:

»Kennst Du Madame Cäsarine Lormier?«

»Nein. Was für eine Frau ist das?«

»Das ist eine Obristin vom vierten Lancierregimente, eine Tapfere, nicht von der alten Garde aber von der jungen. Mein Herz ist in ihrem Regiments angeworben. Sie kannte unseren Streit und wollte, daß er mit der Degenspitze ausgemacht würde; ich wär Dir also verpflichtet, wenn Du ihr von dem Beweis von Muth, den ich Dir gegeben habe, sprechen wolltest.«

»Ich verspreche Dir's«, erwiderte Robert lachend.«

»Es ist also ausgemacht, daß wir uns geschlagen haben?«

»Auf Leben und Tod!« sprach Robert.

»Nein, Das wäre unwahrscheinlich, da wir Beide sehr lebend sind. Unglücklicher oder vielmehr glücklicher Weise gehen wir aus dem Streite ganz unverletzt hervor. Die Obristin ist fähig, mir ihre tapfere Hand zu verweigern, unter dem Vorwand, daß ich das Treffen gemieden habe. . . . Ach, wenn ich nur irgend einen Beweis bringen konnte, — wär's auch nur ein Ritz, ein kleine Schmarren, so eine ganz kleine Schmeichelei des Degens, das Unbedeutendste genügte schon für meinen Zweck.«

»Willst Du, daß ich Dir einen Arm zerschieße?« frug Robert lachend und eine Pistole ergreifend.

»Keine dummen Witze!« rief Gottfried, scheu zurückweichend.

»Aber apropos! Arm, wenn ich es wagte. Dich zu fragen . . . «

»Was denn?« frug Robert.

»Ich kenne nichts Interessanteres, als einen Arm in der Binde; das hat den ersten jugendlichen Liebhaber immer Vorthail gebracht. Wenn ich mich so einer scharmanten Cäsarine vorstellen könnte, würde sie mir gewiß sagen: da ist meine Hand für Ihren Arm.«

Robert und Coeleste brachen zu gleicher Zeit in ein schallendes Gelächter aus.

Coeleste verschwand einen Augenblick und kam dann mit einer langen, schwarzseidenen Halsbinde wieder, die sehr gut als Binde für den Arm dienen konnte.

»Herr von Mozerand«, sprach sie, »es ist die Sache der Frauen, die Verwundeten zu pflegen. Bücken Sie sich zu mir, stolzer Sigambrier . . . so, es ist gut . . . Das muß fest zugezogen werden, ich knüpfe das Band der Ehre. . . . Denken Sie daran, ich habe Ihr Geheimniß; ich bin's, die Ihre Binde geknüpft hat, wenn ich meine Zunge löste, wenn Cäsarine wüßte . . . «

»Großer Gott!« rief Gottfried erbleichend.

»Leiden Sie an Ihrer Wunde?« frug Coeleste. »Seien Sie ruhig, ich werde still sein. Aber wenn ich Ihrer jemals bedürfen sollte, sind Sie mein Sklave.«

»Ich schwöre es, Madame!«

Die Gelegenheit von diesem Gehorsam und dieser Sklaverei eine Probe abzulegen, ließ nicht lange auf sich warten. Gottfried hatte seinen Arm und dessen Binde der Obristin seines Herzens gezeigt und diese hatte ausgerufen: »Ehre der Tapferkeit, wenn sie auch! unglücklich ist!«

Sie hatte den Tag ihrer Heirath mit Gottfried festgesetzt. Und so kam es, daß zwei Seelen durch eine schwarzseidene Binde an einander gefesselt wurden.

Eines Abends trat Gottfried bei seinem Freund Robert triumphirend zur Thüre herein. Cäsarine stützte sich auf seinen rechten Arm, sein linker dagegen ruhte immer noch weich in seiner Binde, welche ihm so gut gefiel und so hübsch stand, daß es ihm schwer fiel, sich von ihr zu trennen. Er grüßte die jungen Gatten und sprach feierlich zu ihnen:

»Ich habe die Ehre, Ihnen meine baldige Heirath anzukündigen. Ich habe mich verlobt . . . «

»Mit dem vierten Lancierregiment?« frug Coeleste.

»Getroffen!« entgegnete Cäsarine.

Während ich noch in allen Tonarten das Lied sang: »O Hymen, o Hymenäus!« ward Herr von Mornange vom Bedienten angekündigt.

»Ich bitte um Verzeihung, Madame«, sprach der neu Angekommene zu Coeleste, »wenn ich Ihnen Ihren Mann entführe. Er hatte mit mir sein Erscheinen in unserem Cirkel auf neun Uhr präcis verabredet; jetzt ist's schon zehn und da er noch nicht gekommen ist, erlaube ich ihn mir zu holen.«

»Dazu haben Sie das Recht«, sprach Cäsarine. »Man muß pünktlich sein. Ich kenne nur militärische Zeitrechnung.«

»Aber mein Gott«, fuhr Coeleste fort, »wenn Sie sich denn durchaus in einem Cirkel vereinigen müssen, warum wählen Sie denn nicht unsern hier? Es gibt nichts Unhöflicheres gegen uns, als Ihre Männerzirkel.«

»Das ist eine Nacht ohne Sterne«, sprach Gottfried, einen bedeutungsvollen Blick auf Cäsarine werfend. »Was! nicht das kleinste Plätzchen für die schönere Hälfte des menschlichen Geschlechts?«

»Doch, doch«, fuhr Herr von Mornange fort; wir lassen immer die Herzdame, die Herzogin von Treff und die Marquise von Pique zu.«

»Also bringen Sie ihre Abende mit Spielen hin?« frug Coeleste.

»Wie Sie sagen, Madame«, antwortete Herr von Mornange, ohne zu bemerken, daß Robert ihm von Anfang an nicht-elektrische Telegraphenzeichen machte.

»Und spielen Sie hohes Spiel?« frug Coeleste.

»O,'nicht sehr hoch! ein paar Tausend Francs. Robert hat dieß Jahr, glaub' ich, dreißigtausend Francs verspielt.«

»Ist es möglich!« rief Coeleste.

»Ja wohl, allerdings«, sprach Robert, seine Vertheidigung selbst übernehmend. »Ich sehe nicht ein, warum ich länger ein Geheimniß aus einem sehr natürlichen Hang von mir machen soll; denn vor allen Dingen bin ich ja reich und kann schon jährlich ein

paar tausend Francs verspielen, — und das Spiel ist mir nun einmal eine der anregendsten Unterhaltungen.«

Es war mit den Fehlern Roberts, wie mit jenem Schachtelspiel, wo immer eine Schachtel in der andern steckt. Man glaubt immer, man ist am Ende und hat schließlich noch ein Dutzend aufzumachen, ehe man an die letzte kommt.

»Brechen wir also auf, Mornange«, sprach er, sich erhebend, und machen wir eine Partie Ecartee. Es lebe die angenehme Aufregung des Spiels!«

»Ja, es lebe das Spiel!« rief Coeleste, »es ist eine noble Passion! Andreas«, fuhr sie, zu einem Diener gewandt, fort, »bringe einen Spieltisch und Karten. . . . Spielen Sie, meine Herren, nicht im Cirkel, aber hier; ich halte Ihnen die Bank.«

»Du?« frug Robert erstaunt.

»Ja, ich; denn offen gestanden, ich spiele sehr gern. Ich sehe für mein Leben gern diese grünen Teppiche, die mit gelben Stücken besät sind, wie ein frischer Rasen mit glänzenden Goldknöpfen. So eine Nacht zubringen, das Auge fest auf den Spieltisch gerichtet, den Athem angehalten, — ach, das ist schön! Dir zu Liebe hab' ich meine kleine Passion bisher sorgfältig geheim gehalten, aber da ich Deine Ansicht jetzt kenne, freu' ich mich um so mehr über diese Gesinnungsgleichheit.«

Indem Robert allerlei Betrachtungen anstellte, gab er die Karten.

»Ich halte eine Hundertfrancsnote«, sprach er laut.

»Angenommen!« erwiderte Mornange.

Das Spiel nahm seinen Verlauf, Coeleste verlor bedeutende Summen, ebenso Robert.

»Ich verliere dreitausend Francs«, sprach Robert, dem es immer unbehaglicher zu Muth ward; ich will sie auf einen Zug wieder holen, ich halte sie.«

»Nun zu den Hauptschlägen!« dachte Coeleste.

»Herr von Mozerand«, sprach sie zu ihrem siegenden, auf die Folter gespannten Gegner, »ich schlage Ihnen ein hohes Spiel vor: ich wette immer für meinen Mann und ich setze mein Coupe gegen Ihr Tilbury.«

»Aber das ist ja mehr als eine Leidenschaft, das ist! ja eine

förmliche Spielwuth!« rief jetzt endlich Robert. »Sie sind wohl in einer Töchterschule in Baden oder in Homburg erzogen worden, nicht wahr, Madame?«

»Was! mein Freund«, entgegnete Coeleste, »Du bist nicht entzückt, daß ich Deinen Geschmack theile? . . . Das Rad Fortunens wird sich doch endlich wieder nach unserer Seite drehen.«

»Fahren wir fort in unserem Spiel, Mornange«, sprach Robert. »Ich halte drei, tausend Francs gegen Sie und keinen Sou mehr.«

»Herr von Mozerand«, flüsterte Cäsarine ihrem Bräutigam ins Ohr, »wenn Sie diese unsinnige Wette eingehen, bewerkstellige ich den Rückzug von der Beresina und Sie werden nie mein Gemahl werden.«

»Was sagen Sie?« rief, der Unglückliche. »Sie entschuldigen mich, Madame«, wandte er sich an Coeleste, »ich kann nichts mehr gegen Sie halten; ich habe nur einen Fiaker oder höchstens ein Miethcabriolet zu meiner Verfügung und da diese mir nicht eigenthümlich angehören, werden sie begreifen . . . «

»Allerdings«, entgegnete Coeleste. »Was macht Ihre Wunde, Herr von Mozerand?«

»Ich halte die Wette!« rief Gottfried. »Ich erinnere mich eben, daß ich ja hübsches Reitpferd dagegen setzen kann, Ich habe nicht an dieses apfelgraue, wollt' sagen, fuchsbraune Pferd gedacht.«

Robert verlor nochmals seine dreitausend Francs.

»Man meint, es wäre Hexerei im Spiele!.. sechstausend Francs.«

»Und ich«, sprach Coeleste zu Gottfried, »setze mein Landhaus.«

»Aber das ist ja Wahnsinn!« rief Robert. »Eine solche Frau ist ja ein wahres Unglück, ein Ruin?«

»Madame«, bemerkte Gottfried, »ich habe nichts mehr dagegen zu wetten. Ich habe nur ein Gartenzimmer in Montmorency.«

»Herr von Mozerand«, frug Coeleste, »wer liefert Ihnen Ihre schwarzseidenen Armbinden?«

»Ah, doch, ich erinnere mich«, gab dieser lebhaft zur Antwort, ich habe ja noch ein kleines Landhaus in Ponsoise.

Robert verlor noch einmal und der glückliche Mornange trug zwölftausend Francs in seiner Tasche davon, als er, ihn verließ.

Robert hatte das hitzige Fieber, seine Augen leuchteten, sein Gesicht glühte; er war ganz, wie ein unglücklicher Spieler ist.

»Sie sind eine Wahnsinnige«, sprach er zu seiner Frau. »Unser Coupee, unser Landhaus? Alles verloren! . . . Mit Ihrer Wirtschaft wird unser Vermögen in ein paar Tagen draufgehen. Ich kenne nichts Häßlicheres, als eine Spielerin. Wenn Sie wüßten, wie häßlich Sie das Spiel macht; ihre Wangen, die vorher rosig waren, sind purpurglühend, Ihre Augen sind stier. Sie haben mir einen rechten Abscheu vor dem Spiel durch Ihren Anblick eingeflößt und ich hätte Lust, keine Karte mehr anzurühren.«

»Wirklich, wollen Sie das thun?« frug Coeleste hastig.

»Was geht das Sie an? da ich Sie auf immer verlasse . . . Ich bleibe nicht bei dieser Spielerin. . . . Leben Sie wohl auf ewig!«

»Sie gehen?« frug Coeleste.

»Und ich heirate keinen Spieler«, sprach Cäsarine zu Gottfried.

»Leben Sie wohl, mein Herr!«

»Aber, Madame«, sprach Gottfried leise zu Coeleste, »es wird Zeit, uns aufzuklären.«

»Sie wollen sich also scheiden lassen?« frug Coeleste ihren Mann. »Sind Sie fest dazu entschlossen?«

»Nichts ändert meinen Entschluß.«

»Nein, so darf ich nicht mehr zaudern, ich muß einen letzten Schritt thun . . . «

Sie ging nach dem Fenster zu.

»Großer Gott!« rief Robert, »sie stürzt sich zum Fenster hinaus!« Aber anstatt sich zum Fenster hinauszustürzen, ging Coeleste langsam zu ihrem Arbeitstisch, nahm dort ein Buch und schlug es auf.

»Was!« rief Robert, »wenn ich sie auf Nimmerwiedersehen verlasse, nachdem Ihre entsetzlichen Fehler unser ganzes Glück zerstört haben, lesen Sie ganz ruhig?«

Aber, anstatt jeder Antwort, las Coeleste mit lauter Stimme folgende Stelle der Legende:

*»Beezelbub, der sich früher nie in einen Spiegel gesehen hatte, betrachtete sich eines Tages in einem venezianischen Spiegel und stieß einen Schreckensschrei aus. Der Spiegel gab ganz getreu alle seine Fehler und Häßlichkeiten wieder; die staunenden, teuflischen Blicke seien entsetzlich rothen Bart, der im Feuer der Hölle ganz rußig geworden war.*

*Beezelbub verlieh seinen Augäpfeln einen anderen Glanz, ließ sich seinen Bart abscheeren und ward in jeder Beziehung elegant und liebenswürdig; denn er ließ alle die Fehler verschwinden, die ihm sein treuester Freund, der Teufelsspiegel gezeigt hatte.«*

»Was soll das heißen?« frug Robert, sich ihr nähernd.

»Das soll heißen, mein Freund, daß ich Dein Teufelsspiegel gewesen bin. Ich bin weder Schlemmerin gewesen, noch Spielerin; unser Spiel war ein falsches. Es war alles abgekartet und pure Verstellung. Du kannst auch Herr von Mozerand heirathen, Cäsarine, er ist kein Spieler, aber ein tapferer Mann«, fügte sie mit leicht ironischem Lächeln hinzu. »Was aber Dich betrifft, mein Freund«, sprach sie zu Robert, der sie in die Arme schloß, »Dich hoffe ich von Deinen Fehlern beheilt zu haben, nicht wahr? Denn der Teufel hat sich gewiß nicht hübsch gefunden, wie er sich einmal recht genau im Spiegel gesehen hat.«

E n d e

# **Jewgraf. oder Geschichte eines russischen Leibeigenen.**

Sonntag, den 25. März 1860.

**D**er jetzt regierende Kaiser von Rußland, Alexander II., hat sich bekanntlich die eben so schwierige als wichtige Aufgabe gestellt, in seinem großen Reiche die Emancipation der Leibeigenen ins Leben zu führen oder, um andern Worten, Millionen von Sclaven in freie Menschen zu verwandeln. Ein Jeder, dem das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, kann diesem großen Unternehmen nur den besten Erfolg wünschen, da ja damit Uebelständen abgeholfen werden soll, unter denen Millionen unserer Mitmenschen seufzen.

Um unsern Lesern eine deutliche Verstellung von dem Loose eines Leibeigenen zu verschaffen, theilen wir ihnen die folgende in dem Nord, also einem Organ der Tagespresse, das vorzugsweise für Rußland bestimmt ist, erzählte Geschichte eines Leibeigenen mit, die sicher auf Wahrheit beruht. Nach einer kurzen Einleitung sagt der Verfasser:

Die Emanzipation der Leibeigenen in Rußland wird vielleicht das größte Ereigniß unseres Jahrhunderts sein, und daher ist es von Wichtigkeit, daß Jedermann in den Brand gesetzt werde, die Tragweite desselben richtig zu würdigen. Zu diesem Zweck erlauben Sie mir, dadurch dazu beizutragen, daß ich Ihnen hier Jewgraf Mikhaelowitsch Kassarow vorstelle. Eine breite, offene Stirn; herabwallende Haare; aufgestutzter Knebelbart; schwarze, lebhafte Augen; die Haltung einer Pappel; ein stürmischer Schritt; sechs Fuß hoch und siebenundzwanzig Jahre alt.

Eines Abend, als ich den Kometen betrachtete, die Augen gen Himmel, das Kinn nach dem Horizont gerichtet hatte, stellte sich



plötzlich eine runde, behaarte Kugel zwischen mich und das Meteor; Anfangs glaubte ich an eine Verfinsterung, doch bald erkannte ich den Leib eines sehr großen Herrn, der sofort meine ganze Aufmerksamkeit in Beschlag nahm. Ich betrachtete ihn vom Scheitel bis zur Sohle; er trug eine weiße Cravatte, eine weiße Weste, einen schwarzen Anzug, weiße Handschuhe und glanzlederne Stiefel.

»Gehe fort von hier«, sagte ich zu ihm, »Du stehst mir im Wege.« Und der Riese, der mich mit einem Nasenstüber hätte in eine Lage versetzen können, um den Kometen mehr in der Nähe zu betrachten, trat, ohne ein Wort zu sagen, auf die Seite und überließ mir den Platz. So machte ich die Bekanntschaft mit Jewgraf Mikhaelowitsch Kassarow. Er ist jetzt mein Kammerdiener; ich habe ihn in meinen Dienst genommen, um aus ihm einen Menschen zu machen. Ich will ihn überreden, daß er eben so wie Sie und ich seinen Platz in der Sonne und vor dem Kometen hat; ich will ihn und Andre, wenn ich es vermag, davon überzeugen, daß der Stock, die Knute und das Joch als Attribute der Regierung verschwunden sind, mit einem Worte, daß der Czar über Menschen herrschen will.

Jewgraf steht vor Ihnen mein Herr, ich überlasse ihm das Wort, wenn Sie Ihre Zustimmung dazu geben.

— »Ich bin im Dorfe K . . . , im Gouvernement Nischni-Nowgorod, bei dem Pomeschtschik Moginski geboren. Mein Vater war damals ein Zimmermann, meine Mutter eine Wäscherin. Als ich neun Jahre alt war, nahm mich der Gutsherr, dem mein hübsches Gesicht nicht mißfiel, in sein Haus. Die Dienstboten bürdeten mir, unter dem Vorwand mich zum Dienst abzurichten, ihre schwersten Arbeiten auf. Vier Jahre lang richteten sie mich ab, die Stiefel zu wichsen, den Fußboden zu scheuern, besonders die Ermüdung und den Schlaf zu überwinden, meine Thränen zu verschlucken und Schläge zu empfangen, ohne zu stolpern. Mein Herr schonte mich eben so wenig, als seine Dienstboten es thaten. Ich bedaure sehr, Ihnen nicht das Porträt von Liow Alexeitsch Moginsky geben zu können. Stellen Sie sich ein großes Faß vor, das solid aus zwei dicken, kurzen Pfosten ruht und über das sich eine Kalbslunge erhebt. Die Pomeschtschiks der umliegenden Dörfer versammelten sich oft bei Liow

Alexeitsch: ich fand ihn stets häßlicher als alle Uebrigen, und obgleich ich in Rußland viel gereist bin, so habe ich nirgends einen Menschen gefunden, der ihm ähnlich gewesen ist. Er war, wie Sie sich leicht denken können, unverheirathet; da aber seine Autorität noch viel größer war als« seine Herrlichkeit, so gab es bei uns nicht leicht ein Mädchen oder eine Frau, die sich nicht gezwungen gesehen hätte, sich seine Liebkosungen gefallen zu lassen. Ich habe ihn nie anders gescheit als schlafend, trinkend, Karten spielend oder seine Leute prügelnd. Ein alter Kalender bildete seine ganze Bibliothek. Er hielt den Dampf fortwährend für eine Fabel und er wurde vor Zorn ganz roth und glaubte, man wolle sich über ihn lustig machen, wenn man mit ihm von Eisenbahnen und elektrischen Telegraphen sprach. Jedes Jahr machte er eine Reise nach Nischni-Nowgorod; das war für ihn die Hauptstadt der Welt, er wars nie weiter gekommen.

Als ich elf Jahre alt war, bat sich eines Tages mein Vater Gehör bei ihm aus. Nachdem er vor ihm niedergekniet war, den Fußboden mit seiner Stirn berührt und ihm die Hände geküßt hatte, sagte er zu ihm:

»Gnädiger Herr, mein Sohn ist groß, klug und einsichtsvoll. Gott sei dafür gedankt! Ich bitte Sie, lassen Sie ihn lesen und schreiben lehren.«

»Welchen Sohn?«

»Nun, meinen Sohn, der so glücklich gewesen ist, in Ihrem Hause in Dienst zu treten.«

»Wer denn? Jewgraf? Du bist ein Narr und der Junge taugt zu gar nichts, er ist einfältig. Kannst Du denn lesen? Befindest Du Dich deshalb weniger wohl? Bist Du als Zimmermann weniger geschickt? Wozu nützt das Lesen und Schreiben? Lese ich? Geh' fort, alter Dummkopf.«

Mein guter, alter Vater würde sehr verlegen gewesen sein, wenn er aus die Frage: Wozu nützt das Lesen und Schreibens hätte antworten sollen. Er zog sich ganz beschämt über den von ihm gethanen Schritt und mit der Ueberzeugung zurück, daß er ein alter Dummkopf sei. Kurze Zeit nachher machte Aphanasitsch, ein Pomeschtschik aus der Nachbarschaft, meinem Herrn einen Besuch.

»Liow Alexeitsch«, sagte er nach dem Abendessen zu ihm, »dieser Junge gefällt mir sehr; Sie müssen ihn mir überlassen! ich gebe Ihnen zum Tausche dafür ein zehnjähriges Mädchen, welche die Heerden ganz ausgezeichnet hütet, die Kühe zu melken und die Schafe zu scheeren versteht.«

»Gott Lob und Dank! ich habe, was ich in der Art bedarf, Simson Aphanasitsch«, antwortete mein Herr. »Überdies werde ich nie einen Mann gegen eine Frau vertauschen.«

»Wollen Sie Geld, Liow Alexeitsch?«

»Gott bewahre! Ich betrachte meine Bauern als Menschen und verkaufe sie nicht.«

»Dann wollen wir nicht weiter davon sprechen, Liow Alexeitsch; ich hätte indessen gewünscht, daß der Junge mir gehörte.«

»Ich schlage ihn Ihnen nicht ab, Simeon Aphanasitsch; wissen Sie was, schicken Sie mir morgen zwei Paar junge an zwei mit Heu beladene Wagen gespannte Ochsen, und ich will Ihnen dafür Jewgraf senden.«

Der lange Zeit verhandelte Kauf wurde angenommen, schriftlich aufgesetzt und unterzeichnet. Ich lief zu meinen Eltern. Wir weinten die ganze Nacht. Am folgenden Tage verließ ich sie um sie nie wieder zu sehen. Unterwegs begegneten mir die zwei Paar jungen Ochsen mit den beiden Fuder Heu, und ich fühlte mich ganz stolz, ganz allein so viel werth zu sein.

»Mein neuer Herr, der viel verständiger aussah als Liow Alexeitsch, obgleich er sehr lang, sehr dürr und ganz gelb war, war ein thätiger, unermüdlicher Mann, der seinen Bauern immer auf den Felsen faß, er vertheilte die Arbeit, die Nahrungsmittel, die Ruhe und die Strafen selbst. Er besaß nur 175 Seelen, wußte aber aus denselben so viel Nutzen zu ziehen, daß seine Einkünfte sehr bedeutend waren. Er rauchte Cigarren, trank französische Weine und empfing Journale. Ich hatte bei diesem Tausche gewonnen.

Gleich nach seiner Ankunft schickte Simeon Aphanasitsch mich, ohne Zeit zu verlieren, fünfzig Werste weit von seinem Landgute zu einem Diakonus, den er dafür bezahlte, daß er mich lesen und schreiben lehrte. Mit dem bewährten Auge eines Taxators hatte er auf mich versprechende Hoffnungen gesetzt.

Dieser Diakonus erinnerte mich an meinen ersten Herrn, denn eben so wie dieser liebte er es, zu trinken, Karte zu spielen, seine Leute, seine eigene Frau einbegriffen, zu prügeln u.s.w. Meine Fortschritte waren nicht rasch; nach Verlauf eines Jahres las ich ein wenig, schrieb aber noch nicht; dagegen konnte ich Branntwein trinken, Karten halten und eine Pfeife rauchen. Von meinen guten Anlagen ergriffen, versicherte der Diakonus meinem Herrn, er habe in mir eine ganz besondere Anlage für die Kirche entdeckt und entwickelt. Simeon Aphanasitsch rief mich sogleich zurück und befahl mir, als Chorknabe in der kleinen Kapelle, die zu seinem Landgute gehörte, zu fungieren.

»Chorknabe!« rief ich, »aber, Simeon Aphanasitsch, ich weiß nicht, was man singen muß. »Du wirst es lernen.«

»Und ich kann nicht singen.«

»Was hast Du zu sprechen, Bube? Welche Kühnheit! Du wirst singen ich will es.«

»Aber ich habe keine Stimme.«

»Du magst singen wie ein Ziegenbock, aber Du wirst singen, ich befehle es.«

Mit diesen Worten stampfte er heftig mit den Füßen und versetzte mir ein paar tüchtige Ohrfeigen. Es war nichts weiter zu thun; ich sang, ich bekam endlich sogar eine ziemliche Stimme und fing an, meine Aufgabe ganz anständig zu lösen, als mein Herr mich fragte, ob ich Postillon werden wollte.

»Postillon!« rief ich; »ich habe noch nie ein Pferd bestiegen; ich will lieber Chorknabe bleiben, wenigstens laufe ich dabei keine Gefahr.«

»Du wirst Postillon sein, ich will es, und zugleich will ich Dir das Raisonniiren vertreiben.«

In weniger Zeit als ich bedarf, um es Ihnen zu erzählen, empfang ich ein paar Ohrfeigen und einen Fußtritt, der mich außerhalb des Zimmers versetzte. In derselben Art, wie ich zum Chorknaben gemacht worden war, wurde ich auch zum Postillon gemacht. Man muß eingestehen, daß Ohrfeigen einen sehr mächtigen Einfluß auf die Erziehung eines Knaben haben, sie machen ihn für Alles geeignet und ganz besonders entwöhnen sie ihn des Raisonniirens. Die Befugnisse meines neuen Standes

waren viel ausgedehnter, als, es gedacht hatte; ich mußte zu gleicher Zeit Stallmeister, Knecht, Hufschmied und Thierarzt sein. Meine Pferde arbeiteten weniger als ich. Alle diese Funktionen wurden mir theils aus Gewohnheit, theils aus Nothwendigkeit leicht und vertraut. Es dauerte nur kurze Zeit, um mich Geschmack daran finden zu lassen. Ich habe Ihnen nicht gesagt, daß mein Herr Wittwer war und einen Sohn hatte. Dieser Sohn studirte in Petersburg in der Kadettenschule, um Offizier zu werden. Zur Ferienzeit kam er zu seinem Vater. Er war ein junger Mann von etwa sechzehn Jahren, immer brutal eigenwillig und immer zankend. Auf dem Lande war er der Tyrann der Mädchen, das Herzeleid der Mütter. Eines Tages kam ihm der Gedanke in den Kopf, aus allen jungen Leuten des Dorfes ein Bataillon zu bilden, um sich im Kommandieren zu üben. Ich wurde demselben einverleibt. Der Soldatenstand erschien mir damals als der schwierigste, der undankbarste und der gemeinste. Es kam vor, daß ich vierundzwanzig Stunden unter den Waffen bleiben mußte, wobei mich bloß die Furcht vor dem Stocke wach erhielt, wie einen Hund, der auf den Hinterpfoten stehend dient. Ich bedauerte die Zeit, wo ich die ganze Nacht hindurch Stiefeln wichste; ich bedauerte den Diakonus, die Kapelle, den Pferdestall und meine Pferde. Auch muß ich sagen, daß unser junger Herr sich weit mehr in der Führung des Stockes übte, als in militärischen Evolutionen und daraus schloß ich, daß von diesen beiden Wissenschaften die erste für die Instruction eines Offiziers die wichtigste und die nothwendigste war. Glücklicher Weise war ich nur drei Monate Soldat. Mein General erklärte seinem Vater, er sei mit mir zufrieden, und bat ihn, für meine Erziehung Sorge zu tragen, weil er später mich zu seinem Diener nehmen wolle.

»Begreifst Du«, sagte Simeon Aphanasitsch zu mir, zu welcher Ehre Du eines Tages berufen sein wirst und wie Du Dich anstrengen muß, um Dich derselben würdig zu machen? Du konntest Dein ganzes Leben lang Postillon bleiben, und Du wirst der Kammerdiener meines Sohnes sein! Du wirst nach Nischni reisen; ich bringe Dich dort in die Lehre. Bedenke, daß das mir Geld kosten wird, führe Dich gut auf und arbeite tüchtig; wo nicht, so rufe ich Dich zurück, prügeln Dich durch und mache Dich zu einem Tagelöhner.«

Von diesen väterlichen Ermahnungen gerührt schwor ich, ein Lehrling ohne Gleichen zu sein. Ich trat bei einem Damenschneider ein; ich lernte Roben nähen, Stoffe schneiden; man lehrte mich die Anwendung des Fischbeins und den Gebrauch der Watte in der Form der Schnürleiber. In Zeit von sechs Monaten wurde ich eine vollendete Näherin. Mein Herr befahl mir nun, diesen Stand zu verlassen und bei einem Barbier einzutreten. Dieser Wechsel war mir gar nicht unlieb, denn es schien mir, als sei es nicht das Geschäft eines Mannes, Damen zu kleiden, und ich begriff nicht, wie dieses sonderbare Talent mir bei meinem jungen Herrn von Nutzen sein könne. Ich lernte daher mit Eifer Alles, was meinen neuen Stand berührte. In kurzer Zeit konnte ich Simeon Aphanasitsch wissen lassen, ich sei vollkommen im Stande, seine Rasirmesser zu schleifen, seine Haare zu schneiden, ihn zu Barbieren, ihm Blutegel zu setzen und ihn zu schröpfen, und ebenso seinen Sohn und alle seine Angehörigen.

Mein junger Herr näherte sich indessen dem Ende seiner Studien; es blieb ihm nur noch ein Jahr, um dann als Offizier einzutreten. Simeon Aphanasitsch hielt meine Erziehung noch für sehr unvollkommen und meine Talente für sehr beschränkt; er wünschte, daß ich allen Bedürfnissen seines Sohnes möge abhelfen und ihm in alten Lebenslagen als Heilmittel dienen können. Ich hatte daher die Ehre, einen Boten zu empfangen, der mir folgende Worte überbrachte: »Ich bin mit Dir zufrieden; Du kannst Fußböden scheuern, Stiefel wichsen, Mantillen fertigen; Du kannst lesen, schreiben, die Kirchenmusik entziffern, Pferde beschlagen und putzen. Du kannst Blutegel setzen, den Hof kehren, den Stall ausmisten, den Bart rasiren und die Haare frisiren; Du weißt den Säbel, die Flinte und das Pistol zu führen, Unterröcke und Schnürleiber zu machen; das ist gut, aber es ist wenig und bleibt noch Vieles übrig, was Du wissen muß. Ich bewillige Dir ein Jahr, um die Handwerke des Schneiders, des Schusters, des Kochs, des Lampisten und des Tapezirers zu erlernen. Verliere deine Zeit nicht, und vergiß nie die Dankbarkeit, die Du mir schuldest.«

Zwei Monate beschäftigte ich mich nun damit« Knöpfe an alte Kleider anzunähen; zwei um Sohlen von Stiefeln abzutrennen und

Gänge zu machen! zwei um Hülsenfrüchte zu schälen und Geflügel zu schlachten, drei um Kerzen zu putzen und Leuchter zu poliren; drei endlich, um Nägel einzuschlagen und Stühle auszustopfen.

Als das Jahr zu Ende und, wie Sie sehen, gut angewandt war, erhielt ich von meinem jungen Herrn den Befehl, mich bei ihm in Petersburg einzufinden. Er war Offizier und nach einem vierjährigen Studium nichts weiter als Offizier; während ich in einem Jahr ji — — doch es scheint, daß der Beruf eines Offiziers viel Zeit erfordert, um ihn zu erlernen, und noch mehr Zeit, um ihn auszuüben. Mein Herr übt ihn bereits seit zwölf Jahren aus, ohne daß er avancirt ist. Er soll in seiner Partie ziemlich stark sein, und ich möchte unter seinem Kommando nicht wieder Soldat werden.

Sanct Petersburg! das ist eine Stadt, mein Herr! Was ist Nischni-Nowgorod dagegen. Hätte ich aber den Kaiser nicht dort gesehen, so würde ich nicht geglaubt haben, daß ich in Rußland sei; nicht etwa daß die Zahl der Ausländer dort größer ist, als die der Russen, aber die Russen selbst haben irgend etwas Fremdartiges, was sich selbst bei den Muschiks aus der Straße bemerkbar macht. Man spricht dort von Straßenpflaster, Gasbeleuchtung und öffentlichen Brunnen. Die Stadt wird nichts mehr oder vielmehr allen Städten gleichen. Man sagte, sie bereite sich vor, die Hauptstadt Europas zu werden. Moskau hatte mich in Erstaunen gesetzt, geblendet; ich hatte dort wie ein Kind geweint. In St. Petersburg fühlte ich mich ganz wie in der Fremde, und mein Herz war vertrocknet.

Wenige Tage nach meiner Ankunft mußte Iwan Simeonitsch, mein junger Herr, seinem Regimente nach Gatschina folgen. Meine Freude war eben so groß wie seine Traurigkeit; ich wußte sie nicht zu verstellen und erhielt einige Ohrfeigen für die Kühnheit, in Gegenwart meines Herren ein Gefühl für mich zu haben.

Im Dienste von Iwan Simeonitsch erkannte ich, wie sehr meine Erziehung vernachlässigt worden war, denn ich mußte mich erst noch der peinlichsten Lehrzeit unterwerfen. Wer hätte aber auch denken können, daß man mich die Kochkunst hätte erlernen lassen, um mir das Talent zu erwerben, zu leben ohne zu essen, und meinen Magen durch den Anblick der Orgien meines Herrn

zu sättigen? Wenn er von seinem Vater seinen Zuschuß erhielt, trank er nur Champagner, wenn er kein Geld mehr hatte, trank er nur Branntwein. Er trank aber immer und legte die Karten nicht aus der Hand. Uebrigens hatte ich Gelegenheit zu bemerken, daß sehr wenige unsrer jungen Offiziere das militärische Leben anders auffassen.

Während der vierthalb Jahre, die ich im Dienste von Iwan Simeonitsch blieb, bietet meine Geschichte nichts besonders Merkwürdiges dar. Das Elend, das ich zu leiden hatte, habe ich überall angetroffen. In allen Ländern, ja ich glaube, fast in allen Stellungen, gibt es Leute, denen es begegnet, daß sie nichts zu essen haben und daß sie sich ohne Wäsche und Kleider finden. Ich beklage mich nicht darüber, eben so wenig über die schlechte Behandlung, der mich mein Ungeschick in meinen verschiedenen Professionen ununterbrochen aussetzte. Da die Fehler des Tapezirers, des Haarkräuslers, des Kochs u.s.w. auf mich allein fielen, so hatte ich viel zu ertragen, indessen der Magen gewöhnt sich aus Fasten, die Seele an die Sorge, das Gesicht an die Ohrfeigen, — wofern ich nicht anders gemacht bin als Andere. Oft habe ich während der Nacht den Nachbarn, sogar den Freunden meines Herrn Heu gestohlen, das ist es, was ich beklage; ich klage mich indessen deshalb nicht an, denn ich gehorchte, und dann war es, wie Sie, wohl denken können, nicht für mich, sondern für meine Pferde. Diese Gewissenhaftigkeit wird Sie wundern, wenn sie die Leute meines Standes ein wenig kennen. Sie können glauben, daß die Nothwendigkeit ihre Entschuldigung ist. Ein Mensch mag als Schurke geboren werden, aber daß eine ganze Klasse, aus mehreren Millionen Individuen bestehend, geboren wird, lebt und sich erneuert und immer zum Unglück von einem und demselben Laster befallen ist, erscheint das Ihnen wahrscheinlich? Darunter ist etwas verborgen — doch das ist nicht meine Angelegenheit.

Karten, Champagner und Pferde machen dem größten Vermögen schnell ein Ende. Simeon Aphanasitsch wünschte mehr aus Stolz als aus Liebe, daß sein Sohn die Rolle eines großen Herrn spielen sollte, und das kam ihm theuer zu stehen. Bald sah er sich gezwungen, Geld zu leihen, um Iwan Simeonitsch die Mittel zu seinen Tollheiten zu verschaffen, der



seinerseits ebenfalls Schulden machte. Die Zerrüttung seiner Angelegenheiten zerstörte seine Gesundheit, und während sein Sohn ein fröhliches Leben führte, erlosch das seinige in Folge des Kummers und der Verzweiflung. Er hinterließ seinem Sohne ein Gut, das bis zu dreivierteln seines Werthes mit Hypotheken belastet war. Die Gläubiger bedienten sich des Jägerrechts und bemächtigten sich der Einkünfte des Gutes bis zur Tilgung ihrer Forderungen. Iwan Simeonitsch, der sich auf eine kaum genügende Rente beschränkt sah, beweinte seinen Vater und seine eigene Verschwendung. Er rief diejenigen Leibeigenen, die ihm übrig blieben, zu sich, gab jedem seinen Reisepaß und schickte sie, ohne auf die Familienbande Rücksicht zu nehmen, nach verschiedenen Richtungen indem er ihnen eine jährliche Abgabe von zehn, fünfzehn oder zwanzig Silberrubeln auflegte.

»Du«, sagte er zu mir, »wirst auch abreisen; Du hast Erziehung erhalten — —«

»Welche Erziehung? Ich weiß nichts. Indem man mich zu Alles geeignet machte, taugte ich zu nichts gut.«

Mein Vater hat sich zu Grunde gerichtet, um Dich unterrichten zu lassen. Ueberdies bist, Du ein schöner Mann. Du bist ordentlich, trinkst nicht, stiehst nicht, Du wirst schon ein Unterkommen finden. Du wirst mir jährlich fünfzig Silberrubel Obrok zahlen.«

»Fünfzig Silberrubel! Seit ich auf der Welt bin, habe ich nie eine solche Summe gehabt.«

»Du wirst fünfzig Rubel bezahlen«, sage ich Dir. Hier ist Dein Reisepaß; gehe, wohin Du Lust hast, und laß Dich morgen nicht mehr hier sehen.«

Ich konnte nicht sehr weit gehen, ich hatte nicht einen Kopeken; ich kehrte nach Sanct Petersburg zurück. Ohne eigentlich stolz auf mich zu sein, fühlte ich mich doch vielen Andern überlegen. Es schien mir, wie meinem Herrn, daß ich eine einträgliche Stelle verdiente. Ich stellte mich in den größten Häusern mit meinem Reisepaß in der Hand ohne irgend eine andere Empfehlung als meine elende Kleidung und die Sicherheit meiner Haltung vor. Zwei ganze Tage lang betrieb ich das Gewerbe des Bittstellers, wobei ich mich nur durch das Uebermaß meiner Ermüdung auf den Füßen hielt und mich bloß mit der Hoffnung und den

Brutalitäten meiner Kollegen, die ihre Stellen hatten, sättigte. Endlich hatte Gott Mitleiden mit mir; ich ließ mich mit dem Kammerdiener eines vornehmen Herrn in Beziehungen ein und durch seinen allmächtigen Schutz erhielt ich Zutritt zu seinem Herrn, der mir gleich nach dem ersten Blick die Stelle eines Schweizers in seinem Hause anbot. Das war eine glückliche Idee; er bestellte für mich einen vollständig Anzug, und ich muß sagen, daß ich in meinem mit Gold besetzten Frack, meinem dreieckigen Hute und meiner Hellebarde eine hübsche Figur machte. Ich empfing hundert Silberrubel Lohn; es war mir daher leicht möglich, fünfzig Rubel an er an Simeonitsch zu zahlen. Gut logirt, gut gekleidet, gut genährt, fühlte ich mich glücklich.

Zu dieser Zeit faßte ich eine lebhaft und ernste Liebe für die Tochter eines reichen Kaufmanns, mit der ich in meinen seltenen und kurzen Augenblicken der Freiheit eine Bekanntschaft angeknüpft hatte. Ich wagte es, den Vater um die Hand seiner Tochter zu bitten. Er nahm mein Gesuch an. Olga war jung und schön; als ihr Vater ihr meine Absichten und die Hoffnungen, die er mir gegeben, mittheilte, umarmte sie ihn zur Antwort — und das in meiner Gegenwart! O, wie schlug mein Herz an jenem Tage! Eine dicke Wolke zog vor meinen Augen vorüber; ich vergaß Alles, ich vergaß mich selbst bis zu dem Punkte, daß ich mich in meinem Herzen eben so groß wie der Kaiser selbst fühlte. Ich sollte dem Vater meiner Braut bis zu dem Tage in seinem Handel beistehen, wo er mich für fähig erachten würde, ihn ganz zu ersetzen. Gott legte mir Vermögen und Glück in die Hände.

Ich lief zu meinem Herrn; ich stürzte mich ihm zu Füßen; ich bat ihn mit gefalteten Händen, mir die Erlaubniß zu bewilligen, mich verheirathen zu dürfen.

»Dich verheirathen? Und mit wem denn?

Ich erzählte ihm Alles ganz ausführlich. Meine Stimme zitterte; ein brennender Schweiß benetzte mich. In einem großen Armstuhl sitzend und seinen Schnurrbart kräuselnd, dachte er lange nach. Wäre er wenige mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen, so hätte er das Klopfen meines Herzens hören müssen.

»Weißt Du wohl«, sagte er endlich zu mir, »daß das für dich ein gutes Geschäft ist? Du kannst daraus sehen, was die Erziehung werth ist, die mein Vater Dir gegeben hat. Ohne ihn würdest Du

noch ein ungehobelter Bauer sein; ihm hast Du es zu verdanken — — ja — — Du wirst reich sein, wenn ich will.«

Ich zitterte an allen meinen Gliedern.

»Nun gut! Es mag sein«, fuhr er nach einem Jahrhundert des Schweigens fort; »ich will meine Einwilligung dazu geben, daß Du die Tochter des reichen Kaufmanns heirathest. Ich will meine Großmuth selbst bis zum Aeußersten treiben, Du sollst mir für die Erlaubniß nur 150 Silberrubel baar und, sobald Du verheirathet bist, jährlich 250 Silberrubel Obrok bezahlen.«

Ich küßte ihm die Kniee und rief alle Segnungen des Himmels auf ihn herab. Wohl hatte« ich einige Ersparnisse, aber wo sollte ich nun die 150 Rubel finden? Den Vater Olga's wollte ich nicht darum bitten. Ich wendete mich direkt an den Herrn, bei dem ich bisher als Schweizer in Dienst gestanden hatte. Er war ein gerechter und großmüthiger Mann; er lobte mein gutes Betragen und meine Haltung in seinem Hause, wünschte mir zu meiner Heirath Glück und gab mir die 150 Rubel. Möge Gott ihm sein Vermögen erhalten und seine Familie segnen! Ich schickte das erhaltene Geld sofort an Iwan Simeonitsch ab und ließ ihn bitten, seine Einwilligung ohne Verzug zu unterzeichnen.

Während dieser Zeit war mein Schwiegervater zu meinem Herrn gegangen. Er selbst, war ein Leibeigener des Grafen Scheremeteff, doch er wünschte, daß seine Tochter einen freien Mann heirathe. Der Graf hatte that diese Gunst bewilligt. Er fragte Iwan Simeonitsch für welchen Preis er mir die Freiheit bewilligen wolle. Mein Herr überschätzte meine Talente und schlug mich zu 1000 Silberrubel an. Olga's Vater würde sich geschämt haben, um des Preises willen für den Gatten seiner Tochter zu feilschen. Er versprach, die verlangte Summe am folgenden Tage zu zahlen, und nahm das Wort von Iwan Simeonitsch mit sich. Bei seiner Rückkehr war das ein großes Fest. Frei, mein Herr, frei, geliebt und reich! Ich befürchtete den Verstand darüber zu verlieren, — — doch, wie Sie sehen werden, ganz umsonst.

Am folgenden Tage ordnete mein Schwiegervater in seinem Hause Alles an, um den Besuch des Iwan Simeonitsch zu empfangen. Zur anberaumten Stunde waren wir Alle vereinigt. Die tausend Rubel lagen auf dem Tische; ich verschlang sie mit meinen Augen; auf jedem Bankbillet las ich die Worte: Freiheit,

Liebe, Vermögen. Das schöne Buch war eine Fabel. Iwan Simeonitsch kam nicht. Am Abend ließ er mich zu sich rufen.

»Jewgraf«, sagte er zu mir, »ich bin mit Dir zufrieden; der Preis, zu dem man Dich schätzt, gereicht Dir zum großen Lobe. Ich halte meine Einwilligung zu Deiner Verheirathung aufrecht, doch ich werde mich nie dazu entschließen, auf Dich zu verzichten; Du bist die Ehre Deines Herrn. Ueberdies bedarf ich für den Augenblick kein Geld.

Es schien mir, als solle ich zusammenstürzen, wie ein Kartenhaus einfällt. Ich stützte mich gegen die Mauer und war wie vernichtet. Endlich brach ich in Schluchzen aus.

»Nein«, rief ich, »nein Iwan Simeonitsch, das ist nicht möglich; Sie haben mich nur erschrecken wollen. Ich habe Ihnen stets treu gedient und sie geliebt; Sie werden sich meinem Glücke nicht widersetzen, nicht war, Iwan Simeonitsch? Und Ihr Wort?«

»Mein Wort? Ich nehme es zurück.«

»Sie nehmen es zurück, Iwan Simeonitsch! Und meine 150 Silberrubel?«

»Deine 150 Rubel? Die behalte ich, weil ich Dir meine Einwilligung lasse.«

»Aber Iwan Simeonitsch, ohne meine Freiheit kann ich mich nicht verheirathen.«

»Es ist Deine Angelegenheit, Deine Geschäfte zu ordnen. Ich habe Dir das Recht gegeben, Dich zu verheirathen; verheirathe Dich oder laß es bleiben, das geht mich gar nichts an. Und nun schier Dich fort und weine draußen.«

So verlor ich mit einem Schlage Olga, meine Stelle und 150 Rubel, und das bloß wegen des Eigensinns meines Herren. Das war zu thun? Ich weinte acht Tage lang und ich muß es gestehen, in meinen Thränen war eben so viel Wuth und Unwillen wie Verzweiflung. Es that mir leid, daß ich kein schlechtes Subjekt war, denn dann würde ich meine Freiheit viel leichter erhalten haben. Doch allerdings würde ich dann Olga nicht gefallen haben. Die Erinnerung an sie war für mich eine Ursache des Kammers und ein Anspruch auf Stolz; ich tröstete mich über den Verlust meines Glückes, indem ich bedachte, daß sie mich desselben für würdig gehalten habe.

Ich beschloß Petersburg zu verlassen.

Ich stellte mich einer bejahrten Dame vor, die ins Innere Rußlands reiste; sie nahm mich in ihren Dienst. Ich ging zu meinem Herrn, um mir meinen Reisespaß erneuern zu lassen.

»Du schon wieder! Immer Du; Hole Dich der Teufel! Was willst Du schon wieder? Einen Reisespaß? Du sollst keinen haben schier Dich fort.«

»Iwan Simeonitsch, wer soll mir denn einen Reisespaß geben, wenn Sie es nicht thun? Sie wissen recht gut, daß ich Ihnen gehöre. Sie haben mich meine Stelle verlieren lassen, Iwan Simeonitsch; wenn Sie mir das Mittel verweigern, eine andere Stelle anzunehmen, wie kann ich Ihnen dann jährlich die 50 Silberrubel bezahlen?«

»Wie viel sagst Du, daß Du bei dieser Dame bekommen wirst?«

»Ein hundert und sechzig Silberrubel.«

»Hundert und sechzig Silberrubel! Das ist ungeheuer. Du sollst einen Reisespaß haben, aber Du bezahlst dafür 20 Rubel.«

»Iwan Simeonitsch, Sie haben schon 150 Rubel von mir; geben Sie mir 180 Rubel zurück, und ich werde meinen Paß bezahlt haben, der mich nichts kosten sollte.

Diese kühne Sprache machte meinen Herrn wüthend; ich hatte ihn noch nie so erzürnt gesehen. Er prügelte mich ärger als je. Als er wieder ruhig war, bat ich ihn um Vergebung und gab ihm ein 25 Rubel-Bankbillet, das ich mir auf meinen Lohn als Abschlag hatte geben lassen. Er versicherte mir, er habe keine Münze, unterzeichnete meinen Reisespaß und schickte mich fort.

»Sie wundern sich, mein Herr, ich sehe es wohl, daß ich mich immer ungerecht habe schlagen lassen. Wozu hätte es mir nützen können, wenn ich mich gegen meinen Herrn empört hätte? Wer hätte mir Recht gegeben? Ich hätte mich der Gefahr ausgesetzt, gerädert zu werden oder vielleicht unter der Knute zu sterben. Nun habe ich immer einen ganz besonderen Abscheu vor der Knute gehabt; ich habe alle Arten von Schläge erhalten; ich bin wie das elendeste Thier behandelt worden; jetzt erröthe ich wohl ein wenig darüber, doch in meinen eigenen Augen konnte mich nur die Knute entehren. Gott sei Dank! ich habe ihr zu entgehen gewußt!

Ich reiste von Petersburg ab, ohne von Olga Abschied zu nehmen. Vielleicht war das nicht recht, doch ich fühlte in mir nicht den Muth, ihren Blick zu ertragen; ich würde mich geschämt haben, als Leibeigener vor ihr zu erscheinen. Und dann war ich an das Entsagen gewöhnt. Die Natur hat mich mit einer großen passiven Stärke begabt. Ich glaube, eine Seele ohne Willen kann sich nur dahin gehen lassen, wohin sie getrieben wird, ganz wie ein Schiff ohne Compaß und Steuerruder. Ich folgte meiner neuen Gebieterin bis in das Gouvernement Saratow, ohne den Kopf umzudrehen, und bald dachte ich an Olga nicht weiter, als wie man ohne Hoffnung, ohne Bedauern und doch mit ein wenig Verlangen an einen schönen Traum denkt. Ein Jahr verfloß in der Monotonie des Dienstes eines Krankenwärters. Aus einer bizarren Laune wollte meine alte Gebieterin, die fortwährend das Bett hütete, nur mich an ihrem Kopfkissen haben. Sie erlosch fast alle Tage starb aber erst nach Verlauf eines Jahres. Es war eine lange reinliche Reise, die sie, so zu sagen, auf meinen Arm gestützt, vollbrachte. Vor ihrem Grabe angekommen, reichte sie mir zum Lebewohl ihre kalte Hand zum Küssen und zur Belohnung ihren Leichnam, um ihn zu beerdigen.

Während dieser Zeit war es meinem Herrn durch irgend eine glückliche Spekulation gelungen, wieder in den Besitz seines Gutes zu treten. Er schickte mir den Befehl, mich dort bei ihm einzufinden. Im Augenblick, wo ich abreisen wollte, wurde ich gefährlich krank und blieb sechs Wochen lang im Hospital. Kaum hergestellt ließ der Polzeiinspektor mich zu sich rufen.

»Du bist nicht frei?« fragte er mich.

»Ich bin nicht frei, Excellenz.«

»Weßhalb hast Du den Obrok nicht an Deinen Herrn bezahlt? «

»Ich habe ihn bezahlt, Excellenz.«

»Du lügst. Warum hast Du Dich geweigert, auf das Gut zurückzugehen, als Dein Herr Dich zurückgerufen hat?«

»Ich habe mich nicht geweigert, Excellenz; ich bin erkrankt, ich komme eben aus dem Hospital. Ich wollte mich eben auf den Weg machen«, als man mich auf den Befehl Ew. Excellenz hierher geführt hatte.«

»Du lügst, Du lügst. Ich kenne Deinen Herrn; er hat an mich

geschrieben und mich gebeten, Dich auf sein Gut transportieren zu lassen. Morgen werde ich Dich absenden.

Man schor mir den halben Kopf, man gab mir zwei Diebe zu Gefährten, die wie ich geschoren und mit Ketten gefesselt waren, und wir marschierten unter der Wache von drei Soldaten ab. So legte ich in kleinen Tagesmärschen und ziemlich traurig tausend Werste zu Fuß zurück. Mein Herr empfing mich sehr schlecht; durch Erfahrung belehrt, blieb ich stumm, um den Schlägen zu entgehen. Meine Resignation entwaffnete ihn in der That. Meine Krankheit und die Anstrengung der Reise hatte mich so abgemagert und so entstellt, daß er Mitleid mit mir hatte. Ich glaubte es wenigstens; er entband mich jeder Arbeit und befahl mir mit Sanftmuth, gut zu essen, gut zu schlafen und ganz nach Belieben spazieren zu gehen. An eine schlechte Behandlung gewöhnt, fühlte ich mich von so viel Mitleid ganz durchdrungen und verlegen. Zur folgenden Tage erfuhr ich, daß Iwan Simeonitsch auf dem Punkte stand sich zu verheirathen, und daß er seiner Braut unter andern Hochzeitsgeschenken auch den schönsten, treuesten und einsichtsvollsten seiner Leibeigenen versprochen hatte. Deshalb hatte er mich wie einen Sträfling zurückbringen lassen; deßhalb schickte er mich wie ein Thier auf die Weide. Ich hatte anderthalb Monate vor mir, um fett, frisch und heiter zu werden. Im Innern meiner Seele empörte ich mich dagegen; die Reisen und, wie ich glaube, besonders die Liebe für Olga hatten mich emanzipiert. Wenn ich mich auch noch nicht ganz ein Mensch fühlte, so fühlte ich mich wenigstens mehr als eine Sache. Außer Stande etwas zu versuchen, mich dem Willen meines Herrn zu widersetzen, schwor ich, mich demselben zu entziehen. Der Fluß rollt für Jedermann einher, sagte ich zu mir, er gib mir die Freiheit zu sterben. Dieser Entschluß beruhigte mich, und ich fuhr friedlich fort, mich zu warten.

Unter dem Vorwand, dem Junggesellenleben Lebewohl zu sagen, gab Iwan Simeonitsch seinen Freunden Feste über Feste. Ohne Zweifel erschien ihm die Ehe als das Grab der Freude und des Vergnügens. Ehe er die Schwelle des traurigen Heiligthums überschritt, verproviantirte er sich für eine lange Zeit. Diese Feste waren Schlemmereien, und sicher blieb der junge Mann darin ganz zurück. Man ist aber allgemein darüber einig, daß der

blasirteste, der hagerste Bräutigam der beste Ehemann wird. Mein Herr zählte einen Juden unter die Zahl seiner Freunde. Weshalb nicht? Es war ein reicher, rechtschaffener Kaufmann aus Nischni, ein Lebemann, sehr geschickter Kartenspieler und nach Gewohnheiten, Geschmack und Gesicht fast kein Jude. Er seinerseits kam, wie er sagte, um seinen Freund zu beerdigen. Ich gefiel diesem Juden, er sah mich gern und es machte ihm Vergnügen mit mir zu plaudern und mir freundschaftlich auf die Schultern zu klopfen. Ich sprach gegen ihn mein Bedauern darüber aus, nicht einen Herrn wie ihn zu haben.

»Willst Du mir dienen?« fragte er mich.

»Iwan Simeonitsch wird nie seine Einwilligung dazu geben.«

»Das übernehme ich.«

»Wissen Sie denn nicht, das er versprochen hat, mich seiner Braut zu schenken? Er wird sein Versprechen halten.

»Wenn Du aber vor seiner Verheirathung frei wirst?«

»Frei? Ich werde nie frei sein; er hat es mir gesagt.«

»Es ist gut; ich werde es besorgen.«

Ich vergaß, daß er ein Jude war, und küßte ihm die Hände. Denselben Abend war ein großes Abendessen. Mein guter Jude war lustiger und lärmender als gewöhnlich. Er trank viel ließ meinen Herrn tüchtig trinken und berauschte ihn ohne Mitleiden. Dann schlug er ihm ein Kartenspiel vor. Es war des Morgens zwei Uhr; ich schlief im Vorzimmer, um dem Sprichwort Recht zu geben, welches sagt, daß das Glück im Schlafe kommt. Plötzlich fühlte ich, daß ich heftig gerüttelt wurde; ich öffnete die Augen, und der Jude stand vor mir.

»Er schläft«, sagte er zu mir.

»Wer denn?«

»Iwan Simeonitsch. Nimm dieses Glas Champagner, stoß mit mir an, wir wollen auf Deine Freiheit trinken.«

Noch halb im Schlafe, begriff ich nur das Glas Champagner; ich nahm es, trank es aus und legte mich wieder auf meine Bank.

Der Jude, ganz außer sich, begab sich nun ans Werk, mich zu ermuntern. Er rollte mich auf der Erde, ergriff mich am Halskragen und mit einem Tone, mit welchem ein Räuber die Börse oder das Leben abgefordert haben würde, rief er mir, während er mich



schüttelte, mit aller Kraft zu:

»Du bist frei, mein Freund; Du bist frei! Ermuntere Dich doch, Schwachkopf, Du bist frei! Du bist frei! Frei!« dieses viermal wiederholte Wort machte auf mich die Wirkung, wie vier an meinem Ohr gelöste Kanonenschüsse. Ich richtete mich, wie von einer Sprungkraft getrieben, in die Höhe. Der Jude zeigte mir dann den Akt meiner Freilassung, der von der Hand des Iwan Simeonitsch unterzeichnet war. Er theilte mir mit, daß mein Herr für einen Verlust von 600 Silberrubel, die er nicht bezahlen konnte, mich ihm gegen eine Quittung abgetreten habe.

»Ich bin also nicht frei«, rief ich; »ich habe nur meinen Herrn gewechselt!«

»Du wirst mir ein Jahr lang gegen einen monatlichen Lohn von 50 Rubel dienen, die ich Dir nicht bezahlen werde. Wenn Dir die Zeit zu lange dauert, so wirst Du nur ein halbes I Jahr gegen 100 Rubel Lohn monatlich dienen, von dem Du keinen Kopeken beziehen wirst. So wird Deine Freiheit Niemanden etwas gekostet haben. Das ist aber Alles, was ich für Dich thun kann; vor Ablauf dieser sechs Monate lasse ich Dich nicht frei; Du mußt Dich an Deinen neuen Stand als freier Mann gewöhnen. Es ist gefährlich für das Auge, bläulich aus einer tiefen Finsterniß in eine lebhaft Helligkeit überzugehen. Wenn ich Dich gleich heute frei erklärte, so würdest Du Deinen Kopf gegen die Mauern rennen, und das hieße die Herrschaft der Vernunft in einer tollen Art einweihen.«

» Er würde diese weise Rede noch lange fortgesetzt haben, wenn ich ihm dadurch, daß ich ihn in meine Arme preßte, nicht zugleich mit dem Athem das Wort entzogen hätte. Welch ein Unglück, daß ein solcher Mann nicht ein Rechtgläubiger ist! Den folgenden Tag oder vielmehr einige Stunden nachher reisten wir zusammen ab, ohne das Erwachen von Iwan Simeonitsch abzuwarten. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Ich weiß bloß, daß er seine Frau prügelt und daß er keine Kinder hat: um so besser für sie, denn wenn er welche hätte, so würde er sie auch prügeln.

Ich erfuhr kurz nachher, daß Olga von einem reichen, häßlichen und kleinen Fürsten entführt worden war. Es ist bemerkenswerth, daß kleine Männer am häufigsten Frauen entführen, ich weiß nicht, woher das kommt.

Mein Dienst bei dem Juden war für Mich nichts weiter, als die

Lehrzeit der Freiheit und es schien mir, daß diese Lehrzeit weit leichter sein müsse als jede andere. Doch um zu lernen, hatte ich zu viel zu vergessen! Ich hatte in meiner Jugend geträumt, ich hatte sogar oberhalb meines Hauptes den Himmel offen gesehen; damals hätte ich mich der Freiheit erfreuen können; jetzt ist es zu spät; ich fühle mich als ruhe eine Last auf meinen Schultern, als habe ich eine Kette am Halse, die mich an die Erde fessele. Das ist die Gewohnheit! Was auch mein guter Jude sagen mag, man lernt nicht, ein Mensch zu sein. Das Schwierigste ist es, zu verlernen, Leibeigener zu sein. Ich bin noch nicht alt, doch in meinem Alter wachsen die Flügel nicht mehr, und nach einer zwölfjährigen Lehrzeit habe ich noch nicht verlern, Leibeigener gewesen zu sein, und ebenso wenig gelernt, frei zu sein. In St. Petersburg sah ich einen Adler; er schlug mit seinen sehr großen Flügeln die Luft; seine feurigen Augen warm auf die Sonne gerichtet; er strebte gen Himmel, doch er war mit dem einen Fuß gefesselt. Glückliche sind unsere Enkel zu preisen, die als freie Menschen werden geboren werden! Nach Verlauf von sechs Monaten verließ ich meinen Befreier mit Thränen in den Augen, das Herz voller Dankbarkeit. Der Zufall führte mich nach Taganrog; mein guter Stern brachte mich unter der Form des Kometen in Berührung mit Herrn X., dem ich noch heute diene. Ich bin glücklich, denn die Erinnerung an die Vergangenheit macht mich bescheiden in meinen Wünschen und leicht zu befriedigen im Glück. Ich bitte Gott um nichts weiter, als daß er das Leben des Kaisers erhalten und segnen möge, und warte.«

Das Gemälde, welches Jewgraf hier gezeichnet hat, sagt mehr über die Leibeigenschaft, als Bücher und Journale, und wie es mir scheint, beweist diese einfache Geschichte, welche jeder Leser zu begreifen vermag, weit mehr als jede Lobrede und jede Abhandlung die Dringlichkeit und die Größe des Werkes, das Alexander II. zum Segen für sein Reich und die Menschheit ins Leben zu führen entschlossen ist! Möge es ihm vergönnt sein, dasselbe unter dem Beistande der Vorsehung auszuführen, und Millionen werden ihn dafür segnen, sein Andenken wird für immer ein Segen bleiben und sein Name in der Geschichte für alle kommende Zeiten eine ehrenvolle Stelle einnehmen.

- E n d e -

# Mit dem Nachtzuge

Nach dem englischen vom A. G.

Sonntag, den 6. August 1865.

**D**u mußt also allein reisen, Edgar", sagte mein Vater, »Es ist unangenehm, aber nicht zu ändern. Ich werde jedenfalls frühzeitig am Hochzeitstage in C, sein. Sage dies Deiner Braut mit meinen herzlichen Grüßen.«

Vor zwei Jahren schon war ich der Verlobte meiner geliebten Karoline geworden. Ihr Vater, Admiral Lethbridge, und der meinige hatten Beide es für nöthig befunden, uns diese lange Wartezeit aufzuerlegen, weil, wir sie meinten, junge Leute erst die Echtheit ihrer Herzensneigungen erproben müßten, Der Leser wird sich denken können, daß mir dieser Aufschub höchst unnöthig vorkam, allein mit mehr oder weniger Geduld war die Prüfung endlich zu Ende gegangen und beide Familien waren einig, daß die Hochzeit gefeiert werden solle. Meine Schwester Klara, welche als eine der Brautjungfern gewählt war, befand sich bereits in C, bei Karolinens Angehörigen, Admiral Lethbridge wohnte dort, und natürlich sollte das fröhliche Fest in seinem Hause abgehalten werden. Es war verabredet worden, daß mein Vater und ich etwa drei Tage zuvor uns in C. einfinden und im Gasthofs absteigen sollten. Ein anscheinend zufälliges Zusammentreffen von Umständen machte es im letzten Augenblick für meinen Vater unmöglich, so frühzeitig abzureisen und dies veranlaßte die Bemerkungen, mit denen diese Erzählung beginnt. Vorerst noch ein Wort zur Erklärung meiner persönlichen Verhältnisse. Mein Vater war Wittwer und hatte nur zwei Kinder: meine Schwester Klara und mich. Sein beträchtliches Vermögen sollte einst uns Beiden allein zufallen, wobei mir, als dem einzigen Sohne der größere Theil bestimmt war. Wenige Firmen waren in der

Handelswelt angesehen, als die von John Hensey, und gerade der Umstand, daß seine Einsicht und kaufmännische Geschäftserfahrung in London in so großer Achtung standen, war die Ursache, daß er mich nicht, wie er beabsichtigt, begleiten konnte, Er sollte nämlich in einer merkantilischen Streitfrage sein Urtheil abgeben, resp. als Zeuge erscheinen, und war ihm von dem betreffenden Parlamentscomite die in den höflichsten Ausdrücken gehaltene Einladung zugegangen, am nächsten oder vielleicht zweitnächsten Tage bereit zu sein, seine schätzbare Meinung zu äußern.

»Sehr schmeichelhaft, aber im Augenblick höchst lästig«, entgegnete ich auf meines Vaters Mittheilung. Die Sache verdroß mich um so mehr, als ich wußte, daß mein Vater, mit dem ich auf dem Fuße großer Zutraulichkeit und Freundschaft stand, sich auf die paar Tage der Rast und Fröhlichkeit sehr gefreut hätte. »Den Lethbridges und Klara wird es so leid sein«, setzte ich hinzu. »Kannst Du Dich denn gar nicht losmachen?«

»Nein, Edgar«, erhielt ich zur Antwort, »einem Comitee muß gehorcht werden. Laß es darum gut sein. Ich werde ganz sicher Samstag früh, noch ehe die Hochzeitstafel gedeckt ist, bei euch sein. Du gehst also mit dem Nachtzuge?«

Wir schüttelten uns die Hände und schieden, Es war erst Juni, aber der Nachmittag so heiß und drückend, wie im August; und Jedem, der an die dumpfe, schwüle der Stadt gefesselt war, mußte sich ein unbezwingliches Verlangen nach grünen schattigen Alleen und frischer Landluft aufdrängen. Als ich über das glühende Pflaster schritt und die Sonnenstrahlen sengend meine Stirn berührten, dachte ich mit Entzücken an meine nahe Befreiung aus der Wüste von Ziegeln und Kalk. Schon am folgenden Tage sollte ich so langsam und glücklich an Karolinen's Seite durch die wohlbekanntenen Wiesepfade schlendern, wo Klee und Maßlieb sich in's duftende Gras flochten, und die hohen Kastanienbäume mit ihren weißen Blütenpyramiden erquickenden Schatten verbreiteten! Morgen schon! — Aber ach, — was nützten Erwartungen, die bestimmt waren, nie verwirklicht zu werden? Es ist eine Gnade der Vorsehung, in einem Falle wie der meinige, das Morgen unseren Blicken zu verschleiern.

Ich wendete mich nach Bond Street, wo eine doppelte Reihe

Wagen mühsam vorwärts kam, und eine Fluth von Fußgängern hin und her wogte. Aber der gewohnte Anblick der wappengeschmückten Equipagen mit ihren unschätzbaren, silbergeschirrten Pferden und den geputzten Damen im Inneren, welche nachlässig zurückgelehnt sich zu dem modischen Rendezvous der eleganten Welt in Hydepark verbringen ließen, ging unbeachtet von mir vorüber, so sehr waren meine Gedanken mit der Zukunft beschäftigt. In wenigen Stunden sollte ich von der lärmenden Hauptstadt fern sein; noch wenige Tage, und Karolin Lethbridge und Edgar Henley, ein so glückliches, vom Schicksal begünstigtes, junges Paar, als nur je auf Erden sich zusammenfand, würde sich zur ferneren Lebensreise liebend verbunden haben, Ich hatte auch nicht viel Zeit übrig. Ich mußte ein paar Besuche machen und mich dann zu einem frühen Dinner in meinen Club begeben, wo einige meiner besten Freunde, junge ledige Leute, noch »einen letzten Blick auf mich werfen wollten«, wir sie sagten. Meine sonstigen Vorbereitungen zur Abreise waren so gut wie beendet. Mein Gepäck stand bereit und es war abgemacht worden, daß meines Vaters alter Diener, welcher der pünktlichste und zuverlässigste aller Menschen war, meine Effekten an den Bahnhof verbringen sollte, damit ich mich nicht im letzten Augenblick um Koffer und Nachtsäcke zu kümmern brauchte. Meine Rückkehr nach London stand reicht so bald bevor. wir wollten die ersten Monate unseren Ehestandes in Deutschland und der Schweiz verleben und vielleicht sogar einige Zeit unseren Aufenthalt in Italien nehmen.

Mein erster Gang galt den wohlbekanntem Hof-Juwelieren Miles und Hendersson, bei denen ich einen Schmuck aus Perlen und Rubinen, den mein Vater als Geschenk für seine Schwiegertochter bestimmt hatte, abholen sollte. Er hatte sich sehr gefreut, das kostbare Geschmeide persönlich den Händen der Braut übergeben zu können, da er jedoch seine Ankunft in C, verschieben mußte, so hatte er freundlich aber fest darauf bestanden, daß ich die Juwelen mitnehmen und sie Karoline in seinem Namen darbringen sollte. Obgleich ich nichts Näheres über das Hochzeitsgeschenk wußte, so war ich doch gewiß, daß es äußerst reich und kostbar, nicht weniger als geschmackvoll sein würde, da ich meinen Vaters Freigebigkeit oft genug kennen zu

lernen Gelegenheit gehabt hatte.

Als ich die Thür des Juwelierladens öffnete, ging ein Mann so dicht an mir vorbei, daß er meinen Ellbogen streifte und dann, den Kopf wendend, mir einen Augenblick in's Gesicht sah. Sein eigenes Gesicht war ein ausfallendes, oder würde dies wenigstens in jeder anderen Stadt als London gewesen sein, wo Eingeborene aller Länder sich zusammenfinden und einander kaum beachtend, sich von dem großen, gährenden Strome fortreißen lassen, der die Straßen der Riesenstadt füllt. Der Mann, sichtlich ein Ausländer, war etwa vierzig Jahre alt und trug einen schwarzen, abgeschabten, aber sauber gebürsteten Anzug. Er hatte einen buschigen, rothbraunen Backenbart und seine Augen bargen sich hinter einer Brille. So weit stimmte sein Aeußeres mit dem einer Legion Professoren, Doktoren und Philosophen überein, von welchen es, nebst verbannten Freiheitsmännern und sonstigen Schrecken der Kontinentpolizei, in verschiedenen Theilen Londons wimmelt. Aber ich konnte mich nicht eines Gefühls des Widerwillens enthalten, als ich das breite, platte, weiße Gesicht gewahrte, dessen Züge den tatarischen Thypus zeigten, dessen scharfe, tigerartige Zähne zwischen den dünnen Lippen hervorsahen und dessen kleine, länglich geschlitzte Augen wie die einer wilden Katze hinter den Brillengläsern hervorblitzten. Im Allgemeinen machte er mir den Eindruck eines in menschlicher Kleidung aufrechtgehenden reißenden Thieres. Zum Ueberfluß war das Gesicht von Pockennarben entstell. Wie gesagt, ich schauderte förmlich beim Anblick dieser abstoßenden Erscheinung, die mich an eine der Hyänen der zoologischen Gärten erinnerte, zusammen, doch im nächsten Augenblick lachte ich über den gehaltenen Schrecken.

»Der arme Mann kann nichts dafür, daß er so häßlich ist«, dachte ich bei mir, als ich einem der Ladendiener durch das schimmernde Magazin in seines Herrn Arbeitszimmer folgte, »er ist wahrscheinlich ein Russe, dessen politische Ansichten dem Czaren und dem Polizeipräfekten nicht gefielen. Allerdings keine geeignete Person, um mit der Handhabung der Guillotine betraut zu werden, sollte seine Partei je die Oberhand gewinnen.

So weit war ich mit meinen Gedanken gekommen, als Mr. Miles, kahlköpfig und rothwangig, mir höflich entgegentrat, und mich den

Russen und Alles sonst sofort vergessen machte.

»Zu Ihren Diensten, ganz zu Ihren Diensten, Sir«, sagte der Juwelier, indem er den stärksten aller diebfesten Schränke mit dem kleinsten alter Bramahschlüssel öffnete und unter einer Anzahl Schmucketuis herumsuchte, welche mit dem Namen der Hälfte der Herzoginnen und Gräfinnen des Königreichs bezeichnet waren. »Hier ist der Schmuck den Ihr geschätzter Herr Vater, Mr. John Henley, zu bestellen die Güte hatte. Ein alter und geehrter Kunde von uns, Mr. Henley. Ich verkaufte ihm, — mein Gott, es müssen dreißig Jahre her sein, — einen Smaragdschmuck für Mrs. Henley. Nicht sehr kostbar, aber in vortrefflichem Geschmack, Mr. Henley war damals gerade von Calcutta zurückgekommen, neuer Name damals an der Börse und der Bank. Sein Name geachteter jetzt als der seine, aber sein Geschmack war immer vorzüglich, immer. Hier sind die Steine.

Der geschwätzige alte Mann, der für ungeheuer reich galt und dennoch an seinem Laden festhielt, wie eine Auster am Felsen, und nie einen Kunden vergaß, öffnete jetzt der Reihe nach die Maroquinkapseln, die meines Vaters Geschenk an Karoline enthielten. Es war ein Schmuck, der an Schönheit und Kostbarkeit würdig gewesen wäre, von der Gemahlin eines Peer getragen zu werden. Der erste Anblick der blutrothen blitzenden Rubinen, deren Feuer noch durch den matten Schimmer der Perlen erhöht wurde, blendete weiter meine Augen. Ich hatte erwartet, schöne Juwelen zu sehen, war aber durch solche Pracht überrascht und empfand einige Unruhe bei dem Gedanken, mit solchen Kostbarkeiten in der Tasche durch die Straßen Londons zu gehen. Halsband, Brosche, Ringe, Ohrringe und Bracelet wartet sämtlich gleich werthvoll und elegant, und wenn ich nicht, wie sich von selbst versteht, überzeugt gewesen wäre, daß für Karoline Lethbridge nichts zu schön und zu gut sein könne, so hätte ich in Gefahr gerathen können, meinen Vater für seine Freigebigkeit zu tadeln. Mr. Miles begleitete auch bis an die Ladenthür, wobei er ohne Unterbrechung über seine Kundschaft und die Pracht der Schmuckgegenstände, die er mir so eben eingehändigt, weiter plauderte

»Das Muster ist hübsch, sehr hübsch«, sagte Mr. Miles, indem er die große Spiegelglasthür des Magazins öffnete, »und was die



Steine betrifft, so fordere ich das schärfste Auge heraus, den kleinsten Fehler in den Rubinen zu entdecken. Schönere Steine kamen niemals von Ceylon. Ah, Mr. Henley, nicht jedermann ist imstande, solche Präsente machen zu können, wie ihr vortrefflicher Herr Vater. Ich schickte eine ähnliche Garnitur vergangene Woche an Lady Florence Fetherlon zur Hochzeit, aber doch nicht so schön wie diese hier. Ich gebe Ihnen mein Wort als Mann, der fünfzig Jahre im Geschäft gewesen, nicht so schön«,

Sie letzteren Worte mußten, wie ich mir denke, in einem lauterem Tone, als die vorhergehenden gesprochen worden sein, oder eine augenblickliche Unterbrechung in dem Rollen und Rasseln der Wagen machte sie ungewöhnlich vernehmbar, aber aus jeden Fall bemerkte ich, daß drei oder vier vorübergehende Personen neugierig den Kopf nach Mr. Miles umwandten, wie wir in der geöffneten Eingangsthür standen. Unter diesen drei oder vier Personen war der Ausländer mit dem rothbraunen Bart. Er ging am Laden vorüber und zwar von der Seite kommend, nach welcher hin er das erste Mal gegangen war. Ein Zufall, ohne Zweifel! Nichts als ein Zufall.

Ich winkte dem Kutscher einer Handsondroschke, die gerade vorbeikam, und fuhr in den Clubb. Es fehlte noch einige Zeit bis zur Eßstunde und um nicht noch einmal nach Hause zu fahren, zog ich vor, an Ort und Stelle auf meine Freunde zu warten. Die zweite Ausgabe der Morgenzeitungen war gerade angekommen und Alles um mich her discutierte den Inhalt einiger so eben von Amerika eingetroffenen Telegramme. Ich war froh, ein Exemplar der »Times erhaschen zu können und setzte mich zum Lesen hin. Vergebens. Eine seltsame fieberhafte Unruhe bedrückte mich, meine vor Kurzem nach so freudige Stimmung hatte einen Umschlag erlitten und meine Gedanken wanderten in zielloser Thätigkeit umher. Sie dicken schwarzen Buchstaben des Telegramms schwammen mir vor den Augen und die gesprochenen Worte schlugen ohne Sinn an mein Ohr. Ich hätte um Alles in der Welt nicht sagen können, was auf dem Papier stand oder wovon um mich her gesprochen wurde. Unbestimmte, gehaltlose Ahnungen einer unsichtbaren Gefahr fuhren mir wie ungreifbare Schatten durch den Sinn, und es gemahnte mich mit

entschiedenem Unbehagen an die einsame Reise, die mir für die Nacht bevorstand. Alle diese düsteren Einbildungen verschwanden jedoch beim ersten Druck einer Freundeshand, beim erstere Ton einer befreundeten Stimme. Während des Mahles war ich wieder in vortrefflicher Laune und nahm die nicht immer sehr zarten, aber gut gemeinten Neckereien meiner Tischgenossen in aller Heiterkeit auf. Wir blieben ziemlich lange beim Weine sitzen, sprachen von alten Tagen und fragten uns, wann wir wohl das nächste Mal wieder beisammen sein würden, bis ich plötzlich aufsprang, da ein Blick auf die Uhr mich erinnerte, daß es die höchste Zeit für mich sei, an den Bahnhof zu fahren. Unter zahlreichen herzlichen Glückwünschen meiner Freunde nahm ich von Ihnen Abschied und trat aus dem Clubhause. Eine Handsondroschke stand schon bereit. Es war bereits dämmrig in den Straßen und die Gaslaternen brannten. Wie ich in die Droschke stieg, bemerkte ich einte andere vierrädrige, die vor einem der nächsten Häuser stand und aus deren auf der Trottoirseite geöffneten Fenster sich ein Männerkopf streckte, der sich aber sogleich zurückzog, so wie ich den Blick nach ihm wandte. Ich dachte jedoch keine Sekunde weiter daran.

»Fahren Sie schnell«, sagte ich zum Kutscher, »ich muß den Nachtzug nach C. Erreichen. Eine halbe Krone extra, wenn wir ihn nicht verfehlen.«

Die Droschke fuhr rasch davon, und da zu dieser Stunde die Straßen nicht mehr so überfüllt waren, kamen wir mit ziemliche Strecke ohne Unterbrechung vorwärts, bis wir an einem Punkte, wo sich mehrere Wege kreuzten, von verschiedenen Lastwagen, Karren u.s.w. die sämtlich in einander gefahren waren, aufgehalten wurden. Es gab den gewöhnlichen Austausch von Flüchen und Straßenwitzen, vermischt mit Peitschenknall und Räderknarren und der hilflosen Einmischung eines vereinzelt Polizeidieners; aber die Hauptsache für mich war die Wahrscheinlichkeit, den Zug zu verfehlen. Mein Kutscher war durch die schweren, sich vor uns ineinander schiebenden Lastwagen in eine enge Querstraße gedrängt worden, und während er seine Peitsche schwang und manches Schimpfwort an seine Kollegen verschwendete, sah ich ungeduldig zum Wagenfenster hinaus, um mich zu überzeugen, ob wir nicht bald

loskommen würden. Bei dieser Gelegenheit gewährte ich dicht bei meinem Fuhrwerk dieselbe Droschke, welche vor einer der Nebenthüren gehalten, als ich den Club verließ. Ich erkannte beim Licht der Straßenlaternen das hellgescheckte Pferd wieder, das jetzt schaumbedeckt und sichtlich zu einem scharfen Lauf angetrieben worden war. Die Fenster der Droschke waren dicht geschlossen, wie erstickend schwül die Atmosphäre auch war. Aber gerade als das mysteriöse Fuhrwerk mein Interesse zu erregen anfang und ich mich

fragte, ob deren Inhaber wohl auch den Nachtzug zu erreichen wünschten, löste sich das Wagengewirr, und wir rollten rasch weiter.

»Ihr Gepäck ist abgegeben, Mr. Edgar«, sagte meines Vaters alter Diener Jones, und griff respectvoll an den Hut. Sie haben nicht mehr viel Zeit übrig.«

»Danke Jones«, entgegnete ich, und sehen Sie, ob das Gepäck auch in den rechten Zug gekommen ist. Ich muß mir schnell mein Billet lösen.« Damit eilte ich an den Billetschalter, wo mehrere gleich mir ungeduldige Passagiere, darunter eine sehr dicke Dame nebst noch einigen unbeschützten Frauenzimmern, den Zutritt versperrten und mit ihren verschiedenen Begehren und Fragen die Langmuth des Eisenbahnbeamten aus keine geringe Probe stellten. Endlich gelang es mit doch, mich bis zum Schulter durchzudrängen und mein Billet erster Klasse nach C. zu lösen.

»Erster Klasse nach C.« sagte eine besonders harte, schrille Stimme mit leicht ausländischem Accent dicht an meinem Ohr, und ich sah mich nach dem Eigenthümer derselben um, der gerade eine nicht sehr saubere, starkknochige Hand mit einem schweren goldenen Siegelring am Zeigefinger vorstreckte, um das Geld auf das Zahlbrett zu legen. Mit einiger Ueberraschung erkannte ich den Russen wieder, den ich wenige Stunden zuvor zwei Mal am Laden des Hof-Juweliers hatte vorübergehen sehen. Das Wiedererkennen schien nicht gegenseitig. Er sah mich gar nicht an, sondern verlangte in raschem, verdrießlichem Tone sein Billet, und verschwand, nachdem er es erhalten, unter den anderen Passagieren.

Als ich an das Coupé kam in das Jones mein Handgepäck gelegt hatte, sah ich die gute ehrliche Haut mit dem Condukteur

dabei stehen, um mit meinen Platz zu zeigen. Ich drückte dem Letzteren ein silbernes Kompliment in die Hand und erhielt dafür die Versicherung, daß ich das Coupé für mich allein haben sollte, wenn ich zu rauchen wünschte. Dann stieg ich ein, der Mann schloß die Thür, und Jones, nachdem er mich gefragt, ob er seinem Herrn noch Etwas ausrichten sollte, griff an den Hut und verschwand. Ich blieb allein und sah müßig auf die lebhaft Scene, welche das hellerleuchtete Trottoir bot. Lastträger rollten schwere mit Gepäck beladene Stoßkarren vorüber, und dies um so eilender, als es schon zum erstere Mal zur Abfahrt geläutet hatte; Postboten schleppten die dicken Briefbeutel herbei, welche von den ungeduldig wartenden Kondukteuren im Postwagen in Empfang genommen wurden; Zeitungskolporteure hielten ihre Blätter beunruhigt zu den Wagenfenstern hinausschauenden Passagieren ins Gesicht, welche der Versicherung der Träger, daß ihr Gepäck wohluntergebracht sei, nicht recht trauten und mit der englischen Sitte, keine Gepäckscheine zu liefern, grollten; und Familienväter sammelten ängstlich das zerstreute Häuflein ihrer lieben um sich herum.

»Oeffnen Sie diese Thür, Kondukteur! Hollah! Oeffnen Sie die Thür dieses Coupé's sage ich!«

Mein Träumen wurde durch diesen Ausruf unterbrochen. Ein Fremder, mit einem Plaid über dem Arm, rüttelte heftig am Drücker der Abtheilung, in der ich saß. Der Kondukteur kam zögernd herbei. Eisenbahnbedinstete wissen zu unterscheiden und des Neuhinzugekommenen rauhe Manieren und heisere Stimme, waren nicht geeignet, Respekt einzuflößen.

»Erste Klasse, Sir?« fragte der Kondukteur der zu gewissenhaft war, sein gegebenes Versprechen, daß ich allein bleiben sollte, ohne Widerstand zu brechen. Der Fremde zog mit einem Fluch sein Billet hervor. »Erste Klasse nach C., Sir?« fragte der Kondukteur noch einmal, indem er den Eindringling nach einem anderen schon halbgefüllten Wagen zu ziehen suchte. »Hierher, Sir, es ist noch Platz genug.« Aber das Manöver scheiterte.»

»In diesem Wagen ist Platz genug, Mann. Schließen Sie auf, oder —« sagte der eigensinnige Reisende, und, wohl oder übel, der Kondukteur mußte aufschließen. Er that es mit einem an mich

gerichteten entschuldigenden Achselzucken.

»Thut nichts«, entgegnete ich freundlich und schickte mich an, meinen Mitpassagier, der sich links von mir so niedersetzte, daß das Licht der Lampe ihm voll ins Gesicht schien, zu mustern. In wenig Minuten glaubte ich mit mir einig zu sein, wer mein nicht sehr einnehmend aussehender Gefährte war. Jung, etwa in meinem Alter, stark gebaut und mit ziemlich hübschen Zügen, auf denen jedoch die Spuren der Ausschweifung deutlich verzeichnet waren. Sein Anzug eine Art Jagdrock, eine blaue Halsbinde mit einer Nadel in Hufeisenform darin, nebenbei eine Menge Ketten, Berlocken und Ringe von sehr zweifelhafter Echtheit. Der Plaid, den er über seine in sehr engen Puntalons steckenden Beine legte, hielt ein auffallendes Muster in gelb und roth. Seine Augen waren roth unterlaufen, seine Stimme bedeckt, und er roch sehr nach schlechtem Tabak und ordinärem Rum. Allem Anschein nach war er Einer von jenen übelberüchtigten Persönlichkeiten, die von Schwindeleien und Wetten mit unerfahrenen bei Pferderennen existieren.

Die Glocke läutet zum letzten Mal. Jede Thür schloß sich erbarmungslos vor den verspäteten Reisenden, die Kondukteure sprangen auf die Tritte des Wagens, und der Stationsvorsteher blickte forschend die Linie auf und ab, um dann dem Maschinenführer das Zeichen zur Abfahrt zu geben. In diesem Augenblick schoß ein Mann über das Trottoir, riß mit einem heftigen Ruck die Thür meines Wagens gewaltsam auf, sprang herein und setzte sich mir gegenüber. Ein Bahnbediensteter lief herbei und schloß die Thür, und ich hatte einen zweiten Reisegefährten.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Ich sah mein Gegenüber an und konnte kaum einen Ausruf des Erstaunens und Verdrusses unterdrücken. Der Russe! Ja, ich irrte mich nicht. Ich kannte den rothbraunen Bart, das platte knochige Gesicht, die katzenartigen lauernden Augen nur zu gut. Ich hatte ihn allerdings am Billetschalter gesehen, allein das war vor etwa zehn Minuten, während welcher Zeit er längst seinen Platz in irgend einem Wagen, wie ich dachte, eingenommen haben konnte. Dies war jedoch nicht der Fall. Es schien mir vom Schicksal bestimmt zu sein, immer mit diesem Menschen, der mir gleich Anfangs eine so

heftige Abneigung eingeflößt hatte, zusammenzutreffen. Es lag in seiner Erscheinung eine lauernde Wildheit und ein schmutziger Selbstdünkel, die den meisten Personen abstoßend gewesen sein würden. Sein Gesicht machte den Effect zugleich einer Drohung und einer Warnung. Und überdies konnte es wirklich nur bloßer Zufall sein, der mich unaufhörlich mit dem häßlichen Ausländer in Berührung brachte?

Es konnte bloßer Zufall sein, daß ich ihn zweimal an dem Juwelierladen vorbeigehen sah, und daß er ebenfalls nach C. Zu reisen hatte, aber warum erzwang er sich denn erst im letzten Augenblick Eintritt und gerade in diesen Wagen. Dazu kam mir unwillkürlich der Gedanke an die Droschke, die nahe beim Club gehalten und dann während der Passagestockung dicht neben der meinigen eingezwängt gewesen. Mußte mich dieß nicht auf die Vermuthung bringen, daß er meiner Spur von dem Laden bis in den Eisenbahnwagen mit eines Bluthundes Ausdauer gefolgt war? Es war allerdings möglich, wenn auch gerade nicht unbedingt wahrscheinlich. Ich wollte den Gedanken als thöricht und übertrieben verbannen, allein es gelang mir nicht. Welches Motiv aber konnte Jemand haben, sich an meine Schritte zu hängen? Die Antwort auf diese Frage kam bald genug, Die Juwelen! Der kostbare Perlen- und Rubinenschmuck, den ich bei mir trug und dessen Lobpreisung aus dem Munde des geschwätzigen Juweliers der Mann gehört haben mochte! Dagegen hatte der Russe nicht das Aussehen eines Taschendiebes. Es lag Etwas wie Trotz und Stolz in seiner Miene, und ungeachtet seines schädigen Aeußeren kannte man ihn nicht für einen ungebildeten Menschen halten. Was allenfallsige Gewaltthätigkeiten anbetraf, so hatte ich großes Vertrauen in meine jugendliche Stärke, und überdieß war ich ja nicht allein mit meinem muthmußlichen Gegner, Dieß waren meine Gedanken, während ich zerstreut durch das Fenster blickte und die letzten Lichter der Vorstädte verschwinden sah. Als aber nur noch trübe, häuserleere Ebenen schattenhaft vorbeizogen, wandte ich wieder meinen Blick dem Innern des Wagens zu und gewahrte Etwas, das mich auf's Höchste erschreckte. Meine beiden Mitpassagiere unterhielten sich rasch und heimlich vermittelt der

Fingersprache!

Ich konnte nicht im Zweifel sein, Diese zwei Männer, welche meine alleinigen Gefährten auf der Nachtreise waren und von denen Jeder in seiner Art wie ein Schurke aussah, waren Verbündete. Bis zu diesem Moment hatte ich nicht die geringste Bekanntschaft zwischen ihnen vermuthet. Sie kamen zu verschiedenen Zeiten, der Eine ein Engländer, der Andere ein Fremder, und zwischen dem schäbigen Professor und dem Mann der Rennbahn, aufgeschwemmt vom Trinken und mit falschen Schmucksachen beladen, schien keine vorgängige Beziehung möglich. Dennoch hielten sie jetzt nicht wissend, daß ich sie beobachtete, mit Hilfe irgend eines Diebsfingeralphabetes mit einander ein Zwiegespräch. So viel mir der Ausdruck ihrer Mienen als Kommenthar dienen konnte, forderte der Ausländer den Anderen zu Etwas auf, was der Andere nicht thun wollte.

Ich glaube nicht, daß ich mehr zur Zaghaftigkeit geneigt bin, als irgend ein anderer meiner Mitmenschen, dennoch bekenne ich, daß mein Blut zu Eis gerann und mein Herz stockte, als jetzt endlich die wahre Gefahr meiner Lage zu erkennen begann. Sicherlich war ich das beabsichtigte Opfer eines verbrecherischen, zwischen den Beiden verabredeten Planes. Die geheimnisvolle Droschke — das plötzliche Verschwinden des Russen im Bahnhofe — das hartnäckige Begehren des englischen Mitverschworenen neben mir Platz zu finden! Alles war mir jetzt klar. Die zwei Gauner, mit denen ich für mehrere Stunden eingeschlossen war, beabsichtigten mich des Schmuckes, den ich so unvorsichtig bei mir hatte, zu berauben, und würden ohne Zweifel vor keinem Verbrechen zurückbeben, ihren Zweck zu erreichen. Beide waren starke möglicherweise bewaffnete Männer, und obschon ich mich uns hartnäckige Vertheidigung gefaßt machte, so hatte ich doch wenig Aussicht auf Ueberwindung meiner Gegner.

Der Zug brauste unterdessen durch die Dunkelheit und Stille einer mondleeren Nacht weiter. Es war ein Schnellzug und bestimmt erst in C. Anzuhalten, und Stunden mußten bis dahin verfliegen. Eine leichte Bewegung, die ich machte, veranlaßte den Russen nach mir hinzusehen; unsere Blicke trafen sich dabei und der Schurke gewährte, daß sein Fingerspiel von mir bemerkt

worden war. Er knirschte einen Fluch zwischen den Zähnen hervor und stand auf. Ich that dasselbe, und im nächsten Augenblick sprang er wie ein Tiger an meine Kehle und hielt mich so nahe an sich gepackt, daß der Schlag, den ich ihm versetzte seine volle Wirkung verfehlte. Abwechselnd fallend und aufstehend rangen wir mit einander, aber ich war jünger und behender und daher meines Feindes beinahe Meister geworden, als sein Verbündeter ihm zu Hilfe kam, indem er mir mit irgend einer schweren Waffe Schlag um Schlag auf den Kopf versetzte. Betäubt und hilflos, das Gesicht mit Blut überströmt, fiel ich zu Boden. Als ich einen Schimmer der Besinnung wiedererlangte, fühlte ich, daß die Schurken meine Taschen durchsuchten. Der Russe hielt eine der Maroquinkapseln die den Schmuck bargen, gegen die Wagenlampe, und ließ die Steine im Licht funkeln. Der Andere suchte nach weiterer Beute. Er war höchst aufgeregt und dicke Tropfen standen ihm auf der Stirn, während seine Hände heftig zitterten. Der Engländer sprach zuerst in heiserem Flüstern:

»Was sollen wir mit ihm anfangen?«

»Einfältige Frage! Werfe ihn hinaus! Der Fall wird ihm nicht viel schaden!« höhnte der Russe.

Sie hielten mich für todt. Ich lag still, entschlossen nicht zu schreien und mit keiner Wimper zu zucken, um nicht zu verrathen, daß noch Leben in mir war. Ich wußte zu gut, daß ich auf keine Gnade hoffen konnte und daß es jedenfalls für mich weniger schlimm war, auf die Gefahr hin, unter den Rädern des Zuges zermalmt zu werden, als mit diesen zwei reißenden Thieren in Menschenkleidung in dem luxuriösen Eisenbahnwagen erster Klasse zu bleiben, womit beim ersten geringsten Lebenszeichen der Empfang des endenden Todesstreiches ganz gewiß war. Lieber wollte ich mich dem rollenden Eisenwerk anvertrauen, als den beiden Ungeheuern neben mir. Der Russe lehnte sich vorsichtig zum Fenster hinaus und öffnete die Thür. Ich fühlte den kalten Nachtwind über meine Wange streichen und bedurfte meiner ganzen Entschlossenheit, um ein Schaudern zu unterdrücken, als die Mörder sich bückten und mich, der eine beim Kopf, der andere bei den Füßen, in die Höhe hoben. Der Engländer athmete schwer und zitterte merklich, als er mich gegen die geöffnete Thüre schleppte.



»Die Sache gefällt mir keineswegs«, sagte er in grollendem Tone. Der Russe lachte höhnisch.

»Wirf ihre hinaus, Gelbschnabel der Du bist! Eins — zwei — drei — und fort mit ihm!«

Ich erinnere mich eines gräßlichen Augenblicks der Erwartung, eines verzweifelten Stoßgebets, das aus meinem Herzen zu den Lippen aufstieg, aber im Lärm und Gebraus des langen, rasend dahineilenden Wagenzuges erstickt wurde. Ich wurde hinausgeschleudert, fühlte mich fallen, mein Hirn wirbelte und abermals verließen mich die Sinne.

Als ich allmählich zu einigem Bewußtsein zurückkehrte, war meine erste unbestimmte Empfindung, daß ich einen Theil eines schnell sich vorwärtsbewegenden Körpers bildete, der in seinem Lauf durch die kühle Nachtluft sich hin und her schüttelte. Nach und nach begann ich meine Lage zu erkennen. Als die Mörder mich aus dem Wagen, in dem die Beraubung stattgefunden, geworfen hatten, war ich auf das Brett gefallen, welches als Stufe längs den Wagen hinläuft und meine Hand hatte mit dem verzweiflungsvoller Instinkt, der einem Ertrinkenden beizuwohnen pflegt, sich an irgend ein vorspringenden Eisenstück geklammert, vielleicht an eine der Stützen der Treppe, auf welcher die Passagiere ein- und aussteigen. Auf diese Weise war ich vor augenblicklicher Vernichtung bewahrt worden, doch war meine Lage darum nicht weniger gefahrvoll. Die schnelle Bewegung des Zuges schüttelte mich hin und her und mein Haltpunkt an dem eisernen Haken war keineswegs sicher. Meine krampfhaft angespannten Sehnen konnten kaum so lange Stand halten, bis wir C. Erreichten, und es schien mir ganz unmöglich, daß ich in meiner natürlichen, schmerzhaften Stellung so lange würde ausdauern können. Auch war keine Aussicht vorhanden, daß ich in der Dunkelheit bemerkt und aus meiner schrecklichen Lage erlöst werden würde. Mein Untergang war demnach nur verzögert.

Wenn ich jetzt fiel, so mußte ich unfehlbar von den dicht neben mir hinwirbelnden Rädern fortgerissen und in Atome zermalmt werden, Ein oder zwei Mal schrie ich um Hilfe, aber meine schwache Stimme verhallte ungehört und es war gut, daß dem so war, denn aus dem Fenster des Wagens, aus dem ich geworfen

worden, streckte sich der Kopf eines Mannes, der in der Nacht hinausspähte, und ich drückte mich dichter gegen das Holzwerk, als ich im matten Lampenschein das platte weiße Gesicht, den rothbraunen Bart und die ganze Tigerphysiognomie des Russen wiedererkannte. Er sah mich jedoch nicht, sondern nahm mit zufriedener Miene seinen Platz wieder ein.

Vorwärts ging es durch die schweigsame Landschaft, mit Pfeifen, Zischen und Brausen, — bald durch Tunnel, bald zwischen hohen Wäldern, dann wieder unter dunklen Bäumen und Hecken. Vorbei an den beleuchteten Stationen, wo das Signal gegeben wurde, das >Signal gegeben wurde, daß die Bahn frei sei, und wo Passagiere, welche auf den gewöhnlichen Zug warteten, der unterwegs anhielt, uns nachsehen, wie wir vorbeiflogen. Mich aber sahen sie nicht, wie ich mit schmerzverzerrten Gliedern dahing, und mich verzweiflungsvoll mit immer schwächer werdenden Kräften an meinem einzigen Stützpunkte anklammerte. Zweimal während dieser grauenhaften Fahrt hörte ich den geltenden Pfiff eines entgegenkommenden Zuges, und zweimal sah ich die rothen Lichter der nahenden Lokomotive, welche einem Ungeheuer glich, das mit zornigen, glühenden Blicken und sengendem Athem durch die Nacht jagte. Dann kam stöhnend und rasselnd und schnaubend der lange Zug an mir vorbei, und der durch die schnelle Bewegung hervorgebrachte Luftdruck machte mich fast von Neuem besinnungslos. Weiter, weiter, — wie von Dämonengewalt gejagt, kaum vermochte ich noch zu denken, und empfand schon das Verlangen, meine Leiden zu enden, den Haken freizugeben und mich auf die Schienen fallen zu lassen. Sollten wir denn niemals C. Erreichen? Wie lang dauerte denn diese entsetzliche Nacht? Meine Muskeln konnten keine Dienste mehr leisten, ich mußte erliegen. Dauer stieg ein anderer Gedanke auf. Es fiel mir ein, das meine Braut in ihrem letzten Briefe mir das halb scherzhafte Versprechen gegeben, mich mit ihren Eltern und meiner Schwester Klara bei der Ankunft des Nachtzuges am Bahnhofe abzuholen. Diese Erinnerung erfüllte mich mit einem Entsetzen. Ich dachte an unsere herzliche gegenseitige Liebe, an den nahen Hochzeitstag und an der armen Karoline Jammer, wenn der Mann ihrer Wahl ihr auf so grausame Art entrissen würde. Um

Karolinens willen mußte ich noch aushalten. Aber wenn sie mich in meinem fürchterlichen Zustande gewährte? Die geistige Qual wurde durch physische Schwäche und Schmerzen bewältigt; und mein betäubtes Gehirn bewahrte nur noch eine unbestimmte Angst, daß ich fallen möchte. Dieser Zustand dauerte fort, bis ich wie im Traum die Lichter flimmern sah.

Zahlreiche, glänzende Lichter! Eine Menschenmenge! Die Gestalten schwammen undeutlich vor meinen geblendeten Augen. Der Zug hielt endlich an — wir waren im Bahnhofe von C! Es entstand große Bewegung unter den Leuten auf dem Perron. Ich hörte Rufe des Erstaunens, und Männer kamen herbei und hoben mich auf. Sie trugen mich in einen der Wartesäle und bald war ich der Mittelpunkt der regsten Theilnahme. Staunen, Schrecken und Mitleid wurden rings um mich her laut. Erregte Gesichter blickten begierig nach mir hin. Unter ihnen gewährte ich, das von Karoline Lethbridge; und als sie mich blaß, blutbedeckt und dem Anschein nach todt sah, und hörte, wie die Umstehenden mich für todt erklärten, während ich mich vergebens bemühte zu sprechen, sank sie ohnmächtig in meiner Schwester Arme. Auch mich umhüllte jetzt Bewußtlosigkeit, und als ich endlich wieder mit ärztlicher Hilfe und sorgfältiger Pflege meine Besinnung wiedererlangte, las ich in den bedauernden Blicken meiner Umgebung, daß noch größeres Leid meiner wartete. Und so war es.

Meine Karoline war gefährlich krank, Sie lag in den Phantasien einer heftigen Gehirnentzündung. Ihr Leben wurde zwar erhalten, doch ihre volle Vernunft erlangte sie nicht wieder. Auch ich hatte eine lange Krankheit zu bestehen, von der sich mein Körper und Geist niemals wieder ganz erholten. Mein Haar war in den Schrecken jener entsetzlichen Nacht ergraut. Das Dasein von zwei bis dahin glücklichen, Hoffnungsreichen jungen Wesen war für immer der Trübsal anheimgefallen,

Von dem Russen und seinem Genossen im Verbrechen, sowie von den geraubten Juwelen wurde keine Spur aufgefunden. Doch hoffe ich, daß früher oder später die Gerechtigkeit sie ereilen werde.

- E n d e -

# Eine Nacht auf Schloß Ashurst

den 29. Mai 1864.

**A**uf der Hauptthür eines Schlosses in Chestershire traten ein junger Mann und eine junge Frau. Sie hatten sich umschlungen und sie schien ihn zurückhalten zu wollen. »Es ist ein Gewitter im Anzuge«, sagte sie sie, »man merkt's an der schwülen Luft. Bitte, Richard, verschiebe Deinen Ritt bis morgen.« Der junge Mann der gestiefelt und gespornt dastand, legte die stand auf den Sattel seines Pferdes und schüttelte mit dem Kopfe. »Es geht nicht«, sagte er, »Philipp Orme erwartet mich heute Abend in Chester. Mache Dir übrigens keine Sorge, denn sonst sind Deine Wangen morgen, wenn ich zurückkehre, nicht so rosig, Deine Augen nicht so hell, wie heute. Und was hättest Du zu fürchten, liebes Weib? Richard Courthope ist oft schon durch Regen und Sturm geritten. So lebe denn Wohl und behüte dich.«

Sie blickte ihm nach, wie er durch den schattigen Baumgang dahinritt, bis er hinter dem Parkthor verschwand. Als sie in das Haus zurückgegangen war, sah sie sich dem Kammerdiener Marston gegenüber. Dreißig Jahre hatte er, zuerst als Laufbursche und Spielgenosse Sir Richard Courthope's dann als Kammerdiener auf Schloß Ashurst gelebt und war jetzt den Fünfzigern nahe. Er stand stille; als er Lady Courthope erblickte, zögerte er einen Augenblick und sagte dann in einem ehrfurchtsvollen und doch gezwungenen Tone: »Mylady! will Sir Richard wirklich, wenn ein Wetter im Anzuge ist, nach Chester reiten? Wenn nun der Regen kommt und der Fluß anschwillt? Damit ist nicht zu spaßen.«

»Er muß heute Abend in Chester sein«, antwortete die Lady und ging auf ihr Zimmer.

Der Kammerdiener blickte ihr nach und murmelte: »Die Frau liebt ihren Mann nicht, aber er glaubt es. Blos für sie hat er Augen und Gedanken, alte Zeiten, alte Freunde sind bei ihm vergessen. Früher würde er mir nicht verschwiegen haben, daß er nach Chester ritte, aber jetzt ist diese einfältige Wachspuppe seine einzige Vertraute. Dach ich weiß Alles, was ich brauche. Sir Richard muß heute Nacht in Chester sein.«

Den Nachmittag über empfand Lady Courthope eine unbeschreibliche Angst. Es beruhigte sie nicht, daß das gefürchtete Wetter nicht kam, und so oft sie sich auch sagte, daß ihr Mann ein sicherer Reiter sei, konnte sie doch das Gefühl nicht unterdrücken, daß irgend eine Gefahr drohe. Jetzt brach der Abend an, der Himmel verfinsterte sich und sie hörte mit steigender Angst, wie der Regen gegen die Fenster klatschte und die Bäume des Parks im Sturm rauschten. Marston brachte brennende Lichter und stellte sie auf den Tisch. »Der Sturm ist da, Mylady«, sagte er. »Sir Richard wird nicht durch die Furth Craven kommen.«

»Mein Gott«, was ist zu thun?« rief sie aus.

»Er wird umkehren«, sagte der Kammerdiener langsam und betonte jedes Wort. »Leider führt der Weg an Abgründen hin und die Nacht ist finster. Ein falscher Schritt des Pferdes — Soll ich ihm mit mit einer Laterne entgegenreiten?«

»Ja, ja«, entgegnete die Lady mit bebender Stimme. »Und doch, ist es nicht besser, daß Stephan reitet?«

Marstons Gesicht wurde finster. »Er ist in der Gegend fremd«, sagte er. »und ich habe hier dreißig Jahre gelebt. Er kennt nicht einmal den Weg, den ich hundertmal bei Tag und bei Nacht gemacht habe. Doch, wie Sie wollen, Mylady.«

»Reiten Sie selbst«, antwortete sie, »verlieren Sie keinen Augenblick. Der allmächtige Gott gebe, daß Sie nicht zu spät kommen.«

Marston entfernte sich schweigend. Als er aus der Thür ging, sah er sich um und sie bemerkte in seinem Blicke einen so finstern, lauernden und drohenden Ausdruck, daß ein Schauer sie überlief. Sie wußte lange, daß sie ihm unangenehm war, weil er sie als eine Fremde betrachtete, die ihm die Liebe seines Herrn

genommen und ihm, wenn er es an Achtung gegen sie fehlen ließ, manchen harten Verweis und manche Drohung zugezogen hatte. Aber einen solchen Haß wie heute hatte sie in seinen Augen noch nie leuchten sehen. Führte er Böses im Schilde? sollte sie ihm folgen und ihn am Abreiten verhindern? diese Gedanken beschäftigten sie jeden Augenblick, und dann lächelte sie wieder über ihre thörichte Furcht. Dreißig Jahre hatte Marston ihrem Manne treu gedient und konnte unmöglich falsch gegen ihn sein. Jener Weg an Abgründen hin war zu fürchten, nicht der alte und zuverlässige Diener. Beruhigt hörte sie, wie ein Pferd aus dem Stalle gezogen wurde und ein Reiter sich eilig entfernte. Sie hörte aber nicht, daß Marston, als er im Wegreiten zu ihren erleuchteten Fenstern aufblickte, vor sich hin sagte: »Wenn sie es gewagt hätte, so würde sie mich zurückgehalten haben. Jetzt ist es zu spät. Heute Nacht werden wir wegen des Hasses, den Sie Richard um ihretwillen auf mich geworfen hat, furchtbar abrechnen.«

Als Lady Courthope eine Stunde später an's Fenster trat und den Vorhang aufzog waren die dunkeln Wolken verschwunden und der Mond schien hell auf Wald und Thal. Die Luft war kühl, »aber still, und die junge Frau konnte sich zur Ruhe begeben, ohne um ihren Mann ferner in Angst zu sein. Ihr Schlafzimmer lag im westlichen Flügel des Gebäudes, fern von der Treppe und am Ende eines langen Ganges, neben dem es mehrere leer stehende Räume gab. Die junge Frau hatte es gewählt, weil es das Zimmer ihrer Schwiegermutter gewesen war und ihr Mann es deßhalb liebte. Das hohe Kamin mit seinen alterthümlichen Verzierungen, die Tapeten mit ihren Figuren von Nymphen und Liebesgöttern, das große Himmelbett und die alten Möbeln gaben dem Gemachs ein düsteres Ansehen, aber jetzt knisterte ein munteres Feuer darin, das auf den Vorhängen von gelbem Damast spielte, und Kerzen erhellten jeden Winkel.

»Ist Alles zur Ruhe gegangen, Esther?« fragte Lady Courthope beim Auskleiden ihr Kammermädchen.

»Alle bis auf Stephan.«

»Er kann sich auch schlafen legen«, fuhr die Lady fort. »Auf Sir Richard braucht Niemand zu warten. Er hat noch durch die Furth reiten können und ist längst in Chester.«

»Wenn auch der Fluß angeschwollen gewesen wäre«, warf Esther ein, »so hätte das nichts ausgemacht. Der Herr brauchte dann nur zu der alten Steinbrücke hinter meines Vaters Hause zu reiten.«

»Ueber die Brücke?« fragte die Lady verwundert. »Gibt es eine Brücke?«

»Bei der alten Priorei, und der Umweg ist gar nicht groß, der Herr kennt sie genau.«

»Und Marston sagte nichts von ihr? Er sprach immer bloß von der Furth. Ist er zurück, Ester?«

»Nein« Mylady; er sagte, wenn er den Herrn nicht träfe, so wolle er im goldenen Horn übernachten.«

»Dazu gab ich ihm keine Erlaubniß«, sagte Lady Courthope etwas unwillig und entließ ihre Kammerjungfer. Sie zog nun einen Armsessel an's Feuer, lehnte sich zurück und begann ihre braunen Haarflechten aufzulösen. Sie dachte dabei an mancherlei, insbesondere an ihren Mann, der obgleich er viel älter war als sie, ihre kleinen Schwächen und Unarten immer freundlich behandelt hatte. Dann malte sie sich aus, wie sie, wenn sein Haar gebleicht und seine hohe Gestalt gekrümmt sei, seine Nachsichten vergelten wolle, und jetzt zeigten sich ihr auch fröhliche Kinder, die in dem bisher so stillen Hause sprangen und tanzten. Nun wurde ihr sonderbar zu Muthe, daß sie fern von ihm und in dem stillen Zimmer allein sei. Die unbestimmte Furcht des Nachmittags kam zurück. Das Feuer war niedergebrannt, das Zimmer wurde dunkler und es lief ihr kalt über den Körper. Ihre Haarbürste glitt von ihren Knien und fiel mit einem dumpfen Schall zu Boden. Hastig bückte sie sich, um sie wieder an sich zu nehmen, und als sie sich aufrichtete, da sah sie durch den Schleier ihrer Haare, die über ihr Gesicht gefallen waren, an dem hintersten Fenster eine knochige Hand, welche den Vorhang auseinander bog, und ein bleiches, grimmiges Gesicht erschien. Im nächsten Augenblick fiel der Vorhang wieder leise zusammen und jenes Gesicht war verschwunden. Sie hatte es aber gesehen und erkannt. Vor wenigen Stunden hat der Blick voll Haß und Rachsucht auf ihr geruht, und jetzt wußte sie, was dieser Blick bedeutet habe. Sie sprang weder auf, noch rief sie. Ihre Pulse klopften wild, ihr ganzes Blut war in Aufruhr, aber sie blieb ruhig

sitzen. Bei dem bloßen Gedanken, daß ihr Mann in Gefahr sei, hatte sie gezittert, aber nun sie selbst fürchterlich bedroht wurde, war sie muthig und standhaft. Ihre eisigen Hände spielten mit ihrem Haar, ihre Augen ruhten auf den erlöschenden Kohlen, kein äußerliches Zeichen des Tumults in ihrem Innern ließ sich wahrnehmen und doch wußte und verstand sie Alles. Marston war mit ihr im Zimmer. Sein Ritt war nur eine List gewesen, um seinen Anschlag unentdeckt ausführen zu können. Er war in der Dunkelheit zurückgeschlichen und hatte sich hier versteckt, um sie zu ermorden. Sie war jetzt in seiner Gewalt. Allein mit ihm in einem verschlossenen Zimmer, konnte sie ihm nicht entgehen. Wenn es ihr auch gelang, die Thür zu öffnen und den Gang draußen zu erreichen, so half ihr das nicht. Lange, ehe sie vor dem leeren Zimmer vorbei war, lange, ehe ihr Hilfesgeschrei gehört werden konnte, hatte er sie eingeholt und mit seinen Händen ihre Kehle umschlossen. Wie nun, wenn sie geraden Weges auf jenes Fenster zuing, den Vorhang zurückschlug und ihn im Namen ihres Gatten, seines Herrn, um Gnade bat? Ei nein, das durfte sie nicht, jener Name von ihren Lippen mußte seinen Haß und seine Eifersucht noch mehr entflammen. Sie erhob die Augen und sah etwas Glänzendes, etwas das ihr fast als ihr Freund erschien. Ueber dem Kamm, im Bereich ihrer Hand, hing der Degen ihres Mannes. Sie konnte ihn ergreifen, rasch zum Fenster stürzen und ihren Feind durchbohren, ehe er sich aus den Falten des Vorhanges loszuwickeln vermochte. Aber ihr weibliches Gefühl bebte selbst in dieser äußersten Noth vor einer solchen That zurück. Bei jenem Blick nach oben war ihr ein anderer Gedanke gekommen — ihr Ankleidezimmer. Die Thür stand offen und war nicht zehn Schritte von ihr entfernt. Einmal dort eingeschlossen — doch ach, jene Thür hatte einen Riegel und der Schlüssel steckte auf der Seite ihres Schlafzimmers im Schloß. Das Herz wollte ihr beinahe brechen. Schon glaubte sie verstohlene Fußtritte auf dem Fußboden zu hören und einen heißen Athem an ihrer Wange zu fühlen. Gab es denn keine Rettung für sie? Wieder fielen ihre Blicke auf die offene Thür des Ankleidezimmers.

Es gibt im Leben Augenblicke, wo jede Geisteskraft unnatürlich angespannt ist und Ideen und Pläne, die in anderer Zeit das Werk ganzer Stunden sein würden, in einem kurzen Augenblicke reifen.



Solch einen Augenblick kam jetzt für die unglückliche Frau. Als sie aus die offene Thür und den Schlüssel blickte, schoß ein Gedanke in ihr auf, der frische Hoffnung in ihr Herz brachte. Wenn sie ihn in jenes Zimmer locken konnte, locken durch einen Köder, wie man sie gegen Vögel und Wild anwendete!? Sie hatte einen Köder. Die Rachsucht hatte ihn hergeführt, aber er hatte noch eine andere starke Leidenschaft, die Habgier. Oft hatte sie gesehen, wie seine Augen leuchteten, wenn seine Finger Gold berührten, oft hatte ihr Mann lachend gesagt, der einzige Fehler seines alten und treuen Dieners sei die Liebe zum Gelde. Wenn sie ihn jetzt durch seine Geldgier verleiten konnte, sich zuerst in ihr Ankleidezimmer zu wenden, so war sie noch zu retten. Sie hatte eine schwere und gefährliche Aufgabe zu erfüllen, aber sie durfte sich selbst vertrauen. Sie wußte, daß sie sich durch keine einzige Bewegung verrathen durfte, wenn ihr Schicksal nicht besiegelt sein sollte, aber ihr muthiges junges Herz machte ihr das leicht. Langsam und sorgfältig ordnete sie ihr Haar, stand aus ihrem Sessel auf, warf frisches Holz auf die Kohlen und ging zu einem Tische, auf dem einige Bücher lagen. Sie öffnete mehrere derselben, blätterte darin, schloß sie wieder und sagte wie zu sich selbst: »Zum Lesen bin ich zu müde und kann doch nicht schlafen; ich wollte, die Nacht wäre vorüber.« Dann gähnte sie, wartete einen Augenblick, als ob sie nachdenke, und murmelte: »Ich will mir meine Smaragden ansehen«, nahm ein Bund Schlüssel vom Tisch und schritt zu einem kleinen Schrank aus Ebenholz, der neben dem Kamin stand. Ihre Stimme hatte nicht gezittert, aus keinem Ton hatte sie schließen lassen, daß sie jenes grimmige Gesicht gesehen, daß ihre Worte für jene lauschenden Ohren bestimmt waren, und jetzt beherrschte sie auch ihre Bewegungen so, daß sie die Täuschung ihres Feindes fortsetzte.

Sie schloß den Schrank auf, zog aus einem Winkel ein kleines Kästchen hervor, setzte es auf den Fußboden neben sich nieder, stellte zwei andere Kästchen wieder zurecht, die sie hatte in Unordnung bringen müssen, schloß den Schrank wieder zu, ging zum Tische und steckte ein Licht an. Mit dem Kästchen in der einen Hand, und der Kerze mit dem Schlüssel in der andern schritt sie der Thür des Ankleidezimmers zu. Eben als sie diese

erreichte, krachte hinter ihr ein Brett plötzlich und laut und ihr Blut gerieth ins Stocken. Hatte die köstliche Beute ihn zu schnell gereizt und folgte er ihr? War ihr letzter Augenblick gekommen? Nein, Alles war wieder still wie das Grab. Sie ging weiter bis zu dem hintersten Ende des langen engen Zimmers, und die Thür hinter ihr stand weit offen. Sie legte das Kästchen auf den Tisch und nahm eine solche Stellung an, daß in dem finsternen Winkel, in dem ihr Feind lauerte, jede ihrer Bewegungen sichtbar war. Sie schloß nun das Kästchen auf und breitete alle seine blitzenden Schätze auf dem Tische aus. Jedes einzelne Stück ihres Schmuckes nahm sie in die Hand, hielt es dicht an das Licht, bewegte es hin und her, daß die Edelsteine Feuergarben sprühten, und legte es dann in das Kästchen zurück. Fast eine halbe Stunde stand sie so da und spielte mit dem Schmuck. Jetzt mußte sie in ihr Schlafzimmer zurückgehen, denn ihre Knie begannen unter ihr zu wanken und ihre erzwungene Ruhe wurde schrecklich für sie. In der Thür stand sie einen Augenblick stille, als ob sie sich besinne, daß sie ihre Edelsteine wieder in den Schrank schließen müsse. Hätte sie in diesem Augenblick gesehen, daß der Mann hinter dem Vorhange seine Hand krampfhaft um ein Messer schloß und seinen Körper zu einem Sprunge zusammenkrümmte, so würde ihr Muth sie verlassen haben. Aber sie sah es nicht und konnte ihr Spiel zu Ende spielen. Sie murmelte: »Heute Nacht kann das Kästchen schon draußen stehen bleiben«, löschte das Licht aus, zog die Vorhänge des Bettes zurück und legte sich nieder.

Zuerst that es ihr wohl, daß sie nach der langen Anstrengung ruhig daliegen, ihre schmerzenden Glieder ausstrecken und ihren brennenden Kopf auf das Kissen legen konnte. Minuten gingen darüber, die Glocken oben auf dem Thurm schlug zwölf Uhr, und noch war außer dem knistern der Kohlen im Kamin und dem fernen Bellen der Hunde nichts zu hören. Mit geschlossenen Augen wie eine Schlafende tief Atem holend lag sie horchend da. Je länger es still blieb, um so fürchterlicher wurde ihre Lage. Sie glaubte Stunden im Bett gewesen zu sein, als sie endlich in jener Ecke ein schwaches Geräusch hörte. Er kam also hervor. Ging er zuerst zu den Juwelen, um zu stehlen, oder zu ihr, um zu morden. Sie durfte die Augen nicht öffnen, nicht die kleinste Bewegung

machen, und mehrmals war es ihr, als ob die verstohlenen Schritte auf ihr Bett zukamen. Doch wie? jetzt hörte sie deutlich, daß er sich entfernte und dabei einige Male still stand, um zu horchen. Sie wollte nun ihre Augen öffnen, aber sie schienen versiegelt zu sein, und es bedurfte einer krampfhaften Anstrengung, ehe sie die Lider aufschlagen konnte. Jetzt sah sie ihn. So dunkel das Zimmer geworden war, verbreiteten die Kohlen doch einen Schimmer, der ihr die Thür ihres Ankleidezimmers und eine Gestalt in dieser Thür stehend zeigte. Der Köder hatte gewirkt, die Juwelen hatten ihn gelockt.

Marston wendete den Kopf und sogleich schloß sie ihre Augen, obgleich er sie hinter ihren Vorhängen nicht sehen konnte. Als sie wieder aufblickte, war in ihrem Ankleidezimmer Licht, und er stand genau da, wo sie vor einer Stunde gestanden hatte. Sie konnte jetzt seine ganze Gestalt unterscheiden, nur sein Gesicht sah sie nicht, da er ihr den Rücken zukehrte. Er beugte sich über den Tisch und steckte ihre Juwelen ein. Jetzt war die Zeit zum Handeln gekommen. In zwei Minuten war er mit dem Diebstahl fertig und dann kam er zu ihr. Geräuschlos ließ sie ihre Füße auf den Boden gleiten und schlich zu der Thür ihres Ankleidezimmers. Schon hatte sie die Hand ausgestreckt, um die Thürklinke zu ergreifen, als sie mit dem Fuß an etwas stieß. So schwach das Geräusch war, hörte er es doch und stürzte auf sie zu. Sie erreichte die Thür zuerst, drückte sie zu und wollte sie verschließen. Jetzt warf sich aber der stärkere Mann gegen die Thür und es entstand ein Kampf um Leben und Tod. Zoll auf Zoll drängte er die Thür zurück, als sie, alle ihre Kräfte zu einer letzten Anstrengung zusammenraffend, sie zuwarf. Der Schlüssel drehte sich im Schloß und mit einem gellenden Angstschrei stürzte sie zu Boden. Sie hatte ihr Bewußtsein nicht verloren, sie hörte, wie er mit ohnmächtiger Wuth laut fluchend gegen die starken Eichenfelder der Thür schlug, und nun drangen andere Töne zu ihr, eilende Schritte auf dem Gange und viele Stimmen vor ihrer Thür. Ihr lauter Schrei hatte alle Schläfer des Hauses erweckt, und die ganze Dienerschaft drängte sich jetzt vor ihrem Zimmer. Sie erhob sich, schwankte zur Thür, schloß sie auf und fiel mit dem Ruf: »O Richard, rette mich!« ohnmächtig in Esthers Arme.

Als ihr Mann am nächsten Morgen an ihr Bett trat, kannte sie

ihn nicht. Marston war längst zu lebenslänglichen Gefängniß verurtheilt, als endlich ihr Bewusstsein wiederkehrte. Vor jener schrecklichen Nacht war sie eine junge Frau mit braunem Haar voll Leben und Kraft gewesen, jetzt hatte sie graues Haar und war so schwach, daß sie bei jedem Ton zitterte. Als Jahre vorübergegangen waren, da hattest sich die Rosen auf ihren Wangen wieder eingestellt, und in ihren Augen glänzte wieder das Feuer der Jugend, aber ihre Locken waren silberweiß, und wenn die fröhlichen Kinder, von denen sie geträumt hatte, sie nach dem Grunde fragten, dann brachte sie dieselben mit zärtlichen Worten und Küssen zum Schweigen, aber nie sprach sie mit ihnen von jener Nacht, nie betrat sie wieder jenen Gang, nie sah sie wieder jenes Zimmer

- E n d e -

# Der Seeräuber

Sonntag, den 15. Februar 1863.

»**N**ein, nein, mein guter Herr Vormund! So haben wir nicht miteinander gewettet. Die Zeiten sind vorüber, wo die Vormünder ihre Mündel zu Heirathen zwingen dürften, die im Interesse der Herren lagen; wenigstens bin ich die Person nicht dazu, die sich zu so etwas zwingen läßt. Wie kommen Sie mir vor? Ich einen Tabakfabrikanten heiraten! Ich einen Tabakfabrikanten! Es wäre empörend, wenn es nicht gar zu lächerlich wäre.«

Diese Worte wurden mit trotzigem Lachen von einem allerliebsten Mädchen von achtzehn Jahren einem ältlichen wohlbäbigen Herrn zugeschleudert, der im eleganten Zimmer vor ihr stand und sich über die Weigerung des kleinen Trotzkopfes sehr zu ereifern schien. Man sah es dem Kinde, wie dem Alten an, daß sie bei »gute« Mittel« waren und sich Beide ärgerten.

»Aber ich bitte Sie, liebes Klärchen, nehmen Sie doch nur Vernunft an«, replicirte der grauköpfige Herr. »Wem in aller Welt ist denn nur eingefallen, Sie zu einer Heirath mit meinem Vetter Kaupert zwingen zu wollen? Ich habe mir weiter gar nichts erlaubt, als Ihnen denselben als eine sehr annehmbare Parthie vorzuschlagen. Fritz Kaupert ist ein junger angenehmer Mann, ein tüchtiger Kaufmann, ein braver Mensch, hat gute Fonds, und die von seinem Vater begründete Tabakfabrik in Bremen, deren Erbe Fritz ist, zählt zu den rentabelsten Geschäften. Es ist kein Tabakfabrikant, wie Sie ihn zu bezeichnen beliebten, sondern der Besitzer einer Tabakfabrik, die einer großen Anzahl Fabrikanten Arbeit und Brod giebt.

»Ich bitte sie sehr dringend, sprechen sie mir nicht gar so viel von Tabak! Es wird mir übel und wehe, und ich fürchte Schlimmes

für mich von dieser unangenehm duftenden Conversation. Der Herr Vetter ist und bleibt ein Tabakfabrikant, man riecht ihn weiter, als man ihn sieht und der bloße Gedanke mit einem stets nach Tabak duftenden Manne zusammen und in einem von Tabakdüften ganz eingeräucherten Hause leben zu müssen, bringt mich schon zur Verzweiflung.«

Und sie griff zur dunkelrothen, goldverzierten Krystallflasche mit dem Eau de milles fleurs und goß sich eine kleine Fluth auf Kleid und Hände.

»Sie benehmen sich sehr kindisch, Fräulein Klärchen«, sagte der Vormund etwas ärgerlich. »Ich habe werter nichts von Ihnen gewollt, und Sie auch jetzt um weiter nichts, als daß sie mir gestatten, Ihnen meinen jungen Vetter vorzustellen und seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er wird hierher kommen und — was sich doch ganz von sich selbst versteht — bei uns wohnen.«

»Ich will nicht! Ich will durchaus nicht! Ich will und kann und darf ihn nicht riechen. Ich würde krank davon werden. So wie er kommt, verreise ich zu meiner Cousine Dröge. Nur keinen Tabak! Um Gotteswillen keinen Tabak! Es ist zu prosaisch.«

»Ach, lassen Sie doch diese Ueberspanntheit! Sie scheinen ganz zu vergessen, daß Ihr seliger Vater und Großvater sehr ehrenwerthe Lederfabrikanten, d.h. eigentlich Gerber waren, deren Geschäft doch wahrlich auch nicht wie Rosenöl und Ambra duftet, und gar nichts von dem an sich hat, was Sie poetisch zu nennen belieben; aber die guten Männer haben Ihnen ein Vermögen von hunderttausend Thalern hinterlassen, welches sie mit der sehr übelduftenden Lederfabrikation erworben haben.«

Nachdem er dieses gesprochen, verließ der Herr Vormund in einiger Aufregung das Zimmer; Klärchen schlug ein Schnippchen hinter ihm her und griff wieder nach dem unsaubern Buche aus der Leihbibliothek, in dessen emsiger Lektüre sie durch den gutgemeinten Vorschlag des Mannes gestört worden war, und vor dessen übelriechendem Corpus sie sich keineswegs ekelte.

Dieses Buch erklärte eigentlich Alles. Klara Cornmler hatte in den Jahren der Entwicklung die Aeltern durch den Tod verloren und war bei einer Tante erzogen worden. Als auch diese aus dem Leben geschieden, war die reiche Waise in das Haus ihres

Vormundes, des Kau- und Handelsherrn Peter Schöppach gekommen. Die selige Tante hatte das hübsche und talentvolle Kind gründlich verzogen und zur Romanleserin gebildet. Aus der Leibbibliothek hatte sich Klärchen ihre Begriffe von Poesie und von einem reizenden romantischen Leben geholt, und sie hatte nicht nur die Ueberzeugung gewonnen, sie halte sich auch den festen Entschluß in ihrem kleinen reizenden Lockenkopfe zurechtgestellt, sie könne und werde sich mittelst ihrer Schönheit — Spiegel und Eitelkeit hatten ihr davon eine hohe Meinung beigebracht — und mittelst ihres Geldes, dessen Wert sie sehr Wohl kannte, ein Liebesglück gewinnen, wie es in ihren Lieblingsromanen schönsten beschrieben stand. In dieses farbenglühende und blumenduftende Phantasiebild, passte freilich ein Mensch durchaus nicht, welcher eigentlich auf der Welt nichts weiter that, als Tabak fabrizieren zu lassen und zu verkaufen. Sie hätte natürlich ebensowenig einen Lederfabrikanten geheirathet. Ein unbestimmtes Ideal schwebte ihrer aufgeregten Phantasie vor, ein kühner, göttlicher Jüngling, zum Theil Apoll, zum Theil Herkules, Perseus oder anderer Halbgott, ein Dichter, Maler, Künstler anderer Art, Kriegsheld oder dergleichen.

Es war ganz so in der Ordnung, daß ein so romantischen Gemüth, wie das Klärchen's eine Vertraute hatte, und daß diese bei den obwaltenden Umständen Niemand anders sein konnte, als Hannchen ihre Zofe. Bei ihr machte sich denn die kleine Schwärmerin weidlich über den Tabakfabrikanten lustig und wurde von dem dienstbaren Geiste in allen ausgesprochenen Ansichten und Meinungen gehörig bestärkt.

Der Tag verging, wie alle Tage vergehen; es vergingen auch Wochen, und vom Tabakfabrikanten war im Hause nie mehr die Rede. Der Vormund besorgte seine Geschäfte, die Haushälterin das Haus, Klärchen die neuesten Romane, Hannchen die Stadtneuigkeiten; Alles wie sonst auch. So hoch die Romantik in den Büchern aufgeschichtet lag, in der Wirklichkeit dieses Lebens war auch nicht der leiseste Hauch davon zu verspüren. Da ging es vielmehr sehr nüchtern und sehr prosaisch zu, und das ärgerte und langweilte die kleine hübsche Romanleserin.

Dieses abscheuliche Einerlei wurde durch einen Ball der Ressourcen-Gesellschaft unterbrochen. Klärchen fuhr in einem

Stadtwagen dahin, reizend, duftend, graciös wie eine Sylphe. Noch hatte sie nicht alle Freundinnen begrüßt, als ihr ein junger, sehr schöner Mann auffiel, den sie noch nie gesehen hatte. Er war hoch und stark, hatte eine breite Brust, einen kühnen, herrlichen Kopf, große, feurige Augen, eine majestätische Adlernase, einen prächtigen Bart und eine Haltung, keck und stolz wie ein König. Seine Kleidung war sehr nobel, aber etwas phantastisch. Er wandelte in dem hell erleuchteten Saale auf und ab, als sei er allein hier Herr und Gebieter, und alle Anderen seine Untergebenen oder wenigstens in Rang und Ansehen ihm weit nachstehend.

Klärchen fragte die nächste Freundin: wer dieser sei, und erhielt zur Antwort: man habe sie eben um ihn befragen wollen. Keine von den jungen Damen wusste, wer er war, und die bekannten und befreundeten jungen Herren und respektablen Tänzer wurden herbeigezogen um H Auskunft zu geben. Keiner konnte etwas Genaueres und Bestimmtes angeben, und das ganze Resultat der sorgfältigsten Nachforschung war, daß der Fremde seit einigen Tagen im Rheinischen Hof (das erste Hotel der Stadt) die vornehmsten Zimmer bewohnte, viel Geld verzehre und ein strenges Incognito beobachte, daß er aber dem Ansehen und den Manieren nach ein Mann von Distinction sein müsse; man vernuthet sogar, daß er ein Prinz sei. Es konnte natürlich nicht anders kommen, als daß der schöne Fremde der Gegenstand der Neugierde und der lebhaftesten Unterhaltung des gesammten schönen Geschlechts im Ballsaal wurde und den ganzen Abend über, verblieb. Um so schmeichelhafter war es für Klärchen, daß der interessante junge Mann sie zuerst zum Tanz engagirte und die Bitte so oft wiederholte, daß sein besonderes Interesse an ihrer Person ihr und Andern klar wurde. Sie bezeugte sich für diese Auszeichnung sehr dankbar indem sie sich der Unterhaltung mit dem schönen Tänzer sehr lebhaft und fast feurig hingab. Aber die Gegenstände der Unterhaltung waren auch ganz dazu angethan, sie zu begeistern und zu entzücken. Eh' sie sich's nämlich recht versah, war sie mit ihm auf das Lieblings-Thema, die moderne Novellistik gekommen, und der geheimnißvolle Fremde sprach über Eugen Sue, Alexander Dumas, Charles Dickens und andere Heroen des heutigen poetischen



Schriftthums mit einem ebenso richtigen Urtheil als genauer Kenntniß; er lobte ihren Geschmack in der Wahl ihrer Lektüre mit so zarten, sinnigen Worten, und seine Ansichten über die einzelnen Werke und Charaktere trafen so überraschend mit den ihrigen überein, daß Klärchen schon nach dem dritten Tanze ihr unbewachtes Herzchen ganz und gar an dem unvergleichlichen Fremden verloren hatte, und ihre Nachbarinnen aus dem Enthusiasmus, womit sie von ihm sprach und seine Vorzüge schilderte, auf ihren Zustand den rechten Schluß machen mußten. Klärchen's Interesse wuchs; nach jedem Tanze mit dem theuren Fremden glühte sie höher, und als er sie an den Wagen begleitete und ihre Hand küssend ihr süße Ruhe wünschte und die Hoffnung aussprach, sie recht bald wieder begrüßen zu dürfen, war ihre Seele eigentlich schon sein Eigenthum, und sie kam in einer Aufregung nach Hause, welche nicht nur ihr, sondern auch dem guten Hannchen den Schlaf der ganzen Nacht raubte; denn die Zofe mußte in einem Feuerstrom von Beredtsamkeit, wie er noch niemals von der kleinen Herrin ausgegangen war, Alles erfahren: wie der herrliche Jüngling ausgesehen; was er für eine Nase, für Augen, Mund, Haare gehabt, wie stolz er sich gehalten, was er angehabt, wie gewählt und was er Alles gesprochen, wie viel er mit ihr und nur mit ihr getanzt, und alle die tausend Kleinigkeiten, die nur ein sterblich verliebtes Mädchen wahrnehmen und wiedergeben kann. Sie wiederholte sich wie oft und war ihrer Meinung nach noch nicht fertig als der Morgen und mit ihm der Herr Vormund aus dem Bette kam und die lebhafteste Relation für eine kurze Zeit unterbrach.

Hannchen wurde nun auf Kundschaft ausgeschickt und versicherte, der Oberkellner im Rheinischen Hof sei ein alter Bekannter, das Stubenmädchen intime Freundin von ihr. Was sie nach einigen Stunden heimbrachte, überstieg alle Erwartung Klärchens. Der Fremde war in allem was er sprach und that, durchaus ein Halbgott; er las den ganzen Tag Romane und hatte bereits große Zufuhr aus den ersten Leihbibliotheken der Stadt erhalten. Und unvergleichlich nobel war er und freigebig wie ein Prinz. Wo Andere mit dem Groschen knausern, gab er den Thaler. Der ganze Rheinische Hof betete ihn an. Hannchen hatte auch schon die Bekanntschaft seines Jägers gemacht, eines

»charmanten Menschen«, und von ihm erfahren, daß der Herr seit er vom Ball heimgekehrt, nur von einer Göttin rede, die er kennen gelernt, und mit der er nur getanzt habe. Sie sehen und lieben sei Eins gewesen. Wer aber der »Herr Müller« eigentlich sei (denn so einfach ließ sich der interessante Fremde nennen), das hatte Hannchen doch nicht erfahren können. Sie gab aber die Hoffnung durchaus nicht auf. Und wirklich wurde sie nicht von dieser Hoffnung betrogen. Am dritten Abend trat die geschäftige Iris mit leuchtenden Augen zu der in süßer Erwartung harrenden Klara und flüsterte: »Ach, Fräulein! was hab' ich erfahren! O du meine Güte! Der Schreck ist mir in allen Gliedern gefahren. Adolf, der Jäger, hat es mir endlich unterm Siegel der größten Verschwiegenheit gestanden. Ich hab's ihm schwören müssen bei unserer Liebe, keiner Seele ein Wörtchen davon zu verrathen.«

»Um Gottes Willen! Was denn? Was ist's Bring mich nicht um's Leben, grausames Mädchen!«

»Ich weiß jetzt, wer dieser Herr Müller ist, den Sie so sehr lieben, und der Sie wieder zum Sterben liebt. Adolf konnte meinen Bitten nicht länger widerstehen. Er hat mir das Geheimniß verrathen. O mich schaudert's!«

»So sag's doch nur! Du siehst ja, daß ich sterbe. Was ist er? Was ist er?«

»Ein Seeräuber!«

»Ein Seeräuber!« jauchzte Klärchen und schnellte empor wie von der Hand eines Gottes berührt. »Ein Seeräuber!« jubelte sie und umarmte Hannchen. »Das ist ja göttlich!« Weit, weit über meine Erwartung. Ich hielt ihn für einen Prinzen. Aber was ist ein Prinz gegen einen Seeräuber! »Es gibt nichts Herrlicheres auf der Welt, als einen Seeräuber. Die ganze Männerwelt muß vor ihm erblassen. O Schicksal, du bist groß und gerecht! Ich erkenne, daß ich dein Liebling bin. Mein Vormund bestimmte mir einen Tabakfabrikanten und ich habe einen Seeräuber erobert!«

Aber ein Seeräuber wird doch gehangen oder geköpft. Er ist doch ein großer Uebelthäter.«

»O, wie dumm Du bist! Ein Seeräuber ist ein großer Held, der kühnste aller Sterblichen und seine Thaten, sein Leben sind Alles eitel Poesie.«

»Ach! und seine eigentliche Kleidung soll ganz erschrecklich aussehen. Eine rothe Binde um den Leib und Pistolen und Dolch darin. Auch einen langen Säbel trägt er und eine kurze Flinte und eine kurze Feder auf dem Hut.«

»Himmlisch! Wie muß er erst so ausgestattet sich ausnehmen der unvergleichliche Mann!«

»Ueber all' dem Graus hab' ich ganz vergessen, Ihnen zu sagen, daß er Sie um eine geheime Zusammenkunft bitten läßt. Ach Gott! wenn er Ihnen nur kein Leid anthut, Fräulein! Solch ein entsetzlicher Mensch!«

»Schweig doch, Thörin! Hast Du selbst mit ihm gesprochen?«

»Freilich! Und er hat mir einen blanken Louisdior geschenkt. Aber das ist ja Blutgeld, gestohlenen Geld!«

»Zeig' her! Ich wechsele Dir das Goldstück aus! ich trag' es auf meiner Brust als einen heiligen Talisman der Liebe.«

»Er hat mir diesen Brief an Sie gegeben.«

»Und den gibst Du mir jetzt erst, Abscheuliche!« Sie riß das Siegel auf und las:

Angebetete Göttin!

*»Nur eine Stunde schenken Sie mir unter vier Augen. Ich könnte sie mit meinem Leben erkaufen. Nie liebte ein Herz stürmischer und zärtlicher zugleich. Nur eine Stunde! Dann will ich sterben.«*

»Nein, leben sollst Du und glücklich sein und mich beglücken, göttlicher Seeräuber! — Der Vormund geht diesen Abend in die Ressource. Du kannst den geliebten Mann sehr leicht in's Haus bringen.« Aber eine Bedingung muß ich ihm stellen.«

»Welche?«

»Er muß sich mir in seiner wahren Gestalt zeigen. Wie Semele ihren geliebte Zes muß ich ihn in seiner vollen Majestät sehen, und sollte ich das Leben darüber lassen, wie sie. Er muß kommen im vollen Waffenschmuck. Und ich — o herrlicher Einfall! Und ich — ja, das will ich! Das hat mir Gott eingegeben!«

»Was denn, Fräulein?«

»Ich will seiner würdig entgentreten als Seeräuberin.«

»Herr Jesus Christus! Sind Sie denn bei Verstand, Fräulein?«

»Gib mir den Mantel um! ich will ausgehen und mir Pistolen, Dolch und Säbel kaufen. Eine rothe Schärpe hab' ich noch von der Maskerade.«

Sie eilte fort und die Dienstbare rieb sich vergnügt die Hände.

Abends empfing Klärchen den Mann ihres Herzens im vollständigen Habit der Barbaresken, und er trat zu ihr ein im idealen Kostüm des berühmten Chaireddin Barbarossa, des berühmtesten Seeräubers, der je die Gewässer zwischen Afrika und Europa unsicher gemacht.

Es ist unnöthig zu berichten, was die beiden jungen, in einander verliebten Leute zusammen sprachen; es genügt zu versichern, daß es durchaus nichts Ungewöhnliches und von der Unterhaltung in solchen Fällen Verschiedenes, mit einem Worte nichts Korsarisches war. Sie tauschten die köstlichsten Liebesschwüre, bewunderten die außerordentlichen Wege und Veranstaltungen der Vorsehung, die gerade sie, die sie ja offenbar beide all in und ganz ausschließlich für einander geschaffen seien, zusammengeführt habe, und verabredeten zu Klärchen's unaussprechlichem Entzücken eine Flucht mit einander. Tag und Stunde dieser Flucht wurden festgesetzt; in Bremen wollten sie sich einschiffen, aber erst ihren Herzensbund kirchlich einsegnen lassen. Der junge Held berichtete: in Bremen sei ein Kosarenhaus, das stehe ihm ganz zur Verfügung. Dort wollten sie ihre Hochzeit halten.

»Und dann hinaus auf das ewige Meer zu deinen Flibustieren!« rief Klärchen in Extase, und er verschloß ihr den Mund mit einem Räuberkuße. Der Abend war ungemein romantisch, und Klärchen vollkommen davon befriedigt.

Die Vorbereitungen zur Flucht wurden getroffen und durch nichts gestört. Der Abend kam und die Nacht. Klärchen war voll Angst und Bangen, daß ihr kühnes Vorhaben entdeckt werden möchte. Aber kein Hinderniß trat ihr entgegen. Sie verließ das Haus ihres Vormunds und stieg in den ihrer harrenden Wagen des schönen Seeräubers, und der Glückliche entführte sie nach Bremen. Sie kamen da Abends an und nahmen ihre Wohnung in dem geheimen Korsarenhause. Nach einigen Stunden erschien ein Pastor im Amtsort und copulirte sie in aller Form. Dann speisten sie ungemein fröhlich zusammen und Klärchen erging

sich in bunten phantastischen Plänen für die nächste Zukunft. Dem schönen Abend folgte eine noch schönere Nacht. Die Korsaren hatten trefflich für ihren Kapitain gesorgt.

Als die junge Frau am folgenden Morgen aus dem bräutlichen Gemach in reizender Morgentoilette trat, war sie nicht wenig erstaunt, ihren Herrn Vormund und ihre Zofe Hannchen vor sich zu sehen, die ihr beide lächelnd schönstens gratulierten. Auch der furchtbare Seeräuber trat hinzu bürgerlich bremisch angethan, drückte sie an sein Herz und sagte zu der ganz verdutzt drein Blickenden:

»Merkst Du denn nicht, liebes Weibchen, daß unser Raubschiff bereits in den Hafen zur Ruhe eingelaufen ist, und zwar mit Genehmigung, und schriftlichen Consens Deines lieben Vormunds, meines Herrn Veters?«

„Was?“ rief Klara, aus ihrem romantischen Himmel fallend, »Du bist —«

»Fritz Kaupert, der Besitzer dieser guten Tabakfabrik, in welche Du gestern als Herrin eingezogen bist. Da hast Dich nun überzeugt, holdes Klärchen, daß Keksfabrikanten auch, erträgliche Leute sind, und daß man in Tabakfabriken nicht an bösen Gerüchen stirbt. Du wirst eine glückliche Frau sein und mich zu einem glücklichen Manne machen, wenn Du das Glück in Deiner und meiner Seele und nicht in romantischen Aeüßerlichkeiten suchst. Du hast gesehen, wie leicht man auf dem letzten Wege getäuscht werden kann.«

Beschämt verbarg die schöne junge Frau ihr hocherröthendes Köpfchen an der Brust ihres geliebten Mannes, und der vergnügte Vormund segnete das glückliche Paar.

- E n d e -

# Der Traum des Schulmeisters.

Sonntag, den 26. Mai 1861.

**J**ames O'Leary war ein Schulmeister von großer Gelehrsamkeit und noch größerer Berühmtheit. Zehn Stunden im Umkreise gab es keine Schule, die so besucht war, wie die zu Donnybeg. Der Lehrer selbst sprach freilich immer nur von seiner »kleinen Schule« und von seinem »häuflein Jungen;« denn die Elementarschüler, die nur Lesen, Schreiben und Rechnen lernten zählte er nie mit; kein Junge war nach seiner Ansicht werth, als Schüler bezeichnet zu werden, der nicht soweit vorgerückt war, daß er im Virgil las; die »Virgiliker« bildeten die untere, die »Homeriker« die obere Klasse. Auf Letztere war er sehr stolz und er bedauerte oft, daß er keine Gelegenheit habe, seine »Griechen« einmal nach Dublin zu führen, und mit den »dummen Jungen« in derer dortigen Kolleg einen Wettstreit eingehen zu lassen. Diese »Griechen« waren fünf oder sechs Jungen, denen die Kleider nur noch wie durch ein Wunder am Leibe hingen; aber auf ihr Griechisch und auf die lateinischen Verse, die sie auswendig hersagten, waren sie nicht weniger stolz als ihr Lehrer.

James O'Leary's Berühmtheit war nicht ganz unverdient. In seiner Jugend war er selbst ein armer Schülers gewesen und hatte verschiedene Schulen im Lande besucht; sein Diplom hatte er in der besten Hackenschule im Königreich Kerry erhalten. Eine Zeitlang hatte er vor, in das geistliche Seminar zu Mayhnooly einzutreten; ader glücklicher oder unglücklicher Weise wie man's nehmen will — verlor er seinen Beruf zum geistlichen Stande, indem er sich in ein hübsches Bauernmädchen, Mary Bryne, verliebte. Er heirathete sie und wurde, trotz seines pedantischen Wesens, ein guter Ehemann. Mary war verständig und gelehrig, nur das ABC hatte sie nie lernen können; ihr Mann pflegte diese

Thatsache als Beweis für seine Ansicht von der Inferiorität des schönen Geschlechts zu citiren.

Das Unterrichtssystem in den Nationalschulen verachtete James O'Leary. Er erklärte das Lateinische für die Grundlage aller wahren Bildung, und meinte, ein Lehrer, der kein Latein könne, verdiene überhaupt nicht den Namen eines Lehrers. Donnybeg, die Pfarrei, in welcher er wohnte, lag in einem abgelegenen Theile des Landes. Der Grund und Boden gehörte einem guten alten Herrn; die Pächter bezahlten ihm die jährliche Pacht, die schon sein Vater festgesetzt hatte; das drückte sie nicht und er konnte anständig davon leben. Im Übrigen mischte er sich in die Angelegenheiten des Dorfes nicht ein. Die einfachen Pächter hatten sich so sehr daran gewöhnt, O'Leary für ein Wunder von Gelehrsamkeit zu halten, und er hatte sie so oft in dieser Meinung bestärkt, indem er ihnen in verschiedenen fremden Sprachen allerlei vorsprach, was sie auch nicht verstanden haben würden, wenn er es auf irisch gesagt hätte, — daß sie von der Errichtung einer von der Regierung subventionirten Schule nichts wissen wollten. Sie meinten, James O'Leary und seine Griechen und Lateiner wüßten mehr, als die ganze Schulmission und James werde sich bereit finden lassen, dieses öffentlich zu beweisen. Der Gutsherr war auch kein Freund der Nationalschulen, und so wurde der Plan, eine solche in Donnybeg zu errichten, ausgegeben, ohne daß James Gelegenheit fand, seine Gelehrsamkeit vor der Schulkommision zu beweisen, — was er sehr bedauerte.

Ein schöner Zug bei James war seine Freundlichkeit gegen arme Schüler; er gedachte seiner eigenen Jugendzeit. Mancher erhielt Jahre lang von ihm unengeltlich Unterricht, und seine gute Frau sorgte noch dazu die leiblichen Bedürfnisse der armen Jungen, so gut sie konnte, mit mütterlicher Liebe. Diese Liberalität vermehrte O'Learys Ruhm; mit der Zeit kamen auch aus entfernten Gegenden immer mehr Schüler nach Donnybeg, und zwar nicht bloß arme, sondern auch Söhne von wohlhabenden Pächtern, die sich in benachbarten Bauernhäusern einmieteten und dem Lehrer für den Unterricht in den Klassikern und andern nützlichen Gegenständen ein anständigen Honorar bezahlten.

Nach mehreren Jahren konnte James sein Häuschen

verschönern; auf dem Dorfe ließ er zwei Kugeln anbringen, eine die Himmelskugel die andere den Erdglobus darstellend; der kleine Hof wurde mit dem Einmaleins in schwarzen und weißen Steinen belegt; im Garten legte er nach »geometrischen Prinzipien« ein Sommerhäuschen an, dessen Inneres mit Landkarten, mathematischen Figuren und andern nützlichen Zeichnungen verziert war. Ueber dem Hofthor stand in großen Buchstaben »Tusculum.« Hatte er bis dahin schon viele Schüler gehabt, so strömten sie ihm jetzt zu, nachdem ein Tusculum erbaut war.

Aber der Reichthum — für einen irdischen Schulmeister fing James an reich zu werden — übte keinen guten Einfluß auf ihn. Er fing an, seine Gelehrsamkeit als ein gutes Mittel, um Geld zu verdienen, anzusehen: er wurde freundlich und nachsichtig gegen reiche Dummköpfe und tyrannisch und grob gegen seinen besten »Griechen«, der freilich ein ganz armer Junge war. James war sich anfangs der Veränderung, die in seinem Herzen vor sich ging, nicht bewußt; aber eben weil er sich nicht bewachte, wurde diese neue Gesinnung mehr und mehr herrschend in ihm. Er kam so weit, daß er sich selbst schon oft fragte, warum er sich für Leute plagen solle, von denen er nichts habe. Diesen Gedanken bei andern laut werden zu lassen, hatte er sich bis jetzt noch geschämt. Allmählig kam es auch dahin, daß er diese Scheu überwand.

Eines Abends stand Mary am Feuer und rührte in einem Topfe. James wußte, daß sie für den eben erwähnten armen Griechen, der seit einigen Tagen krank war, eine Suppe kochte. Nach einiger Zeit klopfte er seine Pfeife aus, schloß seinen Homer und sagte: »Mary, warum setzest du dich nicht ruhig hin und spinnst? Es ist schon spät.«

»Sogleich«, James, antwortete sie. »Es ist für den armen Abel, er ist recht krank, und die Leute, bei denen er wohnt, sorgen schlecht für ihn. Sie haben nichts Rechtes im Hause und wenn sie's hätten, wüßten sie' nicht zurecht zu machen für einen Kranken. Aber gleich bin ich fertig.«

»Ach, warum plagst du dich damit? Es kostet dir Zeit und Mühe, und«, fügte er etwas zögernd hinzu, »die gute Milch und die andern Sachen, und wir haben ja doch nichts von dem Jungen.«



»Wir haben nichts von dem Jungen«, sagte Mary verwundert, während sie die Suppe, in einen kleinen Topf schüttete. »Du hast ja gehört, es ist für Abel; den hast du ja wie oft deinen besten Schüler, den Stolz deiner Schule, deinen besten — wie heißt's doch? — deinen besten Griechen genannt. Seine alte Großmutter, — Gott helfe dem armen Jungen! er hat sonst niemand auf der Welt — die alte Frau ist ja neulich drei Stunden weit hergekommen bloß um ihn in deiner Schule nebenan sitzen zu sehen und zufrieden zu sterben. Für Abel ist es!«

»Das weiß ich«, erwiderte James. »Das wußte ich eben schon. Ich will dir aber etwas sagen, Mary. Wir werden — nun noch nicht gerade alt; aber wir werden doch älter; wir sind schon über den Meridian des Lebens — ich meine über die fünfzig hinaus, und ich meine, es wäre rathsam, daß wir unsere paar Thaler zusammenhielten und nicht Geld verschwendeten an Jungens, wie Abel.«

»James!« rief die Frau fast drohend aus.

»Ei Mary, ein Mal muß es dahin kommen; ich meine, ein Mal ganz ein Ende davon machen und« — er holte tief Athem und fügte dann schüchtern bei — »überhaupt keine arme Schüler mehr annehmen.«

»O James rede nicht so,« sagte die gute Frau. »Wenn ein armer Schüler ins Haus kommt, ist's mir immer, als ob er Himmelsluft mit sich brächte. Ich habe den Bissen den ich ihnen gebe, noch nie vermißt. Mein Herz klopft mir, wenn ich sie mit ihren bloßen Füßen heraufkommen sehe, und es ist mir, als öffne sich die Thüre von selbst, um sie herein zu lassen.«

»Aber, liebe Frau«, sagte James, mit einem halb verlegenen, halb störrischen Blick, »wir müssen auch für uns selbst sorgen. Mary ließ sich mittlerweile in ihrer Beschäftigung nicht irre machen. Sie verschloß den Topf mit einem Deckel und setzte ihn in ein Körbchen; dann rief sie ein Nachbarkind herein, welches auf dem Hofe auf dem Einmaleins herumhüpfte und befahl ihm die Suppe zu Abel hinzutragen. Er solle sie gleich essen, so lange sie nach ganz warm sei; aber beten müsse er doch vorher. Nachdem sie das besorgt, nahm sie ihr Spinnrad, setzte sich ihrem Manne gegenüber und fing an zu spinnen.

»Ich meinte James«, sagte sie, »Abel sei ein rechter Liebling

von dir; die letzte Zeit hast du freilich nicht mehr so viel von ihm gesprochen. Ich glaube, er wird dir noch einmal Ehre machen.«

»Das wird aber auch alles sein, was ich von ihm habe.«

O, sage das nicht. Gottes Lohn ist auch eine schöne Sache. Und wenn du von deiner Gelehrsamkeit Andern mittheilest; so verlierst du ja nichts dadurch. Ich habe mich schon oft darüber gewundert, James. Wenn ich ja auch nur jedes Mai eine Handvoll Mehl aus dem Kasten nehme, so wird er leer, aber das Wissen in deinem Gehirn hält sich besser, als mein Mehl: so viel du auch herausnimmst, es bleibt immer gleich viel.«

»Du bist eine Närrin, Mary«, antwortete James; aber er lächelte dabei. Der Schulmeister war ein Mann, und alle Männer hören eine Schmeichelei nicht ungerne, auch aus dem Munde ihrer Frauen.

»Eben das ist ein Grund«, fuhr sie fort, »weßhalb du nichts dadurch verlieren kannst, wenn du einen Jungen unterrichtest. Ihnen nützt es und dir schadet es nicht.«

Der Schulmeister entgegnete nichts; Mary plauderte weiter. Sie war eine Frau, wie sie eine sein muß: erst machte sie ihren Mann guter Laune, ehe sie vorbrachte, worauf sie es abgesehen hatte.

»Ich habe rothe Haare für ein Glückszeichen gehalten, James«, sagte Mary.

»Die Alten schätzten diese Farbe sehr«, antwortete schmunzelnd der Schulmeister.

»Was du sagst! und ein Junge, den ich heute sah, hatte nicht nur rothe Haare, sondern auch ein Glücks-Mal unter dem linken Auge, gerade wie du.«

»Was für ein Junge?«

»Ein armes vater- und mutterloses Geschöpf. Er trug seine Schulbücher mit einem Riemen zusammengebunden auf dem Rücken und seine Sonntagskleider in einem Bündel unter dem Arm. Er erinnerte mich an die Zeit, wovon du mir erzählt hast, Männchen, wo du auch als ein armer Schüler zuerst von Hause gingest, — gerade so wie der arme Junge — nur ohne die Sonntagskleider.«

»Was wollte er?« fragte James. Er sprach wieder in verdrießlichem Tone. Mit den letzten Worten hatte seine Frau

einen Mißgriff gemacht. Sie beurtheilte seinen Charakter nach dem ihrigen. Sie gedachte ihrem Wohlstande noch gerne der Tage, da sie arm gewesen, und das Glück machte sie nur freundlicher und wohlwollender gegen Bedürftige, aber sein Herz hatte es verhärtete.

»Er wollte gern noch ein halbes Jahr deine Schule besuchen; er hat anderswo schon gelernt.«

»Hat er Schulgeld mitgebracht?«

»Danach habe ich ihn wahrhaftig nicht gefragt. Das wenige Geld, welche solche arme Leute mitbringen, ist kaum hinreichend, daß sie Kost und Logis damit bezahlen und es bleibt gewöhnlich nichts übrig für einen so reichen Mann, wie du bist, James O'Leary. Aber man schläft ruhig des Nachts und arbeitet mit leichtem Herzen des Tages, wenn man einem armen Jungen eine kleine Wohlthat erwiesen hat.«

»Mary«, sagte der Schulmeister langsam und bestimmt, daß ist alles dummen Zeug.«

Sie schrack zusammen und sah ihn mit großen Augen an; sie konnte kaum glauben, daß sie recht gehört. Aber da saß wirklich James O'Leary und sah so hart aus, als ob er ein Mann von Stein geworden wäre.

»Barmherziger Vater!« rief sie aus. »Sage das noch ein Mal, Mann; ich glaube, ich, habe nicht recht gehört.«

Er lachte. Es war aber kein munteres, fröhlich, sondern ein trockenes halbersticktes, hungriges Lachen. Aber ehe er antworten konnte, wurde die Thüre langsam und schüchtern geöffnet und man sah erst einen Kopf mit dichten rothen Haaren und einem blaßen klugen Gesichte, und dann kam auch der Leib, wozu er gehörte, nach.

»Das ist der Knabe, von dem ich dir gesagt habe«, sagte Mary. »Komm herein, ma bouchal; der Lehrer ist jetzt zu Hause und du kannst ihn sprechen.«

Der Knabe trat vor. Seine Gestalt war von Studien und Entbehrungen gebeugt. Er sah mit seinen glänzenden, durchdringenden Augen aufmerksam auf den Schulmeister. Mary bot ihm einen Stuhl an! er blieb aber stehen und seine Finger preßten krampfhaft ein lateinisches Buch zusammen, aus

welchem er geprüft zu werden hoffte.

»Wie heißt du? Steh' gerade!« sagte der Schulmeister barsch.

Der Knabe sagte, er heiße Edward Moore und sei gekommen, um den Herrn Lehrer zu bitten, er möge ihn an seinem Unterrichte Theil nehmen lassen.

»Aber, was willst du dafür geben?«

»Ich habe nicht viel, Herr Lehrer. Meine Mutter hat sechs Kinder und muß an einen Mann, dessen Angesicht wir niemals sahen, eine hohe Miethe für die Hütte bezahlen, in der wir darben. Mein Vater ist im Himmel: meine älteste Schwester ist verwachsen; nur der Freundlichkeit der Nachbarn und den Unterstützungen, die wir von ein paar Familien zu Weihnachten und Pfingsten erhalten, und vor Allem dem lieben Gott, der uns nie verlassen hat, haben wir oft zu danken, daß wir nicht auf die Straße gehen und betteln müssen.«

»Aber davon habe ich nichts«, sagte O'Leary sehr kalt.

»Das weiß ich, Herr Lehrer«, antwortete der Knabe, sah aber dabei aus, als wisse er es nicht.

»Aber Sie sind im ganzen Lande bekannt wegen Ihrer Güte ebensowohl, wie wegen Ihrer Gelehrsamkeit. Einiges Geld habe ich, achtzehn Schillinge und noch fünf Schillinge, die mir unser Pfarrer gegeben hat, als ich mir beim Abschiede den Segen holte; er hat gesagt, ich solle dieses Geld verwahren, damit ich etwas hätte, wenn ich einmal krank werden sollte. Ich dachte, wenn Sie von den achtzehn Schillingen zehn nehmen wollten, etwa für ein Vierteljahr. Ich weiß, das ist sehr wenig, aber behalten Sie mich um der Liebe Gottes willen. Wenn Sie die Güte haben wollten, mich im Lateinischen zu prüfen, — der Herr Pfarrer meint, ich würde darin gut bestehen.«

»Laß mich ein Mal das Geld sehen«, sagte O'Leary. Der Knabe zog ein baumwollenes Sacktuch aus der Tasche, in welchem das Geld eingeknotet war, und reichte es dem Schulmeister hin. Aber Mary trat zwischen ihren Mann und die Versuchung.

»Stecke es bei, Kind«, sagte sie, »der Lehrer will das Geld nicht haben; er hat nur sehen wollen, ob du es auch gut verwahrt hättest.« Dann sagte sie leise zu ihrem Manne: »Laß den Arm sinken, James der Teufel ist's der dir den Ellbogen stützt. Du wirtst

doch nicht die dünnen Schillinge des Sohnes einer Wittwe begehren! Ich kenne dich heute Abend gar nicht wieder.« Dann wiederholte sie, zu dem Knaben gewendet: »Stecke das Geld bei, Kind, und komm morgen zur Schule.«

Aber der Schulmeister hatte das Silber durch das verschlissene Tuch blinken sehen — die dünnen Schillinge, wie Mary sie nannte — und ihr Glanz reizte seine Habgier. Er stand auf, schob seine Frau bei Seite — so schiebt man leider oft einen guten Rath bei Seite — und erklärte, er müsse das ganze Geld haben und ohne Schulgeld nehme er keinen Schüler mehr an. Der lernbegierige Knabe gab das Geld fast ohne Bedenken hin und sagte nur: »Gott im Himmel wird mir wohl eine mildthätige Seele erwecken, die mir etwas zu essen und etwas Stroh, um darauf zu schlafen, gibt.«

So wurde der Handel abgeschlossen und der Knabe verließ ohne Geld das Haus. Er wußte, daß er wenigstens für diese Nacht in irgend einer Hütte ein Unterkommen finden würde, und dachte, für die Zukunft werde er wohl bei irgend einem armen Pächter, der seine Kinder nicht in die Schule schicken könne, die Knaben etwas im Lesen und Schreiben unterrichten und dafür Kost und Logis bekommen können. Der Schulmeister aber öffnete seinen Koffer und legte die »dünnen Schilling« des vaterlosen Knaben zu seinem Schatze. Mary setzte sich an den Heerd und stützte traurig den Kopf auf den Arm; sie entschloß sich nach langer Ueberlegung, am andern Tage den Pfarrer um Rath zu fragen in Bezug auf die Veränderung, die mit ihrem Manne vor sich gegangen war.

Das war der erste Versuch, den O'Leary machte, seinen Plan durchzuführen, keinen Schüler mehr ohne Honorar anzunehmen. Er schämte sich vor sich selbst. Er wagte es nicht, Mary's vorwurfsvollen Blick zu begegnen. So setzte er sich denn, ihr den Rücken zuwendend, an seinen Schreibtisch, und saß dort lange, anscheinend in seinen Büchern vertieft, in der That aber in Gedanken immer wieder mit der Zeit beschäftigt, wo er selbst ein armer Schüler gewesen war. Er zeichnete geometrische Figuren, er blätterte im Homer; aber überall trat ihm das blasse Gesicht des armen Knaben entgegen.

»Mary«, sagte er endlich, um sein Gewissen zu beschwichtigen, solche Jungen haben immer doppelt so viel Geld,

wie sie sagen.«

»War das vielleicht bei dir der Fall«, Arik?« versetzte sie. James schob den Tisch zurück, warf das Literal nach der Katze, schlug die Thüre heftig hinter sich zu und ging zu Bette.

Er lag lange schlaflos, und als er eingeschlafen war, schlief er sehr unruhig und wälzte sich hin und her. Mary hörte es; sie nahm ihren Rosenkranz und betete laut. Sie glaubte, ihr Gebet sei nicht erfolglos; denn er wurde bald ruhiger und schien fest zu schlafen. Sie betete weiter. Sie war im Dorfe bekannt dafür, daß sie lange beten könne; aber in dieser Nacht betete sie ununterbrochen einen Rosenkranz nach dem andern, bis ihr der Hahn, der immer um dieselbe Zeit zu krähen anfing, sagte, daß es vier Uhr sei. Da stand sie auf, um ein paar Stunden zu schlafen; denn sie konnte nicht nur beten, sondern auch schlafen, wenn sie wollte, wie man das oft bei unschuldigen Herzen findet. Als sie aber den Rosenkranz an den Nagel hängte, an dem auch das Weihwasserbecken hing, hörte sie ihren Mann laut stöhnen. Gleich darauf rief er sie an.

Sie ging hinein. »Gib mir die Hand«, sagte er, »und verzeihe mir, Mary.« Sie reichte ihm die Hand und sagte: »Gott segne dich, James.«

»Mary«, fuhr er fort, »liebe Frau« ich bin ein großer Sünder und alle meine Gelehrsamkeit ist — ist keinen rothen Heller werth.« Mary verwunderte sich höchlich über diese Aeußerung. »Es ist mir vollkommen Ernst«, fuhr er fort; »hier ist der Schlüssel zu meinem Koffer, gehe hin und nimm das Sacktuch des armen Jungen »heraus« und sobald der Tag anbricht, suche ihn auf und sage ihm, ich wollte von ihm und seines Gleichen kein Silber und kein Kupfer anrühren; und Mary, wenn du kannst und willst, bringe alle armen Jungen im Kirchspiel in die Schule, und ich will sie mit Freuden unterrichten. Ich habe einen Traum gehabt, Mary, und ich will ihn dir erzählen. Du weißt besser als ich, wie dankbar man Gott sein muß für eine solche Warnung. Da bricht der Tag an, — Gott sei Lob und seinen Heiligen! Nun höre mir zu, Mary, und unterbrich mich nicht.«

»Ich träumte ich sei todt. Ich schwebte in einem dunklen Raume, und jeden Augenblick versuchte ich, in die Höhe zu fliegen, aber es hielt mich immer etwas zurück. Als ich mich etwas

an die Dunkelheit gewohnt hatte, sah ich allerlei Gestalten umherschweben. Eine mit Flügeln wie eine Fledermaus kam auf mich zugeflogen, und als sie ganz nahe gekommen war, was war es? Ein Homer. Ich dachte ich wolle darnach greifen, so würde ich wohl mehr in die Höhe kommen; aber als ich danach haschte, ging es in Rauch auf; dann kam eine große Eule mit rothen Augen, und als sie näher kam, starrte mir aus dem einen die griechische und aus dem andern die lateinische Grammatik entgegen. Auch einen Globus und ein Dintenfaß sah ich, Mary, und sie verwandelten sich vor meinen Augen in häßliche Kaulquappen und schwammen mir neckend vor dem Gesichte herum. Es war mir, als wäre ich tausend Jahre an diesem Orte. Und von allen Seiten hörte ich Stimmen und sie sprachen lateinisch und griechisch, aber so schlecht und so voll Fehler, daß einem Heiligen die Geduld hatte ausgehen müssen. Und ich war nicht im Stande etwas zu sagen, und konnte auch nicht von der Stelle kommen. Ich glaube das war das Schulmeister-Fegefeuer.«

»Das kann wohl sein«, unterbrach ihn Mary, besondern weil sie dich das schlechte Latein nicht korrigieren lassen wollten.«

»Aber endlich wurde es anders, nach tausend- oder zweitausend Jahren. Ich war jetzt mitten in einem Nebel; er umgab mich von allen Seiten; aber es war ein ganz heller und schöner Nebel, und ich konnte mich frei bewegen. Ich ging einen Berg hinan, lange, lange Zeit, und der Nebel wurde immer dünner und theilte sich endlich nach beiden Seiten hin, und ich kam auf die Spitze des Hügels. Da sah ich vor mir eine andere Anhöhe; sie war heller, als irgend etwas was ich in meinen Leben gesehen habe; und je länger ich hinsah, um so heller wurde sie, und doch blendete das Licht meine Augen nicht, sondern that ihnen wohl. Ich erkannte daß das der Himmel war und ich fiel auf die Kniee und ich dachte, wie ich wohl herüber kommen könnte. Denn zwischen mir und jener Anhöhe war eine tiefe Kluft und ich konnte, so viel ich mich auch umsah, keinen Weg entdecken, der hinüber führte. Ich fing an zu weinen; aber ehe ich zwei Mal bis zehn hätte zählen können, standen sieben Männer vor mir. Ich erkannte sie gleich; es waren sieben arme Schüler, die ich unterrichtet hatte, und die später in den heiligen Ordensstand getreten waren. Manchen langen Tag habe ich mich mit ihnen

abgeplagt — für den herrlichsten Lohn, den man bekommen kann, für Gottes Lohn. Da standen sie, Abel an der Spitze.«

»Ei, sieh doch, der arme Abel! dachte ich doch, daß er dabei sein müsse.«

»Das einzige Mittel, wie sie nach jenem seligen Orte kommen können«, sagten sie, »ist dieses, daß wir Ihnen als Treppe dienen.«

»Treppe!«

»Nun hören Sie mich doch zu Ende! Wir sind die Stufen«, sagten sie, »über welche sie nach der Heimath der Seligen gelangen können. All' Ihre Gelehrsamkeit, worauf Sie so stolz waren, als Ihre Untersuchungen und Forschungen, Ihre Algebra und Geographie, Ihr Griechisch und selbst Ihr Hebräisch, wenn Sie auch davon etwas wissen, sind jetzt keinen Pfennig wert. Alle menschliche Größe und alles menschliche Wissen gelten hier nichts; aber wir lieber Lehrer wir sind Ihre guten Werke. Da sind unser sieben, die Sie mit nützlichen Kenntnissen bereichert und in den Stand gesetzt haben, Gutes zu wirken, um der Liebe Gottes willen. Ueber unsern Rücken können Sie hinübergehen zu jenem hellen Lichte, und dort ewig selig sein.«

»Ich erschrak sonderbarer Weise gar nicht über den Vorschlag, den sieben Heiligen auf den Rücken zu treten, die früher zwar nur arme Schüler gewesen, jetzt aber besser daran waren als ich. Sie bückten sich der Reihe nach, und ich trat erst auf Abel's Rücken, dann weiter auf Paddy Blake und auf Billy Murphy und auf die anderen. Als ich auf dem Siebenten stand, sah ich, sah ich, daß noch fünf oder mehr hätten dastehen müssen, und ich wäre ganz hinüber gekommen. Ich wollte den Versuch machen, hinüberzuspringen; aber zum Glück hielt mich Adel fest, sonst wäre ich, wer weiß in welche Tiefe hinabgestürzt. — Barmherziger Gott! rief ich aus, steht es so mit mir? Könnt ihr mich denn nicht weiter bringen, meine lieben Söhne? — »Es müßten unser mehr sein«, antwortete Paddy Blake. — Sie haben doch noch viele Jahre gelebt, sagte Abel, nachdem wir von ihnen weggegangen sind, und falls sie nicht Ihr Herz verhärtet haben, müßten doch jetzt noch mehrere unseren Gleichen da sein, um Ihnen hinüber zu helfen. Sie werden ja doch nicht, nachdem Sie die stets zunehmende Süßigkeit von sieben guten Werken gekostet,



eingehalten und Ihre Aufgaben unvollendet gelassen haben. Wenn Sie aber das gethan haben, schloß er, da er meine Verlegenheit sehen mochte, wenn Sie ihre guten Werle nicht fortgesetzt hatten, so thut es mir leid für Sie.

»Du kannst dir denken, Mary, wie mir da zu Muthe war, als ich die Herrlichkeit des Himmels vor mir sah und auf halben Wege stehen bleiben mußte. Da fielen mir alle meine thörichten Gedanken und und Reden von gestern Abend schwer auf die Seele, und ich wollte verzweifeln. Da wurde ich schwach. Ich bin überzeugt irgend ein heiliges Wesen muß für mich gebetet haben, während ich schlief, daß Gott mir eine solche Warnung gesendet hat.«

Mary antwortete nichts; sie kniete vor dem Bette nieder und weinte vor Freude.

Und nun, Mary, laß mich ausstehen und an die Arbeit gehen, denn das Leben ist kurz Du kannst heute unsere armen Schüler alle zum Frühstück hereinrufen, und dann erkundige dich im Dorfe gelegentlich, ob noch mehr arme Jungen in die Schule kommen wollen. Ich kann dich versichern, das Herz ist mir heute Morgen so leicht, wie eine Feder; das habe ich dem Traume zu verdanken.«

- E n d e -

# Fazio

von  
Stelzer

Sonntag, den 18. November 1855.

**M**an findet in den Annalen von Pisa den Namen Wilhelm Grimaldi, der von Genuas Grenzen kam, sich daselbst niederzulassen. Er war damals ein junger Mann von beinahe 22 Jahren, und lebte mit wenigen Mitteln in einem gemieteten Stübchen, brachte es aber durch Sparsamkeit und Geschicklichkeit bald dahin, sich Geld zu machen und sogar kleine Summen auf Zinsen auszuleihen. Auf diese Weise, seinen Gewinn stets aufhäufend und wenig sich selbst gönnend, wurde er in nicht sehr langer Zeit ein reicher Mann, ohne die Begierde zu verlieren, seinen Wohlstand munter zu vergrößern. Er wohnte ganz allein und mit rastlosem Eifer und vorsichtiger Heimlichkeit, sammelte und verbarg er seine wachsenden Schätze, so daß er als alter Mann sich im Besitze von Tausenden fand, wovon er nicht eine einzige Krone geopfert hätte, das Leben eines Freundes zu retten, oder die ganze Welt von ewiger Verdammniß zu erlösen. Deshalb haßten und verwünschten ihn alle seine Mitbürger, und er büßte auch theuer dafür. Als er einst mit Einigen seiner Wucherbekanntschaft bei einem Nachtmahle war, und spät davon nach seinem Hause zurückkehrte, ward er plötzlich von unbekannter Hand angefallen, und auf der Brust verwundet. Er floh und schrie um Hilfe. Es war eine grause Nacht und in demselben Augenblicke brach ein Hagelschauer los mit Sturm und Donner, der ihn zwang, ein Obdach aufzusuchen. Von dem Blutverluste schwach, lief er in das erste Haus, das er offen fand,

und welches dem Goldschmied *Fazio* gehörte, der so eben bei einem großen Feuer, dessen lodernde Flamme den Bedrängten anzog, chemische Experimente machte, denen er seit einiger Zeit den ganzen Ertrag seiner Einnahmen weihte, des Versuches wegen, die schwerfälligen Metalle: Blei und Zinn in Silber und Gold zu verwandeln. Zu diesem Behufe brannte auch jetzt die prasselnde Flamme zu einer Höhe, daß er genöthigt war, das Thor zu öffnen, um Luft zuzulassen, während er seine Metalle schmelzte. Das Geräusch von Fußritten hörend, wandte sich *Fazio* um, und sah Wilhelm *Grimaldi*, den Geizhals. »Was macht Ihr hier«, fragte er, um solch eine Stunde und in dieser Nacht?« »Weh mir, ächzte der Wucherer, ich wurde angefallen und verwundet, und weis nicht, warum und von wem.« Kaum hatte er diese Worte mühsam hervorgebracht, als er *todt* zusammenstürzte. — *Fazio* war überrascht und bestürzt, als er ihn leblos zu seinen Füßen sah. Schnell riß er ihm das Gewand von Hals und Brust und versuchte alles, ihn ins Leben zurückzurufen. weil er anfangs glaubte, der arme Geizhals sterbe nur an Erschöpfung und Kraftlosigkeit wegen Mangel an Nahrung. Als er aber die Wunde in der Brust entdeckte und das Schlagen des Pulses nicht mehr spürte, schloß er mit Recht, sein Besucher sei aus der Welt bereits geschieden. Zum Thore rennend, war er auf dem Punkte die Nachbarschaft aufzuwecken, allein das schreckliche Rasen des Sturmes trieb ihn zurück nach dem schützenden Dache. Sein Weib *Pippa* und seine Zwillingssöhne waren zu dieser Zeit gerade auf Besuch bei seinem Schwiegervater, der ebenfalls auf der Grenze zwischen Leben und Tod stand. Statt einen Arzt zu rufen, änderte nun *Fazio* plötzlich seinen Vorsatz. Er schloß das Thor, und untersuchte zuerst den Leichnam des Sterblichen. Er fand nur 4 Gulden in seiner Börse, entdeckte aber, in alte Fetzen gehüllt, einen großen Bund Schlüssel, die, dem Anscheine nach zu dem Hause, den Zimmern, Koffern und starken Kisten des Wucherers gehörten, welcher, wenn das Gerücht nicht log, unermeßliche Reichthümer in Barem in seinem Hause, sicher und wohl verwahrt, aufgehäuft hatte.

Jetzt zuckte ein Gedanke durch *Fazios* Hirn — sein spitzfindiger, scharfer Geist griff ihn auf, und er beschloß den

Zufall zu seinem Vortheile zu benützen und so dem Schicksale, das ohnehin ihm zu grollen schien, einen kühnen Streich zu versetzen, was immer auch die Folge davon sei. — »Warum, so sprach er, eile ich nicht, von seinem Vermögen Besitz zu nehmen? Ich finde es gewiß in seinem Hause und Niemanden darin, der »nein« sagt. Warum trage ich es nicht ruhig in meine eigene Wohnung? Kein lebendes Wesen, denk ich, wird daran mich hindern, auch der Sturm, der Donner, als ob das Firmament bersten wollte, begünstigt mein Unternehmen. Mitternacht ist ebenfalls vorüber und Alles schläft oder bleibt wenigstens zwischen den schirmenden Mauern. Ich bin hier allein und der Mörder des armen Geizhals hat gewiß die Flucht ergriffen, ohne anzuhalten, um zu sehen, wohin dieser seine Schritte wendete. Wenn ich also Schweigen beobachte, wer kann je argwöhnen, daß *Grimaldi* in mein Haus, schwer verwundet, lief und plötzlich starb. Fürwahr, das ist ein unvorhergesehener günstiger Zufall! Wollte ich auch die nackte Wahrheit sagen, wer weis, ob mau mir glauben würde. Das Volk könnte schreien, ich habe ihn beraubt und gemordet; ich würde unfehlbar angehalten und ins Verhör genommen, und wie wäre ich im Stande, mich zu rechtfertigen? Ich fürchte die Handhaben der Gerechtigkeit, denn wahrscheinlich käme ich nicht lebendig aus ihren Händen. Was also ist das Beste? Ei, das Glück, so sagt man, ist dem Kühnen hold, kühn will ich also sein und versuchen, mich auf einmal von dem Lose der Dürftigkeit und Pflege zu befreien.« So raisonnirend steckte er die Schlüssel in die Brust«, warf einen Pelzrock um die Schultern, verhüllte sein Gesicht mit einem großen, breitkrämpigen Hute und ging fort, mit einer Blendlaterne in der Hand, dem Toben des grausen Orkans mit fester und lustiger Stirne Trotz bietend. An des Wucherers Haus angelangt, das nicht weit entfernt lag, ergriff er zwei der größten Schlüssel und erschloß sich bald den Eingang; dann, alsogleich nach dem abgelegensten Zimmer schreitend, öffnete er es, und sah eine breite Kiste, die er nicht ohne große Schwierigkeit endlich aufbrach. Die enthielt andre Kisten, alle ganz trefflich verrammelt, und, als er sie mit vieler Mühe aufgesprengt hatte, lagen Schätze vor seinen Blicken, welche die Arbeit wohl lohnten. Die eine enthielt alle Gattungen goldener Ringe, Ketten, Juwelen und andere Zierraten, die

meisten massiv und von innerlichem Werthe. In einer andern waren Beutel, vollgepfropft mit Dukaten, alle wohl gezählt und in Rollen. *Fazio*, vor Freude ganz überwältigt, ließ die mit Ketten und Juwelen angefüllten Kisten, wohl bedenkend, jene könnten erkannt werden, zurück, und hielt sich nur an das gemünzte Gold und Silber. Die Beutel unter dem Arme gut verwahrt, die Schlüssel im Gürtel, kehrte er wieder nach seinem Hause zurück, ohne irgend Jemanden auf dem Wege zu treffen, nur das Echo seiner Tritte hatte ihn begleitet, wäre es nicht in dem noch immer rollenden Donner, der mit gräßlichem Blitzeszucken den Schrecken des Orkans vermehrte, lautlos verhallt. Angelangt in seiner Wohnung verbarg er zuerst seine Schätze, dann wechselte er die nassen Kleider, nahm, stark und kräftig, den Leichnam auf die Schulter und trug ihn in den Keller. Hier grub er eine Höhlung, breit genug für die sterbliche Hülle, und warf dann den Leichnam, angekleidet wie er war, mit dem Schlüsselbunde in der Tasche, wenigstens sechs Fuß tief unter die Erde, bedeckte ihn sorgfältig mit dem Schutt, beseitigte dann die Grube mit Stücken von Lehm, Kalk und Ziegeln, dergestalt, daß Niemand den Platz erkennen konnte, der zu dem erzählten Zwecke aufgewühlt wurde. Nachdem er so den alten Geizhals aufgehoben hatte, ging er daran, mit Muße die Geldstücke zu überzählen, zu deren Erbe er sich selbst machte. Des Goldes Glanz blendete fast seine Augen: jeder Beutel enthielt genau 3000 Ducaten, so wie es außen bezeichnet war. Er legte sie in eine große, mit einem geheimen Schlosse versehene Schublade und machte es zur Sorge, die Kiste und die Beutel, worin er den Schatz nach Hause trug, in dem Feuer zu verbrennen, welches zur Verwandlung seiner Metalle bestimmt war. Auch warf er seine Schmelztiegel, Blasebälge und schlechten Metalle dazu, die er fernerhin nicht mehr benötigte und begab sich dann nach vollbrachter Arbeit zur Ruhe.

Während der Zeit ließ der Sturm nach, und es dämmerte bereits, *Fazio* aber schlief, um seine durch Anstrengung erschöpfte Kraft zu ergänzen, bis zur Vesper. Dann stand er auf, ging auf die Piazza und die Börse, um zu erfahren, ob schon hinsichtlich des Verschwindens des Verblichenen Gerüchte im Umlaufe seien, hörte aber nichts weder an diesem noch am

folgende Tage. Am dritten Tage hingegen, als man den Geizhals bei seinen gewöhnlichen Geschäften vermißte, fing das Volk an, seine Bemerkungen einander mitzutheilen, um so mehr, da sie sein Haus verschlossen sahen, argwohnend, es müsse ihm irgend ein Unfall zugestoßen sein. Mehrere seiner Freunde, in deren Gesellschaft er zuletzt war, erschienen, erzählten was sie wußten, nämlich, daß er spät in der Nacht sie verließ, aber eine umständlichere Kunde konnte nirgends herausgebracht werden. Darauf erließ der Gerichtshof den Befehl, daß seine Wohnung mit Gewalt eröffnet werde. Als es geschah, fand man, dem Anscheine nach, zum großen Erstaunen der Untersucher alles, so wie er es verlassen hatte, und nahm im Namen der Regierung von dem ganzen Eigenthum Besitz. Die Bücher, Schriften, Juwelen, Möbeln, Alles traf sich ordentlich auf seinem Platze, dergestalt, daß der Gedanke eines Raubanschlages nicht Wurzel fassen konnte. Dessenungeachtet wurden also gleich Bekanntmachungen publiziert, und große Belohnungen dem auffinder *Grimaldis*, todt oder lebendig, verheißen. Jede Nachforschung war natürlich vergebens, und obwohl der Fall viel aufsehen und Lärm machte, so entdeckte sich dennoch nicht das Geringste. Am Ende von drei Monaten wurden, da die Regierung in einen Krieg mit Genua begriffen war, und keine Verwandten ihre Ansprüche geltend machten, *Grimaldis* sämtliche Güter zum Nutzen des Staates konfisziert; nur fiel es als ein außerordentlicher Umstand auf, daß kein bares Geld vorhanden war.

Während dem blieb *Fazio* ruhig und ungestört, freute sich über den günstigen Gang der Sache, und führte mit seinem Weibe und den Kindern, welche bereits zurückgekommen waren, ein glückliches Leben. Ihnen wagte er nicht eine Sylbe von jenem Ereignisse mitzutheilen, und wäre er diesem Entschlusse treu geblieben, so hätte er den gänzlichen Sturz und Untergang seiner Familie vermieden. Schon begann der Vorfall vergessen zu werden, und nach und nach für immer gleichsam abzusterben, als *Fazio* vorgab, daß er Willens sei, eine Reise nach Frankreich zu machen, um dort über mehrere Silberstangen, die er vor kurzem gemacht habe, zu verfügen: ein Gerücht, das viele verlachten, welche meinten, er habe schon genug Zeit, Mühe und Geld

vergeudet, um edle Metalle zu schmieden, während seine Freunde ihm kräftig abriethen, Pisa zu verlassen, bemerkend, er könne seine Experimente eben so gut hier, als in Paris fortsetzen. Aber unser Goldschmied hatte seinen Plan gefaßt, seinen Ueberfluß an gutem Silber zur Verfügung wohl kennend, obwohl er sich stellte, nicht genug Geld zur Reise zu haben, und deshalb ein kleines Pachtgut um 100 fl. Verpfändete, wovon er die eine Hälfte mit sich nahm und die andere seinem Weibe zurückließ. Dann ging er zu Schiffe nach Marseilles, blind und taub für die Thränen und Bitten seiner Gattin, die ihn anflehte, nicht den Rest ihres kleinen Vermögens wegzuwerfen, und sie und ihre kleinen der Armuth und Noth preiszugeben. Wann, rief sie aus, waren wir glücklicher und besser daran, als damals, wie Du Dein ursprüngliches Gewerbe triebst, und täglich genug für unsere Bedürfnisse verdientest. Ueberlaß uns nicht der Einsamkeit und Verzweiflung! *Fazio* besänftigte sie zärtlich und versprach nach seiner Rückkehr eine goldene Ernte in ihren Schooß zu schütten, die sie für alle vergangenen Leiden trösten werde, allein vergebens! Wenn Du, fuhr sie fort, all das feine Silber wirklich hast, so wird es gewiß denselben Werth hier haben, wie in Frankreich, aber ich fürchte, Du möchtest uns auf immer verlassen, und wenn diese 50 Gulden, die Du mir gabst, dahin sind, was wird aus mir Elenden werden! Muß ich nicht mit meinen hilflosen Kleinen um Almosen flehen? *Fazio* liebte seine Gattin mit Innigkeit. Nicht im Stande, ihre Betrübniß die keiner liebkosenden Tröstung wich, länger anzusehen, beschloß er, sie mit jenem glücklichen Zufalle bekannt zu, machen. Mit zärtlichen Küssen führte er sie in das Gemach, in dem er seinen neu errungenen Wohlstand verborgen hatte, und erzählte ihr alle Umstände jenes Ereignisses. Dann zeigte er ihr all die Reichthümer, die er besaß, die Säcke mit Dukaten Silber und Gold ohne Ende, und das Erstaunen und Entzücken seines jetzt glücklichen Weibes war so groß darüber, daß sie freudig ihre Arme um seinen Hals warf und mit Thränen im Auge um Vergebung für alle Klagen und Vorwürfe, die sie ausgestoßen hatte, flehentlich bat. Auf dem Versprechen ihrer Verschwiegenheit bestehend, machte sie *Fazio* mit seinen künftigen Plänen bekannt, ihr andeutend, wie bald er zurückkehren gedenke, und welch frohes, ungestörtes Leben sie

dann erwarte. Nicht länger mehr stand sie seiner Abreise entgegen, und mit zärtlichem Lebewohl hieß sie ihn, auf sie denken und seine Rückkunft so bald als möglich beschleunigen.

Am nächsten Morgen verwahrte er die schätzbaren Metalle, die er mit sich nahm, mit doppelten Schlössern und Riegeln, ließ einen guten Theil seiner Schätze unter der Obhut seines Weibes, und ging an Bord, begleitet von den Klagen und Vorwürfen all seiner Freunde, in welche *Pippa*, um ihre Gefühle besser zu bemänteln, einzustimmen sich stellte. In der That, die ganze Stadt vereinte sich, sein Unternehmen lächerlich zu machen, und Manche, die ihn in seinen besseren Tagen kannten, meinten, man müsse auf ihn Acht haben, denn er habe deutliche Anlagen zur Narrheit.

Andere sagten, sie hätten längst die Folge seines Treibens vorhergesehen, und er würde bald das Schicksal seiner tollen Vorfahren in der verwünschten Kunst der Alchemie theilen, welche ihre Nachkommen, statt sie zu bereichern, zu Grunde richteten. Aber *Fazio* achtete nicht das Gerede, segelt fort und langte bald mit günstigen Winden in Marseille an. Unterwegs machte er es zu seiner Sorge, seinen ganzen chemischen Apparat über Bord zu werfen, nur die schätzbaren Artikel zurückbehaltend, die er in des Wucherers Hause traf, womit er nach der Landung seine Reise bis Lyon zu Wagen fortsetzte. In wenigen Tagen leerte er den Inhalt seiner Geldsäcke, indem er eine beträchtliche Summe in einer der ersten Banken niederlegte, wofür er Wechselbriefe aus Pisa empfing; andere Beträge gab er den sichern Häusern L. und G., worauf er seiner Gattin in einem Briefe anzeigte, er habe mit seinem Silber bereits verfügt und gedenke in kurzem nach Pisa zurückzukehren. Das Schreiben wies diese ihrem Vater, so wie seinen Freunden und Verwandten, von denen einige ihr Erstaunen ausdrückten, während Andere erklärten, *Fazio* sei ruiniert, wovon die Gewißheit bald ans Licht treten werde. Bald nach Empfang der Kreditbriefe verließ *Fazio* Lyon, fuhr nach Marseille zurück, schiffte sich daselbst wieder ein, und hatte in kurzer Zeit die Freude, seine Angehörigen wiederzusehen. Unter vielen herzlichen Umarmungen erklärte er ihnen, daß das Glück seine kühnsten Erwartungen übertraf, und die Kunde, daß er mit dem Ertrage seiner Metalle reich



zurückgekehrt ist, zerstreute sich, schnell unter allen, die ihn kannten. Er verlor dann keine Zeit, seine Briefe zu präsentiren, worauf er 9000 Dukaten in Gold empfing, die man allsogleich nach seinem Hause sandte, und welche nicht ermangelten, laute Freude und Glückwünsche von Seite seiner Freunde und Verwandten zu erwecken.

Er vermehrte die Zahl seiner Diener, hielt zwei Equipagen, eine für sich, die andere für seine Gemahlin, Reitpferde für seine Söhne, die sich überdies durch die reichste Eleganz immer auszeichneten und lebte mit seiner Gattin in dem glücklichsten Verhältnisse, zusammen den Luxus und die Vergnügungen genießend, die ihnen zu Gebote standen. *Pippa*, welcher solch ein Leben ganz neu war, machte der Glückswechsel etwas eitel, und sie lud gern alle Bekannten ein, um Zeugen davon zu sein, unter welchen sich eine alte Frau mit ihrer schönen Tochter befand; die sie sogar aufforderte, einige Zeit bei ihr zu verweilen. *Fazio*, dem sie sagte, die Beiden würden ihr in mancher neuen Einrichtung behilflich sein, willigte gern ein, und bemerkte mit Freuden, daß sie seiner Frau wirklich in den Sorgen des Haushaltes beistanden und alle in bester Eintracht miteinander lebten.

Allein das Schicksal, der beständige Feind von fortgesetzter Freude und Zufriedenheit, besonders sind sie nicht auf rechtem Wege erlangt, schickte sich schon im Stillen an, die Farbe ihres Loses zu ändern, und die warme Sommerhelle und Wonne ihrer Tage in eisigen Winterfrost und der Verzweiflung Gram umzuwandeln. Ein strenges, unerbittliches Geschick wollte es, daß *Fazio* die blühenden Reize der schönen *Magdalena*, die Tochter seines Gastes, blendeten, und er eine heftige Leidenschaft für sie faßte. List und Ueberredung warfen auch in des Mädchens Brust eitlen verderblichen Funken, den *Fazios* eigene Glut und die verschwenderischen Beweise seiner Neigung zur verräterischen Flamme anfachten, und die Schutzlose zum Opfer seiner tollen, gottlosen Liebe machten. Lange blieb ihr Einverständnis verborgen. Aber da der Erfolg sie immer kühner machte, erwachte in *Pippa* endlich der Verdacht welcher bald für sie zur marternden Gewißheit wurde. Eines Tages machte sie in *Fazios* Abwesenheit, der schönen Störerin ihrer Ruhe bittere

Vorwürfe, und hieß sie endlich, durch ihre Widerrede zur äußersten Wuth gebracht, das Hans verlassen. Beleidigt willfahrte *Magdalena* diesem Befehle. *Fazio* entflammte bei seiner Rückkunft über das Benehmen seiner Gattin in wildem Zorn; häßliche Scenen fielen zwischen beiden vor; der Dämon der Eifersucht in des Weibes Brust schürte den Brand der Zwietracht immer höher an, und Familienfrieden und Liebe waren von nun an aus ihrem Hause verbannt. Vergebens suchte *Fazio*, sie zu besänftigen und ihre aufgeregten Gefühle zu beschwichtigen; *Pippa* stieß eine getheilte Zuneigung von sich, begegnete seinen Drohungen mit immer heftigerer Erbitterung, und setzte ihnen Verachtung und Trotz entgegen. All diesen Vorwürfen und Auftritten auszuweichen zog sich *Fazio* auf eine seiner Villas, ist einiger Entfernung von Pisa zurück, wohin er auch sein Liebchen einlud, ein fröhliches Leben fortführend, während sein Weib in Gram und Verzweiflung versenkt blieb. Aber Wuth und Eifersucht erstickten diese Gefühle, als sie nach einigen Monaten sah, daß *Fazio* nicht zurückkehre, sondern immer größere Beweise von Zärtlichkeit an ihre verhaßte Nebenbulerin verschwende. Mit rastloser Angst und Qual fing sie jetzt an, über einen häßlichen Gedanken zu brüten, dessen Folge ihr nagender Schmerz nicht zu bedenken vermochte; das Gewicht des Unrechts, das ihr *Fazio* anthat, wuchs immer mehr, bald war sie zu schwach, es zu ertragen — bald zerdrückte es alle Ueberlegung und — sie faßte den verzweifelten Entschluß, ihren treulosen Gatten anzuklagen, und die That zu enthüllen, wodurch er so plötzlich zum Wohlstande gelangte. Dies schien ihr das einzige Mittel, sich für die Unbilden, die sie erfuhr, an dem Stifter derselben zu rächen, und ohne weitere Berathschlagung, ohne innere Warnung ging sie zu dem Zwecke allein zu einem Staatsdiener, der einem Amte vorstand, ähnlich dem Rathe der Achte in Florenz. Er nahm ihre Aussage auf, welche alles, was sie hinsichtlich des Vergehens ihres Gatten wußte, enthielt, und sie selbst führte ihn mit Andern zu der Stelle, in dem Keller ihres ehemaligen Hauses, in welchem der Leichnam des Geizhalses begraben lag, und in welchem die Diener der Gerechtigkeit natürlich denselben auch fanden. *Pippa* wurde unter Aufsicht zurückbehalten, und die Behörde schickte den Hauptmann der Sbirren nach dem Aufenthaltsorte ihres

Gatten, in dem sie ihn in *Magdalenas* Gesellschaft sorglos und vergnügt antrafen. Man bemächtigte sich seiner als Gefangenen und führte ihn alsogleich nach Pisa zurück, von düsterer Ahnung und Verzweiflung ergriffen. Ins Verhör genommen, verweigerte er, auch nur eine Sylbe zu sprechen. Als man aber seine Gattin ihm gegenüber stellte, schrie er, von ihrem Anblicke zerschmettert, und lachte geltend dabei auf: »Ha, gräßliche Gerechtigkeit!« darauf sich zu *Pippa* wendend, fuhr er fort: »Meine zu große Liebe für Dich hat mich hierher gebracht!« Darin nahm er einen der Beamten auf die Seite, entdeckte ihm die Wahrheit der Begebenheit, genau, wie sie geschah. Allein einstimmig schenkte der Gerichtshof der Erzählung keinen Glauben, behauptend, daß, allem Anscheine nach, *Fazio* selbst den unglücklichen *Grimaldi* gemordet und beraubt habe. Man drohte ihm mit der Folter, wenn er den Mord nicht gestehe; *Fazio* blieb bei seiner ersten Angabe, man streckte ihn darauf, und im Uebermaß der Martern gestand er dann, was man wollte, worauf der Urtheilsspruch lautete, ihn lebendig auf dem Rade zu brechen und all sein Eigenthum dem Staate anheimfallen zu lassen. Die Ueberreste *Grimaldis* wurden auf Befehl aus der Kellergrube gehoben, und in geweihte Erde begraben; die schöne *Magdalena* und ihre Mutter nach ihrem früheren Wohnorte verwiesen, *Fazios* Haushalt ward vollends zerstört, sein Weib sammt den Kindern und Dienern einer beliebigen Zuflucht preisgegeben. Vom Gerichtshofe freigelassen, in welchem sie als Zeuge gegen ihren Gemahl erschien kehrte die unglückselige *Pippa* nach ihrem Hause zurück, das, einsam und wüst, nur von den Wehklagen ihrer Kinder erfüllt war. Sie weinte, raste, raufte sich das Haar in namenlosem Schmerze, der mit Tigerkrallen ihr Inneres zerriß, und der Stachel des Gewissens trieb sie zur peinlichen Erkenntniß ihrer schrecklichen Schuld! —

Die Kunde den von Geschehenen verbreitete sich hastig durch ganz Pisa, und das Volk versammelte sich, sein Erstaunen über den angegebenen Frevel und Betrug *Fazios*, so wie über den seltsamen Verrath und Undank seines Weibes auszudrücken. Sogar ihre Verwandten und Freunde verdammten einstimmig ihr Verfahren, und warfen ihr bitter die Entehrung und das Verderben ihrer Familie vor, nebst der Unmenschlichkeit, ihren Gatten einem peinlichen und schmachvollen Tode preisgegeben zu haben. So

verließen sie selbe in Thränen und von fürchterlichen Gewissensbissen überwältigt. Am folgenden Tage wurde *Fazio* auf einem Schlitten durch Pisas Straßen geschleppt, und, nachdem er auf diese Weise dem Volke gezeigt worden war, auf den Richtplatz geführt. Hier wurde er zuerst auf dem Rade gebrochen, dann in Gegenwart des Volkes hingerichtet, und zum warnenden Beispiel den ganzen Tag hindurch auf der Stätte gelassen. Als die Nachricht von dieser schauerlichen Scene zu *Pippas* Ohren gelangte, die der zu hart bestrafte Verbrecher bis zu seiner letzten Stunde schmähete und verfluchte, beschloß sie in einem Einfall von dem Wahnsinne der Verzweiflung, Rache an sich selbst zu nehmen. Um die Mittagsstunde, zu welcher weniger Volksmenge sie bemerkte, ergriff sie ihre beiden Knaben bei der Hand, und führte sie weinend auf den großen Platz, die Schaustätte der Hinrichtung, während jene, die ihr begegneten, Verwünschungen gegen sie ausstießen, jedoch sie ruhig fortschreiten ließen. An dem Fuße des Gerüstes angelangt, wo selbst der Leichnam lag, stieg sie schluchzend die Stufen mit ihren Kindern hinauf, woran sie Niemand hinderte. Als sie dann das unglückselige Geschick ihres Gatten mit zerschmettertem Gemüthe und bethräntem Auge bejammerte, klang ihr mancher grausame, strenge Vorwurf der Umstehenden entgegen, welche laut riefen: Nun weint sie, da es zu spät ist; was geschah, ist ihr Werk, sie mag darob verzweifeln! Das gemarterte Weib raufte das Haar, schlug Gesicht und Brust mit geballter Faust, und preßte ihre brennenden Lippen auf die kalten Züge des Gatten; dann hieß sie ihre Knaben an der Leiche niederknien, und ihren Vater küssen, bei welchem Anblicke die Umstehenden, ihres Zornes vergessend, in ein lautes Weinen ausbrachen. Jetzt zog die wahnwitzige Mutter ein Messer aus dem Busen und stieß es in toller, gewissenloser Wuth den Kleinen ins Herz, und ehe noch das Volk, dem Entsetzen schier erstarrt, sich anschickte, die Todeswaffe ihrer Hand zu entringen, ward es in die eigene Brust gesenkt, und sie stürzte todt auf die leblosen Körper ihres Gemahls und der Kinder. Schreiend rannte das Volk zur unglückseligen Stelle, an der sie die sterbende Mutter und die dahin scheidenden Kleinen im Blute sich wälzend, den Todeskampf vollenden sahen. Schnell verbreitete sich die Kunde

von dieser gräßlichen That durch ganz Pisa; in Massen strömte das Volk von allen Seiten herbei und füllte die Luft mit dem Rufe des Entsetzens und der Wehklagen bei dem Anblicke dieses herzerreißenden Schauspiels, der noch warmen und rauchenden Leichnams des Vaters, der Mutter und Kinder. Und in der That Nichts, was wir von den Leiden der Städte, Theben, Syrakus, Athen, Troja und Rom gehört haben, kann dem häuslichen Unglücke gleich gestellt werden, wovon Pisa durch das schreckliche Los einer einzigen Familie Zeuge war, welche, an einem Tage, als unschuldige Opfer einer getäuschten Gerechtigkeit dahingerafft wurde. Der Schrecken und das Entsetzen der Einwohner von Pisa zerstreute sich auch in die Umgegend, und brachte einen so erschütternden Eindruck hervor, daß Viele aus weiter Ferne kamen, die Unglücksstelle zu beschauen, an der die Leiber der Kinder mit lächelnden Gesichtchen, wie in tiefen Schlummer versenkt, auf der Todtenbahre ihrer Eltern lagen. Unmöglich war es Allen, die Thränen bei diesem Anblicke zurückzupressen, ein Anblick, mächtig genug ein Herz von Marmor zu erweichen, ein Anblick, der selbst das Schwert der Gerechtigkeit beugte! Sie gewährte den vereinten Bitten von *Fazios* Verwandten, die Leichname der armen Kindlein anständig auf dem Kirchhofe von St. Katharina zu begraben, während jene der Eltern außerhalb der geweihten Erde unter den Wällen der Stadt bestattet wurden. Tausende begleiteten seinen Leichenzug mit naßem Auge, und manches stille Gebet wurde auch für das Seelenheil der in der Verzweiflung Hingeschiedenen mit frommem Wunsche gesprochen. —

- E n d e -

# Die Mönche von Alt-St. Nicolas

Erzählung nach einer wahren Begebenheit.

Sonntag, den 5. Mai 1861.

**D**as Kloster des heiligen Nicolas, das reichste in ganz Ober-Ungarn, in dem Marktflecken Kabsdorf, der zu den Gütern des Grafen Csaky gehört, ist in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts erbaut. Merkwürdig ist davon die Kirche und der Klostergarten; die Kirche wegen ihrer schönen Colonaden von grünem Lasurstein und wegen ihrer kunstvollen Orgel, das Werk eines italienischen Mönches, der weiter keinen Lohn forderte, als dereinst unter diesem Meisterwerke begraben zu werden, — der Garten aber ist dadurch berühmt, daß der ganze Untergrund aus dem starken Granit besteht und daß die sämmtliche Erde, die diesen bedeckt, durch Menschenhände hinaufgetragen werden mußte.

Die Regel des Klosters von St. Nicolas war ehemals sehr streng; die Mönche wohnten auf dem sogenannten, etwa eine Meile entfernten Schauberge, der auch der Zufluchtsfelsen genannt wurde, weil sich zur Zeit der Mongoleneinfälle im dreizehnten Jahrhundert die deutschen Einwohner des Zipfer-Komitats hier drei Jahre verborgen hatten. Da aber die Zeit Alles abschwächt, so verlor auch die Regel nach und nach an Strenge und man fing an, das Kloster auf dem Berge nicht mehr auszubessern, und nachdem ein paar Säle durch die Last des Schnee's niedergedrückt waren, ließen die frommen Benediktiner-Väter das prächtige Kloster zu Kabsdorf erbauen, welches nun den Namen Neu-St. Nicolas erhielt. Bald nachdem beim Anfange des Winters wurde Alt-St. Nicolas von den gesammten Mönchen

und allem beweglichen Eigenthum verlassen. Einige Jahre sprach man dann noch von der Wiederinstandsetzung des alten Baues; aber er unterblieb. Einige Zeit vor der Begebenheit hatte sich eine furchtbare Räuberbande der Ruinen von Alt-St. Nicolas bemächtigt, die nicht so schwierig in Rücksicht der Behaglichkeit waren, wie die guten Mönche, die ihnen ruhig den Besitz ihres Klosters überließen, da diese sich wiederum wohl hüteteten, den Mönchen und den Bewohnern von Kabsdorf etwas zu Leide zu thun.

Dies wurde nun Veranlassung zu einer höchst merkwürdigen Verwechselung.

Im Jahre 1846 reiste der österreichische Graf Weber von Altenstein von Wien nach Ungarn um namentlich das Karpatengebirge zu besuchen. Er kannte seit lange das Dasein des Klosters des heiligen Nicolas und den Ruf, den die frommen Väter daselbst in Betreff ihrer vortrefflichen Küche weit und breit erlangt hatten. Er wandte sich daher an den Grafen Csaky, den er in Wien kennen lernte, und erhielt von diesem einen Empfehlungsbrief an den Abt des Klosters, dem Graf Weber als ein frommer und gehorsamer Pilger empfohlen wurde und für den während der ganzen Zeit seines Aufenthalts im Kloster die aufmerksamste Gastfreundschaft gefordert wurde.

Graf Weder war ein deutscher Gelehrter auf österreichischem Untergrunde, das heißt, er hatte eine große Menge alter Scharteken gelesen und längst wieder vergessen, dergestalt, daß er zur Unterstützung seiner Behauptungen, so irrig und lächerlich sie auch sein mochten, eine Anzahl unbekannter Namen anführen konnte, welche seinen Widersprüchen einen schwerfälligen Glanz gaben. Unter diesen alten Scharteken hatte er ein Dokument, sämtlicher Benediktiner-Klöster auf Erden und dabei die Bemerkung gefunden, daß die Regel die Mönche von St. Nicolas verpflichtete, an der äußersten Schneegrenze der bewohnbaren Erde zu wohnen. Als er daher an den Fuß des Karpathengebirges kam, ließ er sich einen Maulthiertreiber kommen, dem er befahl, ihn nach dem Kloster des heiligen Nicolas zu führen. Dieser fragte ihn, ob er ihn nach dem Kloster Alt- oder Neu-St. Nicolas führen sollte, worauf der Graf mit Bestimmtheit antwortete: Alt-St. Nicolas auf dem Schauberge oder Zufluchtsfelsen.

Das war ganz bestimmt gesprochen, ein Irrthum konnte nicht stattfinden. Dennoch wagte der Maulthiertreiber einige Bemerkungen, die der Graf durch die Antwort kurz abschnitt: Ich werde kut bezahlen. Man kennt die gewöhnliche Macht eines solchen Verweises. Der Maulthiertreiber machte eine tiefe Verbeugung und kam nach einer halben Stunde mit einem Maulthiere zurück.

Nun, was ist das? sagte der Graf.

Was das ist, Ew. Gnaden? erwiderte der Führer; es ist ein vortreffliches Maulthier. Nun wo ist meine Pogasche?

Ew. Gnaden will Bagage mitnehmen?

Kanz kewiß!

Ich glaubte, Ew. Gnaden wollen sie hier im Wirthshause lassen; das wäre sicherer gewesen.

»Ich lasse niemals meine Pogasche zurück, hören Sie! sagte der Oesterreicher.

Der Führer antwortete nur durch ein unmerkliches Zeichen, welches so viel bedeuten sollte, als: Jeder hat seinen freien Willen und kann thun was thun beliebt. Dann holte er ein zweites Maulthier. Während dieses beladen wurde, hielt der ehrliche Führer für Gewissenspflicht, noch eine letzte Bemerkung zu machen:

Ew. Gnaden sind also fest entschlossen?

Kanz kewiß! wiederholte der Graf und steckte ein Paar köstliche Pistolen in die Satteltasche.

Ew. Gnaden wollen also nach Alt-St. Nicolas?

Ja, ich will da hin.

Ew. Gnaden haben also Bekannte daselbst?

Ich habe einen Prief an den Keneral.

An den Hauptmann, wollen Ew. Gnaden sagen.

Nein, an den Keneral, wie ich sage.

Hm! Hm! sagte der Ungar.

Uebrigens bezahle ich kut, ich werde kut bezahlen, hörst Du Mensch.

»Verzeihen Sie, fuhr der Führer fort, aber da Ew. Gnaden in so guter Laune ist, so würde es Ihnen gleich gleich sein, wenn Sie



mich vorher bezahlen.

Woraus und warum das?

Weil es schon drei Uhr ist und wir vor Anbruch der Nacht nicht heimkommen werden, und ich dann sogleich umkehren möchte.

Nicht vor der Nacht? sagte der Graf. Aber man ißt doch im Kloster zu Abend?

Im Klosters?

Ja, ja im Kloster St. Nicolas.

Gewiß ißt man dort zu Abend und ich glaube, man wird dort bei Nacht die Küche besser bestellt finden, als bei Tage.

Die Schlauköpfe! sagte der Graf, indem ein wohlgefälliges Lächeln über sein Antlitz glitt. Hier hast Du etwas für die gute Nachricht, die Du mir kekeben hast. — damit reicht er ihm fünf Gulden aus einer wohlversehenen Börse.

Danke Ew. Gnaden! antwortete der Maulthiertreiber, der jetzt, nachdem er seine Bezahlung erhalten, nichts weiter einzuwenden hatte.

Nun, prechen wir nun pald auf?

Sobald Ew. Gnaden befehlen.

Der Führer half dem Grafen beim Aufsteigen und nun ging's los. Unterwegs sang er ein Lied, das mehr einem Klagelede, als einem fröhlichen Wanderlede glich. Aber der Graf dachte zu sehr an das herrliche Mahl, daß er auf dieß schwermüthige Lied gar nicht achtete. Schweigend wurde nun der Weg weiter fortgesetzt. Der Führer hatte endlich geglaubt, als er die Zuversicht des Grafen auf seine beiden Pistolen im Sattelkissen bemerkt hatte, daß es wohl besser mit den Bewohnern von Alt-St. Nicolas bekannt sein müsse, und daß er wohl gar zu der großen böhmischen Räuberbande gehöre, die mit den Banden Ungarns in gewisser Verbindung standen. Was ihn persönlich betraf, so wußte er wohl, daß er nichts zu besorgen hatte. Die Maulthiertreiber sind den Räubern immer heilig, und selbstredend doppelt angenehm, wenn sie ihnen einen so guten Kunden zuführen, wie der Graf Weber von Altenstein zu sein schien. Dennoch hielt der Führer bei jedem Dorfe oder Hause, wo der Weg vorbei führte, unter irgend einem Vorwande an. Dies geschah aus einer Art Gewissenhaftigkeit, um den Grafen Zeit

zum Nachdenken und zum Umkehren zu lassen, wenn das ihm vielleicht zweckmäßig erscheine. Aber bei jedem Anhalten rief der Graf:

Vorwärts, vorwärts, ins Deifelsnamen! Wir kommen sonst kar nicht hin!

Und es ging weiter, angestaunt von den gaffenden Blicken der Bergwohner, welche das Ziel dieser auffallenden Pilgerschaft in ahnen anfangen, und nicht begreifen konnten, wie Jemand freiwillig nach Alt-St. Nicolas könnte. Endlich kamen sie an das letzte Dorf. Hier machte der Führer noch einen letzten Versuch,

Ew. Gnaden, an Ihrer Stelle würde ich hier bleiben und zu Abend essen und morgen früh ganz allein gehen als gingen Sie spazieren.

Hast Tu mir tenn nicht kesagt, taß ich ein kutes Abendessen und ein kutes Pett finden würte?

Nun ja, das habe ich gesagt, erwiederte der Führen, wenn Sie nur Einlaß finden werden.

Aper, wenn ich Tir nun sage, taß ich einen Prief für ten Keneral bei mir habe.

Für den Hauptmann.

Nein, für ten Keneral.

Nun denn sagte endlich der Führer, da Sie es denn durchaus wollen.

Kewiß, will ich es!

Wohlan denn brechen wir auf!

Und beide Reisenden setzten nun ihre Reise fort. Wie der Führer vorrausgesagt hatte, war die Nacht bereits angebrochen, der Mond schien nicht und man konnte keine Hand vor Augen sehen. Da aber der Maulthiertreiber den Weg genau kannte, so war keine Besorgniß, sich zu verirren. Er schlug einen schmalen, kaum sichtbaren Fußweg ein. Allenthalben umgab sie dichter Wald. Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde sah man eine dunkle Masse sich am Horizont auszeichnen, es war ein Gebäude, in dessen Fenstern man kein Licht erblickte.

Da ist Alt-St. Nicolas! sagte der Führer leise.

Ei, ei erwiederte der Graf, das ist ja ein Kloster in einer recht melancholischen Kekend.

Wenn Este wollen, antwortete der Führer, so kehren wir schnell wieder um. Wenn Sie nicht im Gasthofe schlafen wollen, so wird der Pfarrer meines Dorfes sie recht gern aufnehmen.

Ich kenne ten nicht. Uebrigens will kerate nach St. Nicolas, und nicht nach Teinem Torfe.

Ein hartnäckiger Oesterreicher, murmelte der Ungar. Dann trieb er seine Maulthiere mit der Peitsche weiter und war fünf Minuten darauf an der Klosterpforte.

In der Nähe gesehen hatte das Kloster nichts Einladendes. Es war ein altes Gebäude aus dem dreizehenten Jahrhunderte, an welchem man die Stürme der Zeit seit seiner Gründung wohl wahrnehmen konnte; ein Theil oder Flügel war schon ganz im Trümmern gefallen. Indessen schienen die äußersten Mauern noch ziemlich erhalten, und man hatte darin Schießscharten angebracht, was dem alten Kloster des heiligen Nicolas mehr den Anschein einer Festung als eines Klosters gab. Dies Alles betrachtete der Graf mit ruhiger Miene und befahl dem Führer zu klopfen. Dieser, der bereits seinen Entschluß gefaßt hatte, hob den schweren, ganz verrosteten Eisenhammer auf und ließ ihn dann mit seiner ganzen Schwere fallen. Der Schlag durchtönte das Kloster, worauf eine Glocke mit schrillendem Tone antwortete. Fast gleichzeitig ging in einer Höhe von etwa zehn Fuß ein Fenster auf, aus welchem ein langes eisernes Rohr herausgehalten und gerade auf die Brust des Grafen gerichtet wurde. Ein bärtiges Gesicht zeigte sich in der Oeffnung, und eine Stimme, die nichts Mönchisches an sich hatte fragte:

Wer ist da?

Gut Freund! erwiederte der Graf, indem er ruhig den Gewehrlauf von sich abdrückte, gut Freund!

Gut Freund? hm, gut Freund? sagte der Mann am Fenster, und wer beweist uns, daß Du ein guter Freund bist?

Und damit gab er den Flintenlauf wieder die vorige Richtung auf die Brust des Grafen.

Mein kuter Pruter, antwortete der Graf, indem er mit derselben Kaltblütigkeit das auf ihn gerichtete Rohr zurück drückte, ick pregreife sehr wohl, taß Ihr Vorsichtsmaßregeln ergreift, bevor ihr Fremte aufnehmt, und ich wüerte es ebenso machen, aper ich

habe einen Brief von den Grafen Csaky für Euren Keneral.

Für unseren Hauptmann? fragte der Mann mit dem Gewehr.

Nein, nein! für den Keneral.

Nun, das macht weiter nichts. Aber höre, bist Du allein?

Wir sind unser zwei, ganz allein.

Warte, man Dir aufmachen.

Während dem drang ein köstlicher Bratengeruch aus dem offenen Fenster, der seine Seele erfreute. Hm! Sagte daher der Graf, das riecht gut! und stieg vom Maulthiere ab.

Ew. Gnaden, fragte der Maulthiertreiber, der entzwischen das Gepäck des Grafen abgeladen hatte, bedürfen Sie meiner nicht mehr?

Du willst also nicht hier bleiben? Erwiderte der Graf.

Nein, mit Ew. Gnaden Erlaubniß ziehe es vor, anderwärts zu schlafen.

Gut, thue das, sagte der Graf.

Soll ich Sie wieder abholen? fragte der Ungar.

Nein, der Keneral wird mich wohl zurückführen lassen.

Sehr gut, ich wünsche gute Nacht Ew. Gnaden.

Gute Nacht, mein Pester.

In diesem Augenblicke drehte sich der Schlüssel im Schlosse. Der Führer sprang rasch auf eines der Maulthiere, faßte das andere beim Zügel und jagte rasch den Berg hinab. Er hatte sich kaum fünfzig Schritte entfernt, als sich die Thür öffnete.

Das riecht gut, sagte der Oesterreicher, indem er den Geruch einzog, der aus der Küche kam, das riecht sehr gut.

Finden Sie das? Fragte der fremde Thürwächter.

Ja, erwiderte der Graf, ich finde das.

Es ist das Abendessen unseres Chefs, der verreist ist, und dessen Rückkehr wir jeden Augenblick erwarten.

Dann komme ich so zur rechten Zeit, sagte der Graf lachend.

Kennen Sie denn unsern Chef? fragte der Thürwächter.

Nein, aber ich habe einen Brief für ihn.

Ah, das ist etwas Anderes, lassen Sie sehen.

Da ist er.

Der Thürwächter nahm den Brief und las: An den hochwürdigen Herrn Abt und Benediktiner-General im Kloster zu St. Nicolas im Zipfer Komitat in Ungarn.

Ah, nun verstehe ich, sagte der Thürwächter.

Ah, nun verstehen Sie, das ist recht schön, erwiderte der Graf und klopfte ihm auf die Schulter. In dem Falle, daß Sie verstehen, lieber Freund, so nehmen Sie meine Pegasche und achten Sie besonders auf den Mantelsack, darin ist meine Börse.

Ah darin ist Ihre Börse? Gut, daß ich das weiß, sagte Thürwächter; und ergriff den Mantelsack mit besonderem Eifer. Dann nahm er auch das übrige Gepäck noch auf und sagte:

Ich sehe wohl, daß Sie ein guter Freund sind, kommen Sie und folgen Sie mir.

Das ließ sich der Graf nicht zwei Mal sagen und folgte seinen Führer.

Der innere Anblick des Klosters bot nicht weniger Auffälligkeiten dar, als der äußere. Ueberall Trümmer, viel zerschlagene Tonnen, nirgends ein Kruzifix oder Heiligenbild. Der Graf blieb einen Augenblick stehen und drückte gegen seinen Führer sein Erstaunen über eine solche Verwüstung aus.

Dieser antwortete: Bedenken Sie, wir sind hier ziemlich einsam, wie Sie wohl bemerkt haben werden, und da das Gebirge voller Gesindel steckt, die weder Gott noch Teufel fürchten, so lassen wir unsere geringe Habe nicht fortschleppen. Alle unsere Kostbarkeiten sind in den Gewölben verborgen. Uebrigens wissen Sie, daß wir noch ein anderes Kloster in den Flecken Kabsdorf haben?

Nei das habe ich nicht bewußt. Ihr habt noch ein anderes Kloster, ei, sieh sieh!

Untersuchen Sie nun selbst Ihre Pegasche, damit Sie den Chef überzeugen können, daß nichts abhanden gekommen ist.

Na, das ist sehr leicht, mein Mantelsack, ein Schlafsack und ein Felleisen. Ich empfehle Ihnen besonders das Felleisen, darin ist meine Börse.

Also drei Gegenstände, nicht wahr; das ist nicht viel.

Das ist genug.

Nun wohl; warten Sie hier, indem er den Grafen in eine Art Zelle

treten ließ, ich denke, der Herr wird in etwa einer halben Stunde zurück sein, und er machte Miene sich zu entfernen.

Sagen Sie mir, lieber Mann, kann ich nicht inzwischen in die Küche hinabgehen? Ich werte vielleicht dem Koch guten Rath geben können.

Bei meiner Treu! Das kann geschehen. Warten Sie, bis ich Ihr Gepäck in Sicherheit gebracht habe, dann will ich Sie abholen. Aber da fällt mir ein — wie viel haben Sie in Ihrer Börse.

Trei tausend sechshundert Tütaten.

Gut, ganz gut, erwiderte der Führer und entfernte sich.

Tas scheint mit ein ganz ehrlicher Pursche, sagte der Graf vor sich hin, er sieht aus, wie ein praver Mensch.

Zehn Minuten vergingen, dann kam der Führer wieder und sagte: Wenn Sie nun in die Küche kommen wollen, so folgen Sie mir.

Der Graf folgte seinem Führer von Neuem, der ihn in Klosterküche führte. Der Bratspieß war versehen, alle Kochöfen geheizt und überall brodelten die Töpfe.

Ganz gut, sagte der Oesterreicher, der auf der untersten Stufe stehen blieb und Alles mit einem Feldherrnblicke überschaute, ganz gut! es scheint, daß ich nicht auf einen Fasttag gekommen bin.

Der Koth war unterrichtet und empfing daher den Grafen mit der ganzen Rücksicht, die er einem Feinschmecker schuldig war. Das veranlaßte den Grafen, die Deckel aller Töpfe aufzuheben und die Saucen zu kosten. Plötzlich sprang er auf den Koch los, der eben Salz zu einem Eierkuchen thun wollte; und nahm ihm das Gefäß aus den Händen, worin sich die Eier befanden, indem er rief:

Was wollen Sie denn da machen?

Was ich machen will?

Pfui, was wollen Sie machen, ich frage Sie?

Nun, zum Teufel, ich will Salz an den Eierkuchen thun.

Ach, Sie Unklücklicher, man thut kein Salz an den Eierkuchen, man thut Zucker und Konfituren und eingemachte Stachelbeeren dazu.

Ich aber thue Salz daran! sagte der Koch und versuchte es, dem Grafen das Gefäß mit den Eiern zu entreißen.

Nein, nein! ich will ten Eierkuchen packen, gib mir die Konfituren und tas Eingemachte.

Teufels rief der Koch zornig, mir wollen doch sehen, wer hier der Herr ist.

Ich bin es! rief eine mächtige Stimme, was gibt es hier!

Der Graf und der Koch wandten sich um; ein Mann von etwa vierzig Jahren in einer Mönchskutte stand auf der Treppe; er war hohen Wuchses und hatte ein strenges gebieterisches Aussehen, wie es denen eigen ist, die zu befehlen gewohnt sind.

Hm, der Hauptmann! sagte der Koch.

Ah, sagte der Graf, ter Keneral. Kuter Keneral, fuhr er fort, auf den Mönch zuschreitend, ich pitte Sie um Verzeihung, aber Sie hapen einen Koch, der keine Eierkuchen packen kann.

Sind Sie der Herr Graf Weber von Altenstein?

Ja, mein Keneral, erwiederte der Graf, ohne weder die Eier noch die Gabel loszulassen, ich pin der Graf Weber in Person.

Sie haben den Empfehlungsbrief gebracht, den mir Bruder Thürwächter übergeben hat?

Ter bin ich.

Seien Sie mir willkommen, Herr Graf. Ich bedaure nur, daß die einsame Lage des Klosters, seine Entfernung von allen menschlichen Wohnungen uns nicht gestattet, Sie besser aufzunehmen. Wir sind arme Gebirgs-Einsiedler, und Sie müssen uns verzeihen, wenn unsere Tafel nicht besser besetzt ist.

Wie! Wie! nicht pesser pesetzt? das Abendessen scheint mir vortrefflich, und wenn ich den Eierkuchen mit dem Eingemachten gebacken haben werden...

Aber, Hauptmann, sagte der Koch.

Gib dem Herrn Grafen das Einigemachte, daß er den Eierkuchen nach seiner Weise backe, erwiederte der Mönch.

Der Koch gehorchte ohne Widerrede.

Und nun, Herr Graf, fuhr der Mönch fort, thun Sie, als wären Sie zu Hause, und wenn Ihr Eierkuchen fertig ist, so kommen Sie hinauf, wir erwarten Sie.

Tas ist in fünf Minuten keschehen und ich werte kommen, lassen Sie immer anrichten.

Du hörst es, laß anrichten, sagte der Mönch zum Koch.

Er stieg die Treppe hinauf. Einen Augenblick nachher kamen zwei Mönche und fingen an fortzutragen. Inzwischen hatte der Graf im Triumphe seinen Eierkuchen fertig und stieg nun gleichfalls die Treppe hinauf. Oben erwartete ihn die ganze Brüderschaft, etwa zwanzig Männer, in dem hell erleuchteten Refektorium, wo er eine vollkommen versehene Tafel fand. Der Graf erstaunte über das prachtvolle Silberservice und über die feinen Tischtücher und Servietten, das Kloster hatte seine beste Wäsche an Leinen hervorgesucht, um seinen Gast zu ehren. In Betreff des Zimmers, so bildete das in seiner völligen Zerfallenheit einen sonderbaren Kontrast mit der prachtvollen Tafel. Es war dies ein großer Saal, der ehemals eine Kapelle gewesen war und worin nun ein Kamin angebracht war; die Wände hatten weiter keine Bekleidung, als Spinnengewebe, auch flogen einige Fledermäuse, die durch den hellen Lichtschimmer aufgescheucht waren, ganz nach ihrem Belieben durch die zertrümmerten Fenster hinaus und hinein. An den Wänden aber lehnte ein ganzes Arsenal von kurzen Büchsen. Dieses Alles überschaute der Graf mit einem Blick, und er bewunderte die fromme Enthaltbarkeit der guten Väter, welche im Besitze solcher Schätze sie dennoch den rauben Stürmen des Wetters aussetzten, gleich den alten Einsiedlern auf den Berge Karmel und in der Thcbaischen Wüste.

Der Abt bemerkte sein Erstaunen und sagte lächelnd: Ich bitte Sie noch einmal um Verzeihung wegen des schlechten Mahles und des schlachten Nachtlagers, welches Sie hier finden. Vielleicht hat man Ihnen das Innere unseres Klosters als einen Ort der Armuth geschildert; so beurtheilt uns das Publikum, Herr Graf. Nach Ihrer Rückkehr, hoffe ich, werden Sie die Welt eines Besseren belehren.

Bei meiner Ehre, Keneral, ich müßte nichts, was tiesem Mahle fehlte und ich hape eine trefflich eingerichtete Küche kesehen. Was den Wein betrifft —

O was den Wein betrifft, da sein Sie ruhig, unser Wein ist gut, sagte der Abt.

Kanz kut! wenn der Wein gut ist, tann ist Alles wie es sein muß.

Ich fürchte nur, daß Ihnen unsere Manieren wenig mönchisch



erscheinen werden. So speisen mir z. B. niemals anders, als daß Jeder ein Paar Pistolen neben sich auf dem Tische liegen hat, das ist eine Vorsichtsmaßnahme gegen Zufälle, die uns in jedem Augenblicke an einem so verlassenem Orte begegnen können. Sie wollen uns also entschuldigen, wenn wir auch ungeachtet Ihrer Anwesenheit von unseren Gewohnheiten nicht lassen.

Bei diesen Worten hob der Abt seine Kutte auf und zog aus seinem Gürtel ein Paar kostbare Pistolen, die er neben seinem Teller auf den Tisch legte.

Thun Sie es, Keneral, thun Sie es, antwortete der Oesterreicher; tie Bistollen sind Freuntinen tes Mannes ich hape auch Bistollen bei mir. Ach ich wuntere mich sehr, sie sehen kanz aus wie tie Ihrigen, tas ist erstaunlich.

Das kann wohl sein, erwiederte der Abt lachend, ich bade sie aus Deutschland kommen lassen, es sind ein Paar Kuchenreuter, sie sind sehr gut.

Kuchenreuter? Tas ist richtig. Lassen Sie, toch tie meinigen holen, sie sind pei meinem Gepäcke.

Nach der Tafel, lieber Graf. Setzen Sie sich mir gegenüber; so ist's Recht. Kennen Sie das benedicite?

Ich hape es sonst kekannt, aper ich hape es verkessen.

Schlimm, sehr schlimm, sagte der Abt, denn ich rechnete darauf, daß Sie es sprechen sollten; aber da Sie es vergessen haben, so wollen wir es übergehen.

Wir wollen es überkehnen, erwiederte der Graf wohlgelaunt, wir wollen es übersehen.

Und wirklich verzehrte der Graf seine Suppe ohne das benedicite, was auch die Mönche thaten. Als die Suppe abgegessen war, schob ihm der Abt eine Flasche zu und sagte:

Probieren Sie nun diesen Wein, wie er Ihnen schmeckt.

Der Graf, welcher nicht im mindesten zweifelte, daß es vorzüglicher Wein sei, füllte ein kleines Glas, welches vor ihm stand, ergriff dies am Fuße und hielt es gegen das Licht, dann setzte er es an den Mund und schlürfte langsam mit sichtbarem Behagen.

Tas ist erstaunlich, sagte er, ich, ter ich klaubte, taß ich alle Veine kennte, ich kenne tiesen Vein nicht. Ist es Matera!

Nein, Herr Graf er heißt Marsala, ein Wein, der nicht bekannt ist und doch bekannt zu werden verdient. Ich habe ihn aus Sizilien kommen lassen; er hat alle geheimen guten Eigenschaften des besten Weines.

Vie sakten Sie, taß er heißt? fragte der Graf und goß sich ein zweites Glas ein.

Marsala!

Marsala! Kanz kut! Tas ist ein kanz kuter Vein; wie theuer ist r?

Vier Kreuzer die Flasche.

Nur vier Kreuzer? sagte der Graf und füllte sein Glas zum dritten Male.

Mehr nicht, aber ich muß Sie auf einen Fehler aufmerksam machen, den er hat.

Er hat keinen Fehler, erwiderte der Graf.

Ich bitte um Entschuldigung, er steigt leicht zu Kopfe.

Steigt zu Kopfe, zu Kopfe, wiederholte der Graf verächtlich, ich verte tavon ein kanzes Quart trinken und ich verte so nüchtern bleiben, als hätte ich ein Klas Limonate ketrunken.

Ganz nach Ihrem Belieben, erwiderte der Abt, thun Sie als wären Sie zu Hause, ich will Sie nur darauf aufmerksam machen, daß wir auch noch andern haben.

In Folge der Einladung begann nun der Graf wie ein ächter Oesterreicher zu essen und zu trinken. Aber man muß gestehen, er machte dem Rufe seiner Landsleute vollkommen Ehre. Die Mönche, von ihrem Abt aufgemuntert, wollten dem Fremden nichts nachgeben und bald wurde das fromme Stillschweigen gebrochen, welches beim Anfange des Mahles geherrscht hatte. Jeder fing an, leise mit seinem Nachbar zu reden, dann sprach man lauter zu Allen. Nach dem zweiten Gericht schrie Alles durcheinander und man fing an die sonderbarsten Abenteuer zu erzählen, die man nur hören konnte. Obgleich der Graf Ungarisch nicht vollkommen verstand, merkte er doch, daß von kühnen Räuberstreichen, geplünderten Klöstern, aufgehentkten Gendarmen und Nonnenentführungen die Rede war. Aber es schien ihm nicht auffällig; die einsame Lage der beliebigen Benediktiner, ihre Entfernung von der Stadt mußte sie öfters zu Augenzeugen solcher Scenen gemacht haben. Der Marsala

wechselte mit Burgunder und so stark auch der Kopf des Grafen war, so fingen doch endlich seine Augen an, umnebelt zu werden, und seine Zunge ward schwer. Es wurden einzelne Reden gehalten und entsprechende Lieder folgten. Der Graf, der nicht nachstehen wollte, sann in seinem Gedächtnisse nach, aber ihm fiel nichts weiter ein, als Schiller's Räuberlied und er sang mit seinem tiefen Baß: »Stehlen, morden, rauhen, balgen«, wobei es ihm schien, als würfen die Mönche ihre Kutten ab und bildeten sich allmählig in Banditen um, wilde Lust brach aus und das Mahl artete in eine schreckliches Saufgelage. Es Es wurde immerfort getrunken, und immer kamen neue, berausendere Weine, Weine aus den Kellern des Grafen Grassalkonwicz, des Fürsten Esterhazy und anderer ungarischer Magnaten. Man schlug mit den leeren Flaschen auf die Tafel, verlangte frische und stieß dabei die Lichter um. Das Feuer ergriff die Tischtücher und die Tische. Statt zu löschen warf man noch Stühle und Bänke in die Flammen, und bald war Alles ein großer brennender Scheiterhaufen, den die zu Banditen umgewandelten Mönche wie Dämonen umtanzten.

Mitten in diesem höllischen Getümmel erscholl die Stimme des Hauptmanns, welcher rief: »Die Nonnen! die Nonnen!« Ein allgemeines Hurrah war die Antwort. Kurz darauf ging eine Thür auf und vier Nonnen wurden von den Banditen hereingeschleppt. Großes Freudengeschrei empfing sie. Der Graf sah dieß Alles nur wie im Traume und eine höhere Gewalt schien ihn auf seine Stelle zu bannen, während sein Geist anderwärts war. Die Banditen stürzten auf die Nonnen los; der Hauptmann wollte reden, aber seine Stimme wurde in dem Getümmel überhört. Da schien es dem Grafen, als nähme der Hauptmann seine berühmten Kuchenreiter, die denen des Grafen so ähnlich waren, er glaubte zwei Schüsse zu hören. Geblendet von dem Feuer schloß er die Augen; als er sie wieder öffnete, sah er wie sich zwei Banditen in ihrem Blute am Boden wälzten; weiter sah, er nichts mehr. Er schloß seine Augen zum zweiten Male und war dann nicht im Stande, sie wieder aufzumachen. Die Beine trugen ihn nicht mehr er fiel nieder und war bis zum Tode betrunken.

Als der Graf erwachte, war es heller Tag, er rieb sich die Augen, streckte sich und « blickte um sich. Er lag unter einem Baume am

Fuße des Berges. Es schien, als habe er unter freiem Himmel auf einem weichen Sandbette mit dem Kopfe auf seinem Mantelsack als Kissen geschlafen. Erst entsann er sich nichts, dann rüttelte er sich allmähig aus seiner Lethargie auf; endlich entsann er sich der ganzen Geschichte, seines Aufenthaltes im Wirthshause, des Maultiertreibers, seiner Ankunft im Kloster, seines Streites mit dem Koch, seines Empfanges beim General, des Gastmahles, des Marsalalweins, des Saufgelages, des Feuers, der Nonnen, der beiden Pistolenschüsse. Er blickte noch einmal um sich, er sah seinen Mantelsack, seinen Schlafsack und sein Felleisen. Er öffnete letzteres und fand seine Briefftasche, seine Zigarrentasche mit den Zigarren und zu seinem größten Erstaunen auch seine Börse darin, die noch eben so rund schien, wie sie gewesen war. Er öffnete sie, sie war bis oben voll Geld. Außerdem fand er noch ein Billet darin, er öffnete es schnell und las:

Herr Graf!

Wir bitten tausend Mal um Entschuldigung, daß wir uns so in dieser etwas rauhen Weise trennen mußten. Aber ein Zug von höchster Wichtigkeit entfernt uns von St. Nikolas; ich hoffe, daß sie mit der Gastfreundschaft der Benediktiner von Alt-St. Nicolas zufrieden sein und daß Sie den Herrn Erzbischof bitten werden, uns arme Sünder in sein Gebet einzuschließen.

Sie werden Ihr ganzes Gepäck wiederfinden, mit Ausnahme der beiden Kuchenreiter die ich als Andenken behalten zu dürfen bitte

Schobri,  
Abt zu Alt-St. Nicolas.

Der Graf von Weder zählte sein Geld, es fehlte auch nicht ein Kreuzer. Als er zu dem Gashause zurückkam, wo er den Maulthiertreiber genommen hatte, fand er das ganze Dorf «im Aufstand. Das Kloster der heiligen Klara war gestürmt, das ganze Silberzeug geraubt und die vier jüngsten und hübschesten Nonnen waren entführt, ohne daß man wüßte, was aus ihnen geworden war. Der Graf nahm Extrapost und kehrte nach Wien zurück.

Etwa ein Jahr später las er in der Augsburger Allgemeinen Zeitlang, der berüchtigte Räuberhauptmann Schobri der sich des

Klosters Alt-St. Nicolas auf dem Schauberge im Zipfer Komitat bemächtigt gehabt habe, um ein Raubnest daraus zu machen, sei nach dem furchtbarstem Widerstande gegen ein österreichisches Bataillon gefangen genommen und an den Galgen gehenkt worden, zur Freude aller Bewohner des Gebirges.

- E n d e -

# Das Meerfräulein.

Mitgeteilt von Adolph Görling.

Sonntag, den 28. April 1861.

**U**nter den Mündelangelegenheiten welche meine in der ausgedehntesten Praxis ergrauten Collegen, Mr. Whittington und Mr. Hatton, mir freundschaftlich übertrugen, befand sich eine, deren dünnes Artenbündel folgendermaßen überschrieben war: »Frederick Favell, Esquire Chaldecotte-Hall in Devonshire: Nutznießer Doktor Thomas Crofton, London, Oxford Road 26.«

Das Aktenbündel enthielt einen von Frederick Favell und seiner Gattin Eliza Favell, geboren Stannton, und einem gewissen Mr. Henry Shiver unterschriebenen Kaufcontract über eine Besetzung an der Exeterbai, zwischen Exeter und Ermouth gelegen. Das Datum des Contracts wies etwa fünfzehn Jahre weit zurück.

Außer diesem Dokument war ein sonderbarer Brief des Mr. Frederick Favell an meine Collegen vorhanden:

*»Ich sehe diese schreckliche Besetzung, dies mörderische Chaldecotte-Hall, als den Fluch meines Lebens an. Ich kann hier eine Minute länger ausdauern. Ersparen Sie mir die Erinnerung an den Tod meiner Frau. Unglückliche Eliza! Weshalb bin ich nicht statt Deiner vom Himmel als Opfer gewählt worden! Verkaufen sie mir die Besetzung; tun Sie was Sie wollen aber befreien Sie mich von ihr auf eine solche Weise, dass der Verlust, welchen meine liebe kleine Agnes an ihrem Vermögen durch diese Veräußerung erleiden wird, möglichst gering sei. Ich kann Ihnen keine Vorwürfe machen, dass Sie mich zum Kaufe von Chaldecotte-Hall veranlassten, aber danken werde ich Ihnen nur dann aufrichtig, wenn Sie mich von diesem Besitztum befreien. Fr. Favell.«*

Ein sonderbarer Brief! sagte ich zu Whittington, welcher mir am

Tische gegenüber saß, als ich die Akten, die er mir übergeben wollte, durchsah.

— Der Brief ist unter dem Eindrucke eines großen Unglücksfalles geschrieben, erwiderte mein väterlicher Freund. Es ist schon eine Reihe von Jahren vergangen, seit diese Geschichte vorfiel, aber dennoch erinnere ich mich ihrer mit großer Lebhaftigkeit. Es ist notwendig, dass ich sie Ihnen erzähle, damit Sie unter allen Umständen instruiert sind.

Mr. Frederick Favell, ein keineswegs glänzend situierter Beamter am Zollhause hier in London, machte eine ziemlich bedeutende Erbschaft von einem Onkel in in Antigua. Einen Würdigeren als diesen jungen Favell, hatte eine solches Glück schwerlich treffen können. Er war höchst gebildet, sehr glücklich mit einer überaus reizenden Frau verheiratet und war Vater eines Kindes, das damals drei Jahre zählte.

Mit einem Besitze von gegen 12.000 Pfund war das bisherige beschränkte Leben der Familie Favell, zu welcher übrigens noch die Mutter der jungen Frau, eine Mrs. Stannton gehörte, plötzlich geändert. Die zehnstündige Bureauarbeit Frederick Favells, welche der besorgten Frau schon manche heimliche Träne gekostet hatte, war zu Ende. Die kleine Wohnung konnte gegen ein Landgut vertauscht werden, das glücklich oder vielmehr unglücklich genug für den armen Favell mir eben in jener Zeit zum Verkaufe anvertraut worden war.

Ich fertigte den sehr günstigen Kaufcontract aus. An einem wunderschönen Junimorgen fuhr ich mit der Familie Favell auf der Eisenbahn nach Winchester, und von hier mit dem Dampfboot nach Exeter, um das Besitztum zu übernehmen.

Dasselbe übertraf selbst meine Erwartungen an Schönheit der Lage und Ertragsfähigkeit der Grundstücke. Das Herrenhaus liegt am Meere oder vielmehr an der Bai, war prächtig eingerichtet, hatte die herrlichste Aussicht auf die jenseitigen Berge von Devonshire und Cornwall, besaß eine prächtige Meierei, schöne Pferde, Equipagen — und das Alles gehörte nach dem letzten Federstriche unter dem Contract meinem hübschen Frederick seiner noch viel hübscheren Frau.

Ich machte mit Favell einen Ritt in die Umgebung, und Mrs. Favell hatte den Einfall, eine Fahrt auf einem netten Segelboote

zu machen, das — gleich allem andern beweglichen Vermögen des früheren Besitzers von Chaldecotte-Hall — dem Käufer zur Verfügung gestellt worden war.

Als wir von unserm Ritte zurückkehrten, kam eben das Segelboot an die kleine Landungstreppe von Serpentinsteine. Einer der Dienstleute, welche im Boote waren hielt die dreijährige Agnes, welche laut nach ihrer Mutter schrie, auf dem Arme.

— Wo ist meine Frau? fragte Favell aufgeregt. Die Dienstleute zeigten nach dem spiegelglatt sich ausbreitenden Wassers.

— Ertrunken? schrie Favell, sprang in's Boot und gebärdete sich wie ein Rasender.

Ich folgte ihm. Wir kamen an die verhängnisvolle Stelle. Tief unter uns, in vollkommen durchsichtigem Wasser, matt von dem gebrochenen Lichte beleuchtet, das in die Tiefe drang, unterschied ich die in reizender Lage sanft ruhende Gestalt der unglücklichen jungen Frau, welche, verlockt durch die zauberische Klarheit des Wassers, sich zu tief über Bord geneigt hatte und in einem Moment in dem tödlichen Elemente begraben worden war.

Favell sprang in's Wasser; ich ebenfalls, und kaum konnte ich ihn retten. Mrs. Favell war, als sie herausgezogen wurde, rettungslos tot. Betäubt reiste ich wieder nach London. Jetzt ist der seltsame Brief genügend erklärt. Wie?

— Vollkommen, sagte ich. Aber was wurde aus Favell und seiner Tochter?

— Er ging nach Antigua, wo er jetzt noch lebt, so viel mir bekannt ist. Er besaß dort noch eine Schwester, glaube ich.

— Und Chaldecotte-Hall kam unter Ihre Verwaltung...

— Das nicht, mein Lieber! Ich hätte sicher einen günstigeren Verkauf ermittelt; aber Favell hatte den Einfall, dass seine Frau, da solches im Leben ihr nur auf wenige Stunden beschieden gewesen war, desto länger im Tode Besitzerin von Chaldecotte-Hall bleiben sollte. Er ließ ihr dort ein prächtiges Grabmal unmittelbar an der Herrenwohnung erbauen und benachrichtigte mich, dass er aus keinen Verkäufer, sondern nur auf einen zuverlässigen Pächter rechne.

— Sie fanden den Pächter? fragte ich.



Nein, derselbe kam ungesucht — ein gewisser Doktor Thomas Crofton, ein Mann, dessen Ruf nicht der beste war. Ich würde den Dr. Crofton meinem Clienten gewiss nicht empfohlen haben. Aber Crofton hatte eine andere, wirksame Empfehlung — er war der Bräutigam der Schwiegermutter Favells...

— Und wurde formell als Pächter eingeführt...

— Was hier materiell und formell zwischen Favell und seinem plötzlich vom Monde gefallenen Schwiegervater vorgegangen ist, weiß ich nicht; sagte Whittington. Es ließ sich aber mit Favell eben nach jener Katastrophe nichts mehr anfangen. Er sagte mir, dass das Herrenhaus auf Chaldecotte-Hall verschlossen und nur für die notwendigsten Reparaturen geöffnet werden solle. Die Pachtgelder solle ich einziehen und sicher gegen mäßigen Zins unterbringen...

— Ich finde oder hier keine solche Bevollmächtigung bemerkte ich in den Papieren blättern.

— Sie existiert auch nicht. Ich habe sie zwar schriftlich gefordert, erhielt jedoch von Antigua keine Antwort. Im Drange der Geschäfte war mir die Angelegenheit aus den Augen...

— Und Doktor Crofton?

— Sagte mir: ich möge mich um Chaldecotte-Hall nicht weiter kümmern. Er habe gegen bestimmte Jahresrente die Nutznießung des Gutes auf seine und seiner Frau Lebenszeit empfangen und stehe mit Favell in direktem Vernehmen.

— Ich kann also diese Akten erledigt betrachten? Sagt ich — als junger Advokat keineswegs mit sehr liebevollen Blicken das Chaldecotte-Hall-Rubrum betrachtend-

— Das möchte ich nicht behaupten, entgegnete Whittington. Dieser Kaufcontract hier ist der einzige Rechtstitel, welchen Favell oder seine Erben besitzen, wenn jener Verkäufer z. B. das gleichlautende Dokument in seiner Hand verleugnen, oder wenn Crofton vielleicht, — was nicht so unwahrscheinlich wäre — unter günstigen Umständen Eigentumsansprüche auf Chaldecotte-Hall erheben sollte.

— Haben Sie Chaldecotte-Hall seit jener Zeit wieder gesehen? fragte ich.

— Ein einziges Mal. Geschäfte führten mich nach Plymouth und

so risquirte ich die kleine Seitentour. Chaldecotte-Hall war, wie Favell es als seinen Wunsch geäußert, was das Schloss betraf, unbewohnt. Crofton hatte hier mit seiner Frau kurze Zeit lang gewohnt, — dann war Mrs. Crofton plötzlich verstorben. Der Doktor hatte seit der Zeit, dass er Chaldecotte-Hall übernommen, sehr rigoros die Pachtgelder eingefordert. Übrigens mussten die Pächter von den Favells kein Wort. Ich hätte gern die Ruhestätte und den Sarg jener so früh abgeschiedenen Frau gesehen, welche mitten im höchsten Glücke dem Leben Valet sagen mußte; aber ich erhielt die Antwort, dass Dr. Crofton die Tür des Totenkellers hatte vermauern lassen, seit seine Frau neben ihrer Tochter beigesetzt worden ist. Ich schied von Chaldecotte-Hall und denke erst heute wieder an die ganze Geschichte, seit ich die Akten erblickt habe.

Ich nahm die Akten mit nach meiner Expedition. In wenigen Tagen waren sie, samt der Geschichte Favells unter dem Drange der Umstände vergessen.

Etwa sechs Wochen nach meiner Unterredung mit Whittington trat eines Morgens ein Mann in's Bureau, welcher es ausdrücklich verweigert hatte, sich mit Namen anmelden zu lassen.

Ich betrachtete den Fremden ziemlich verwundert und wie ich glaube, inquisitorisch.

Dies war ein etwa fünfzigjähriger Mann mit grauem, straffem Haar — an der Stirn in die Höhe gebürstet — mit einem ausgemeißelten, aschenfarbenen Gesichte, verunziert — wo möglich — durch ein stereotype, tief ergebenstes Grinsen des ungewöhnlich großen Mundes. Ich würde mich gar nicht gewundert haben, wenn dieser, übrigens sehr sorgfältig gekleidete Mann meine Hilfe als Defensor wegen einer von ihm zu befürchtenden Anklage auf Diebstahl oder Fälschung in Anspruch genommen hätte.

— Gestatten Sie mir eine Frage, fing der Fremde an.

— Gern, Sir. Aber ich bemerke, dass ich prinzipiell keine Frage beantworte, wenn ich Ursache habe, die Berechtigung des Fragenden in Zweifel zu ziehen. Als unberechtigte Frager gelten bei mir zunächst alle anonymen Leute...

— Bitte um Verzeihung . . . Ich war nicht gesonnen, Ihnen

meinen Namen zu verschweigen . . . Crofton, Dr. Crofton, Ihr Diener.

Crofton? Wo hatte ich den Namen gehört? Richtig — das war der Mann des dünnen Artenbündels, der Nutznießer von Chaldecotte-Hall.

— Was steht zu Diensten, Sir? Fragte ich. Ich komme mich nicht entschließen, nur eine der gewöhnlichen Phrasen in Bezug auf meine »angebliche« Freude über die neue Bekanntschaft auszusprechen.

— Sie sind der *quasi* geschäftliche Erbe — ein heiseres Lachen begleitete diese augenscheinlich witzig sein sollende Bezeichnung — der Herren Whittington und Hatton, könnten mir vielleicht über teure Verwandtschaft Auskunft geben.

— Wen meinen Sie?

— Nun, von Wem anders könnte ich nach den »Akten« sprechen, als von Mr. Favell und seiner Tochter in Antigua . . . Ich hoffe bestimmt, dass sich Mr. Favell seiner alten Rechtsfreunde in London wenigstens von Zeit zu Zeit erinnert hat.

Dieser ganze, auf Schrauben gestellte hündischkatzenartige Kerl, welcher augenscheinlich auf Umwegen zu seiner Hauptsache zu gelangen suchte, brachte mich förmlich auf.

— Sprechen Sie deutlich, Doktor Crofton! Sagte ich barsch.

— Ohne Zweifel werden Sie mir mitteilen, ob ich nach dem letzten Briefe Mr. Favell an Sie oder Whittington mich über das Wohlergehen meiner Verwandten, welche meinen letzten Brief nicht beantworteten, obgleich schon die zweite Post aus Antigua in England ankam — beruhigen darf, oder ob die schlimmsten Befürchtungen vielleicht...

Der Kerl zog das Taschentuch als ob er mich glauben machen wollte, er mache Anstalt zu weinen.

— Wann haben Sie die letzte Nachricht von den Favells empfangen, Sir? fragte ich.

— Bei Gelegenheit der Übersendung von Favells Empfangsbescheinigung über meine letzte Pachtzahlung in Hinsicht auf Chaldecotte-Hall! antwortete Crofton, mir starr ins Auge blickend.

— Eine Lüge! dachte ich. Und dieser Brief war geeignet, bei

Ihnen Befürchtungen zu erwecken? fragte ich, ganz unbekümmert die Rolle eines Examinators aufnehmend.

— Das nicht; aber Favell sprach von seinem Testament . . . Er deutet darauf hin, dass ich bedingungsweise als Erbe . . . Sie wissen ja das besser, als ich...

— Wenigstens wollen Sie wissen, ob ich es besser weiß! schloss ich. Guten Morgen Sir!

— O, o! Nicht so schnell! Ich habe mir laut dieses Schreibens von Mr. Favell — wie sie sehen — schon seit einem halben Jahre den Kaufcontract von Chaldecotte-Hall auszubitten gehabt...

— Ich werde mit Mr. Favell direkt verhandeln.

— Ganz wie Sie wollen!

Und Crofton entfernte sich grinsend. Hatte einen Vorteil über mich errungen — Gott wusste aber welchen?

Am andern Tage sandten mir die Herren Henri Morton und Lewis, Rechtsanwälte, die Nachricht: dass Mr. Frederick Favell in Antigua gestorben, seine Tochter Agnes und im erbenlosen Todesfalle derselben — Herrn Doktor Thomas Crofton als einziger Erben Chaldecotte-Hall eingesetzt habe. Die Abschrift des Testaments lag bei — zugleich aber auch der von dem Kapitän des Postdampfers »Bramah« (fahrend zwischen Antigua, Madeira und Plymouth) ausgestellte Totenschein von Mrs. Agnes Favell, Tochter Frederick Favells, über Bord gefallen auf der Höhe von Cabo de la Roca an der portugiesischen Küste — 20. Mai — also etwa sechs Wochen.

Ich sprang vom Sitze auf, setzte den Hut auf und lief zu Whittington. Diese Sache war falsch, falsch, und sollten tausend Dokumente sprechen.

— Wer hat Sie bestellt Freund? fragte Whittington verwundert, als er mich sah. Ich war im Begriff, Sie aufzusuchen. Erinnern Sie über unseres Gesprächs über die Favells?

— Wie? Die Favells sinds, oder vielmehr dieser . . . schreckliche Doktor ists, was mich herführt . . . Lesen Sie, lesen Sie hier! Und dann sagen Sie, ob dies selbst ein Köhler zu glauben im Stande ist.

— O, das Testament also?

— Sie scheinen unterrichtet! wie ich merke!

— Und wie unterrichtet! Sie haben Unglaubliches, ich habe aber Wunder zu erzählen.

— Hören Sie, Whittington, rief ich fast beleidigt.

— Ruhig! Das »*famulus nunc aucupis*« gilt zwar nicht mehr für Sie, aber ein wenig können Sie mir immer noch gehorchen. Ich will Ihnen etwas von einem Meerfräulein erzählen, Freund, und zwar von einem interessanten. Ruhig! Seit mehreren Tagen ist meine Haustür von einer Bettlerin belagert gewesen, welche durchaus mich zu sprechen verlangte. Zufällig bin ich unpässlich und gehe erst heute zum ersten Male seit acht Tagen wieder aus. Ich finde das Mädchen, fast zum Tode verhungert . . . . Ach, Sie sind Mr. Whittington . . . Nun? . . . Ich bin Agnes Favell, die unglückliche >Tochter Ihres verstorbenen Freundes Frederick... Wollen Sie das Mädchen sehen, Teurer?

Whittington öffnete eine Nebenthür.

— Miß Favell wird gebeten zu kommen!

Einige Minuten später stand an der Hand der Gattin Whittingtons ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren in höchst eleganter Kleidung vor mir.

— Mis. Agnes Favell! sagte die alte Dame.

— Ich habe Ihren Totenschein gelesen; stammelte ich. Sie sind über Bord gefallen...

— Geworfen Sir; antwortete Agnes mit geheimen Schauder. Geworfen von einem Master Hatton, welcher sich für den Collegen Herrn Whittingtons ausgab und versicherte: er sei express von London gekommen, um mich von Madeira abzuholen...

— Wie sah dieser Mr. Hatten aus? fragte ich bebend vor Begierde. Straffes graues Haar, breites Maul, große Zahnlücke ewiges Grinsen? Ja? Das ist Crofton, oder ich will hängen statt seiner!

Agnes erzählte ihre Geschichte. Ihre Tante hatte in Abwesenheit ihres Gatten aus Antigua an Dr. Crofton geschrieben, dass Mr. Favell verstorben sei und Agnes als Universalerbin eingesetzt habe. Begleitet den ihrer Gouvernante sollte Agnes die Reise nach London antreten, um unter dem Beistande Whittingtons und Hattons die Angelegenheit mit

Chaldecotte-Hall in Bezug auf Dr. Crofton zu ordnen. Die Briefschreiberin war so vertrauend gewesen, Crofton den Auftrag zu geben, Whittington zu informieren und denselben zu veranlassen, seinen Kollegen Hatton nach Madeira zu senden, um dort das Schiff Agnesens zu erwarten.

Crofton selbst war als Mr. Hatton in Madeira erschienen, hatte schnell Agnesens Vertrauen gewonnen; das Kästchen mit ihren Dokumenten geschickt gestohlen und das Mädchens während eines spätabendlichen Spazierganges auf dem Deck über Bord geworfen.

Agnes aber schwamm wie eine Nereide. Sie wenigstens sollte nach ihres Vaters Willen nicht ertrinken, wie ihre Mutter. Französische Fischer zogen die kühne Schwimmerin aus dem Meere und — von einem Fischerboot an das andere abgeliefert — gelangte sie ohne Fährgeld nach London und bis vor Whittingtons Tür.

Da war also das Meerfräulein.

Ich erklärte, dass der mörderische Crofton in einem einzigen Hiebe zermalmt werden solle. Ich, Whittington, Hatton, die Gouvernante und Agnes selbst reisten von London ab, um am Tage der Übernahme der Erbschaft von Chaldecotte-Hall durch Crofton gegenwärtig zu sein. Es war dem Schurken nicht die geringste Einrede von unserer Seite gemacht worden. Wir ließen uns den Empfangsaal aufschließen, Frühstück bereiten und brachten Agnes in einen Nebensaal, während die Constables in der Küche sich installierten.

Endlich langte die Extrapost mit dem Herrn Crofton auf dem Schosshofe an. Er schien das Öffnen der großen Pforte für eine Aufmerksamkeit des Pächters zu halten und stieg, von seinem Advokaten begleitet, mit wahrer Siegermiene aus.

Als er uns frühstückend und trinkend fand, nahm sein Gesicht einen Ausdruck an, welcher wahrscheinlich eine noble Indignation bedeuten sollte.

Er verbeugte sich steif und wandte sich an seinen Advokaten.

— Ich bin eigentlich nicht gewohnt, dass Leute, deren unehrenhaftes — ich sage Mr. Lewis — unehrenhaftes Misstrauen gegen mich (er deutete mit dem Stecke nach mir) zur Explosion

kam, in meinem Eigentum sich benehmen, als wären sie hier zu Hause. Aber ich verachte es Eklat zu trachten...

— Nun, Sir, rief Lewis, mit einer Wirthshaus-Brüderlichkeit Crofton auf die Schulter schlagend, was kanns denn kosten, he? Die Herren da müssen heute Morgen einen fetten Bissen ausliefern...

— An welchen sie übrigens nie, nie ein Recht hatten! fügte Crofton heftig hinzu.

— Ein gegründetes Recht haben! entgegnete ich aufstehend. Kennen Sie mich, Thomas Crofton?

— Thomas Crofton? sagte dieser. So hat mich seit meiner Knabenzeit niemand zu nennen gewagt . . . Ich bin Doktor der Medizin...

— Der ganz eigene Mittel gebraucht, um gesunde Patienten aus der Welt zu schaffen...

— Sie wollen also ein Spectakelstück aufführen? rief Crofton seinen Stock zum Hiebe erhebend.

— Ein Spectakelstück mit einer Hinrichtung als letztem Akt; schrie ich, mit meinem Stocke auf den Tisch schlagend.

Auf dies Zeichen öffneten sich die Flügelthüren und herein trat in ihren zerfetzten Kleidern langsam und feierlich — Agnes Favell.

— Erkennt der Mörder sein Opfer? fragte das Mädchen, dicht vor Crofton sich hinstellend.

Crofton war in der Tat zerschmettert. Er schien zu glauben, die Leiche Agnesens sei gekommen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen und sank ohnmächtig zusammen.

Als er erwachte, trug er Handschellen und fuhr mit den vier Constables als Gefangener zurück nach London. Bereits aber in der ersten Nacht erhängte sich Crofton im Gefängnisse.

Die schöne Agnes heiratete Whittingtons jüngsten Sohn. Als wir die Gruft auf Chaldecotte-Hall öffnen ließen, um der Tochter die teure Hülle der Mutter zu zeigen, ward auch die Leiche der Großmutter der jungen Dame besichtigt.

Mrs; Crofton war der Hals abgeschnitten, — Grund genug für ihren Mörder, die Gruft vermauern zu lassen.

- E n d e -



# Ein Weihnachts-Abend.

Sonntag, den 22. Februar 1863.

**E**s war am 16. Dezember des kalten Jahres 1859 . . . Der Dezember hatte bis daher eine diplomatische Neutralität beobachtet und hatte nicht kalt und nicht warm, sowohl mit dem vergangenen Herbst als dem kommenden Winter zu liebäugeln gesucht, als habe er, ein ächter Diplomat, die löbliche Ansicht, es mit keiner Partei zu verderben. Es ging aber nimmer länger, denn die Natur kümmerte sich verdammt wenig um diplomatische Künste, und so mußte denn der alte Herr nolens volens den Herbst im Stiche lassen oder desavouiren wie man auf diplomatisch sich ausdrückt, und hatte sich grollend in den allerentschiedensten Winter hineingeworfen.

Am Abende dieses Tages schien der alte Brummer ganz besonders übler Laune; er hatte den Mond und alle Sterne ausgeputzt, sich in seinen finstern Nachtmantel gehüllt, seine dickste Wolkenmütze tief über die Augen herunter gezogen, und so schritt er, seine Schneelocken zornig schüttelnd und aus vollen Backen Nordsturm blasend durch das Land, daß die Wälder ächzten unter dem Hauch seines Mundes und alles Leben erstarrte unter seinem eisigen Tritte.

In dieser Wintersturmnacht draußen im Freien zu sein gehört offenbar nicht zu den angenehmsten Situationen dieses Lebens, und dieß schien auch vollkommen die Ansicht des einsamen Wanderers, der sich quer über die Felder durch den Schneesturm kämpfte, bei jedem Schritte bis über die Waden einsank, und zur Abwechslung auch bis an die Hüften in einen mit Schnee gefüllten Wässerungsgraben fiel; und bei jedem derartigen Plumpser brummte, lachte und fluchte er durcheinander, als sei er noch nicht ganz mit sich einig, ob er die Sache ernst oder spaßhaft

nehmen solle.

Eben hatte er eine Hecke, die ihm den Weg versperrte, durchschritten, hatte sich auf der andern Seite durch einen Graben hindurch gearbeitet und stand pustend und sich schüttelnd auf einer kleinen Anhöhe: »Zum Henker«, brummte er, »hätte es nicht für möglich gehalten, laufe schon 20 Jahre in dem Revier und muß gerade heute wie ein schneeblinder Esel im Felde herumtappen.« Jetzt hielt er die Hand an's Ohr und lauschte. »Da mag der Teufel etwas hören bei diesem lümmelhaften Sturme; ich muß weiter und müßte ich die ganze Nacht auf den Beinen sein. Das wäre ein Fressen für die Herren Holzdiebe, wenn sie morgen früh den Waldhüter Felix auf dem Schneefelde fänden, steif wie ein Eiszapfen: ich glaube, sie liefen alle mit meiner Leiche, die Halunken.« »Ho, ho«, lachte er, »so weit sind wir noch nicht, der alte Felix ist noch da und sitzt Euch morgen wieder auf dem Nacken, nehmt Euch vor dem Felix in Acht.« »Wo nur der Faßan bleibt?« unterbrach jetzt der Waldhüter sein Selbstgespräch und spähetete in die greifbare Finsterniß hinaus, »pah! so finster wie in einer Kuh. Die Bestie wird irgendwo im Schnee stecken;« der Alte steckte zwei Finger zwischen die Zähne und that drei gellende Pfiffe: »Faßan! Hierein! hier—r—r—rein!« Doch der Pfiff und Ruf verhallten machtlos im Sturme. »Der Bursche wird gescheiter gewesen sein, als sein Esel von Herr und schon daheim hinter dem warmen Ofen sitzen«, murrte er und wandte sich mißmuthig, um seinen mühevollen Marsch im Schnee fortzusetzen. Da leuchtete plötzlich ein Etwas wie ein Meteor durch die Nacht, eine grelle, blendende Helle, die nach fünf Sekunden wieder plötzlich in der tiefsten Finsterniß unterging. »Was zum Henker ist denn das? rief der Alte erstaunt und starrte wie geblendet in die finstere Nacht hinaus. Jetzt wieder diese strahlende und plötzlich verschwindende Helle, dann ein eigenthümlich brummendes, grollendes Geräusch, zwei riesige rothglühende Augen leuchteten durch die Nacht und ein schwarzes Ungeheuer kämpfte sich schnaubend und keuchend durch den Sturm, von einer dichten Schneewolke umsprüht, einen ganzen Schneewall vor sich herschiebend und die Schneemassen zu beiden Seiten um sich herschleudernd, gerade gegen die Stelle heran, wo der Waldhüter seinen Monolog

gehalten hatte. »Jesus, die Eisenbahn schrie er und wollte eiligst Fersengeld geben, aber schon hatte ihn eine Schneewolke gefaßt, um und umgedreht, und ehe sein Angstruf noch recht aus der Kehle war, hatte der arme Waldhüter einen unfreiwilligen Purzelbaum gemacht, und lag bewußtlos und fußhoch mit Schnee bedeckt im Graben. Rasch wie sie gekommen, verschwand die unheimliche Erscheinung, einen Sprühregen von Schnee hinter sich drein wirbelnd, ihr keuchender, schnaubender Athem verlor sich in der Entfernung im Toben des Sturmes, und dieser hatte im Nu die verhängnißvolle Stelle wieder so eben und glatt gefegt, als ob da nicht ein Menschenherz unter dem Schnee schlüge; und wahrlich, die Schläge dieses Herzens schienen gezählt und wenn nicht schleunig Hilfe kam, so konnte das Gleichniß des Waldhüters vom Eiszapfen und dem Leichenbegängnisse leicht zur Wahrheit werden.

Jetzt glänzte wieder ein Licht durch die Nacht, aber es war nicht ein unheimlich leuchtender, greller Lichtblitz wie er so eben dem alten Felix die Augen geblendet, sondern es entströmte mild leuchtend einem Fenster, das kaum zwanzig Schritte weit von der Stelle, wo der Waldhüter sein Turnerstückchen ausgeführt hatte, in dem Augenblicke geöffnet worden war, als das Ungethüm mit den rothen Augen vorüberbrauste. Unter der hellen Fensteröffnung erschien, scharf abgegrenzt gegen den lichten Hintergrund, die Gestalt eines Mannes, der spähend in den Sturm hinaus horchte. »Es ist nichts«, sagte der Mann und drehte den Kopf halb nach der Stube zurück, »es ist nichts, der Schneepflug ist so eben vorüber gefahren und der wird's gewesen sein.« Ueber der Schulter des Mannes zeigte sich jetzt ein weiblicher Kopf; »nein, nein«, sagte das Weib, »ich sage dir, Martin, ich habe es deutlich gehört, es war ein gellender Pfiff ganz anders als die Lokomotive pfeift, und der Ruf einer menschlichen Stimme, wie ein Angstruf. »Pah«, erwiderte der Mann, »der Sturm heult und pfeift durch den Kamin, als wenn hundert Teufel darin johlten, da hast du freilich pfeifen hören. Prrr, eine abscheuliche Nacht; wenn die Schneewehe nicht nachläßt, kommt der Zug nicht durch, trotz der Schneepflüge«, und eben wollte er das Fenster wieder schließen, da hielt ihm das Weib den Arm fest, »stille«, sagte sie, »hörst du Nichts? »Hörst du Etwas? fragte der Mann und bog sich

lauschend aus dem Fenster hinaus. Es war ein eigenthümlicher Kontrast; vor dem Häuschen sah man in der dichten Finsterniß, Nichts als das helle Fenster, als wäre dieses in der Luft aufgehangen worden; durch dieses, über den Kopf des Mannes hinweg, blickte man in eine erleuchtete, behaglich erwärmte Stube, gerade auf eine Schwarzwälder-Uhr, die an der gegenüber liegenden Wand hing und so lustig drauf los pickte, als spotte sie des lärmenden Gesellen da draußen, und eben warnte sie auf neun Uhr.

Draußen aber die undurchdringliche Finsterniß, die eisige Kälte und der heulende Sturm, und auf der endlosen Schneefläche ein einziger heller Fleck, wo das Fenster sein Licht hinwarf, und den Schatten des Mannes unter dein Fenster scharf auf den leuchtenden Schnee abzeichnete. Nun aber schlug außer dem Heulen des Sturmes und dem Piken der Warnduhr noch ein dritter Ton an die Ohren des lauschenden Ehepaares; er klang wie aus der Ferne, ein langgezogener Weheruf. Nein, es war keine Täuschung, jetzt erscholl er wieder und näher und näher, jetzt konnte man es deutlich unterscheiden, ein markerschütterndes Geheul und dann ein kurzes Bellen. »Es ist ein Hund, der seinen Herrn verloren hat und im Schnee herumirrt«, sagte der Mann. Jetzt klang das Bellen ganz nahe, es huschte durch die Hecke, und ein großer schwarzer Hund, bis an den Bauch im Schnee wattend, erschien im Bereiche des Lichtes, das dem Fenster entströmte. Die Nase hoch im Winde blieb der Hund stehen, als habe er die Fährte verloren und sei im Zweifel, wohin er sich wenden solle; wieder ließ er sein Klaggeheul erschallen, dann aber senkte er den Kopf, fuhr mit der Nase rasch wie der Blitz und im Zickzack auf der leuchtenden Schneefläche hin und her; auf einmal stieß er ein kurzes Bellen aus und wie rasend stürzte er sich auf den glänzenden Fleck, warf den Schnee mit der Schnauze auseinander und scharrte mit den Pfoten, von Zeit zu Zeit den Kopf bebend und ein kurzes Freudengeheul ausstoßend. »Da ist Etwas nicht richtig.« sagte der Mann der dem sonderbaren Manöver des Hundes aufmerksam zugehört hatte, »und ich meinte als, den Hund sollte ich kennen; Marianne, wir müssen hinaus um zu sehen was es gibt«, und rasch schloß er das Fenster. Zwei Minuten darauf trat der Mann aus dem Hause,

gefolgt von seiner Frau, die eine brennende Laterne trug. »Faßan, bist du es?« rief er den Hund an, »potz Schienenkloben und Schwellenholz, was treibst du da?« Der Hund ohne sich umzusehen antwortete nur durch ein ungeduldiges Knarren und wühlte weiter in den Schneehaufen, in welchen er schon ein ansehnliches Loch gescharrt hatte. »Nun da bin ich denn doch begierig, was das geben soll, ich glaube die Bestie ist toll.« In dem leuchtendem Schnee zeigte sich jetzt ein dunkler Fleck, der Fleck wurde größer und größer, und der Aermel eines Tuchrockes und eine menschliche Hand kamen zum Vorschein. Bellend, heulend und winselnd warf sich der Hund auf diese Hand und leckte sie mit seiner warmen Zunge. »Weib, da ist ein Unglück«, rief der Mann erschrecken, »da gilt's, geschwinde, helfe mir den Schnee hinwegräumen!« In weniger als einer Minute war der Körper des armen Waldhüters vom Schnee befreit und sein bleicher Kopf lag in dem Schooße des jammernden Weibes. »Der alte Felix!« rief der Mann und leuchtete dem Verunglückten mit der Laterne ins Gesicht, »der Schneeflug hat ihn überfahren! Himmel, welch ein Unglück!« schrie das Weib und schlug die Hände zusammen, »Gott erbarme sich seiner Frau und seiner Kinder!« — »Halt's Maul, jetzt ist es nicht Zeit zum Jammern, ich sehe kein Blut und sein Herz schlägt noch, er ist nur betäubt, reibe ihn mit Schnee, ich hole einen Schluck Branntwein. Dank den Bemühungen des wackeren Ehepaares, das ihm Stirne, Schläfe und Brust eifrig mit Schnee rieb und ihm einige Tropfen Branntwein einflößte, und des treuen Hundes, der wie toll um die Gruppe herumsprang, heulte und bellte und dann auf seinen Herrn losstürzte und ihm Gesicht und Hände leckte, schlug dieser nach wenigen Minuten die Augen auf. Er reckte und streckte sich, schaute etwas verwirrt und erstaunt um sich, griff dann instinktmäßig nach dem Glase Branntwein, das ihm der Mann unter die Nase hielt, und leerte es mit einem Zuge. »Prrrh! Was zum Henker ist denn das? wo bin ich und was treibt ihr mit mir?« Ho, ho!« lachte der Mann, »er trinkt und flucht wieder, da ist's nicht so gefährlich.« Gott Lob und Dank.« rief die Frau und faltete die Hände; »ich hätte nie geglaubt, daß mich der alte Felix mit seinem Fluchen noch so erfreuen könnte!« — »So, Ihr seid's?« sagte der Waldhüter und suchte sich auf die Beine

emporzuarbeiten, »und jetzt besinne ich mich, ich glaube der verteufelte Schneepflug hat mich da in den Schnee hineingelegt.«

In dem warmen Stübchen des Bahnwärters Martin hatte sich der alte Waldhüter bald wieder von seiner Betäubung und seinem Schrecken erholt, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß er ganz unverletzt geblieben, und nachdem er Arme und Beine ausgereckt und gesagt hatte, »Gottlob es ist noch Alles im Scharnier«, und nachdem er endlich und schließlich noch ein Glas Branntwein, seine Universal-Medizin für alle Schäden, getrunken und seine Pfeife gestopft hatte, streckte er sich behaglich in den Großvaterstuhl hinter den Ofen und meinte lachend: »so, jetzt noch ein Stündchen Ruhe, bis mir die Steifheit aus den Knochen ist, und bis der lärmende Lümmel da draußen sein ungewaschenes Maul hält, dann marschiere ich wieder wie ein Junger und meine Margareth daheim soll mir nichts anmerken; für dießmal ist's noch gut genug ausgefallen.« »Ja, ja, für dießmal«, erwiderte der Bahnwärter, »aber es hätte können schlimmer werden, es hat noch selten Einer so nahe Bekanntschaft mit dem Schneepfluge gemacht, ohne daß er ein paar Rippen oder den Hals gebrochen hätte, Ihr könnt von Glück sagen, Felix. — »Nun ja«, entgegnete dieser, und streichelte liebkosend seinen Hund, der seinen Kopf auf seines Herrn Knie gelegt hatte und ihn aus seinen treuen Augen unbeweglich anschaute, »nun ja, er hat mich noch ziemlich sanft behandelt: aber ohne Euch und meinem Faßan hier, hätte ich am Ende doch zu Grunde gehen müssen. Hol' mich der Teufel, ich werd's Euch nie vergessen, Euch und dem Faßan.« — »Pfui, Felix«, rief die Frau vorwurfsvoll, wie mögt ihr nur so gräulich fluchen und seid erst einer Todesgefahr entronnen, Ihr solltet Gott danken für Eure Rettung und Euch das abscheuliche Fluchen abgewöhnen.«

»Marianne«, sagte der Alte mit bewegter Stimme und faßte die Hand der Frau, »Ihr thut mir Unrecht, wenn ihr meint, ich sei ein so undankbarer Schuft; mein Herz ist von Dank erfüllt gegen unsern Herr Gott dort droben, für Alles, was er mir in dieser Stunde gethan, und mein Weib und meine Kinder sollen ihm heute Nacht noch auf den Knien danken für seine Gnade, aber das Fluchen, — nun, das bischen Fluchen muß er mir schon nachsehen, denn wißt Ihr, ich kann nicht anders und wenn einem

Etwas auf dem Herzen liegt, so bringt man's am besten herunter mit so einem Kraftworte; ist's nicht so, Martin?« — »Nun ja, Etwas ist daran«, lachte der Bahnwärter, »und ich habe früher auch gemeint, es müßte so sein, aber meine Alte da hat mir's abgewöhnt und wenn mir jetzt ein Kreuz-Donnerwetter auf der Zunge liegt, so verwandle ich's in ein Potz Schienenkloben und Schwellenholz, und es thut's auch, ich kann's Euch versichern. — »Nun, nun«, sagte der Waldhüter, Euch zu Liebe wollte ich's schon probieren, und wenn's ein Potz Tannenzapfen und Forstinspektor eben so gut thät, wie ein Kreuz-Donner-Sapperment, mir sollt's schon recht sein, nicht wahr, Faßan? uns kann's schon recht sein.« — »Doch was habt Ihr vor«, setzte er hinzu, als er sah, daß der Bahnwärter seinen Mantel anzog, eine Mütze aufsetzte und die brennende Laterne in die Hand nahm, »ich glaube gar, Ihr wollt hinaus?«

»Ja, meine Bahn begehen.«

»Ihr werdet doch kein Narr sein?«

»Doch, doch, ich muß die Bahn nachsehen, in einer halben Stunde kommt der Zug.«

»Zum Henker . . . zum Tannenzapfen wollt ich sagen! was wollt Ihr denn da draußen machen im Sturm und Schnee?«

»Ich thue meine Pflicht, antwortete ernst der Bahnwärter.«

»Pflicht?« lachte der Waldhüter und zuckte die Achseln, »glaubt Ihr ein einziger Bahnwärter auf der ganzen Linie ist ein solcher Esel und stolperte heute Nacht im Sturm und Schnee auf der Bahn herum? und Ihr wollt ein solcher Esel sein und wollt es thun, während der Bahninspektor und der Bahnmeister daheim in ihren warmen Nestern liegen? »Ha, ha, ich denke sie kontrollieren Euch nicht in dieser Nacht.«

»Mag sein, aber geht mich nichts an«, entgegnete der Bahnwärter und griff nach der Thürfalle, »ich bin ein alter Soldat und weiß was ich zu thun habe auch ohne Kontrolle und damit Gott befohlen.«

»Martin«, sagte jetzt das Weib und sah ihren Mann sorgenvoll in's Gesicht, »es ist eine gar so abscheuliche Nacht, der Felix hat Recht, bleibe nur dießmal da, thue mir's zu Liebe, es wird nicht gerade heute Nacht Etwas passieren.«

»Potz Schienenkloben und Schwellenholz«, rief der Bahnwärter ungeduldig und machte sich fast unsanft von der Hand seiner Frau los, »mische dich nicht in meinen Dienst ich leide es nicht? es wird Nichts passieren heute Nachts woher weißt du denn das so sicher? Und wenn auch, nur um so besser; und jetzt hört mich, ich will Euch zum Abschiede noch zwei Worte sagen. Man hat mir den Posten anvertraut und man bezahlt mich dafür, und ich will als alter braver Soldat meine Pflicht thun und in Ehren und bis an's Ende; und ich meine so in meinen Gedanken, dieser Posten sei der wichtigste auf der ganzen Bahn, wichtiger selbst als den Direktor und den Inspektor seiner, so ist meine Ansicht, und wenn ich auf diesem Posten meine Pflicht nicht thue, und ein gewissenloser fauler Hund bin, so muß Alles zu Grunde gehen, so stelle ich mir vor, und wenn Alle so dächten und Jeder sich für den Wichtigsten hielte, in meinem Sinne, so wäre Alles wohlbestellt im Staate, so denke ich, und nun noch einmal Gott befohlen, und höret Ihr, Ihr alter Sünder von einem Waldhüter«, setzte er hinzu und drohte halb lachend mit dem Finger«, wenn Ihr mir noch einmal so überzwerch in meine Sach hineinredet, so soll mir's fast leid thun, daß ich Euch in Eurem Schneeloch da draußen nicht habe steif werden lassen«, und damit verließ der Bahnwärter rasch die Stube.

»So geht denn in's drein . . . Forstinspektors Namen, Ihr alter Brummbär«, rief ihm der Waldhüter nach, »ich will mich einstweilen für Euch wärmen.«

Der Alte hatte seine Pfeife an der Oellampe angezündet und sich wieder behaglich unter den Ofen gesetzt; die Frau hatte ihr Spinnrad zur Hand genommen und sich neben dem Tisch niedergelassen. Im Zimmer herrschte tiefe Stille, nur unterbrochen von dem Picken der Wanduhr, dem Schnurren des Rädchens und dem Geräusche mit welchem der alte Waldhüter die Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife stieß. Draußen aber tobte der Sturm mit erneuter Wuth, daß das leichtgebaute Häuschen zitterte und die Fenster klirrten.

»Marianne«, sagte jetzt der Alte nach einer Pause, »Eure Martin ist ein braver Mann, und ich schäme mich ordentlich, daß ich vorhin so dummes Zeug geschwätzt habe.«

»Das weiß Gott, erwiderte das Weib, und netzte den Faden,



»er ist ein braver Mann, vergelt's ihm der Himmel, was er an mir thut und an den Kindern.«

»Aber ein harter Dienst ist's doch«, fuhr der Waldhüter fort, »und gar im Winter ist's ein schlechter Spaß.«

»Ja, wenn's nur das wäre«, sagte das «Weib und seufzte tief, aber so...«

Wieder nach einer Pause sagte der Alte, »höret Marianne, Euch drückt Etwas, ich sehe es wohl, und Ihr netzt Euren Faden nicht nur mit Wasser, es sind auch Thränen darunter. Habt Ihr kein Zutrauen zu mir?«

»Doch, Felix«, erwiderte das Weib, »ich weiß, Ihr meint's gut mit uns und Ihr sollt Alles wissen, helfen aber, das könnt Ihr nicht; da leset«, und damit griff sie in die Schurztaschel holte ein gefaltetes Papier heraus und reichte es dem Waldhüter über den Tisch, dann aber ließ sie den Kopf in die Brust sinken und weinte stille vor sich hin.

Der Alte hatte sich eine große Messingbrille auf die Nase gesetzt und war an die Lampe getreten, um zu lesen.

»Was Donnerwetter«, fluchte er, — verzeiht Marianne, aber da reichen der Forstinspektor mit samt den Tannenzapfen nicht mehr aus, — ein Zahlungsbefehl! — und auspfänden will Euch der reiche Schuft? Ich bringe ihn um, so wahr ich Felix heiße.«

»Ja«, schluchzte das Weib, »auspfänden; auf Weihnachten wird uns unsere einzige Kuh weggenommen und wir müssen zu Grunde gehen den harten Winter hindurch.«

»Was schrie der Waldhüter, »der reiche Melker? der ärgste Frömmler in der Stadt? ein Kerl, der in einer Million herumschwimmt, und dem die Bibelverse so geläufig sind, als meinem Faßan das Bellen? der den Armen, die vor seiner Thüre betteln, statt einem Stückchen Brod ein Traktätchen schenkt und seinen Segen, und von dem alle Finger lang milde Stiftungen in der Zeitung stehen? und doch nicht weiß was eigentlich fromm sein heißt? der will Euch auspfänden wegen lumpiger hundert Gulden? »Denn soll ja . . . « und der Waldhüter schrie sich in eine solche Aufregung hinein, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug und die Lampe einen Hopser machen ließ, »das nimmt mir auf einmal alle Steifheit aus den Knochen; das darf nicht sein, —

der Martin, so ein braver Mann, da muß geholfen werden.«

»Ich habe immer gehofft, von Tag zu Tag«, klagte die Frau unter strömenden Thränen, »ich habe aus Gott vertraut, daß er meinem braven Manne beistehe, denn Ihr wißt, wir sind ohne unser Verschulden in's Unglück gekommen; die unglückliche Bürgschaft, — die mein Mann geleistet, und dann meine lange Krankheit. Wir konnten uns nimmer helfen; da haben wir das Geld aufgenommen. Jetzt aber habe ich die Hoffnung aufgegeben; wer sollte und auch beistehen? Ihr habt mehr den guten Willen, Felix, aber Ihr seid ja selber arm und müßt Euch kümmerlich durchschlagen; wir sind von Gott und von der Welt verlassen«, und die arme Frau schlug die Hände vor's Gesicht und schluchzte daß es ihr förmlich Herzstöße gab.

»Nun, nun, beruhigt Euch«, tröstete der Waldhüter und zog dem Weibe sanft die Hände vom Gesichte; unser Herr Gott läßt einen nicht so bald im Stiche, schaut, ich bin schon ärger in der Patsche gewesen und bin immer wieder auf die Beine gekommen; nun, nun, so heult nur nicht, Ihr macht Eurem braven Manne nur das Herz noch schwerer. Ich bin nur ein armer Kerl, und Alles rings um und ist arm zum bluten, aber wir Arme, wir wollen zusammenstehen von den Reichen dürft Ihr nichts hoffen, wißt Ihr die kennen's nicht, wie's Unseren thut; wir aber kennen es, daß Gott erbarm, und darum helfen wir einander. Morgen laufe ich von Haus zu Haus und ich werde auch noch ein paar Gulden finden irgendwo in einem alten Strumpf, ja, ja, ich glaube, meine Alte hat so einen unheimlichen Schatz in ihrem Strohsacke; und so denke ich wird's am Ende noch gehen, ja, ja, es wird schon«, und dabei faßte er die Frau unter das Kinn und hob ihr den Kopf in die Höhe und sie schaute ihn durch Thränen an und lächelte wieder, »so ist's recht. Ihr seid eine wackere Frau nur Muth; und jetzt will ich gehen, es leidet mich nimmer länger hier, der reiche Augenverdreher hat mir die Knochen wieder ganz gelenkig gemacht, und nun Gott befohlen.«

Die Frau war aufgestanden, hatte die raue Hand des Waldhüters gefaßt und schaute ihm mit dankerfüllten Augen in's Angesicht. »Felix«, sagte sie, »Ihr habt jetzt gesprochen wie ein Engel vom Himmel, und wenn ihr nicht so gräßlich fluchen thätet, so würde ich sagen, Ihr seid einer, aber meinem armen Herzen

habt Ihr Trost gegeben; o es thut Einem so wohl, wenn man im Unglücke Theilnahme findet, und ich danke Euch von Herzen Felix, auch wenn ihr uns nicht helfen könnt.«

»Noch Eines«, sagte der Felix, »war Euer Mann, der Martin, schon bei dem reichen Filze und hat in um Nachricht und Aufschub gebeten?«

»Ja wohl, Felix, er war dort, er hat den sauern Gang gemacht, er hat aber keinen Trost mit nach Hause gebracht. Der Herr Meirer war wohl recht freundlich mit meinem Mann und mein Mann hat sich setzen müssen und ein Bedienter mit goldenen Borden am Rocke bat ihm ein Glas Wein gebracht, und der Martin war schon voll freudiger Hoffnung. Als er aber sein Anliegen vorbrachte und als der Herr Meirer hörte, daß wir nicht bezahlen können, da wurde der Herr zwar nicht böse und ist ganz sanft geblieben und freundlich, aber er hat viel geschwätzt von seinen Pflichten, und von seinen Grundsätzen in der Art Geldsachen und wie es ihm leid sei, nichts thun zu können, ja recht leid, aber er habe die 100 fl. für einen frommen Zweck bestimmt, und da werde mein Mann wohl einsehen, daß es nicht gehe, und überhaupt, er habe die Sache gar nicht mehr in Händen, er habe sie seinem Advokaten übergeben und könne Nichts mehr machen. Mein Martin solle es als eine Schickung Gottes ansehen und sich in Demuth beugen, denn wen der Herr liebe, den züchtige er. Und so riß er meinem armen Manne eine Hoffnung um die andere aus dem Herzen, und als der Herr seinem Bedienten rief und sagte: lieber Johann, mache dem guten Martin die Thüre auf, da taumelte der Martin zur Thüre hinaus und die Treppe hinunter, er wußte selbst nicht wie, und als er auf der Straße stand und an des reichen Mannes glänzende Fenster hinauf schaute, da war sein Herz voll bitterer Verzweiflung.«

»Nun«, grollte der alte Felix, und biß grimmig die Zähne zusammen, unser Herr Gott wird ihn auch noch einmal lieb haben und züchtigen, den fetten Sünder, ich will's noch erleben. Aber man muß die Hoffnung nicht aufgeben, ich kann nicht glauben, daß er gar so schlecht ist, ich will selber zu ihm gehen, nächsten Sonntag, will ich's thun, wenn er gerade aus der Kirche kommt, vielleicht ist sein Herz dann mitleidiger gestimmt, und ich will mich zusammen nehmen und ganz demüthig und einfältig vor ihn

hintreten und will zu ihm sagen: Lieber Herr, will ich sagen, habet doch ein Einsehen von wegen dem Martin, Ihr seid ein so guter und frommer Herr, will ich sagen, — ja, das thue ich und müßte ich daran ersticken — und der Martin ist auch so braver Mann, und wenn Ihr den wollt zu Grunde richten so soll Euch ein . . . «

Mitten in seinen frommen Vorsätzen aber wurde der gute Waldhüter auf eine sehr überraschende Weise unterbrochen. Der Sturm draußen hatte einen Augenblick geschwiegen, als wolle er Athem schöpfen zu einem neuen Anrenn; jetzt aber fiel er mit einer solchen Wuth über das arme Häuschen her, daß es in allen Fugen ächzte und krachte, das eine schlechgeschlossene Fenster fuhr auf, daß die Scheiben klirrend in die Scheiben klirrend in die Stube flogen, von draußen her hörte man durch den Sturm einen dumpfen, donnernden Fall, und auf dem Dache des Häuschens, polterte und prasselte es, als wolle das Dach herabstürzen. »Jesus was ist das?« schrie die Frau und hielt die Hände vor die Augen. »Das Kamin ist eingestürzt und hat das Dach durchgeschlagen, rief der Waldhüter, wo sind Eure Kinder?«

»Gott meine Kinder«, kreischte das Weib und stürzte nach der Thüre, die nach der Speichertreppe führte, »sie schlafen unter dem Dach.« Da aber pollterte es die Treppe herunter, die Thüre ward aufgerissen und ein derber Junge von 16 Jahren in tiefsten Negligè, auf dem einen Arme einen Haufen Kleider, auf dem andern einen kleinen Burschen von 4 Jahren tragend und gefolgt von zwei andern Blondköpfen, die auch nicht gerade ballmäßig angekleidet waren, stürmten lärmend und erschrocken in die Stube. »Mutter das Dach ist eingestürzt, gerade neben unserer Kammer, wie sind wir erschrocken, wir haben gemeint, das Haus woee zusammenfallen.« rief der älteste Bube setzte seinen kleinen Buben auf den Tisch, dieser aber strampelte mit den Beinen und klatschte in die Hände und schrie aus vollem Halse: »Pelznickel ist kommen, Pelznickel ist kommen, jetzt kommt auch bald das Christkindle, juche!« Die Mutter hatte ihren kleinen Liebling auf den Arm genommen und mit Küssen bedeckt, »ja das liebe Christkindle hat Euch behütet, ihm sei Preis und Dank« »Was ist aber der Martin für ein Fürchtebutz«, schrie der achtjährige Heiner und schwang triumphirend einen alten Besenstiel, der ist gleich davon gelaufen und mir nicht einmal

helfen wollen den Pelznickel durchzuprügeln, o der Martin, lacht ihn aus!«

»Ja ja, du bist ein tapferer Bursche«, lobte der Waldhüter und streichelte dem Heiner den blonden Lockenkopf, »aber jetzt, ihr Hemdjunker, « setzte er hinzu und patschte in die Hände, marsch mit Euch hinter den Ofen und die Kleider angezogen, denn heute Nacht ist nichts mehr mit schlafen!«

Der alte Felix hatte das zerbrochene Fenster geschlossen und seinen Mantel davor gehängt, denn der Laden allein war nicht im Stande den Sturm abzuhalten, der das Licht der Lampe auszulöschen drohte, und die Mutter war gerade beschäftigt, die Kinder anzukleiden, da hörte man draußen ein Stampfen und Trappen die Stubenthür wurde hastig aufgestoßen und der Bahnwärter stürzte Martin, bleich und athemlos in das Zimmer.

»Frau«, keuchte er, »rasch die Pechpfanne, die Pechkränze«, — »Um Gotteswillen, was gibt es?« schrie diese. — »Rasch, rasch, oder es gibt ein gräßliches Unglück.«

Mit diesen Rufe stürmte er in die Kammer neben an, und kehrte im Momente zurück, beladen mit zwei Pechpfannen und mehreren Pechkränzen. Während er hastig die eine Pfanne mit Pechkränzen füllte und dieselbe an der Lampe in Brand steckte daß ein schwarzer Qualm die Stube verfinsterte, stieß er in raschen, abgebrochenen Sätzen hervor: »Marianne, Felix, helfet, sonst ist Alles verloren; nehmt Schaufel, Pickel, Axt und Säge und folget mir so rasch ihr könnt«, und zu seinen zwei ältesten Söhnen gewendet rief er diesen zu: »Martin und Frieder, jeder von Euch nimmt ein Beil und begleitet die Mutter, aber rasch! Rasch!« und er stürmte mit der brennenden Pechpfanne wieder zur Thüre hinaus.

»Jesus Welch eine Nacht«, seufzte die Frau« dann aber wurde in der Stube kein weiteres Wort mehr gesprochen; in einer halben Minute waren der Felix, des Bahnwärters Frau und die beiden ältesten Söhne mit Werkzeugen aller Art beladen, und eilten ebenfalls ins Freie hinaus. In der Stube war es stille geworden. Der Faßan hatte sich bei dem Lärm von seinem Lager hinter dem Ofen gähnend erhoben, sich aber bald wieder, die Schnauze zwischen den Vorderpfoten, mit dem festen Vorsatze zur Ruhe gelegt, sich heute Nacht durch Nichts mehr stören zu lassen, es

müßte denn sein, daß sein Herr ihn als Belohnung für seine Heldenthaten mit einem Kalbsbraten regaliren weide, welchen Fall sich jedoch besagter Faßan, als kaum wahrscheinlich, aus dem Kopfe zu schlagen suchte. Der kleinste Bube hatte sich hinter den Ofen verkrochen und weinte »wo ist die Mutter hin? Pilznickel wird wieder kommen«, — »Sei stille«, tröstete der achtjährige Heiner und erhob drohend den Besenstiel, »Pelznickel soll nur kommen, ich will ihm...« Dann nahm er sein Brüderlein auf den Schooß und schaute nachdenklich vor sich hin. Nach einer kleinen Weile stand er auf, als sei er mit sich in's Reine gekommen, was da zu thun sei.

»Hans«, sagte er, wir müssen auch helfen, der Vater und der Felix werden ohne uns nicht fertig, ich weiß schon, und damit schleppte er aus der Nebenkammer eine große Zimmermannssäge und eine Schaufel herbei, »Da, Hans«, sagte er, »nimm die Schaufel und komm«, und eilte die Zimmermannssäge hinter sich drein schleppend, der Thüre zu. Der kleine Hans nahm den Schaufelstiel zwischen seine kleinen Beine, wie ein Steckenpferd. »Hü, Roß!« rief er und folgte seinen Bruder in die kalte Nacht. — Der Faßan, da er sich im alleinigen Besitze der Stube sah, knurrte behaglich vor sich hin und verfiel in ein träumerisches Sinnen über die Frage, ob er einen Nierenbraten oder einem Bruststücke mit Knorripeln den Vorzug geben solle.

Der Sturm, als hätte er in seinem letzten Angriffe seine ganze Wuth und mit ihr seine Kraft erschöpft, hatte sich gelegt und einer vollkommenen Windstille Platz gemacht; mit dem Sturme hatte sich auch die eisige Kälte gebrochen, und die Schneeflocken fielen langsam und schwer von Himmel nieder, aber noch war es finster, daß man die Hand vor den Augen nicht sehen konnte. Der Schneepflug hatte tüchtig vorgearbeitet und die Eisenbahn ziemlich von der Schneelast befreit, so daß die Schienen nur wenig bedeckt waren. Auf derer Bahndamme nun wanderten eiligen Schrittes der alte Felix, die Frau und die beiden Söhne dem Glanze der Pechpfanne nach, die in einiger Entfernung vor ihnen her durch die finstere Nacht leuchtete. Gesprochen wurde nicht viel, Eines trabte schweigend hinter dem Andern drein, und nur der Waldhüter, der an der Spitze marschirte, gab hie und da einen aufmuntern Zuspruchs zum Besten: »Ho, ho, Bursche,

wacker zugeschritten, denn es gilt, hat der Vater gesagt. So Marianne, stützet Euch auf mich, nur herzhafte, ich kann's ertragen. Martin, nimm deiner Mutter das schwere Hebeisen ab, es liegt leichter auf deinen jungen Schultern.«

Jetzt sah man auf einmal statt des einen Fackellichtes zwei vor sich hin, das eine wanderte weiter und das andere schien stehen zu bleiben. Nun war man dem stehenden Lichte nahe gekommen; es war eine brennende Pechpfanne, die seitwärts in einem Schneehaufen stack, und mit ihrer flackernden und in dem fallenden Schnee sprühenden Flamme einen Gegenstand beleuchtete, der schwarz und riesig die Bahn zu sperren schien. »Was ist das?« rief der alte Felix und schritt mit verdoppelter Eile vorwärts; noch zwanzig Schritte und die erstaunte Gesellschaft stand vor einer mächtigen Pappel, die quer über den Schienen lag, auf der einen Seite die gebrochenen Wurzeln gegen den Himmel streckte und auf der andern Seite mit ihrem Gipfel weit in das Schneefeld hinausreichte.

»Potz Forstinspector und Tannenzapfen«, rief der Waldhüter und kletterte auf den Stamm hinauf, der ihm fast bis an die Brust reichte, »das ist eine saubere Geschichte. Das war derselbe Windstoß, der uns das Kamin auf die Köpfe geworfen. Der, Zug kann jeden Augenblick kommen, und wenn der auf den verhenkerten Klotz stößt, da gibt's ein furchtbares Unglück. Hollah, Bursche«, rief er jetzt, sprang von dem Baume herunter und schwang seine Art, »hollah, Junges, Axt und Beil zur Hand und tüchtig drauf los, haut die Aeste und Zweige weg, drauf daß die Funken davon fliegen«, und von drei paar kräftigen Armen geschwungen klangen Axt und Beil, und Aeste, Zweige und Holzspitter flogen umher. Die Bahnwartsfrau stand starr vor Schrecken und schaute wie gedankenlos in das tolle Treiben; sie hatte die Hände gefaltet und bewegte leise die Lippen wie im Gebet. »He da, Frau Marianne«, rief der Alte und schüttelte die Frau sanft am Arme, »jetzt ist es nicht Zeit zum Beten, das könnt Ihr später besorgen, schaffet jetzt die Aeste aus dem Wege, aber gebt Acht, daß Ihr nicht getroffen werdet; so, so, ist es geht, nur zu, Ihr Bursche, lustig eingehauen; wir thun, was wir können und unser Heer Gott wird ein Einsehen haben.« In diesem Augenblicke nahte der Bahnwart Martin eilenden Laufes und von

Schweiß triefend von der anderen Seite. »Bravo!« rief er, schon von weitem, »bravo Felix, das ist wacker von Euch. Haltet nur einen Augenblick und horchet auf, was ich sage«, und der Mann lehnte sich an den Stamm einer Pappel und wischte sich die glühende Stirne. »Der Zug sollte schon da sein«, stieß er, nach Athem ringend hervor, — »der Schnee hat ihn aufgehalten, — muß aber gleich kommen; — habe tausend Fuß von da meine Pechpfanne als Signal aufgestellt, Ihr könnt sie von da brennen sehen, — ich laufe gleich wieder zurück, denn dort ist mein Posten. Wenn der Lokomotivführer seine Pflicht thut und aufpaßt, so kann Alles gut werden, wenn er aber hinter seinem Schutzbrette steht und — sich die Kapuze über die Augen gezogen hat, wegen dem Schnee, dann möge Gott dem Zuge gnädig sein. Ihr aber huet Aeste und Zweige los und säget den Gipfel der verdammten Pappel ab, daß wir sie leichter mit der Lokomotive auf die Seite schleppen können, denn anders geht es doch nicht. Das ist's was Ihr zu thun habt, Gott aber muß das Uebrige thun.«

»Recht, recht«, erwiderte Felix und griff wieder zu der Axt, »machtet nur, daß Ihr fortkommt. Ihr habt doch eine Trummsäge?«

»Ich habe sie nicht«, rief der älteste Sohn, der Frieder muß sie haben;« »ich habe sie auch nicht«, antwortete dieser, »ich habe geglaubt der Felix hätte sie.«

»Da schlag der Donner dreien«, fluchte der Waldhüter, »vergessen; Marianne, laufet, was Ihr könnet und holet die Trummsäge.« — »Da habt Ihr eine Trammsäge, « schrie der kleine Heiner, und kam daher gekeucht, eine-schwere Zimmermannssäge im Schnee hinter sich drein schleppend, »da habt Ihr eine Trammsäge«, sagte er noch einmal und lies die Säge dem alten Felix vor die Füße fallen, »ich hab's woh gedenkt daß Ihr nicht fertig werdet ohne mich und den Hans.«

»Blitzbube«, rief der Bahnwärter und sprang über die Pappel, wie kommst du daher? Wo ist der Hans?« der Hans? dorthinten kommt er und bringt eine Schaufel.«

»Ho, ho!« lachte der alte Felix, »Teufelsbuben denen steckt's in Blute.« Die Mutter aber voll banger Sorge lief ihren Lieblinge entgegen und rief angstvoll: »Hans Hans, wo bist du?«

»Hü Roß«, antwortete eine Kinderstimme, und der kleine Hans



kam auf einer Schaufel wacker durch den Schnee daher geritten. Oha! rief er jetzt und lachte seine Mutter an, die ihn auf ihre Arme nahm und an ihre Brust drückte.

»Du Angstkind du«, rief sie und hüllte den kleinen Reiter liebkosend in ihr warmes Halstuch. Der Bahnwörter küßte seine wackeren Buben und wischte sich mit der Faust über die Augen, »Gott segne Euch, Ihr Bursche, Ihr werdet einmal brave Bahnwärter werden.

Jetzt aber Mutter, nimm die Kinder in Acht, und Ihr Andern thut Eure Schuldigkeit und Gott mit Euch« und der Mann verschwand im Dunkel der Nacht.

Weitere zehn Minuten hatte der Waldhüter mit seinen jungen Gehilfen emsig und schweigend gearbeitet, da hielt er ein, horchte in die Nacht hinaus und rief: »Halt da, ich höre da was«, und aus der Ferne könnte das dumpfe Rollen des nahenden Zuges. »Achtung ich höre den Zug!« — »Ich sehe noch nichts«, erwiderte die Frau und hielt die Hand über die Augen. »Wird schon kommen«, brummte der Waldhüter, »jetzt schnell zu mir her, auf die Seite, nehmet die Kinder in acht.« — »Ich sehe die rothen Augen«, schrie der junge Martin, »sie: müssen schon ganz nahe beim Vater sein, er schwenkt seine Fackel schon.« — »Donner, sie sind blind und sehen nicht«, murrte der Alte und faßte krampfhaft den Stiel seiner Axt. Noch eine Sekunde bangen Schweigens, dann tönte ein dreimaliger gellender Pfiff durch die Nacht. »Gelobt sei Gott«, schrie der Alte, und schwang die brennende Pechpfanne über seinem Haupte, daß ein glühender Sprühregen um ihn her flog. »Jetzt schreiet und brüllet, was Ihr Athem habt, Hurrah! Ho, ho! Halt, halt, Ahoi!« — »Ha, ha, ha«, lachte der kleine Hans auf dem Arme seiner Mutter, und patschte in die Hände, »Pelznickel kommt, Pelznickel kommt, Hans ist brav gewesen!«

Jetzt schoß das schwarze Ungethüm mit den rothen Augen und dem glühenden Athem durch die Nacht daher, ein zweiter gellender Nothpfiff, und man hörte die Bremsen kreischen und sah die Funken von den Rädern fliegen; jetzt war es ganz nahe, aber mit schon sehr gemäßiger Eile, noch einmal schwang der alte Felix seine Fackel und brüllte sein Halt, Ahoi!« und die Lokomotive stieß noch mit ziemlicher Gewalt auf die Pappel, daß

die Wagen krachten und aus ihrem Innern ein Schreckensschrei erscholl, dann stand der Zug stille.

Wenn aber auch der Wagenzug zur Ruhe gekommen war, so wurde es dagegen im Innern der Wägen desto lebendiger. Alle Wagenfenster waren mit Köpfen besetzt, und ängstliche zornige, bittende und drohende Stimmen schrien und kreischten durcheinander: »Herr Kondukteur!« — »Herr Zugmeister!« — »was ist passirt?« — »aufgemacht!« — »was war das für ein Stoß!« — »warum halten wir?« und selbst eine Gesellschaft von Ochsen und Kühen, die sich in einem besonderen Wagen zusammengefunden hatte, fühlte sich berechtigt, hier ein Wort mit drein zu reden und gab ihren Unwillen durch die entschiedensten »Muh's« und »Blä's« zu erkennen.

»Meine Herren und Damen, beruhigen Sie sich«, rief der Zugmeister und eilte an den Wagenzuge hin und her, überall beschwichtigend und zur Ruhe ermahnend, »es ist Nichts, es ist ein Hinderniß im Wege, wird aber bald beseitigt sein, durchaus keine Gefahr! Meine Herren und Damen, sitzen bleiben, der Zug geht zurück.« — »Stephan, retour!« rief er dein Lokomotivführer zu, und der Zug bewegte sich langsam einige Dutzend Schritte rückwärts.«

»Kondukteur! schrie ein Engländer aus einer ersten Wagenklasse heraus, ick wollen haben eine Beschwerde-Buck, ick wollen klagen, my lady haben gestoßen sein Nas, sein worden misserabel ganz, gad dam!«

»Quvez-là, ouvrez-là«, brüllte ein rabiater Franzose und fuhr mit dem Kopfe aus dem Wagenfenster und rüttelte an der Wagenthüre, tonnere de dieu! Ausmacken! Oh, ces Allemands, quil's sont des bêtes!

»Ja wohl«, rief der alte Felix, der eben vorüber eilte und lachte, denn er hatte seine gute Laune wieder bekommen, und da er Anna 15 als Tambour in Paris drin war, so hatte er den Franzosen wohl verstanden, »ja wohl, Herr Parlez-vous«, und ließ seine Schaufel so nachdrücklich auf den Cylinder des Weinreisenden fallen, daß ihm dieser bis auf die Schulter über den Kopf hinein fuhr. »Aux meurtries, aux meurtriers«, brüllte der Franzose mit halberstickter Stimme unter seinem Hute hervor und fuhr mit dem Kopfe in den Wagen zurück, wo er von seinen lachenden

Mitreisenden aus seiner unfreiwilligen Umhüllung befreit wurde: »ick werde aben Satisfaktion, fondre! la grande nation sein beleidigt in mir, ick werden gehen zu ambassadeur francais!«

»Herr Zugführer«, rief jetzt aus einem andern Wagen ein Herr mit einer goldenen Brille auf der Nase und einem feingeschnittenen Gesicht, das die orientalische Abstammung nicht verleugnen konnte, »Herr Zugmeister auf ein Wort, wir sind hier eine Gesellschaft Herren und möchten gerne mit Hand anlegen, wenn's nöthig ist, lassen Sie uns aussteigen und sagen Sie uns, was wir zu thun haben.« »Mit Vergnügen«, sagte der Zugmeister höflich und öffnete die Wagenthüre, »ich nehme Ihre Hilfe mit Dank an«, und aus dem Wagen stieg eine Gesellschaft von 10 bis 12 Herren und eilte ostwärts nach dem Schauplatze der Thätigkeit.

Hier waren noch mehrere Fackeln angezündet worden, welche die Nachtszene hell beleuchteten; um die alte Pappel wimmelte es wie um einen Ameisenhaufen, nur mit etwas weniger Ordnung, denn das Zugspersonale, die Passagiere, Alles rannte durcheinander und gegen einander, Einer hinderte den Andern, Jeder wollte befehlen und Keiner wußte, was er zu thun habe, es war eine gräuliche Verwirrung, »Achtung, Ruhe i« schrie der Bahnwärter Martin und schwang sich, eine Fackel in der Hand, auf den Stamm der Pappel, »Ruhe, sage ich und Ordnung, sonst geht's nicht.« Das Geschrei und der Spektakel legte sich etwas, denn das sah Jeder ein, daß bei diesem babylonischen Durcheinander nicht vom Flecke zu kommen sei, und der Mann mit der Fackel da oben schien Einer zu sein, der Etwas von der Saite verstehe und dem man vertrauen könne. Dieser aber, indem er auf einen Haufen Werkzeuge deutete, welche man aus den Packwagen herbeigeschafft hatte, rief mit befehlender Stimme: »Hier sind Äxte und Beile, 10 Mann hauen die Aeste ab und die Wurzeln, die noch am Boden hängen und putzten den Stamm glatt, die Andern räumen das Holz auf die Seite; Felix, he Felix, wo bist du?« »Hierrr!« schrie der Waldhüter, »stelle 4 Mann an die Trammsäge und schneide die Pappel entzwei, wir bringen sie sonst nicht herum. Hurtig, hurtig, Ihr Männer in einer halben Stunde kann Alles in Ordnung sein!« So kam endlich die rechte Art in die Sache, denn Jeder wußte jetzt, was er zu thun habe,

und manche feine Hand mit Ringen an den Fingern, schwang das schwere Beil oder suchte Holz zusammen, und da die Kälte in ihrem ärgsten Grimme nachgelassen hatte, so fing man an, Geschmack an dieser nächtlichen Scene zu finden, und die Sache als ein höchst romantisches Abenteuer zu betrachten, das für den halben Winter Stoff abgeben mußte für die feinen Gesellschaften der Residenz. Der Bahnwärter und der alte Felix, waren aller Orten, bald da, bald dort, überall helfend mit Rath und That und Alles beugte sich willig vor der Thatkraft dieser beiden Männer. »Es geht, es geht, es geht«, rief der alte Martin, »'s ist eine helle Freude, was die feinen Herren arbeiten können wenn's gilt.« An der Trummsäge plagten sich vier Herren, daß ihnen der Schweiß von der Stirne troff; auf der einen Seite der Herr mit der goldenen Brille und ein dicker, ältlicher Herr der tief in einen Pelzrock gehüllt war und von seinem Gesichte nichts sichtbar werden ließ, als eine fette Nasenspitze, die er aus einem dicken Halstuche hervorstreckte, auf der andern Seite ein Offizier und ein Professor aus der Residenz. »Bei meiner Ehre«, sagte der Offizier, und zog die Säge hin und her, »wer mir vor einer Stunde noch gesagt hätte, daß ich heute Abend Holz sägen müsse und zwar unter dem Commando eines Bahnwärters, den hätte ich für einen Narren erklärt; wenn ich's heute Abend im Museum erzähle, werden sie sagen, es sei eine Aufschneiderei!«

»Ja, ja, Herr Hauptmann«, erwiderte der Herr mit der goldenen Brille lachend, »eine Aufschneiderei ist's nun gerade nicht, aber eine Abschneiderei, und das ist gewiß, daß wir unser Nachtlager mit Holzsägen verdienen müssen. Was aber den Bahnwärter dort betrifft mit seiner Fackel, so habe ich an dem wackern Burschen eine wahre Herzensfreude, und es thut einen wohl, hier auf einen so tüchtigen Mann zu treffen.« »Ach«, seufzte der Professor und ließ sich willenlos von der Säge hin und her ziehen, »hätte es nie für möglich gehalten, daß ich mit der Pyramidenpappel noch in solcher Weise in Berührung kommen würde.«

»Es ist eine *populus pyramidata*, auch *dilatata* oder *italica* genannt«, setzte der Herr Professor in beherrschendem Tone hinzu, »Blätter rautenförmig, dreieckig, Blattstiel schwach zusammengedrückt, wird bis zu 100 Fuß hoch und ist im Anfange des vorigen Jahrhunderts aus Italien nach Deutschland verpflanzt

worden. Da wird aber alle Wissenschaft zu Schanden; seit 15 Jahren lehre ich, daß das genus populus zu den weichen Hölzern gehöre und jetzt erst finde ich, daß das Pappelholz so hart ist, wie der T . . . .!« »Ich kann nicht mehr«, keuchte der fette Herr im Pelzrocke und ließ den Sägengriff fahren, »ich kann nicht mehr, es ist mein Tod, ich will in Gottesnamen in meinem Wagen zurückgehen und mein Gebet zum Herrn senden, daß er uns erlöse aus dieser Noth. Seinen Segen über Euch«, setzte er hinzu und wollte sich auf die Beine machen. — »Nichts da«, Herr Meirer«« rief die goldene Brille, »sägen sollen Sie jetzt, sägen und nicht beten, hier hilft Ihr frömmster Segen nichts und nur Sägen kann uns helfen.« — »Gott sei mir gnädig«, seufzte der dicke Herr, ich, der Banquier Meirer, und Holz sägen« es ist himmelschreiend.« — »So, Ihr seid es?« rief erstaunt der alte Felix der eben, eine gewaltige Kette hinter sich drein schleppend, vorüber eilte, »habe Euch kaum erkannt in Euren Pelzfutterale da, kommt, ich will Euch ablösen;« »aber halt«, rief er dem dicken Herrn zu, der erfreut über seine Befreiung, eiligst auf die Wagen zusegeln wollte, »Halt, ein Wort im Vertrauen müßt Ihr noch von mir hören, und meinerwegen diese wackeren Herren auch«, und während der alte Felix den Sägengriff faßte und ihr einen neuen Schwung gab, daß der Professor fast das Gleichgewicht verloren hätte, sagte er: »Herr Meirer, »wisset Ihr auch, wer der Mann ist, der Euch in dieser Nacht das Leben gerettet? denn das hat er, und ohne seine Pflichttreue läget Ihr vielleicht da mit zerschmetterten Gliedern und der Schnee wäre roth gefärbt von Eurem Blute. Dieser Mann ist der Bahnwärter Martin, den Ihr woltet auf Weihnachten auspfänden wegen einer Schuld von lumpigen hundert Gulden, und den Ihr mit samt seiner braven Familie in's Elend stürzen wollet.« — »Wie so, was ist das?« riefen die andern Herren, »Herr Meirer, das wird doch wohl nicht sein?« — »Ich weiß nicht«, stotterte dieser und zog sich die Pelzmütze tiefer über die Augen, »der gute Mann muß sich irren . . . ich erinnere mich nicht . . . ich kenne keinen Bahnwart Martin . . . Gott befohlen, meine Herrn, ich riskire eine Ertältung« . . . und damit watschelte der gute Herr nach dem Wagenzuge und verkroch sich, einen Stoßseufzer murmelnd in die samtenen Polster der ersten Wagenklasse. »Du kennst ihn«,

rief ihm der Waldhüter nach und schüttelte die geballte Faust, »und du sollst an diese Stunde gedenken.« — »Was ist's mit diesem Martin?« fragte der Herr mit der goldenen Brille, guter Freund, bitte erzählet uns die Geschichte, ich interessire mich für den Mann«, und während die Tramsäge wacker gehandhabt wurde, daß die Spähne davon flogen, erzählte der alte Felix den Herrn die ganze Geschichte dieses Abends, und erzählte ihnen von der unerschütterlichen Pflichttreue des braven Martins und von seinem Kummer und seiner Noth und von der unbeugsamen Hartherzigkeit des reichen und frommen Herrn Meirer.

»Ho, ho, Martin«, schrie jetzt der Waldhüter und schlug die Arme um die Schultern, um die steif gewordenen Finger wieder zu erwärmen, »Martin, wir sind durch!« — »Ho, ho, Felix wir sind auch fertig«, antwortete der Bahnwärter, »Platz da, Ihr Männer, jetzt kommt die Lokomotive dran.« Um das obere Stammende der Pappel waren inzwischen Ketten und Seite geschlungen und an die Lokomotive, die vorsichtig beigefahren war, befestigt worden, auf der andern Seite des Baumes hatte man Winden und Hebeisen angesetzt und auf Martin Commando: »los!« wurden die Winden angezogen und die Lokomotive gab Dampf rückwärts. »Hurrah!« schrie der Bahnwärter und schwenkte die Mütze, »sie geht, sie geht«, und die Pappel bewegte sich langsam auf den glatten Schienen und drehte sich um die Wurzeln. »Noch einmal so, Holz her!!« schrie der alte Felix und setzte seine Winde auf's Neue an, und in zwei I Minuten war der Baum der vereinigten Kraft der Lokomotive, der Winden und Hebeisen gewichen und rutschte langsam die Dammböschung hinunter in den Schnee. »Hurrah! es hat sie! es hat sie«, jubelte der Bahnwärter noch einmal, dann aber trat er zu dem Zugmeister, stellte sich steif in militärischer Positur, legte die Hand an die Mühe und rapportirte: »Herr Zugmeister, Alles in Ordnung!« — »Martin das habt ihr brav gemacht«, sagte dieser und schüttelte dem Bahnwärter die Hand, »ich werde Euch nicht vergessen in meinem Rapport. Gute Nacht.« — »Gute Nacht, Herr Kopp«, sagte der Bahnwärter, und erwiderte herzlich den Händedruck.

»Meine Herren-, eingestiegen, der Zug geht ab, Lokomotivführer gebt das Zeichen«, und ein gellender Triller scholl von der Lokomotive und was Beine hatte, rannte den

Wagen zu. Da trat der Herr mit der goldenen Brille zu dem Bahnwärter, mit erhitztem aber freudestrahlendem Gesichte bei dem alten Felix und seinen beiden Söhnen stand, schlug ihm leicht auf die Schulter und sagte freundlich: »Freund Bahnwärter, Ihr habt Euch brav gehalten und ich weiß, was ich nächst Gott Euch zu danken habe; darf ich um Euren Namen bitten?« — »Bahnwart Martin, Station Nr. 113«, sagte dieser und legte die Hand salutirend an die Mütze. — »Martin«, sagte hierauf der Fremde weiter und reichte dem Bahnwärter die Hand hin, »lasset mich Eure Hand drücken, Ihr seid ein braver Mann, und ich werde diese Stunde nicht vergessen.«

»Mein Herr, der Zug fährt ab«, erinnerte der Zugmeister höflich, gleich, gleich«, erwiderte der Fremde, schüttelte dem Bahnwärter noch einmal die Hand und stieg in einen Wagen erster Klasse. »Alles in Ordnung?« rief der Zugmeister, »Alles in Ordnung antworteten die Konducteure. Der Zugmeister gab das Signal, die Lokomotive antwortete mit gellendem Piffe und der Zug dampfte an dem Bahnwärter vorüber, der in militärischer Haltung die Honneurs machte.

Auf dem Platze, der noch so eben im Zeuge einer so tumultuarischen Scene gewesen, war es wieder stille und einsam geworden und nur der zerstampfte Schnee, die halbverbrannten Fackeln und Pechkränze, und das umhergestreute Werkzeug ließen vermuthen, was hier vor wenigen Augenblicken noch vorgegangen.

»Martin«, befahl der Bahnwärter seinem ältesten Sohne, »du läufst in's Dorf und läßt durch den Bürgermeister zwanzig Mann aufbieten, in einer Stunde müssen sie da sein; du Frieder«, setzte er zu feinem Zweitgeborenen hinzu, »thust hier Wache und hältst die eine Pechpfanne im Brande, man kann nicht wissen, ob sie nicht heute Nacht noch eine Lokomotive herausschicken, in einer Stunde bin ich wieder da, dann kannst du in's Nest. So, und jetzt kommt Felix, mit mir in die warme Stube, meine Frau hat uns einen Kaffee gerichtet, ruhet aus und stärket Euch, denn es gibt heute Nacht noch Arbeit.«

Schweigend wanderten die beiden dem schützenden Häuschen zu, Jeder hatte seinen Theil zu denken, und dem alten Waldhüter war es nicht ganz behaglich unter'm Brusttuche. Jetzt blieb er

stehen und sagte kleinlaut: Martin! »Was gibt's?« fragte dieser. »Martin, ich war doch ein rechter Regimentsesel, als ich Euch abgerathen habe die Bahn zu begehen.« — »Ja, das waret Ihr, ich kann's nicht leugnen«, erwiderte lachend der Bahnwärter, »aber Ihr habt's wieder gut gemacht, Ihr habt mir als ein braver Mann beigestanden.« — »Den Henker habe ich«, brummte der Andere, »es, läuft mir kalt den Buckel hinunter, wenn ich denke, was hätte geschehen können, wenn Ihr mir gefolgt hättet. Ich habe heute Nacht einen grausamen Respekt von Euch bekommen, und ich, ich komme mir ganz miserabel vor neben Euch, 's ist gerade um des Teufels zu werden!«

»Nun nun«, tröstete der Bahnwärter, »wenn Ihr wolltet, so will ich Euch eine Strafe auferlegen, daß Euer Gewissen sich beruhigt, wollt Ihr?« — »Nur zu«, sagte dieser, »und nur recht saftig, ich hab's verdient. — »Also gebe ich Euch auf, daß Ihr von heute Nacht an nicht mehr flucht, es ist gar so abscheulich, und meine Marianne hat einen wahren Schrecken vor Euch, wenn Ihr so wüst thut-« — »Es gilt«, schrie der Waldhüter, »hier meine Hand darauf von heute Nacht an thue ich's nimmer, bei meiner armen Seele sei's geschworen, und so ich's noch einmal thue, so soll mich . . . .«

»Halt, halt«, rief der Bahnwärter lachend, »Ihr seid ein unverbesserlicher Strolch, kommt herein in die warme Stube, ich muß meine hinter Euch schicken, ich sehe schon, ich werde mit Euch nicht fertig.«

Der heilige Weihnachts-Abend war gekommen, der Dezember hatte wieder einmal einen diplomatischen Sprung gemacht und war von 14 Grad Kälte in 8 Grad Wärme umgeschlagen, wahrscheinlich um den Bewohnern der Residenz den seltenen Genuß zu verschaffen, bei 8 Grad Wärme Schlittschuh laufen zu können.

In dem Stübchen des Bahnwärters Martin war an diesem Abende beinahe Alles gerade so, wie wir es schon einmal gesehen haben. Der alte Felix saß mit seiner unvermeidlichen Pfeife hinter dem Ofen, seinen treuen Faßan zu seinen Füßen und Frau Marianne neben der brennenden Lampe am schnurrenden Rädchen. Nur eine weitere Zuthat hatte die Gesellschaft durch die zwei kleinen Buben, die auf der andern



Seite des Ofens »Bahnmeisterles« spielten, ein höchst geistreiches Spiel, das darin bestand, daß der Heiner, welcher sich durch eine Mappe unter dem Arme und ein sehr ernstes Gesicht die Würde eines Bahnmeisters beigelegt hatte, mit möglichst großen Schritten in der Stube auf und abging, und so oft er an den Ofen kam, mußte der kleine Hans, welcher den Bahnwärter vorstellte, den bekannten Besenstiel schultern, seine Hand an die Mütze legen und mußte sagen: »Herr Bahnmeister, ich habe nichts zu melden.« — »Gut«, sagte hierauf der Bahnmeister und setzte seine Promenade fort, und das interessante Spiel begann von Neuem.

»Seht, Marianne, so ist mir's gegangen«, schloß der Waldhüter hinter dem Ofen hervor seine Erzählung, und dabei schmunzelte er ganz vergnüglich vor sich hin, als käme ihn ein ganz besonders erheiternder Gedanke, »und die zwanzig Gulden da sind Alles, was ich zusammenbringen konnte; aber sie haben's Alle gern gegeben, und wenn's auch nur Sechser und Groschen gewesen sind, so kam's doch Allen von Herzen, den Ihr glaubet nicht, was der Martin sich in Respekt gesetzt hat bei den Leuten.«

»Guter Felix«, sagte die Frau mit bewegter Stimme, »ich danke Euch von Herzen vergelt's Euch Gott.« — »Einmalle erzählte der Felix weiter und lachte, »hätte ich beinahe einen Gulden erwischt; der Rathsschreiber wollte mir ihn geben: aber einen Gefallen müßt ihr mir thun, Felix, hat er gesagt, und müßt die Schrift da unterschreiben; in Italien drin da wollen sie den Papst absetzen, und da haben wir eine Schrift aufgesetzt, wir guten Katholiken, daß wir es nicht leiden wollen. So hat der Rathsschreiber gesprochen und hat mir ein Papier hingestreckt und eine Feder; es hat mir in den Fingern gejuckt, denn das neue blanke Guldenstück lag daneben auf der Tischecke. Aber nein, habe ich gesagt, so eine Dummheit machet Ihr mir nicht weiß, Rathsschreiber, und wenn dem Papste nimmer zu helfen ist, als durch Euch und mich, hab ich gesagt, so wird ihm überhaupt nicht zu helfen sein, und damit war ich kurz resolvirt und ließ den Rathsschreiber mit samt seinem Guldenstück stehen. Der Rathsschreiber aber hat mir nachgeschrieen, das wird Euch noch gereuen, Felix, und das kommt daher, daß Ihr immer mit Ketzern verkehrt, wie der Martin einer ist, aber es wird jetzt schon anders

werden, und des Martins müssen mir zur Gemeind hinaus, ich ruhe nicht eher.« »Ich aber habe den Esel schwatzen lassen und bin meines Weges gegangen, den auf den Martin lasse ich nichts kommen, der ist ein braver Mann und ein guter Christ und wenn er zehnmal evangelisch ist. »Aus der Haut möcht' ich fahren eiferte der Waldhüter unter lebhaften Gestikulationen, »bei der verhenkerten Hetzerei und Wüstlerei jetzt an allen Orten; ich bin ein alter Kerl geworden, und es ist mir mein Lebtage noch nicht eingefallen, darnach zu fragen, ob einer katholisch ist oder evangelisch, wenn er nur sonst ein braver Kerl war, und Alles war Friede und Eintracht; jetzt aber thut's Noth, man hängt sich sein Glaubensbekenntniß wie eine Mosestafel, um den Hals herum, und Alles ist durcheinander gehetzt, und ich meine, wir sind um kein Haar besser geworden durch den Spektakel. Sie sollen uns in Ruhe lassen, die . . . die Tannenzapfermenter, und es soll Jeder nach seiner eigenen Façon selig werden dürfen, wie der alte Fritz gesagt hat; das Sprüchlein hat mir von dem alten Herrn am besten gefallen.«

»So habt Ihr vielen Zorn und Aerger gehabt unsertwegen«, unterbrach die Frau die lange Standrede des Waldhüters, »ich weiß nicht, wie wir's Euch vergelten sollen. Und bei dem reichen Meirer habt Ihr also auch nichts ausgerichtet?«

»Der? An dem sind Hopfen und Malz verloren «, erwiderte Felix, und gab sich Mühe ein zorniges Gesicht zu machen, aber nur die Mundwinkel zuckte es ihm schon wieder wie ein heimliches Lächeln, »der ist auch so ein Maul-Christ, der ist bei Euch Lutherischen gerade, was der Rathschreiber bei uns Katholiken.«

»Also keine Hoffnung mehr, und doch, wenn ich meinen Mann ansehe, der so gefaßt ist und sich nicht niederdrücken läßt durch das Elend, das uns bevorsteht, so zieht es wie ein Trost in mein Herz ein, und ich meine als, es müsse noch ein Wunder geschehen uns zu helfen.«

»Recht, recht, Frau Marianne«, rief der Waldhüter und über sein rauhes Gesicht zuckte ein Strahl der Begeisterung, »wenn Leute Eurer Art auf Gott vertrauen, die läßt er nicht zu Schanden werden, denkt an mich, der alte Felix hat es gesagt.«

Jetzt hörte man draußen laute Stimmen und der Bahnwart

Martin mit seinen zwei ältesten Söhnen trat in's Zimmer. »Grüß Gott, Marianne«, sagte er heiter und warf den Mantel über den Stuhl, »was das für ein Wetter ist, es ist mir fast zu warm geworden. Guten Abend Felix, das ist brav von Euch, daß Ihr den Christabend mit uns feiern wollt.« Der kleine Hans und der Heiner waren liebkosend an dem Vater hinauf gesprungen und strengten sich gewaltig an, ihm die Taschen zu visitiren.

»Nichts da, Ihr Schelme«, rief dieser lachend und schüttelte die kleinen Zudringlichen von sich ab, »ich glaube gar, ihr wollt Euern Vater ausplündern? Marsch hinauf mit Euch in Eure Kammer, das Christkindle kommt, ich habe es schon draußen um die Telegraphenstangen herumfliegen sehen.« — »O, das Christkindle«, rief der Heiner und machte ein altkluges Gesicht, »mir machet Ihr Nichts mehr weiß, Vater, des Rathsschreibers Mathes hat mir gesagt . . . «Bist du stille«, sagte der Vater und drohte dem kleinen Aufgeklärten mit dem Finger; »Martin und Frieder, nehmet die Buben mit hinauf, ich werde Euch rufen, wenn's Zeit ist.« Nachdem die junge Welt etwas lärmend protestierend die Stube geräumt hatte, zog der Bahnwärter ein kleines Christbäumchen unter dem auf dem Stuhle liegenden Mantel hervor und stellte es auf den Tisch. »Felix« sagte er, »ohne das Bäumchen da thue ich's nicht, und müßte ich den letzten Kreuzer dran drücken.«

»Wenn ich den Christbaum ansehe und die Freude der Kinder um mich herum so meine ich, ich sei selber wieder jung, und wenn wir das Herz noch so schwer ist, so vergesse ich's über diese Freude. Da und hier sind Lebkuchen und Aepfel und Nüsse, und da sind Federn und Papier für den Martin und den Frieder, da eine Schiefertafel für den Heiner und da ein Steckenpferd für den kleinen Hans, weil der Bursche so wacker geritten ist in jener Nacht.«

»Aber Martin«, rief die Frau, und über ihr kummervolles Gesicht zuckte ein Strahl der Freude, da sie ihren Mann so guten Muthes sah, »aber Martin, so vieles Geld auszugeben, du weißt ja . . . .«

»Heute will ich nichts, gar nichts wissen, heute will ich nur glücklich sein. Die ganze Geschichte da kostet einen Gulden, das ist allerdings viel Geld für unsereins, aber das Geld ist gut angelegt und wird tausendfältig Zinsen tragen, denn es gibt

unsern Kindern eine Erinnerung, an der sie ihr ganzes Leben zehren können, und ich sage dir, Marianne, ich weiß an mir selber, was so eine Erinnerung werth ist. So, jetzt helft mir den Christbaum putzen und daß die Sache eine rechte Art bekommt.«

Und während die Frau ein weißes Tuch über den Tisch breitete und mit mütterlicher Sorgfalt all' die Herrlichkeiten ordnete, daß sie im günstigsten Lichte lagen und während der Martin und der Felix den Baum putzten und die Lebkuchen, die Äpfel und die Nüsse daran befestigten, erzählte die Frau, was der Felix für sie gethan habe, und der Bahnwärter schüttelte dem Alten gerührt die Hände und sagte: »Lohn's Euch Gott, ich danke es meinem Unglücke, daß ich einen so wackern Mann in Euch gefunden habe. In der Stadt bin ich vergebens nach Geld herumgelaufen, ich habe keines austreiben können, aber etwas Anders habe ich gefunden, das mein altes Herz wieder jung gemacht hat, den« rief er, und warf seiner Frau mit freudestrahlendem Gesichte ein Papier hin, »da ist ein Christkindle für dich.« Die Frau hielt das gefaltete Papier in der Hand und sah ihrem Manne erstaunt und fragend in's Gesicht. »Ho, ho«, rief dieser lachend, »mach' es nur auf, es beißt nicht, es ist gewiß und wahrhaftig für dich.« — Sie öffnete ängstlich das Schreiben und las mit vor Aufregung bebender Stimme:

»Man hat mit großer Befriedigung davon Kenntniß genommen, mit welcher Pflichttreue Bahnwart Martin, Station Nr. 113, in, der Nacht vom 16. auf den 17. d. M . . . «

Weiter aber brachte es die arme Frau nicht, die Stimme versagt ihr, und sie ließ das Schreiben auf den Tisch sinken, indem sie einen flehenden Blick auf ihren Mann richtete. »Nun, du altes Kind, lachte dieser, »man meint ja wahrhaftig, du müßtest das größte Unglück aus dem Schreiben da herauslesen. Ein schönes Unglück das, daß wir in einem halben Jahre unsere Kuh wieder kaufen können, nicht wahr, das ist ein Kreuz? denn aus dem kleinen Ding da, rief er, und hob triumphierend das Schreiben in die Höhe, werden auf den 1. Jänner 50 Gulden Remuneration herausschlüpfen, und Gehaltszulage ist mir auch versprochen, und was die Hauptsache ist, der Bahnwart Martin, Station 113, ist belobt worden vor dem ganzen Personale.«

»Herr, mein Gott«, schluchzte das Weib und sank in einen

Stuhl«, »du hast uns nicht verlassen.« — »Nein«, jubelte der Bahnwärter, »er hat uns nicht verlassen, ihm sei Preis und Dank, und Respekt vor solchen Vorgesetzten«, setzte er hinzu und legte salutirend die Hand an die Stirne, »durch's Feuer gehe ich für sie, denn, so sehr ich die 50 Gulden brauchen kann, so freut mich doch noch mehr, daß die Herren nicht vergessen, daß auch Unsereiner Ehre im Leibe hat und was auf seine Ehre hält . . . doch, was ist denn mit Euch, Felix?« unterbrach er sich und schaute sich erstaunt nach derer Waldhüter um. Dieser hatte während der obigen Scene allerdings die eigenthümlichsten Manövers gemacht; erst hatte er erstaunt und mit aufgerissenen Augen zugehört, dann hatte er sich ein paar Mal heftig die Nase geschneuzt und diesen hervorragenden Theil seines Gesichtes sehr unsanft gerieben, dann war er mit der rauhen Faust über die Augen gefahren und hatte eine fürchterliche Grimasse geschnitten, und jetzt fing der alte Kerl an laut zu heulen, und das helle Salzwasser lief ihm über die gefurchten Backen herab in den grauen Bart. »Potz Forstinspector und Tannenzapfen!« und schnitt wieder ein schreckliches Gesicht, »da soll Einer nicht heulen, das ist ja der leibhaftige Finger Gottes, denn, Martin, Glücksmensch, das ist noch nicht Alles, und damit stürzte er in die Kammer nebenan und schleppte einen schweren Pack herbei, den er dem Bahnwärter vor die Füße warf, »da«, schrie er, »du ist noch ein Christkindle, unser Herr Gott schickt es direkt vom Himmel herunter«, — »Felix machet mir keine Possen«, fragte erstaunt der Bahnwärter, »was soll denn das mit dem Packe, wie kommt der daher? — »Der Felix hat ihn auf dem Schubkarren gebracht und hat gesagt, es seien Pechkränze und Werg darinnen«, sagte die Marianne und schaute neugierig auf den geheimnißvollen Pack. — »Ja, ja, Pechkränze«, jubelte der Alte, »wenn das Pechkränze sind, so will ich selber ein Pechvogel sein; aber mit dem Peche hat's jetzt ein Ende, Martin; aufgemacht, Mann, aufgemacht, Mann, aufgemacht, seid Ihr denn von Stein? und der Alte konnte seine Ungeduld nicht mehr länger zügeln und fiel über den Pack her und fing an, die Schnüre, mit seinem Waidmesser aufzuschneiden. Oben auf in dem Packe lag ein Schreiben; »so leset, das ist für Euch«, und der Bahnwärter las mit maßlosem Erstaunen:

»Mein lieber Bahnwart Martin!

»Um 16. d. M. Nachts hat Euch ein Herr mit einer Brille die Hand gegeben und hat

»zu Euch gesagt, ich werde diese Stunde nicht vergessen. Dieser Herr bin ich und ich halte

»jetzt mein Wort. Ich habe mich über Euch erkundigt und habe mich nicht getäuscht, als ich

»Euch für einen durchaus braven und wackern Mann hielt. Ich kenne alle Eure Verhältnisse

»und möchte Euch aus Dankbarkeit, das Ihr mir wahrscheinlich des Leben gerettet habt,- eine

»Freude machen. Gott hat mich mit Reichthum gesegnet und ich kann keinen bessern Gebrauch

»davon machen, als daß ich mit einem kleinen Theile desselben einen braven Familienvater beglücke.

»Ich sende deßhalb Euch, Eurer braven Frau und Euren Kindern ein Christgeschenk

»nebst einer Summe von hundert Gulden, um Eure Kuh wieder auszulösen und die gleiche

»Summe wird Euch Banquier Müller in der Residenz jedes Jahr am 16. Dezember, zur

»Erinnerung an diesen Tag, ausbezahlen. Ich wünsche, Ihr werdet einen glücklichen Christabend

»haben und es werde Eure Freude nicht mindern, daß es ein Jude ist, der Euch sein Leben

»verdankt. Meinen Namen müsset Ihr nicht erforschen, er thut nichts zur Sache, wenn Ihr

»wir aber wollet dankbar sein, so lehret Euern Kindern, daß auch ein Jude ein guter Mensch

»sein kann und daß wir alle Brüder sind.«

Der Bahnwärter war blaß geworden und fing an heftig zu zittern, daß er sich an den Tisch halten mußte und die Marianne hatte mit gefalteten Händen und mit verklärtem Gesichte den Worten ihres Mannes gelauscht, sie stand unbeweglich, wie in einer Art Verzückung. — Der Bahnwärter rief: »Gott, mein Gott, das ist zu viel der Gnade«, und der starke Mann schluchzte wie ein Kind und schlang beide Arme um den Nacken seiner Frau, die sich an seine Brust lehnt und in stiller Glückseligkeit vor sich hin weinte.

»Ich habe mir's aber gleich gedacht«, rief der Waldhüter und betrachtete die beiden mit Freude strahlenden Gesichte, »als der Herr bei mir war und hat mich über Alles ausgefragt, und mir hat er 50 Gulden geschenkt und eine silberne Sackuhr, und dann hat er mir diesen Pack geschickt, ich solle ihn Euch heimlich zubringen. Jetzt aber, setzte er ungeduldig hinzu, höret einmal auf mit Eurer Heulerei, und s schauest Euch die schönen Sachen da an, und er riß den Bündel auseinander und streute den ganzen Inhalt auf den Boden aus.

Und herrliche Sachen waren es, so viel die gute Marianne durch ihre von Freudenthränen umflorten Augen sehen konnte, und die beiden Männer ordneten Alles und legten Stück für Stück auf den Tisch, und bei jedem Stücke stießen sie vor Ueberraschung Jubelrufe aus, und die Marianne lachte und weinte durcheinander, und schlug einmal über's andere die Hände zusammen. Da war ein Pack festes Tuch zu Kleidern für den Martin und seine Söhne, Zeug zu Kleid und Mantel für die Marianne, da waren Halstücher, Hauben, ein Stück Leinwand so weiß und fein, wie die Marianne in ihrem Leben keines gesehen, Bleisoldaten und Kanonen für den Hans, Taschenmesser mit einer Säge daran für den Frieden und Heiner, und für den ältesten Sohn gar eine silberne Sackuhr, und an jedem Stück war ein Zettel angeheftet, auf dem geschrieben stand, für wen es bestimmt sei. »Hier ist noch die Hauptsache von Allem«, schrei der Felix und warf eine Hundertguldenrolle auf den Tisch. — Das Glück und die Dankbarkeit des Ehepaares war namenlos und der alte Waldhüter war so außer sich vor Glückseligkeit, als wäre Alles ihm geschenkt worden. Welch ein Christabend, welch' ein Christabend«, schrie er, und tanzte wie ein Narr um den beladenen Tisch herum, »und das Alles durch einen Juden, ich verliere den Verstand noch.«

»Jetzt aber schnell Alles geordnet und die Buben herunter«, rief der Bahnwärter »mein Herz will zerspringen; Gott, was bin ich ein glücklicher Mann.«

Und als die Buben in das Zimmer stürmten und wie erschrocken zurückprallten vor dieser nie geahnten Pracht, da nahm der Bahnwärter seine Frau und den Felix an der Hand und sprach feierlich: »Kinder, Gott hat uns in dieser Nacht zu

glücklichen Menschen gemacht, danken wir ihm mit aufrichtigem Herzen«, und Alle falteten die Hände und ein innigeres Dankgebet ist nicht zum Himmel aufgestiegen in dieser Stunde. »Und höret«, rief der Bahnwärter, und sein Gesicht leuchtete von Begeisterung, »von heute an nehmet Ihr einen Juden in Euer tägliches Gebet auf, und wenn wir auch seinen Namen nicht kennen, die Engel im Himmel dort, oben haben ihn ausgezeichnet.«

So wurde die Christnacht gefeiert in dem Jahre 1859 in dem Häuschen des Bahnwärters Martin, Station Nr. 113.

- E n d e -



# Die Braut vom Richtplatz.

Sonntag, den 25. August 1861.

Wer hätte in Rußland nicht von dem Volksglauben gehört: man hole oder könne sich eine Braut »unter der Knute wegholen« — wie das Volk in seinen Erzählungen von dieser wunderlichen Sache sich auszudrücken pflegt! Die Sache ist um so wunderlicher, da es kein Gesetz gibt, noch je gegeben hat, welches auch nur die Möglichkeit dieses vermeintlichen Brauches zuließe; und dennoch glaubt das Volk in ganz Russland daran und erzählt die Überlieferung wieder, die sich darüber erhalten haben. Hier ist eine derselben, die, wie alle ähnlichen, sich auf die eingewurzelte Meinung gründet, daß, wenn sich jemand finde, der im Augenblick, wo die Strafe an einer Verbrecherin vollzogen werden soll, öffentlich das Verlangen kundgibt, ihre Schuld zu decken, d. h. sich mit ihr zu vermählen, und die Verantwortung für sie zu übernehmen, die Strafe ihr sofort erlassen, und die Begnadigte mit dem ihr vom Schicksal gesendeten Bräutigam gleich zum Traualtar geführt werde. Konnte nicht in der That Ähnliches von der Sitte allein geheiligt, vor Alters stattgefunden haben, zu einer Zeit, wo die staatliche und gesellschaftliche Ordnung sich mehr auf Gebräuche, als auf geschriebene Gesetze gründete? — Folgendes erzählt unter Anderem die Überlieferung:

In einem unserer unseren mittleren Gouvernements lebte in einem stattlichen Dorfe ein nicht unvermögender Bauer. Er hatte Familie, und darunter eine Tochter mit Namen Daria. Dieses Mädchen zeigte von klein auf in ihrem Wesen viel Eigenthümliches, was weder ihre Eltern noch Andere aus ihrer nächsten Umgebung begreifen konnten, oder auch nur zu begreifen sich Mühe gaben, und was sie sogar in der Folge nicht

recht zu erklären wußten. Einige nannten sie hartnäckig, selbst boshaft, während Andere behaupteten, gegen gute Menschen sei sie gut über alle Maßen, aber ihr Herz ertrage keine Beleidigung aber Ungerechtigkeit, und boshaft sei sie nur dann, wenn sie fälschlich beschuldigt würde, was sie schlechterdings nicht litt. Sie war, versicherte man, versicherte man, mitleidig und folgsam, wenn man sie nicht durch rohe Scheltworte, durch Verleumdung, oder durch ungerechte und ihre Kräfte übersteigende Forderungen reizte. Als sie jedoch groß, und, wie man zu sagen pflegt, heirathsfähig wurde, war alles das bald vergessen, und der gute Ruf >Daria's verbreitete sich in der ganzen Umgegend. Sie hatte schwarzes Haar und schwarze Augen, war für eine Bäuerin sehr weiß, groß und schlank, von äußerst lebhaften und ausdrucksvollen Zügen, und wegen ihren gesunden und kleinen Verstandes erhielt sie den Beinamen »Trumpfmädel«. Auch war sie als das arbeitsamste Mädchen im Dorfe bekannt; es ging ihr nicht allein, sondern flog ihr von den Händen; an die Arbeit machte sie sich stets unter Scherzen und Singen. Wenn aber zu Zeiten Daria aus Anlaß irgend einer Kränkung oder eines Unrechts verstimmt ward, so schwieg sie eine ganze Woche, und wurde nicht eher die frühere lustige Sängerin, als bis sie ihrem Beleidiger die ganze Wahrheit ins Gesicht gesagt hatte, und ohne die Antwort abzuwarten, hinzu fügte: Nun geh in Gottes Namen!

Natürlich hatte ein solches Mädchen viele Bewerber; es wird erzählt, daß, als zwei derselben um ihretwillen in Streit geriethen, und beinahe handgemein wurden, sie ihnen zugerufen habe: »Halt, nicht gerauft, ihr dummen Kerle! Kommt doch lieber her, so will ich euch beide mit eigenen Händen ausklopfen, und jage euch mit den Wasserkannen zum Hof hinaus!« Auch wird erzählt, Daria sei einem armen, elternlosen Burschen, der im Dorfe als Tagelöhner lebte, geneigter gewesen, als allen ihren andern Anbetern; doch versteht es sich von selbst, daß dieser Bursch nicht ihresgleichen war, und daß Daria an einen solchen Freier nicht einmal denken durfte. Es fand sich ein Anderer, nach dem Herzen ihres Vaters und nach dem Geschmack ihrer Mutter: der Sohn des Amtsbezirksschreibers, ein junger Stutzer, von stattlichem Äußeren und hübschem Vermögen, aber zweideutigen Lebenswandel. Sein Vater, obgleich selbst dem Trunke ergeben,

schlug ihn mehr als einmal, wenn er aufgeräumt aus der Stadt zurückkam.

Dieser Freier gefiel Daria durchaus nicht. Lange versuchte sie durch Bitten bei Vater und Mutter von ihm los zu kommen, und nannte ihn ins Gesicht einen Unverschämten, weil er nicht von ihr ablassen wollte; endlich aber mußte sie sich fügen und ihn heirathen, weil in solchen Fällen die Eltern allein entscheiden, die das besser verstehen, als unsereins. Das Hauptargument der Eltern war, auch die Mutter habe ihrerzeit den Vater Daria's nicht heirathen wollen, und es später doch gethan, und nun, Gott sei Dank, lebten sie gut mit einander. Die Hochzeit wurde gefeiert; Daria's Freundinnen weinten allen Ernstes, und sprachen die Brautklagen nicht bloß des Brauches und Anstandes halber, sondern weil das Mädchen sie dauerte. Dreimal nach einander begannen sie das Lied:

»Hat man dein armes Haupt ertränkt  
Mit einem solchen Trunkenbold« —

so daß endlich der Vater der Braut wild wurde, und sie anschrie: »Daß ihr mit eurem Lied! . . . singt es euch selbst an den Hals«.. womit er sie denn zum Schweigen brachte. Daria's schwarzer Zopf wurde aufgelöst, alle Mädchen weinten, nur sie allein weinte nicht. Was sie aber dachte, weiß ich nicht. Darüber wurde im Dorfe vielerlei hin und her geredet. Einige meinten, daß sie vor Erbitterung nicht geweint, andere, daß sie den Schreiberssohn gern geheirathet und sich nur geziert habe.

Allein bald hieß es, daß Aksén und Daria nicht recht miteinander lebten. Nachdem es geschehen, fing man erst an zu merken, daß es nicht wohlgethan war, die Beiden miteinander zu verheirathen.

Daria wurde schwanger es und dieser Umstand, statt die jungen Eheleute zu versöhnen und einander mehr anzunähern, trug im Gegentheil zu neuen Streitigkeiten bei, und zwar zu Streitigkeiten solcher Art, die nur in der allerstumpften Existenz vergeben und vergessen werden können, bei jedem Menschen aber von sittlichem Gefühl nicht einmal eine Versöhnung zulassen. Aksén, der von Neuem sich herumtrieb und trank, fing an, ich weiß nicht warum, mit seiner Frau Händel zu suchen und ihr jenen armen Burschen vorzurücken, dessen vorhin Erwähnung

geschah. Er wurde eifersüchtig auf sie, und nach Art solcher Leute zankte er mit ihr laut, ohne sich rein zufällig anwesende Zeugen zu kümmern. Daria antwortete darauf mit stolzer Verachtung: er sei ein betrunkenener Narr, und wisse selbst nicht, was er schwätze . . . Da wollte Aksén üblicherweise seine Frau schlagen, aber bei der ersten Drohung gerieth Daria in eine so entschiedene Entrüstung, daß ihm bange wurde, worauf er sich auf Anrathen seiner Kameraden mehr Muth antrank. Nachdem er dieß gethan, näherte er sich Daria, wie er glaubte, mit heldenmäßiger Kühnheit und Entschlossenheit; aber es zeigte sich, daß er, wie man zu sagen pflegt, zu schwer geladen hatte. Unvernehmlich scheltend taumelte er mit aufgespreizten Beinen zu ihr hin, und bildete sich ein, daß er dahin fliege wie ein Falk, hoch über Wald und Feld. Daria kostete es keine große Mühe, ihn unter die Bank auf die für die Gänse bereitete Streu hinzustrecken, und das Brett mit Ausschnitten für die Häuse der Gänse vorzulegen. Dort schlief Aksén bis zum Morgen, erschrak nicht wenig, als er früh in einem Sarg erwachte, schämte sich, sein Abenteuer den Kameraden zu erzählen und war auf einige Zeit gebändigt.

Daria gebar einen Sohn. Eines Morgens ging der Mann in aller Frühe in die Arbeit; Darin schlief noch. Ein fester, tiefer Schlaf hatte sie befallen, so daß sie, als sie ziemlich spät erwachte, Mühe hatte sich zu besinnen, und sich selbst darüber wunderte. Ihre erste Bewegung war, nach dem Kinde neben sich zu fühlen; es war da, lag aber der Quere unter ihr. Eiskalt überlief es ihr; sie sprang auf und faßte es in ihre Arme — es hatte keine Lebenswärme mehr. Sie hatte es im Schlafe erdrückt! —

Daria that einen bellenden Schrei; wild funkelten ihre schwarzen Augen, sie warf sich über das Kind und versuchte lange, lange, es mit ihrem Atem zu erwärmen; mit einem Male hielt sie inne, und erhob sich; wiederum befühlte sie das Kind mit den Fingern, wiederum schrie sie wild auf, und plötzlich überstömte sie es mit heißen Thränen.

Nach und nach kamen Heute herbei, Nachbarn und Nachbarinnen; aber es war Erntezeit, die Meisten auf dem Felde bei der Arbeit, zu Hause nur Greise und Kinder. Daria stand hoch aufgerichtet in der Ecke der Stube, drückte das todte Kind an ihre

Brust, und ließ, ohne sich zu rühren, wie gedankenlos ihre schwarzen, glänzenden Augen im Kreise umherschweifen. Die alten Männer, und insbesondere die alten Weiber, traten ein, machten laute Bemerkungen, schrien aus vollem Halse, näherten sich wiederholt der unglücklichen Mutter, besahen das Kind, und versicherten, daß es nicht mehr am Leben sei. Eine sprach: »Wie konntest Du aber auch . . . Du mußttest so und so . . . das Kind weiter weg von Dir, an die Seite, höher hinauflegen . . . sieh', ich will Dir's zeigen . . . « Eine Andere entschuldigte sie damit, daß es ihr erstes Kind, und sie die Sache unkundig gewesen. Eine Dritte meinte: »Dariechen, mein Herzchen, muß gar zu fest eingeschlafen sein« u. s. w. Dabei besann man sich auf allerhand ähnliche Vorfälle, Geschehenes und Nichtgeschehenes, und erzählte es mit allen Einzelheiten.

Nachdem man sich satt geschwätzt, schickte man endlich nach den Eltern Daria's, und dann nach einer Tante; aber die waren Alle nicht zu Hause; darauf sendete man zwei Jungen ins Feld, um den Mann nach Hause zu rufen. Da die unglückliche Mutter immer noch bleich wie die Wand auf demselben Flecke stand, ihr Kind fest an sich drückte und es Niemandem gab, trotz Alles Zuredens und Versicherns, es sei Zeit, dasselbe zu waschen und zurecht zu legen, so setzten sich die alten Weiber auf den Bänken herum, und begannen eine Unterhaltung in allen Tonarten über den armen Bogdaschk (wie man jedes Kind vor der Taufe zu heißen pflegt). Er sei unglücklicher Weise nicht getauft, und da könne man ihn nicht in heiliger Erde auf dem Kirchhofe bestatten, sondern würde ihn ohne Beisein des Geistlichen hinter der Mauer begraben müssen; die Mutter würde ihn auch in ferner Welt nicht wieder sehen, denn er sei ja noch kein menschlich Wesen, und Gott habe noch nicht seinen Geist in ihn gelegt, da er weder Kreuz noch Heiligthum an sich trage.

Nach und nach wurde die Stube geräumt; die ungebetenen Besucherinnen gingen zum Theil auseinander, zum Theil ließen sie sich vor der Thüre nieder und unterhielten sich gegenseitig durch spaßhafte Geschichten. Als Daria allein geblieben, und nach dem betäubenden Lärm um sie her Ruhe eintrat, gerieth sie auf einmal in eine gewisse Unruhe und fieberhafte Bewegung; brennende Röthe bedeckte ihr Gesicht, von Neuem funkelten ihre

Augen; sie blickte scheu um sich. Ohne die Leiche des Kindes von ihrer Brust wegzunehmen, schlich sie leise an den Tisch und ergriff ein großes Brodmesser. Es schien nach allem, daß sie in ihrer bewusstlosen Verzweiflung Hand an sich legen wollte; sie prüfte mit dem Finger die Schärfe des Messers, dabei sah sie sich wieder vorsichtig um und horchte auf die Stimmen der Weiber unter dem Fenster; endlich ließ sie die Hand sinken und verlor sich im Anschauen ihres todten Kindes. In dieser Stellung befand sie sich noch, als sie lautes Reden und Lärmen auf der Straße vernahm; es war Aksén der vom Felde heimkam und den die alten Weiber in gemeinsamen Chor mit Beileidsbezeugungen und Erzählung des Vorgefallenen empfingen. Eines der Weiber klammerte sich sogar an ihn, und verfolgte ihn bis in die Stube mit den Worten: »Schlag sie nur ja nicht, Liebster, schlag sie nicht, das wäre eine Sünde; sie that's ja ohne Willen, es war Gottes Rathschluß.«

Aksén trat ein, hinter ihm her die Schaar der Nachbarn und Nachbarinnen. Als Daria Geräusch hörte, fuhr sie zusammen und zog die Hand mit dem Messer hinter sich zurück, wie wenn sie es verstecken wollte. Aksén trat ganz ruhig und gleichgültig an sie heran, warf einen Blick auf die Leiche des Kindes, dann auf Daria und sprach, indem er sich umwendete: »Was ist's weiter, Ein Bastard weniger im Dorfe.«

Kaum hatte er das gesprochen, als er einen gellenden Schrei that und zu Boden fiel. Man sprang ihm bei; Aksén ganzes Gesicht war mit Blut bedeckt, er atmete röchelnd; man hob ihn auf, und jetzt erst gewahrte man mit Schrecken, daß in seinem Halse ein großes Messer stak, welches fast bis an den Griff eingedrungen war. Niemand hatte bemerkt, wie das geschah; kaum der eine und der andere der im Zimmer anwesenden Alten hatte eine rasche Bewegung von Darias Hand wahrgenommen, wie wenn sie den Mann zurückstieß oder ihm abwehrend einen Schlag versetzte.

Ein Schrei des Schreckens erscholl im Hause Aksén, dann auf der Straße, und wuchs bald zu einem vielstimmigen Geheul, welches sich durch das ganze Dorf und über die Felder verbreitete. »Daria hat ihren Mann erstochen«, riefen die Begegnenden einander zu, über die Gasse, über Höfe,

Verschläge und Hanffelder — und als nach einer Viertelstunde der unglückliche Aksén wirklich seinen Geist aufgab, dachte Niemand mehr daran, einer tauben Alten, der berühmten Heulerin, Einhalt in thun, die sich auf einen Baumstumpf setzte, wo sie sich berufsmäßig wie zu Hause einrichtete, und die Hände zusammenschlagend, sich in Todtenklagen ergoß, die freilich auch keiner hörte.

Daria wurde in Ketten gelegt; die Untersuchung und die Rechtsprozedur nahm ihren Gang und wurde sehr schnell beendet, da die Sache eine sehr einfache war; die Aussagen der sämtlichen Zeugen und der Verbrecherin selbst stimmten in Allem überein. Daria erklärte nur, daß sie sich nicht mehr deutlich besinne, wie es geschehen; wohl aber wüßte sie, wie sie ganz außer sich gerathen, als Aksén in Gegenwart Anderer ihr Kind mit einem Schimpfnamen genannt, und ihr selbst einen Makel angeheftet, welchen sie durch nichts verschuldet hätte. Diesen Vorwurf habe sie auch früher kaum zu ertragen vermocht; jetzt vollends habe er sie um alle Besinnung gebracht, und nur dunkel erinnere sie sich, was geschehen sei. Jakow, der ebenfalls verhört wurde, weinte heftig, rang die Hände, und rief Gott zum Zeugen an, daß weder er noch Daria sich vergangen; Aksén habe, Gott weiß warum, gegen die arme Daria eine grundfalsche Beschuldigung erhoben.

Dem mochte nun sein wie ihm wollte, Daria wurde als des Mordes überführt und geständig zur Knutenstrafe auf offenen Markte verurtheilt. Der bestimmte Tag kam heran, und alle Anstalten waren auf dem Marktplatz der Gouvernentenstadt getroffen, wo dießmal wegen der Prokow'schen Messe eine Menge Volkes zusammenströmte. Wir wollen nicht die Einzelheiten der damals üblichen Vollstreckung solcher Urtheile beschreiben; sie sind allbekannt, und wer sie etwa nicht kennt, verliert nichts daran. Als die Verbrecherin herbeigeführt wurde, bemächtigte sich Mitleid und Schreck der zahllosen Menge. Es war ein junges Weib von 21. Jahren, schlank, stattlich, schön, trotz aller Leiden, die sie ertragen und noch zu erwarten hatte. In ihrem Benehmen zeigte sich nichts von Furchtsamkeit, noch eine Spur von Dünkel oder Frechheit. Sie war ganz in ihr Schicksal ergeben, und außer einer von Zeit zu Zeit wahrnehmbaren Angst,

war es nur die Scham vor der Schande, und eine tiefe, wen auch zu späte Reue, welche sie ihre Blicke zu Boden senken ließ. Man hörte sie viel und lange beten: sie klagte sich in Allem an und sprach nichts zu ihrer Rechtfertigung.

Todtenstille trat ein, als nach dem Trommelwirbel das Urtheil verlesen wurde. Unter den Tausenden, die zugegen waren, gab es sicher keinen einzigen, der nicht mehr oder weniger alle Umstände der Begebenheit gekannt hätte — auch pflegen diese Einzelheiten im Urtheile nicht angeführt zu sein — dennoch schien jeder alles, was sich auf den Vorfall bezog, bis auf die letzte Silbe hören zu wollen, um, wo möglich, zu seinem Troste irgend einen Umstand herauszufinden, welcher das Gewissen der Verbrecherin einigermaßen erleichterte.

Kaum war das Urtheil verlesen und die Unglückliche den Händen des Henkers übergeben, als von zwei entgegengesetzten Seiten aus der Menge zwei Männer hervortraten: der Eine im dürftigsten Bauernkleid, das Gesicht nur von einem Anflug von Bart umsäumt, bleich, heftig erregt vor Angst und Bangen; der Andere in elegantem, feinem blauen Tuchrock mit seidenem Gürtel, einen Kastorhut in der Hand, mit jungem, blühendem Gesicht. Der Erstere stürzte hastig vor zu denen, die von Amtswegen die Verbrecherin umgaben, und schon war er bis zu dieser selbst gedrungen; da traf er auf den Andern, der ihm zuvor gekommen und die Amtspersonen bereits begrüßt hatte. Der arme Jakow (er war es) blieb furchtsam und unschlüssig stehen; er hörte deutlich den sich verbeugenden jungen Burschen im Tuchrock ausrufen: »Um Christi und der ewigen Erlösung willen, Gnade! Ich bin entschlossen, sie zu meinem Weib zu nehmen.« Jakow bekreuzte sich mehrere mal, brach zu gleicher Zeit in ein heftiges Weinen und Lachen aus, und sprach laut vor sich hin: »So also, siehst du!« Daraus trat er wieder ein wenig zurück, so daß ihn kaum Jemand bemerkte. Daria aber hörte nichts, sie stand noch immer da, ohne sich zu rühren, ohne die Augen zu erheben.

Dieses unerwartete Einschreiten eines fremden, jungen Mannes überraschte Alle; die Leute sperrten den Mund auf, man hätte eine vorbeisummende Fliege hören können. Das erste Wort ließ sich halblaut vernehmen. »Thu's nur guter Mensch, nimm sie



getrost, Du wirst es nicht bereuen.« Der Bursche im blauen Tuchrock wurde gefragt, was er wollte; er wiederholte laut und deutlich dasselbe: »Um Christi und der ewigen Erlösung willen, Gnade! Ich bin entschlossen, die Unglückliche zu meinem Weib zu nehmen.« Da erst rauschte es auf wie ein Meer, und Reben, Gebete, Freudenrufe erschütterten die Luft. Keine Mühe blieb auf dem Haupte. Alles bekreuzte sich.

Jetzt ein Wort über den jungen Burschen, der fünf Schritte von Daria entfernt stand, weder bleich noch erregt, noch verzweifelnd, sondern ruhig und heiter in Erwartung der Entscheidung, und, wie es schien, mit der Zuversicht des Erfolges. Es war der Sohn eines wohlhabenden Handelsbauers aus dem benachbarten Kreise. Sein Vater und seine Mutter, die für ihn in einer Weise sorgten, wie es Eltern nichthun sollten, beschlossen zuletzt, ihn mit einer Bürgerstochter zu verheirathen, die auf Grund verschiedener Berechnungen und Kombinationen ihnen gefiel, ihrem Sohne Terenti aber so sehr zuwider war, daß er beinahe ins Wasser gegangen wäre, um sie los zu werden. Vom Vater in Geschäften auf die Messe geschickt, hatte er früher schon von der Begebenheit gehört, welche im ganzen Gouvernement so viel Aufsehen erregte, und nun sah er sich ganz unerwarteter Weise plötzlich der schönen Verbrecherin gegenüber; blitzschnell zuckte der Gedanke durch seinen entschlossenen Kopf: Wie wenn ich unter der Knute weg mir dieses junge Weib holte! Würde sie mir nicht eine treue und gehorsame Gattin sein, und mich bis an den Tod lieben oder doch wenigstens mir zugethan sein? . . . Und dabei thät ich ein gottgefälliges Werk . . . Denn diese Ärmste . . . sieht so eine Missethäterin aus? Der Teufel führte ihre Hand, als Schmerz und Empörung ihren Geist verdunkelten; aber sie hat keinen Theil an dieser Sünde. Ist denn die mir verhaßte, die mein Elend wird, so viel werth als sie? Und jener werde ich nicht entgehen . . . Mit einem ehrlichen Burschen getraut, wird Daria selbst wieder ehrlich; ich werde Niemand erlauben, ihr einen Vorwurf zu machen; ich reise mit ihr fort; mag in Gottes Namen der Vater alles Geld für sich behalten, ich jage nicht danach . . . Dieser Gedanke bemächtigte sich seiner in einem Augenblick dermaßen, daß er sich desselben nicht mehr ent schlagen konnte, und wie mit einem bereits feststehenden

Entschluß drängte er, der Verbrecherin folgend, sich vor. Je mehr er sie betrachtete, desto weniger konnte er es über sich gewinnen, ein Auge von ihr zu verwenden. Als nun der verhängnißvolle Moment eintrat, den er aus der volksthümlichen Überlieferung kannte, wie er sich denn auch auf die ihm in seiner Kindheit mitgetheilten Worte besann, die in solchem Falle an die Amtspersonen zu richten waren — als dieser Moment eintrat, da stockte ihm auf einmal der Athem; muthig trat er vor, und nachdem er sein Vorhaben kundgethan, atmete er wieder frei auf, wie wenn er eine Zentnerlast von sich abgewälzt.

Man erkundigte sich, wo er her sei, ob er etwa verheirathet, oder ein Verwandter der Verbrecherin. Terenti suchte und rief sogleich Zeugen auf; deren Aussage war befriedigend. Die Obrigkeit überlegte und sprach: »Sei's denn in Gottes Namen. Was Gott beschlossen hat, kann Niemand wenden.«

Der Henker, welcher die durch einen so ungewöhnlichen Zwischenfall von der Strafe befreite Verbrecherin nicht anrührte, mußte jedoch, wie die Sage erzählt, zur Erbauung des Volkes einen Kuntenhieb einer Stute versetzen mit dem Worten: »Thut Buße, Kinder, und betet zu Gott für die Unglücklichen.« Er legte ein Stück Baumrinde auf die Stute, holte aus, theilte mit einem Hieb das Stück Rinde in zwei auseinanderfallende Hälften, und damit war die Schuldigkeit des Henkers gethan.

Auf der Stelle wurde das so unerwartet verlobte Paar zur Trauung geführt. Daria hob während der ganzen Zeit die Augen nicht in die Höhe, und sah weder ihren Verlobten, noch ihren Mann an.

Sie schien noch reicht recht zu fassen, was mit ihr vorging; Terenti sah sie an, lächelte und schwieg. Das Volk lärmte freudig, strömte dem ungewöhnlichen Paare nach, und geleitete dasselbe erst zur Kirche, und dann von der Kirche, wenn auch nicht bis nach Hause, so doch wenigstens bis ans Stadtthor. Von Mehreren wurde ihnen Geld zugeworfen, Terenti aber zog den Hut, dankte freundlich ablehnend, und gab das Geld den Bettlern. Ein fremder Kaufmann ließ sich von dem allgemeinen Jubel so weit hinreißen, daß er dem Volk einen Schmaus bereitete, indem er alle mit Brezeln traktierte, und dabei rief er Hurrah bis zur Heiserkeit und Erschöpfung.

Terenti, der im eigenen Wagen zur Stadt gekommen war, verließ in demselben mit seiner jungen Frau die Stadt. Sie hab noch immer die Augen nicht empor und sprach kein Wort zu ihm. Als sie endlich im freien Felde waren, hielt er das Pferd an und sagte: »Nun, Dariochen, gib mir die Hand. Nicht wahr, wir wollen miteinander leben?« Sie sank ihm zu Füßen, umfaßte seine Knie, und jetzt erst, nach langer unerträglicher Pein, brach sie in Thränen aus.

Terenti hob sie mit Gewalt auf.

— »Das Alte muß vergessen sein«, sagte er, »wir fangen ein neues Leben an, wie wenn wir heute erst miteinander zur Welt gekommen wären . . . Aber wo fahren wir nun hin, Dariochen? Nach Hause kann ich nicht, ob mich meine Eltern jetzt annehmen, weiß Gott; in Jahr und Tag werden sie sich wohl erbitten lassen, aber jetzt kann ich nicht zu ihnen. Fahren wir nach Deinem Dorfe zu Deinen Eltern, geht das?

— Warum nicht! sagte Daria, fest und muthig ihrem Manne ins Gesicht blickend. In Gottes Namen laß uns hinfahren.

Den Empfang vonseiten des Schwiegervaters und der Schwiegermutter kann man sich schwer vorstellen. Sie saßen daheim im Dorfe in tiefster Betrübniß, wohl wissend, was jetzt in der Stadt geschah. Plötzlich fährt ein Wagen in den Hof. Sie blicken auf, sehen hin und trauen ihren Augen nicht . . . Ein junger Mann im Tuchrock, mit seidenem Gürtel und Kastorhut, bringt nach dem unglücklichen, mit Schande bedeckten Hause der alten Leute ein junges Weib . . . und dieses Weib ist — ihre Tochter!

Lange konnten die Alten keine Fassung gewinnen, kein Wort herausbringen, obwohl die Tochter schon zu ihren Füßen lag, und der junge Mann, nach tiefer Verbeugung, grüßend da stand, und sie um ihren Segen bat. Als die Alten endlich zu sich kamen, fielen sie Terenti zu Füßen, der in seiner Verzweiflung die sich versammelnden Leute zu Hilfe nehmen mußte, um die Alten emporzurichten, und sie auf die Bank zu setzen.

Terentis Eltern ließen ihn zwei Jahre nicht vor die Augen. Er aber ergriff inzwischen zum Pflug, und arbeitete beim Schwiegervater; auch Daria machte sich in früherer Weise an die Arbeit, und die ging ihr trefflich von statten. Endlich, als Terenti's Vater erkrankte und sich dem Tode nahe glaubte, wünschte er mit

seinem Sohne und seiner Schwiegertochter sich auszusöhnen. Es wurde nach ihnen geschickt, und kaum hatten die Alten Daria gesehen und sie einigermaßen kennen gelernt, als sie sich lieb gewannen und sich nicht mehr von ihr trennen wollten. Daria aber soll eine so musterhafte Frau und Tochter gewesen sein, daß sie noch jetzt, wo diese Begebenheit sich nur als dunkle, alte Sage erhalten hat, in jenen Gegenden allen Frauen und Bräuten als Vorbild hingestellt wird.

(Aus der »Nordischen Revue« von Wolfsohn.)

- E n d e -

# Ein russisches Familiendrama.

Sonntag, den 31. Dezember 1865.

Die zivilisierte Welt erfährt von den Vorgängen im russischen Reiche nur äußerst spärliche Thatsachen, denn die Preßzustände im Reiche des Czaren gestatten keine unliebsamen Enthüllungen und dasjenige was gesprächsweise mitgetheilt wird, wird je nach dem Partei-Standpunkte, mehr oder wehniger gefärbt weiter verbreitet. Eine unparteiische Berichterstattung über russische Zustände und Ereignisse wird daher jedem Gebildeten willkommen sein. Die nachfolgende Schilderung gehört dazu, sie ist einer vertrauenswürdigen Quelle entlehnt und läßt einen tiefen Einblick thun in den Gührungsprozeß, in dem sich Rußland noch heute befindet. (Aus der »Ost-Deutschen Post«, der die Verbürgung der schrecklichen Erzählung überlassen bleiben muß.)

In dem Dorfe Lakno, ungefähr 20 Werst von Moskau entfernt, lebte im Jahre 1862 der Graf Teschnikow, der seine zahlreichen Seelen in einer Weise terrorisierte, daß er wie ein Ungeheuer von Allen gefürchtet ward. Graf Teschnikow hatte acht Söhne, welche sämtlich auf jenem Schlosse lebten und im Geiste ihren Vaters erzogen wurden. Die jungen Grafen überboten sich in allerlei Ruditäten, jeder einzelne übte das Faustrecht nach seinem Ermessen; so hatten denn die Unterthanen des Grafen Teschnikow an Tyrannen keine Noth. Nur der jüngste seiner Söhne, Graf Olaf Teschnikow hatte nichts von dem wüthenden Elemente seiner Familie an sich; er war ein stiller, in sich gekehrter junger Mann, dem das ernste Studium besser gefiel, als das wilde Leben seiner Brüder; er war sanft, weichherzig, eine wahre Mädchennatur.

Als die Regierung den Ukas dekretierte, welcher nach einem gerechten Modus die Leibeigenschaft der Bauern aufhob, ging Graf Teschnikow in die Reihen der Opposition über, d. h. er erklärte in den Adels-Versammlungen, daß er mit aller ihm zu Gebote stehender Macht den Plan der Regierung zu vereiteln trachten werde, und wenn es ihm nicht gelingen sollte, so werde er alle »Seelen« eher vernichten, bevor sie die ersehnte Freiheit erlangen würden. Von diesem Tage an mußten die Bauern von Lakno nie gekannte Martern erdulden. Auf dem Marktplatze des Dorfes wurde eine sogenannte Exekutionsglocke angebracht; so oft ein Leibeigener gezüchtigt werden sollte, wurde diese Glocke geläutet; das war das Signal, daß sämtliche Einwohner, ohne Unterschied des Geschlechts und Alters, auf dem Platze erscheinen sollten, um Zeugen der Abstrafungen zu sein. So gab Tage, an welchen zehn- bis zwanzigmal das Glockenzeichen zum Entsetzen der geängstigten Bevölkerung erdröhnte. Ein Schreiber las der versammelten Menge das Vergehen des zu Züchtigenden vor; dieser hörte es mit an; hierauf wurden ihm Hände und Füße gebunden, der Rücken entblößt. Während dieser Prozedur mußten die Zuschauer niederknien und ein Gebet murmeln; nachdem dies geschehen war, begannen die Henkersknechte auf das wehrlose Opfer so fürchterlich mit der Knute loszuschlagen, bis dasselbe bluttriefend zusammenbrach. Es gab in Lakno mit seinen 10.000 Seelen nur wenige welche nicht schon in irgend einer Weise die Ungnade ihres Oberherrn in entsetzlicher Weise gefühlt hatten; zu diesen Unglücklichen zählte der Greis Simonowitsch, dessen Biederheit und Rechtlichkeit ihm die Achtung aller erworben hatte. Simonowitsch war durch 25 Jahre Soldat gewesen, hatte sich im Kaukasus durch seine Tapferkeit ein Ehrenkreuz erworben und war dadurch, wenn auch noch Leibeigener, dennoch in eine bevorzugte Stellung eingetreten. Simonowitsch hatte eine sechzehnjährige Tochter, die er zärtlich liebte und deren Schicksal ihm unter den bevorstehenden Verhältnissen ernste Sorgen machte. Während die anderen Leibeigenen ihre Sorgen und Gedanken, wenn sie solche hatten, in Branntwein ersäuften, war Simonowitsch ein äußerst mäßiger und nüchterner Mensch, der im Wirtshaus sich nur selten blicken ließ, und wenn er daselbst erschien, nahm er den Ehrenplatz ein

und erzählte den versammelten Dorfgenos­sen von seinen Kreuz- und Querzügen durch die Welt, von Italien und Frankreich, von Suwarow und Pastkiewitsch, von Bonaparte und den Janitscharen. Die Anderen hörten ihm aufmerksam zu, sie sahen in Vater Simonowitsch einen Gelehrten, der den Popen um viele Fuß überragte. Graf Teschnikow erblickte in dem alten Soldaten einen Propagandamacher, der in die Bauernschädel ein gefährliches Element pflanzte, und wiederholt verwies er ihm das Erzählen, aber Simonowitsch kam fast unwillkürlich immer wieder auf seine Lieblings themata zurück. Graf Teschnikow erwähnte eines Tages an der Tafel in Gegenwart seiner Söhne, daß er sich demnächst genöthigt sehen werde, an Simonowitsch wegen Insubordination ein Exempel zu statuieren, und war nicht wenig erstaunt, daß zwei seiner Söhne und zwar der älteste, Graf Peter, und der jüngste, Graf Olaf, den Bauer in Schutz nahmen. Es war noch nie vorgekommen, daß Graf Peter irgend einen Bauer in Schutz nahm; das mußte etwas zu bedeuten haben; von dem jüngeren, den der alte Graf spöttisch den »Professor« nannte, war derlei philanthropischer Schutz zu erwarten, aber von seinem unversöhnlichen Peter nahm ihn das sehr Wunder.

Das Räthsel war bald gelöst; eines Abends erfuhr es der alte Graf aus dem Munde Olaf's selbst, daß dieser »das süße Täubchen« Czerwenka, die Tochter des verständigen Bauerns, heiß und treu seit lange liebe und ernstlich an eine Heirath dachte. Diese Erklärung erfolgte im Schloßhofe.

»Ich weiß nun Alles!« rief der Graf dann lachend. Mein Junge! Ich habe nichts dagegen, wenn du die Mädchen wohl leiden magst. Ich war nicht besser, als ich jung war; aber was du dir da in den Kopf gesetzt, von ernsten Absichten, das sieht dir »Professor« ähnlich. Ich glaube gar, der alte Spitzbube, und Millionenrebell von einem Simonowitsch hat es darauf angelegt, mich lächerlich zu machen. Beim heiligen Jsaak, dem Hunde will ich seine rebellischen Gedanken austreiben! Jetzt geht zu Bette, und »Professor« trink einen Tschai, damit du morgen keinen Schnupfen hast und nichts versäumtest. Lakno soll morgen eine Komödie zu sehen bekommen, wie man sie seit dem Brandt des hl. Kremel nicht gesehen. Graf Teschnikow schritt mit seinen riesigen Hunden in das Schloß. Olaf mußte ihm auf dem Fuße

folgen. Seminowski bekam den Auftrag, den jungen Herrn während der Nacht zu bewachen, daß er sich aus dem Schlosse nicht entferne. Um 8. Uhr wird der Millionen-Rebell Simonowitsch hierher gebracht, um neun Uhr wird die Exekutionsglocke geläutet; man fängt nicht eher zu knuten an, als bis ich auf dem Plane erscheine; keine Seele darf fehlen, selbst die Kranken müssen heraus und versteht sich von selbst, das Mädchel muß dabei sein, denn nach Umständen, wenn es nicht gesteht, wird es auch geknutet. Das soll ein Festtag werden, wie seit dem Brandt des hl. Kreml keiner im heiligen Reiche des Czaren gesehen wurde. Derart lautete der Auftrag des Grafen. Graf Olaf sank, von Fieber durchschauert, auf sein Bett; er brachte eine schlaflose Nacht zu; er mußte, daß sein Vater sein Wort in fürchterlicher Weise zu halten wisse.

Mit dem Glockenschlage 8 Uhr erschien Simonowitsch im Schlosse. Graf Teschnikow empfing ihn in der geräumigen Halle, von seinen sieben Söhnen umringt, den jüngsten hatte er absichtlich ferngehalten.

»Mein Sohn«, so rief der Graf, als Simonowitsch eintrat, da siehe den Hund an, diesen räudigen, elenden Maulesel, und richte selbst. Der Mensch hat sich in den Kopf gesetzt, daß seine Tochter meine Schwiegertochter werde, ha, ha, ha! Was verdient der Hund? Graf Peter, ich frage Dich, und beim heiligen Isaak, Du sollst reden vom Herzen weg.

Väterchen, Ihr irrt Euch, so ernst nahm der Mann die Sache nicht, er ist ein Leibeigener, sein Kind ist es auch, er weiß, daß sein Kind Dir, o Väterchen gehört, mithin auch mir durch Deine Gnade, daß ich mit demselben machen kann, was mir beliebt. Das Mädchen hat mir gefallen, und mehr darf ich nicht sagen, das verbietet die Ehrfurcht vor meinem gestrengen Vater.

Daß Du besonnen bist, daran habe ich nicht gezweifelt; aber der Olaf, der Gelbschnabel, hat sich in den Kopf gesetzt, denke Dir die Thorheit, das soll sein Weib werden.

Sein Weib? rief Peter erstaunt. Was untersteht sich der Junge, wo ich liebe, zu begehren?

Danach frage ich nicht, versetzte der Graf, was soll mit dem da geschehen?



Väterchen, wenn ich Herr wäre, ich ließe ihn hängen.

Und das Mädchen?

Väterchen, das Mädchen ließe ich peitschen, vorausgesetzt, daß es solch dummes Zeug sich in seinen Kopf setzt.

Gut gesprochen, mein Sohn, erwiderte der Graf. Du sprichst wie ein echter Teschnikow, in Deinen Adern fließt unverfälschtes Tatarenblut. Jetzt rede, Du Hund, was weißt Du zu Deiner Rechtfertigung zu sagen?

Simonowitsch stand kerzengerade. Er hatte das Haupt stolz emporgerichtet, seinen Herrn angehört, seine Brust schmückte das Ehrenkreuz er war ein Mann, wie zum Herrn geboren.

Herr! erwiderte er, mich hat nie danach gelüsten in Eure Verwandtschaft zu treten, im Gegentheil, ich habe geschworen, denjenigen zu erwürgen, der mein reines, unschuldiges Kind zu berühren wagte.

Das hast Du gewagt, da Du wußtest, daß meine Söhne Dein Kind würdigen, von ihnen geliebt zu werden?

Herr! das habe ich, erwiderte Simonowitsch. Gott hat mir mein Kind gegeben, er allein kann es mir nehmen, ich will es, wenn es von mir verlangt wird, unbefleckt in seine Hände geben.

Weißt Du, was Du verdienst? rief der Graf, glühend vor Zorn, Du hast Mordgedanken gegen Deine Herren im Schilde.

Nur dem Verführer habe ich den Tod zgedacht.

Bindet den Hund, rief der Graf.

Herr! ich trage das Ehrenzeichen des Czaaren auf der Brust.

Reißt es ihm herunter, kreischte der Herr.

Simonowitsch mußte der Übermacht weichen, er ließ mit sich Alles geschehen.

Da erdröhnte die Exekutionsglocke. Auf dieses Zeichen stürzte Graf Olaf herbei, warf sich seinem Vater zu Füßen, beschwor ihn, den Greis zu schonen, der nichts verbrochen.

Ein Fußtritt des erbitterten Vaters war die Antwort, die er dem flehenden Sohne gab.

Simonowitsch wurde auf die Straße geschleppt. Auf dem Markte standen die »Seelen«, um Zeugen der furchtbaren Exekution zu sein.

Drei der angesehensten Bauern (Miko, Warba und Szentow) näherten sich dem Grafen, um fußfällig für ihren Kameraden um Gnade zu bitten; sie umfaßten die Kniee des Herrn, hoben die Hände gefaltet empor, die Versammelten unterstützten ihre Bitten. Der Graf versetzte den Flehenden Fußtritte, hetzte seine Hunde auf sie und befahl, dem Simonowitsch den Rücken zu entblößen. Es geschah, wie er befahl; Simonowitsch ließ Alles über sich ergehen. Nun ließ er die Tochter des Unglücklichen herbeirufen. Czerwenka trat vor, das Haupt in ein schneeweißes Tuch gehüllt, das jugendlich anmuthsvolle Antlitz hatte einen Ausdruck voll tiefen Kummers. Gras T. weidete sich an der Seelenangst des Kindes. Eben wollte er an die Geängstigte Worte richten, als Seminowski bleich und verstört herbeistürzte, und seinem Herrn zurief:

Beim heiligen Jesus, Herr! Es ist ein Unglück geschehen, Gras Olaf hat sich soeben erschossen; er ist eine Leiche.

Der Gras war bei dieser Nachricht wie vom Donner gerührt, sein Gesicht hatte seinen schmerzlichen Ausdruck, mit Mühe nur vermochte er seine Rührung zu verbergen, und als das Sterbeglöcklein seine Klagehöne weithin erschallen ließ, die Massen die Häupter entblößten und knieend für das Heil der abgeschiedenen Seele beteten: als der Vater das von dieser Schmerzensnachricht in sich zusammengebrochene Kind vor sich erblickte, kam eine Thräne in sein Auge.

Wer diese Thräne sah, hoffte aus Gnade; doch kaum war sie getrocknet, da erwachte der Ingrimme des Wolfs in seiner Brust. Der Schurke Simonowitsch ist an dem Tode meines Jüngsten Schuld. Knutet ihn.

Kaum, daß dieses Wort gesprochen wurde, fielen Hiebe wie ein Hagel auf den entblößten Rücken.

Da rief Miko, der Bauer: Wer zu Gott hält, hält zu mir! stürzte sich auf den Grasen, warf ihn zu Boden, und ehe es verhindert werden konnte, zerschmetterte er sein Haupt mit einem bereit gehaltenen Schmiedehammer.

Es entstand ein furchtbares Gewirr, es regnete Steine. Die feigen Schergen flohen, Graf Peter, welcher der Wuth der Masse Stand hielt, wurde verwundet hinweg getragen. Die Sturmglocke heulte durch das Dorf.

Simonowitsch, seiner Fesseln entledigt, ward der Führer der von Wuth und Branntwein berauschten Massen, fünfhundert bewaffnete Leibeigene stürzten sich aus das Schloß Teschnikow plünderten es, und als die Nacht hereinbrach, stand das Schloß in Flammen, die Rache der Leibeigenen hatte es in Brand gesteckt. Ein Steinhauften bezeichnet die Stelle des einst so stolzen Grafenschlosses.

Von den acht Söhnen des Grafen Teschnikow ist nur einer am Leben geblieben, die anderen fielen als Opfer der Volkswuth.

Hundertfünfzig Angeklagte standen in den ersten Tagen des Monats Januar laufenden Jahres vor dem Gerichtshofe zu Moskau, wegen Meuterei, Aufruhr Mordes, Brandes und öffentlicher Widersetzlichkeit angeklagt, unter ihnen war Simonowitsch. Letzterer wurde freigesprochen, doch die lange Kerkerhaft und gefährlichen Brandwunden haben ihn sehr heruntergebracht, so daß er sich wohl seiner Freiheit nicht lange mehr erfreuen wird.

Die 149 Meuterer wurden in die Quecksilber-Bergwerk Sibiriens verbannt.

- E n d e -

# Der Chorknabe.

Erzählung von Karl Hiemer.

Sonntag, den 25. August 1861.

**E**in spanischer Geistlicher, Jago Praboucio war auf dem Rückweg von Burgos in seine Gebirge begriffen, wo er in der Nähe des Städtchens Mirandabel-Ebro eine kleine Pfarrei versah. Er ritt langsam seines Weges, über eine Aufforderung nachsinnend, durch welche alle Einwohner der Provinz gemahnt wurden, der Polizei bei der Verfolgung eines gewissen Menschen an die Hand zu gehen, der sich bei einer Verschwörung zum Umsturze der bestehenden Verfassung betheiliget haben und in der Nähe seiner Pfarrei Aufenthalt sollte. Der Geistliche dachte menschlich und war von den wahren des Evangelismus durchdrungen. Er beklagte das Loos des Geächteten. »Der Mensch, auf den man hier Jagd macht«, sprach er bei sich selbst, »wie auf ein Stück Wild ist vielleicht nicht einmal des Verbrechens schuldig, dessen man ihn bezichtigt. Und überdies, ich will auch den Fall setzen, er sei dessen schuldig, ist es nicht Streife genug für ihn von Feld zu Feld und von Schlucht zu Schlucht umherzuirren, entblößt von Allem, entfernt von seiner Familie, von seinen Freunden, unter Entbehrung aller Art, und keinen Augenblick sicher vor dem Arme des Henkers«?

Während er sich diesen Gedanken hingab, brach mit einem Male ein Wolf von ungemeiner Größe aus einem Dickicht und verfolgte den herrenlosen Reiter. Praboucio spornte sein Pferd zu schnelleren Laufe, aber der Wolf hielt gleichen Schritt mit demselben. Der Reiter war jeden Augenblick einer Angriffes gewärtig. Aber es hatte fast den Anschein, als ob das Thier sich nicht an Roß und Mann zugleich wagen wolle, und auf irgend einen Zufall lauere, welche sie voneinander trennen würde, oder

eine jener Schwierigkeiten des Terrains abwartete, die in den Gebirgländern so häufig vorkommen: eine Stelle, die den Retter nöthigen würde, den Fuß auf den Boden zu setzen. Dieser beängstigte den Geistlichen dermaßen, daß er mit all seiner Anstrengung um so weniger fest im Sattel saß, und auf sein Pferd selbst machte die gefährliche Nachbarschaft einen so lähmenden Eindruck, daß es bei jedem Schritte strauchelte. In dieser Verfassung kamen die drei an den Rand eines Waldstromes. Der Wolf übersprang denselben mit einem Satze und blieb auf dem jenseitigen Ufer stehen, als erwarte er seine Reisegefährten. Aber Praboucio benutzte die Gelegenheit, sein Pferd umzuwenden, um Zuflucht in einer der zerstreuten Gebirgshütten zu suchen. Er war jedoch nicht der geübteste Reiter und seine Märe so erschrocken wie er selbst. Die Schwenkung wurde nicht mit der erforderlichen Gewandtheit ausgeführt und das Pferd stürzte. Der Wolf übersprang den Wildbach abermals und war eben im Begriff sich auf seine Beute zu werfen, als eine Büchse knallte und der Verfolger todt zu den Füßen des Geistlichen niedersank. Er wußte nicht, ob der Schuß, der ihm so eben von dem reißenden Thiere befreit hatte, von der Hand eines Freundes gefallen war, oder ob er sich eines neuen Angriffs zu gewärtigen habe; denn er befand sich in einem verrufenen Engpasse zwischen den Bergen, die kaum einen Durchgang von zwölf Fuß Breite frei ließen. Seine Besorgnisse verdoppelten sich, als er eines Menschenkopfes gewahr wurde, welcher geheimnißvoll aus der tiefe einer Schlucht auftauchte und Beobachtungen anzustellen schien. Praboucio von seinem Falle betäubt, fühlte, daß er ohne Beistand nicht wieder zu Pferde steigen, folglich auch den schlechten Absichten dieser Person, wenn sie solche gegen ihn hatte, nicht entgehen könnte; er fand es für das Gerathenste, sich auf gut Glück mit lauter Stimme also vernehmen zu lassen:

»Wer Sie auch sein und in welcher Absicht Sie diesen Schuß gethan haben, ich ersuche sie sich offen zu zeigen. Wenn Sie mir ans Leben wollen, es ist in Ihre Hand gegeben; wenn aber nicht, so danke ich Ihnen dessen Erhaltung; treten Sie näher, empfangen Sie auch meinen Dank und setzen Sie Ihrem Liebedienst die Krone auf, indem Sie mir wieder aufs Pferd helfen«.

Auf diese Aufforderung trat der geheimnißvolle Träger jenes Kopfes langsam und mit sichtbarem Widerstreben und seinem Schlupfwinkel hervor und näherte sich dem Geistlichen mit vorgehaltenem Gewehre, als wäre er darauf gefaßt, bei dem geringsten Zeichen von Gefahr sich desselben zu bedienen. Die Kleider hingen ihm in Lumpen vom Leibe und in seinen Gesichtszügen lag der Ausdruck von äußersten Mißtrauens. »Ist es wahr«, fragte er den Priester, »können Sie Ihre Reise wirklich nicht ohne meinen Beistand fortsetzen? Oder legen Sie mir bloß eine Falle, um mich zu locken? — »Eure Falle demjenigen, der mir so eben das Leben gerettet hat?« rief Praboucio; »denn ich sehe jetzt, daß ich es Ihnen danke! Gott bewahre mich davor! Was kann Ihnen einen solchen Argwohn beibringen?« — »Sind Sie ohne Waffen?« fragte der Unbekannte. — »Wenn ich Waffen hätte«, erwiderte der Priester, »würde ich selbst den Versuch gemacht haben, mich von diesem gefährlichen Thiere zu befreien. Treten Sie ohne Furcht näher, wer Sie Euch sein mögen. Des Himmels Fluch falle auf mich, wenn ich je vergesse, was ich Ihnen zu danken habe«.

Völlig beruhigt stellte der Mann des Gebirges seine Büchse nieder, ging auf das Pferd zu riß es in die Höhe, brachte sein Geschirr wieder in Ordnung, und schickte sich an dem Geistlichen in den Sattel zu helfen. Praboucio war seinem Retter bei diesen Bewegungen mit dem Blicke des aufmerksamsten Beobachters gefolgt. Plötzlich nahm seine Miene den Ausdruck verstimmender Uebersaschung an, aber kein Wort trat über seine Lippen. Im Begriffe wegzureiten, bot er dem Unbekannten seine Börse. Er schlug sie aus. »Nehmen Sie, nehmen Sie«, drängte der Geistliche bedeutsam, »und bedienen Sie sich Ihrer zur Befolgung des Rathes, den ich Ihnen geben muß. Sie haben mir das Leben gerettet, wenn Ihnen etwas an dem Ihrigen liegt, verlassen Sie die Gebirge, verlassen Sie ganz Spanien. Möchte der Himmel mein Gebet erhören, Sie nicht wiederzusehen«!

Der Fremde betrachtete ihn aufmerksam und fragte, für wen er ihn halte. Statt einer Antwort zeigte ihm Praboucio ein Panier, das er aus seiner Briefftasche zog. »Das Signalement Morellos«, erwiderte der Fremde gleichgültig. »Vielleicht finden Sie einige Ähnlichkeiten in meinen Zügen mit den seinigen, was Sie irre

führt«. — »Sehen Sie hier«, fuhr der Geistliche fort, ihm die öffentliche Aufforderung der Polizei vor die Augen haltend; »in allen Pfarrein dieser Berge werden die strengsten Nachforschungen angestellt«. — »Ich wiederhole Ihnen, es bezieht sich nicht auf mich«, erwiederte der Unbekannte. — »Ich wünsche es von ganzer Seele«, versetzte Praboucio mit einer Miene, welche deutlich genug verrieth, wie wenig Glauben er seiner Versicherung schenkte. »Sei dem, wie ihm wolle, man behauptet, Morello halte sich in der Umgegend verborgen; wenn Sie ihn treffen, sagen Sie ihm im Namen der christlichen Liebe, Jago Praboucio beschwöre ihn, so schnell als möglich zu fliehen. Wenn er einer Geldhilfe hierzu bedarf, so kenne ich jemand, der sie ihm auf den ersten Wink verabfolgen lassen wird«.

Der Priester spornte sein Pferd und er war seinem Retter bald aus dem Gesichte. Er hatte, so sehr sich derselbe auch immer verleugnet hatte, nur zu deutlich den Unglücklichen erkannt, zu dessen Verfolgung auch er aufgefordert war. Diese Aufforderung hatte ihn schon vorher geschmerzt, nun, als er dem Manne sein Leben dankte, den er verfolgen sollte, schmerzte sie ihn doppelt. Er versenkte sich in diese Gedanken, als melodische Töne an sein Ohr schlugen, welche das Wiesenplätzchen durchhallten, in das er in diesem Augenblicke einbog. Es war die Stimme eines Kindes, aber eine so musikalische, so reine, so volltönende Stimme, daß Praboucio, der für die Tonkunst schwärmte, voll Entzücken Halt machte, um zu lauschen. Der Sänger, welchen Praboucio gehört hatte, war ein Knabe, welcher halbnackt im Kreise einer Ziegenherde saß. Der Geistliche näherte sich demselben und richtete ein paar Fragen an ihn über sein Alter und seine Verhältnisse.

»Ehrwürdiger Herr«, antwortete der Hirtenjunge, ein schwarzes Auge zu dem Geistlichen aufschlagend, woraus eben soviel Gemüth als Geist sprach, »ich zähle nun 12 Jahre und nenne mich Stefano; ich bin eine arme Weise im Dienste eines Bauern, dem ich seine Ziegen zu hüten habe«. — »Gut«, versetzte Praboucio, »wenn Du nach etwas Höherem strebst, ich will Dich zu mir nehmen. Die Natur hat Dich mit einer schönen Stimme begabt; wenn sie ausgebildet würde, Du könntest Dein Glück in der Welt machen. Ich verstehe so viel von der Tonkunst, daß ich

Dir die Anfangsgründe derselben beibringen kann. Ich will Dich zunächst zum Chorknaben in meiner Kirche machen«. — »Wozu soll mir das nützen, wenn ich groß sein werde«? fragte Stefano. — »Wie gesagt, Dein Glück zu machen«, antwortete der Geistliche. »Ein guter Sänger verdient sich oft ungeheure Summen«. — »Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als reich zu werden«, erwiderte Stefano. »Indessen möchte ich hier im Lande bleiben, ich liebe das Gebirgsleben«. — »Meine Pfarre ist nur eine halbe Stunde von hier entfernt«. — »Aber ich werde bei Ihnen nicht mehr alle Tage umherstreifen dürfen, wie ich es jetzt mache; Sie werden mich an den Schreibtisch fesseln, und ich werde den ganzen Tag über den Büchern sitzen müssen, wie die Knaben meines Alters, welche studieren sollen«. —

»Du wirst allerdings lernen müssen, wenn etwas aus Dir werden soll. Aber ich gönne Dir dann auch Deine Erholungsstunden. In denen kannst Du umherstreifen, wie Du immer willst, nur darfst Du nichts Böses thun. Bist Du mit diesem Vorschlage einverstanden«? — »Lassen Sie mir Zeit, darüber nachzudenken«, erwiderte Stefano; »ich muß ohnedies auch meinen Dienstherrn zuvor um seine Genehmigung bitten. Es sind gar wackere Leute und sie thun viel an mir«.

Der Geistliche gewährte die Bedenkzeit und ließ sich nach dem Hause des Dienstherrn führen. Er fand denselben im Kreise seiner Familie am Mittagessen. Die Leute gehörten nicht zu seiner Pfarrei, aber sie empfingen ihn mit eben soviel Ehrerbietung als Herzlichkeit. Als er ihnen jedoch von der Ursache seines Besuches sagte, machte ihr freundlichen Lächeln den Mienen der Trauer Platz und ihre Gesichtszüge dehnten sich nach der Länge und Breite. Sie schwiegen, wie Menschen, die sich unangenehm berührt fühlen, aber aus Ehrfurcht nicht reden mögen.

»Was habt Ihr«? fragte Praboucio: »betrübt Euch etwa mein Vorschlag? Wenn Ihr Liebe zu diesem Kinde habt, so solltet Ihr Euch den Looses freuen, das ich ihm biete. Ist es nicht schade, ein solches Talent in dieser Wildniß zu vergraben, wenn es Gelegenheit hat sich auszubilden und sein Glück in der Welt zu machen? Ich gedenke, den Knaben nicht in eine Laufbahn zu bringen, die seinen Sitten Gefahr drohen könnte! Aber ist es nicht billig, die schöne Stimme, welche er vom Himmel empfangen hat,



zur Verherrlichung Gottes anzuhören«?

»Stefano ist Sonntagskind«, erwiderte die Mutter des Hauses; »er verkehrt mit den Engeln, und wir meinen, wenn er nur in unserer Mitte sei, haben wir Glück«. — »Was sagt Ihr da«? versetzte der Geistliche erstaunt, »was führt Euch auf diese Vermuthung? Rühmt sich der Knabe geheimer Offenbarungen«? — »Nein«, erwiderte die Frau; »aber die Thatsachen sprechen dafür; so jung er ist, hat er uns schon Dinge gesagt, die er nur von Engeln wissen konnte«. — »Erklärt Euch näher, ich verstehe Euch nicht«. — »Es sind jetzt drei Monate«, erzählte die Bäuerin, »mein Mann war auf dem Markte; die Sonne war schon untergegangen, er war noch nicht gekommen: wir liefen zu wiederholten Malen auf die Straße und wurden äußerst besorgt, als Stefano plötzlich sagte: »Trocknet Eure Thränen, der Vater ist in keiner Gefahr, er hat nur zu tief ins Gläschen geschaut und schläft nun ruhig in einem Graben, eine gute Stunde von hier. Aber weil er Geld bei sich hat, werdet Ihr gut thun, wenn Ihr ihn vor Tagesanbruch daselbst holen lasset, es möchte sonst jemand des Weges kommen und dem Schläfer seine Geldkatze abnehmen«. — »Woher weist Du solches mein Kind«? fragte ich. — »Das ist gleichgültig«, erwiderte Stefano: »wenn ich's nur weiß und Ihr Euch darnach richtet«. Meine Kinder gingen und fanden den Vater wirklich an dem angezeigten Orte im tiefsten Schläfe . . . Ein ander Mal hatten wir ein Pferd an einen Menschen verkauft, der uns mit Versprechungen hinhielt, statt uns das Geld auf den Tisch zu legen. Wir begannen unruhig zu werden, der geringste Verlust konnte eine Familie zugrunde richten, die gerade nichts übrig hat. Wir mochten aber nicht prozessieren, denn damit kommt vollends gar nichts heraus, besonders wenn man es mit einem pffiffigen Patron zu thun hat. Und so waren wir rathlos. Da sagte Stefano eines Abends zu unserm ältesten Sohne: Euer Schuldner hat das Pferd verkauft, welches er Euch noch nicht bezahlt hat, er soll morgen da und da hinkommen, sein Geld in Empfang nehmen, komme ihm zuvor und rede ihm ins Gewissen, daß er Euch das Geld schulde, welches ihm nun ausbezahlt werde, und wenn er kein ganzer Schurke ist, so wird die Sache zu Eurer Zufriedenheit ausfallen, denn der Käufer des Pferdes ist ein redlicher Mann . . . Wir fragten ihn wieder, wie ein

Kind seines Alters, das seine Zeit mit der Hut seiner Heerde zubringe, solche Dinge in Erfahrung bringen könne. Er antwortete wie das erste Mal, wir möchten uns darüber den Kopf nicht zerbrechen, sondern nur dem guten Rathe folgen, er möge herkommen, woher er wolle. Mein Sohn that es. Er ging zu dem Käufer des Pferdes, erzählte ihm, wie wir Gefahr liefen, um unser gutes Geld zu kommen, wenn er unsern Schuldner nicht zu Lösung seines Wortes anhalte. Der Letztere erschrak nicht wenig beim Anblick meines Sohnes; aber wohl oder übel er konnte nicht umhin seine Schuld zu bezahlen und wir verloren nichts. Dem Stefano haben wir's zu danken.

Solche und ähnliche Vorfälle, welche die Bäuerin erzählte, hatten sie und das ganze Haus überzeugt, daß das Kind ein besonderer Liebling des Himmels sei, und unter so bewandten Umständen konnte sie sich nicht entschließen, sich von demselben zu trennen. Mittlerweile kam Stefano. Sie Bäuerin empfing ihn mit den Worten: »Hier ist ein würdiger Geistlicher, unser verehrter Herr Nachbar, ein Freund unseren Herrn Pfarrers, der will Dich in sein Hatte nehmen. Du würdest es ohne Zweifel besser und leichter bei ihm bekommen, als bei uns armen Leuten; aber lieber könnte er Dich nicht haben, als wir Dich haben. Ich halte Dich wie mein eigenes Kind. Dürfte ich auch von Deiner Seite hoffen, Du habest uns lieb genug, uns den Vorzug zu geben«? — Stefano antwortete, die Augen niederschlagend: »Nie werde ich Euere Liebe vergessen. Aber wenn dieser Herr mich in sein Haus nehmen und mir zwei Dinge gestatten will, die ich verlange, so werde ich wohl mit ihm gehen müssen«. Seine Dienstherrn drangen nicht weiter in ihn, sie zweifelten nicht, daß er nur dem Himmel gehorche, wenn er sie verlasse. Aber tief schienen sie sich darob zu betrüben.

Proboucio fragte den Knaben nach den beiden Bedingungen, die er ihm zu stellen habe. »Die erste ist, wie ich Ihnen schon gesagt habe«, entgegnete Stefano, »daß Sie mich nicht aus diesen Bergen wegnehmen, die zweite, daß Sie mir täglich eine Stunde frei lassen, in der ich gehen kann, wohin ich will, ohne daß Sie mich belauern oder nur fragen. Ich gelobe Ihnen, daß ich auf nichts Böses ausgehe, und daß ich in allem Uebrigen mit der größten Bereitwilligkeit und Unterwerfung zu Ihren Diensten

stehe«. Praboucio wußte nicht, was er denken sollte; aber er ging auf beide Bedingungen ein und empfahl dem ältesten Sohne des Hauses, seinen neuen Chorknaben den andern Tagen zu Ihrer zu bringen.

Am andrer Tage bestieg Praboucio, nachdem er das hl. Meßopfer dargebracht hatte, die Kanzel und begann mit unsicherer Stimme die ihm von seinen kirchlichen Obern zu diesem Behufe eingehändigte Aufforderung zur Verfolgung den unglücklichen Morello zu verlesen. Jedem Spanier war darin verboten, demselben Dach und Fach oder auch nur Brod und Wasser zu geben, und auf das Strengste eingeschärft, der öffentlichen Gerechtigkeit aus allen Kräften dazu behilflich zu sein, daß er lebendig oder todt in Ihre Hände geliefert werde. In der Überzeugung, welche er hatte, daß er dem Geächteten das Leben verdankte, verkündigte der arme Praboucio nur mit dem tiefsten Schmerz einen Erlaß, der ohnedies in so schreiendem Widersprüche mit seiner Herzengüte stand. Aber nicht nur konnte er sich dieser gebieterischen Pflicht unmöglich entziehen, seine Sicherheit nöthigte ihn auch, den Schmerz zu verheimlichen, den ihm die Erfüllung derselben bereitete. Nachdem er geendet hatte, begegnete sein Blick den Augen Stefanos, die mit einem so eigenthümlichen Ausdrucke auf ihn gerichtet waren, daß er in die äußerste Verwirrung gerieth. Es war ihm, als fragten sie ihn, wie er es über sich zu bringen vermöge, einen Unglücklichen der öffentlichen Verfolgung preis zu geben, der ihm Tags zuvor noch den Leben gerettet. Praboucio hatte noch nichts von der Anwesenheit des Knaben gewußt. Stefano war erst während der Messe ins Dorf gekommen, statt das Frühstück, das man ihm mit seinem Geleitsmann vorsetzte, mit diesem zu theilen, sogleich in die Kirche geeilt, und hatte der Vorlesung des verhängnisvollen Ausschreibens mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zugehört.

Praboucio bemerkte bald, daß sein angehender Chorknabe schon früher einen guten Grund gelegt hatte und von höher stehenden Personen erzogen war, als er ihn glauben machen wollte. Aber Stefano war äußerst zurückhaltend über diesen Punkt. Er machte, wie er sich ausbedungen hatte, täglich, bald des Morgens, bald des Abends seinen Ausgang und kehrte nach

Verlauf einer Stunde wieder von demselben zurück. Aber nie ließ er eine Sylbe über diese geheimnißvollen Streifzüge verlauten und erfüllte im Uebrigen seine Pflichten mit der grüßten Gewissenhaftigkeit. Der Pfarrer konnte seine Neugierde kaum bemeistern; aber der Vertrag, welchen er eingegangen, schloß ihm den Mund. Er durfte sich keine Fragen erlauben und Anspielungen fanden höchstens ausweichende Antworten. Die übrigen Dorfbewohner — war es, daß sie sich im Eifer der Neugierde zu früh verriethen, oder daß die Gänge den Knaben kein anderes Ziel hatten, als ihnen die Laune des Augenblicks steckte — sahen ihn in den Felsen verschwinden und wußten nie ausfindig zu machen, wohin er gegangen war; Stefano führte sie jedes Mal irre.

Nachdem die fragliche Polizeiordnung in alten Pfarreien der Umgegend bekannt gemacht war, überboten die Gemeinden einander in Verfolgung des Geächteten. Ein wahres Treibjagen wurde auf Morello angestellt. Vierzehn Tage waren verflossen, seitdem Praboucio in Burgos gewesen war. Da wurde er mitten in der Nacht aus dem Schlafe geschreckt. Heftige Schläge fielen auf seine Hausthür und der Anführer einer bewaffneten Schaar verlangte im Namen des Königs, den Herrn Pfarrer allein zu sprechen. Der Geistliche öffnete. Er erkannte in dem Hauptmanne — so titulierte sich der Anführer — eines seiner Pfarrkinder, einen hartherzigen und böartigen Menschen, mit dem er in bestem Einvernehmen stand, obwohl beide nicht die Formen der Höflichkeit gegen einander beobachteten. Er fragte, was ihn um diese Stunde zu ihm führe. »Das Wohl des Staates ehrwürdiger Herr«, war die Antwort. »Wenn Sie mir behilflich sein wollen, werden wir uns jetzt endlich Morello's bemächtigen, denn er befindet sich eben in Ihrem Hause«. — »Wie ist das möglich«? — »Wir sind ihm seit Einbruch der Nacht auf den Fersen; wir wußten ihn von dem Felsen abzuschneiden, die ihm sonst zum Zufluchtsorte dienten, er sah sich genöthigt, die Richtung nach dem Dorfe einzuschlagen. An der Ecke dieser Häuser verloren wir ihn plötzlich aus dem Gesichte und in demselben Augenblick hören wir ein Fenster öffnen. Ich ließ sogleich Ihr Haus umzingeln und harre nun Ihrer Erlaubniß den Verbrecher zu greifen«.

Der Geistliche erwiderte so gelassen, als ihm noch möglich

war: »Ich habe zu viel Achtung vor den Befehlen der Regierung, um mich deren Vollziehung zu widersetzen, aber dieser Mensch kann unmöglich die Thorheit begangen haben, sich selbst in unsere Hände zu liefern eben sowenig kann ich glauben, daß er unter den Leuten meines Hauses einen Helfershelfer habe«. — »Gott behüte uns vor einem solchen Argwohne«! versetzte der Hauptmann; »aber aus Vergessenheit kann ein Fenster offen geblieben sein und Morello sich dasselbe zu Nutzen gemacht haben«. — »Mein Haus ist klein«, erwiderte Praboucio; »ich will in Ihrer Gegenwart meine Leute examinieren; denn ich muß Ihnen offen sagen, es wäre mir höchst unangenehm, wenn ich um diese Stunde der Nacht Bewaffnete in meine vier Wände einlassen müßte«.

Er rief seine Haushälterin. Sie lege sich nie zur Ruhe, sagte sie, ohne sich mit eigenen Augen überzeugt zu haben, daß sämtliche Zugänge verschlossen seien, und versicherte, daß sie namentlich mit dem Einbruche dieser Nacht Ihre gewohnte Runde gemacht habe. Ein Knecht, der den Garten und Stall zu besorgen hatte, betheuerte, daß er nichts gesehen und nichts gehört hätte und in diesem Augenblicke erst aufgemacht sei. Der Chorknabe schien noch halb zu schlafen und antwortete mit dem Stumpfsinne eines Trunkenen auf die Frage seines Gebieters.

»Sie sehen«, sprach der Pfarrer zu dem Hauptmanne, »daß Sie im Irrthume sind, wenn Sie glauben, Morello hätte sich hierher geflüchtet. Alle Zugänge waren verschlossen und niemand kann dem Geächteten behilflich gewesen sein. Sie müssen den Laut falsch gedeutet haben, den Sie dem Öffnen eines Fensters zugeschrieben. Es ist somit höchst überflüssig, mein Haus einer Maßregel zu unterwerfen, die den Schein auf dasselbe werfen müßte, als gehörten seine Bewohner zu den Verdächtigen. Suchen Sie Ihre Beute anderswo. Wenn ich wüßte, wo ein Feind des Königs zu treffen wäre, ich würde ihn mit eigener Hand festnehmen und der Gerechtigkeit überliefern; aber eine Pfarrwohnung ist ein zu achtungswürdiges Asyl, um es ohne die größte Noth einer Haussuchung zu unterwerfen«.

Der Hauptmann wagte nicht weiter auf seinem Verlangen zu beharren und entfernte sich mit der Erklärung, daß er bis Aufgang der Sonne in der Nähe bleiben werde. Die Gründe des Pfarrherrn

hatten seine Überzeugung, daß Morello in dessem Hause sei, nicht im geringsten zu erschüttern vermocht.

Praboucio las das Mißtrauen und den Ärger aus dem Gesichte des Hauptmanns und konnte sich der Unruhe nicht erwehren, die in ihm rege wurde; denn er fürchtete selbst, Morello möchte wirklich in größerer in größerer Nähe sein, als ihm lieb wäre, und diese Furcht war der Grund gewesen, aus welchem er sich so hartnäckig der Durchsuchung seines Hauses widersetzt hatte. Es wollte ihn zu hart bedünken, einen Menschen, dem er das Leben verdankte, unter seinen Augen und in seinem eigenen Hause festnehmen zu sehen. Er konnte es zwar nicht begreifen, wie es ihm möglich gewesen sein sollte, hereinzukommen. Aber wie weit geht nicht die Verwegenheit eines Unglücklichen, dem es die Rettung seines Lebens gilt! Auf der andern Seite hatte der Priester alles von der Gerechtigkeitsfliege zu befürchten, wenn ihm nachgewiesen wurde, daß er einem Verbrecher Herberge gegeben, den sie verfolgte. Solche Betrachtungen waren nicht sehr geeignet, ihm den so unsanft unterbrochenen Schlaf zurückzugeben. Er erhob sich nach dem Rückzuge der Freischaar zum zweiten Male von seinem Lager, um die Haussuchung in eigener Person, aber in aller Stille vorzunehmen. Auf den Zehen und ohne Licht schlich er zu seinem Zimmer hinaus und hielt das Ohr an jede Thüre. An der Kammer seines Chorknaben angelangt, sah er einen matten Dämmerchein durch die Spalten dringen, und glaubte ein dumpfes Geflüster zu vernehmen. Er blieb stehen und lauschte. Da unterschied er folgende Worte, die von ersticktem Schluchzen unterbrochen waren.

»Nehmen Sie mich mit, ich will Ihr Loos theilen, welches dasselbe auch immer sein mag«. — »Ich kann Deiner Bitte nicht willfahren; ich bin zwar bis jetzt meinen Verfolgern entgangen, aber in jedem Augenblicke kann ich in die Schlingen fallen, die sie mir legen; und da sie mir ans Leben wollen, was würde dann aus Dir werden, armes Kind? Bleibe bei diesem wackeren Geistlichen, trachte nach seinem Wohlgefallen, mit meiner Entfernung fällt alles weg, was ihn gegen Dich einnehmen könnte; denn ich fürchte, Dein geheimnißvolles Gebahren möchte seine Geduld ermüden; er ahnte nicht, daß Du, nur Deinem unglücklichen Vater das Leben zu fristen, eine Freiheit in Anspruch nimmst, welche

man Personen Deines Alters sonst nicht gestattet. Wenn ich nicht mehr hier bin, entdecke ihm die Wahrheit. Der Dienst welchen ich ihm erwiesen habe, wird ihn noch nicht aus dem Gedächtnisse gekommen sein«. — »Ach! denken Sie an die furchtbaren Worte, die er auf der Kanzel wider Sie ausgestoßen! Hat er nicht seine Pfarrkinder unter die Waffen gerufen zu Ihrer Verfolgung«? — »Diese Worte kamen nicht aus seiner Seele, mein Sohn; er verkündigte bloß die Verordnungen seiner Vorgesetzten. Der Untergebene ist nicht sein eigener Herr, er kann sich den Pflichten seines Amtes nicht entziehen, so schwer sie ihm auch fallen mögen. Ich habe allen Grund diesen wackeren Priester für einen wahren Jünger Christi zu halten, dessen Seele voll Nachsicht ist und voll Sanftmuth«.

Praboucio hörte zwar das Gespräch nicht so genau, als es mitgetheilt worden ist, vernahm aber doch so viel daraus, daß der Hauptsprecher Morello war und der Chorknabe sein Sohn von dem er Abschied nahm. Er fühlte einen schmerzlichen Riß zwischen seinem Herzen und seiner Pflicht. So entschied er laut eines Fensters, das mit Vorsicht geöffnet wurde. Er mußte sich zeigen und drückte auf die Thürklinke. Es war geschlossen. »Öffnen Sie, öffnete Sie um des Himmels willen! Ich thue Ihnen nichts zuleide . . . Wenn Sie in dieser Nacht von hier weggehen, so sind Sie verloren, und ich bin mit Ihnen verloren, das Haus ist umzingelt . . . «.

Morello öffnete und sprach zu dem Eintretenden: »Ich bin's . . . Morello . . . Dieses Kind ist mein Sohn«. — »Ich erkenne meinen Retter in Ihnen«, versetzte der Geistliche; »mein heißester Wunsch ist, Ihnen zu vergelten. Darum, ich wiederhole es, verlassen Sie dieses Haus nicht. Bewaffnete lauern auf Sie . . . Warum waren Sie auch so unklug, sich hierher zu flüchten? Warum haben Sie nun den Rath nicht befolgt, den ich Ihnen gegeben habe? Warum haben Sie diesem Lande nicht den Rücken gekehrt«?

»Fragen Sie mich lieber, warum ich Vater sei. Ach, wenn Sie die Liebe und die Unerschrockenheit kennen würden, wovon mir dieses Kind so viele schlagende Beweise gegeben hat, und ohne Unterlaß gibt, seitdem ein Elender mich der Polizei denuncirt hat, daß ich, gehetzt wie ein wildes Thier, mich in Höhlen und

Abgründe verkriechen muß, um den Kugeln meiner Verfolger zu entgehen, so würden Sie begreifen, wie viel es mich kostet, mich von ihm loszureißen. Es ist wahr, ich kann ihn mit mir nehmen ins Ausland, aber meine Güter sind konfisziert, ich sehe nichts vor mir als Elend, und weil mir ein mächtiger Freund Hoffnung macht, daß diese ungerechte Verfolgung nur eine Zeitlang dauern werde, gehorchte ich bis jetzt den Eingebungen meiner Vaterliebe und blieb. Nun aber ist die Gefahr zu hochgestiegen, ich muß fliehen, wenn ich mich meinem Kinde erhalten will. Ich werde mit leichterem Herzen fliehen, wenn ich die Ueberzeugung mit mir nehmen kann, daß Sie ihm Ihr Wohlwollen bewahren werden. So verbrecherisch ich immer auch in Ihren Augen erscheinen mag, seine Unschuld schützt ihn vor jedem Vorwurfe; bilden Sie seine Talente und vollenden Sie seine Erziehung, ich darf trotz des Verbrechens, welches man mir zur Last legt, behaupten, der Knabe hat in meiner Schule einen guten Grund gelegt zur Tugend. In späteren Jahren, wenn er imstande sein wird, sein verlorenes Erbtheil wiederzugewinnen, gestatten Sie ihm, mich wiederzusehen und mir eine Stütze zu werden in meinem Alter. Ohne seinen Muth und seine Geistesgegenwart, ohne die Wachsamkeit seiner kindlichen Liebe wäre ich diese Nacht meinen Feinden in die Hände gefallen. Er ist's, der mir dieses Fenster geöffnet hat«.

Praboucio blickte während dieser Rede halb auf den Vater und bald auf den Sohn mit liebevoller Theilnahme, in die sich lebhaftes Besorgniß für sich selbst mischte. »Wie aber wollen Sie von hier fortkommen«? fragte er. »Diese Elenden haben mich im Verdacht, als beschütze ich Sie, mein Herr und die Polizei ist dermaßen gefürchtet, daß ich meinen eigenen Hausgenossen nicht trauen darf«.

Morello sah kein anderes Mittel zur Rechtfertigung des Priesters, als sich selbst auszuliefern, und sprach eben den Entschluß aus, es zu thun, als Stefano einen Ausweg vorschlug, der die Aufmerksamkeit auf ihn allein ziehen mußte, und ihn bei seinem noch kindlichen Alter nur mit geringer Gefahr bedrohte.

Nachdem Alles gehörig verabredet war, schlüpfte der Knabe durch ein Kellerloch aus dem Hause, sah sich dann einen Augenblick um und sagte, als ob er sich unbeachtet glaubte, mit



halb unterdrückter Stimme, aber doch laut genug, um in der Todtenstille der Nacht gehört zu werden, wie im Selbstgespräche, vor sich hin: »Die Schaar hat sich zurückgezogen, die Nacht ist finster, der Pfarrer und seine Dienstboten schlafen, wohlan, ich will meinen Vater warnen, daß es Zeit sei, seinen Schlupfwinkel zu wechseln . . . Er wäre verloren gewesen, wenn ich ihn in dieses Haus eingelassen hätte«.

Nach diesen Worten, von denen die Späher in Ihrem Hinterhalte keine Silbe verloren, schlug er unter erheuchelten Vorsichtsmaßregeln die Richtung nach den Felsen ein, wo sich Morelle gewöhnlich verborgen hielt, und die Schaar ging in die Falle und folgte ihm. Nicht ein Mann blieb am Pfarrhause zurück.

Stefano hielt von Zeit zu Zeit an, als hätte er einen beunruhigenden Laut vernommen; auch seine Beobachter machten dann Halt; sie waren überzeugt, daß ihnen Morello dies Mal nicht entgehen könnte. Als er sie weit genug vom Pfarrhause weggelockt glaubte, wandte sich der Chorknabe um und schlug den Rückweg ein. Der Hauptmann war der Meinung, er hätte sie entdeckt, und fand es nun für das Gerathenste sich offen zu zeigen. »Knabe«, rief er, »es ist keine Zeit mehr zu Umkehr; wir kennen die Absicht, welche Dich aus dem Hause geführt hat, vorwärts im Namen des Königs«! — »Wer seid Ihr«? fragte Stefano. — »Wir sind beauftragt und der Person Morellos zu versichern und ihn seinen Richtern zu überliefern«. — »So vollzieht diesen Befehl, wenn Ihr es vermöget«, versetzte das Kind; »aber hofft nicht, daß ich meinen Vater verrathe«. — »Das Wohl des Staates kennt weder Vater, noch Mutter, noch Bruder, noch Schwester; wenn der Staat befiehlt, der Staat geht allem vor, man muß ihm gehorchen«.

»Seht Ihr diesen Felsen«? sagte Stefano, »Ihr werdet eher ihn, als mich, dahin bringen, Euch zum Führer zu dienen«. — »Schlagt ihn-nieder, den Wechselbalg«! rief der Hauptmann im höchsten Zorn. — »Sollten Männer den Muth haben, ein Kind zu tödten«, erwiderte Stefano, »weil es seinen Vater nicht in Henkers-Hand liefern will«? — »Bringen wir ihn vor den Alcalde«! sagte ein Mann aus der Freischaar, »der Schmerz um sein Junges wird den Wolf schon aus seinem Schlupfwinkel locken, jedenfalls wird er, wenn er darin bleibt, verhungern«.

»Wenige Augenblicke darnach verkündigte der dreimal wiederholte Schrei eines Nachtvogels dem Chorknaben, daß sein Vater in Freiheit sei und Spanien so schnell wie möglich verlassen werde. Stefano jauchzte in seinem Herzen und ließ sich willig zum Alcalden führen. Dieser stellte alle möglichen Kreuz- und Querfragen an den Gefangenen, ließ ihn aber, wie er sah, daß nicht das Geringste aus ihm herauszubringen war, nach Burgos abführen. Auch dort bewahrte der Knabe nicht nur das Geheimniß seines Vaters, sondern beobachtet auch die strengste Verschwiegenheit in Betreff Praboucio's. Indessen machte sich der würdige Pfarrer, durch den Eifer, mit welchem er die Richter zur Milde gegen Stefano zu stimmen suchte, zuletzt selbst verdächtig. Er wurde vor den Gerichtshof geladen, um mit dem Gefangenen confrontirt zu werden. Praboucio glaubte sich verloren, denn er hielt es für unmöglich, daß ein so junges Blut die Proben alle siegreich bestehen könnte, denen man seinen Chorknaben unterwerfen würde.

Die erste Probe war Einzelhaft bei Wasser und Brot in einem unterirdischen Kerker, der alle Schrecken der Einbildungskraft in sich schloß. Eine solche Behandlung versprach wenig Besseres für die Zukunft; der Arme weinte die bittersten Zähren und flehte händeringend zum Himmel um Aufrechthaltung seines Muthes. Er schmeichelte sich zwar mit der Hoffnung, sein Vater werde bereits außerhalb des Bereiches seiner Verfolgung sein; aber wie leicht war es möglich, daß ihn irgend ein unvorhergesehenes Hinderniß noch in Spanien zurückhielt und zum Rückzuge in seine bisherigen Schlupfwinkel gezwungen hätte! Darum war er entschlossen, lieber zu sterben, als die Sbirren der Polizei dahinzuführen. Man stellte ihn vor das Tribunal. Alles war darauf berechnet, Angst und Entsetzen in die Seele des Gefangenen zu werfen, mochte er Verbrecher sein oder nicht. Todtenstille schwarze Tapeten, ein unermeßlicher Saal, statt von Tageslicht, mit Leichenfackeln erleuchtet; schwarzverhüllte Menschengestalten, seltsam geformte Folter-Werkzeuge, waren die Gegenstände des Entsetzens, welche sich dem Blicke des Chorknaben darboten, als man ihm die Binde von den Augen nahm. Solche Zurüstungen konnten nur die Todes-Vorläufer sein. Der Arme zitterte an allen Gliedern und war einer Ohnmacht

nahe. Hinter einem ungeheueren schwarzen Vorhange, der sich plötzlich öffnete, saßen drei Personen in langen schwarzen Gewändern. Eine derselben nahm mit sanfter Stimme das Wort. Sie rief den Knaben bei seinem Namen und forderte ihn auf, die Wahrheit zu sagen, als stünde er in der Gegenwart Gottes. Stefano stammelte mit bebender Zunge, keine Lüge solle seine Lippen beflecken. »Das genügt nicht, mein Sohn«, versetzte der Richter; »Du mußt auf alle Fragen, welche der Himmel durch unsern Mund an Dich richtet, ohne Umschweife antworten. Du kannst uns Auskunft über einen Verbrecher geben, den wir schon lange Zeit verfolgen«. — »Wenn Sie von meinem Vater sprechen«, antwortete Stefano mit kühnem Muthe, »so kann ich Sie versichern, er ist kein Verbrecher; aber wenn er es wäre, so ist der Sohn nicht Richter seines Vaters«. — »Gott ist auch Dein Vater, gegen ihn hast Du größere Pflichten, als gegen Deinen andern Vater. Abraham opferte dem Herrn seinen Eingeborenen. Bezeichne und also den Ort, an welchem sich Morello verborgen hält, um der Strafe zu entgehen, die sein Verbrechen verdient; bezeichne und seine Mitschuldigen, und wir lassen Dich frei und schützen und stützen Deine Jugend auf alle Art«.

»Wie«! rief das Kind. — »Wehe Dir, wenn Du Dich widerspenstig zeigst gegen die Stimme der Gerechtigkeit«! sprach der Richter mit drohendem Tone. — »Kann mir die Gerechtigkeit zumuthen, meinen Vater Blut zu verrathen«? erwiderte Stefano. — »Wer sagt Dir, daß wir Deines Vaters Blut verlangen«? fragte der Richter wieder mit Sanftmuth; »unser Wunsch ist, ihn schuldlos zu finden und nur damit er sich rechtfertige von dem Verbrechen, welches man ihm zur Last legte, fordern wir ihn vor unsern Richterstuhl«.

Stefano wankte einen Augenblick; aber die Erinnerung an die Todesangst seines Vaters, der allen Schrecken der Wildniß und dem Hunger Trotz bot, um nur seinen Feinden nicht in die Hände zu fallen, sagte ihm, was er von diesem Richterstuhle zu erwarten hätte, wenn er vor ihn gebracht würde. Er ging nicht in die Falle und beobachtete das hartnäckigste Stillschweigen. Die drei Verhüllten boten alles auf, ihm bald über seinen Vater, bald über Praboucio ein Wort zu entlocken. Stefano fürchtete Ihre Gewandtheit wie seine Unerfahrenheit und blieb auf alle Fragen

stumm. Da sprach endlich Ihr Wortführer: »Unglücklicher! Weil Du keine Antwort mehr auf eine sanfte Frage hast, will ich es einmal mit einer unsanften versuchen; ich will das Mittel bei Dir anwenden, das bei allen Tribunalen im Gebrauch ist, die Wahrheit ans Licht zu bringen, wenn sie hartnäckig zurückgehalten wird, die peinliche Frage, das heißt die Folter, verstehst Du mich? Die Folter«! Er klatschte mit den Händen und ein vierschrotiger Bursche von wildem Aussehen, in feuerrothem Beinkleide und weißem Oberhemde, die Ärmel bis hinter die Ellbogen zurechtgeschürzt, in der einen Hand eine Pfanne voll glühender Kohlen, in der andern Stricke und Ketten, trat in den Saal. Das arme Kind stieß einen Schrei aus, warf sich auf die Knie und flehte um Gnade. Aber welche Fragen immer auch noch an ihn gestellt worden, er beobachtete immer dasselbe unerbittliche Stillschweigen. Da ließ man dem Armen Fesseln anlegen und die Augen verbinden. Er sank ohnmächtig nieder; aber er bestand auch die letzte Probe. Man trug ihn in seinen Kerker zurück. Die Richter waren menschlich und beschlossen, ihn freizulassen«, aber einem Geistlichen zur Beaufsichtigung und Erziehung zu übergeben. Ihre Wahl fiel auf Praboucio.

Jahre gingen dahin; die Zeiten wechselten, Spanien ist schon lange das Land der Revolutionen. Eine Revolution trat ein, Morello kehrte in sein Vaterland zurück und kam wider in den Besitz seiner Güter. Der Chorknabe wurde mit der Zeit Kapellmeister an der Hauptkirche von Burgos.

– E n d e –

# Der Goldschmied von Paris.

Sonntag, den 12. November 1865.

## I.

**E**s war am dritten März 1672, als der Polizeikommissär, zwei Münzmeister und der Vorsteher des Goldschmiedewerks, begleitet von vielen Bewaffneten, sich mit einer gewissen Feierlichkeit nach dem schönsten Goldschmiedeladen der Hauptstadt begaben. Dieser richterliche Aufzug hatte die ganze Nachbarschaft in Bewegung gesetzt. Jedermann stand vor seiner Thür und die Bemerkungen Muthmaßungen und Meinungen flogen von Haus zu Haus, von Schwelle zu Schwelle.

Der Besitzer dieses Ladens, der reiche Goldschmied Chouquet, welcher von seinem ersten Gesellen, Philippe Asselin, sofort benachrichtigen daß die Polizei die Gerichtsleute und die Gewerksmeister in seinen Laden eingedrungen, war aus seiner prachtvollen Wohnung herbeigeeilt, und den unerwarteten Besuch zu empfangen. Der Goldschmied, welcher von seinem häufigen Verkehr mit dem Hofe die Moden und die Trachten der feinen Welt angenommen hatte, erschien eingehüllt in einen schönen Schlafrock von rothem Seidenzeug mit silbernen Blumen und begrüßte seine Gäste, die Herren vom Gericht, mit einer trockenen Verbeugung, dagegen die Meister seines Gewerks mit einem wohlwollenden und freundschaftlichen Lächeln.

»Nun, meine Herren«, sagte er laut, »was geht denn vor und was verschafft mir schon so früh die Ehre Ihres Besuches? Bin ich, ohne es zu wissen ein großer Verbrecher geworden? Soll ich heute etwa, nachdem mich gestern der König und die Marquise von Montespan mit Ehren überhäuft, Ihnen etwa in die Bastille,

oder auf eine andere Festung folgen? So reden Sie doch, antworten Sie und machen Sie meinem Zweifel ein Ende«.

Diese Rede, von einem gewissen Stolz und von hochmütigen Blicken begleitet, machte indeß wenig, oder gar keinen Eindruck auf die Richter, denen derartige Szenen in damaliger Zeit nichts Neues waren.

»Mein Herr«, antwortete der Polizeikommissarius, »wir kommen im Auftrage und Namen des Münzdirektors und des Staatsanwalts. Dieser Befehl ordnet die strengste Durchsuchung Ihres Hauses und Ihrer Werkstätte an«.

»Und wessen Vergehens bin ich angeklagt«? unterbrach ihn heftig der Goldschmied.

»Sie sollen falsche Stempel gebraucht und eine große Menge Silberarbeiten in Umlauf gesetzt haben, die keine Steuer und Abgaben an den Staat entrichtet haben; kurz, Sie sollen...«.

»Genug, genug, mein Herr«, unterbrach ihn noch einmal der Goldschmied, indem er eine würdevolle und ernste Haltung annahm, »ich will nichts im Voraus wissen. Thun Sie Ihre Pflicht, meine Herren, was mich betrifft, so fürchte ich nichts, da ich stets die meinige gethan«.

Mit einer leichten Handbewegung lud er darauf den Kommissarius, die Polizeibeamten, die Gerichtsleute und die Abgeordneten der Münze ein, Ihre Nachforschungen zu beginnen. Diese Bewegung war so feierlich und so ergreifend, daß die vierzig Arbeiter in der Werkstätte, welche beim Anblick der Untersuchungskommission, Ihre Arbeit eingestellt hatten, in ein Murmeln voll Verwunderung ausbrachen, in die sie die stumme und doch so majestätische Sprache Ihres Meisters versetzte.

»Verehrter Bruder«, sagte hieraus der Vorsteher des Goldschmiedgewerkes, indem er sich Chouquet näherte, »die Ehre unserer Körperschaft besteht in der Ehre sämtlicher Mitglieder. Erstaunen Sie daher nicht über unsere Gegenwart; durch einen offiziellen Brief des Staatsanwalts von dem Vergehen benachrichtigt, daß man Ihnen gar Last legt, beschlossen wir, uns bei diesem Besuche zu betheiligen, weniger, wie Sie sich denken können, aus Neugierde, als um ein Zeugniß für Ihren Ruf abzulegen, der bis zu diesem Tage rein und ehrenvoll geblieben

ist. Wir wollen die Ersten sein, um Ihre Rechtschaffenheit zu verkündigen, so wie wir die Ersten waren, welche dieses verleumderische Gerücht von Amtswegen erfahren habt, denn wir zweifeln keinen Augenblick, daß alles nur eine bößhafte Erfindung niederträchtiger Feinde ist. Sie sollen in kurzer Frist Schöffe der Stadt werden und da finden wir es ganz natürlich, daß die Aussicht auf diese hohe Würde den Neid und die Mißgunst Ihrer Mitbewerber erweckt hat, die nun kein Mittel verschmähen, daß Ihnen schaden kann. Dazu kommt noch, daß der Magistrat im Voraus von Ihrer Unschuld überzeugt, unserer Gewerkschaft anzeigen ließ, daß die Ceremonie nicht aufgehoben werden durfte, sondern heute Abend auf dem Stadthause Stattfinden solle, die Ceremonie, wie sie wissen, die den Zweck hat, die neuen Schöffen zu erwählen und Treue dem Könige und den Gesetzen des Landes zu geloben«.

»Mein lieber Kollege«, erwiderte hierauf der Goldschmied, »ich bin Ihnen äußerst für diesen Schritt verbunden und ich konnte auch nicht weniger von Ihrem Eifer für die Interessen und die Ehre unserer Körperschaft, so wie von Ihrer brüderlichen Sympathie für mich erwarten. Seit fünfzehn Jahren, wo ich unserer ehrenwerthen Gewerkschaft angehöre, werden Sie mir das Zeugniß geben dürfen, daß ich auch nicht einen Tag aufgehört habe, die allgemeine Achtung zu verdienen. Ich habe die verschiedensten Ämter unserer Korporation bekleidet und ich hatte das Glück, alle rechtschaffenen und vernünftigen Männer zu befriedigen. Heute ernte ich nun die Früchte meines Benehmens und meiner Anstrengungen für die dauernde Eintracht und für die stete Verherrlichung der sechs Körperschaften von Paris. Ich danke Ihnen daher von ganzem Herzen, daß Sie sich diesem gerichtlichen Besuche angeschlossen haben, der nun zur Beschämung meiner Feinde und Ankläger dienen muß«.

Der reiche Goldschmied hatte in der That viele Feinde. Das schnelle Glück, daß er gemacht, die fortwährenden Verbindungen mit dem Hofe und den vornehmen Herren, der Luxus, der in seinem Hause, in seiner Kleidung und selbst in seiner Bedienung herrschte, hatten ihm viele Neider und Gegner erweckt. Er besaß eine einzige Tochter, eben so gesucht wegen Ihrer Schönheit, als wegen Ihrer reichen Mitgift. Die Marquise von Montespan hatte

Ihre Hand zu einer Verlobung der reichen Erbin mit einem Ihrer Stallmeister, den Marquis von Allainval geboten. Dieser junge Kavalier war zwar arm, aber gewandt und konnte, Dank der Protection der allmächtigen Favoritin, zu allem gelangen.

Alles war bereits durchsucht und schon schickte sich der Kommissar und die übrigen Beamten an, sich zurückzuziehen, nachdem sie noch einige schmeichelhafte und entschuldigende Worte an Meister Chouquet gerichtet hatten, als ein Polizeiaгент, ein alter geriebener Knabe der noch im unteren Stockwerke herumstöberte, ein Triumphgeschrei ausstieß und mit gewaltiger Stimme dem Kommissär und seinen Genossen zurief:

»Ich habe etwas gefunden«.

In einer Art von Buffet oder Speiseschrank, der in der Nähe eines Fensters stand, das nach dem Flusse hinausging, hatte der Beamte sechs falsche Stempel gefunden, außerdem fünfzig Barren von Silber, das einen geringeren Gehalt zeigte, ungefähr dreißig bis 40 Pfund schwer und ein nachgeahmtes Siegel der Münze nebst noch anderen Instrumenten, welche zur Fälschung der edlen Metalle dienen konnten.

Bei diesem Anblick verlor Meister Chouquet seine bisherige Festigkeit, eine bleiche Farbe bedeckte seine Wangen. Das junge Mädchen aber wurde ohnmächtig und fiel, wie vom Blitz getroffen, in die Arme Ihres Vaters.

»Nehmt ein Protokoll auf«, schrie der Goldschmied, indem er sich zu Fanchette niederbeugte, »ruiniert mich, entehrt mich, ganz wie es Euch beliebt, aber laßt mich nun für mein Kind sorgen. Vor allen Dingen bin ich jetzt Vater und nicht Kaufmann«.

»Sie werden nicht ruiniert sein, mein Meister schrie plötzlich eine Stimme, »Sie sollen nicht entehrt werden, denn der wahre Schuldige wird sich der Gerechtigkeit nicht entziehen«.

Und ein junger Mann stürzte aus dem Grunde der Arbeiter hervor und stellte sich kühn neben den Kommissär und die Abgeordneten des Münzamts und der Justiz.

Das war Philippe Asselin.

»Ich«, schrie er, »ich bin, meine Herren, der Verbrecher. Ich gebe mich selbst an und überliefere mich Ihnen. Mein Meister ist unschuldig«.



Das Erstaunen malte sich auf allen Angesichtern.

Der Goldschmied hatte seine ganze Festigkeit zurückerlangt, sein Haupt, für einen Augenblick gebeugt, erhob sich stolzer, als je. Was Fanchette betrifft, so war jedes Wort Philippes ein Balsam, der sie wieder ins Lieben rief. Die Augen des jungen Mädchens, aus denen abwechselnd Dankbarkeit, Bewunderung und Liebe strahlten, waren auf Philippe gerichtet, dessen edle Figur all die leuchtenden Gestalten der Märtyrer des neuen Bundes mahnte.

»Mein Freund«! sagte der Kommissarius, dessen alte Erfahrung ihn gleich schwergläubig in Bezug auf Tugend, wie auf Laster machte, »mein Freund, rede ohne Rücksicht, ohne Umstände. Welche Gründe bestimmten Dich, gegen die Gesetze der Tugend und Rechtschaffenheit in dieser Art zu sündigen«?

»Ich wollte mich selber als Meister niederlassen«, entgegnete Philippe mit fester und sicherer Stimme, »da ich aber kein Geld und nur meine Geschicklichkeit besaß, so hatte ich keine Aussicht mein Ziel zu erlangen«.

»War dieser Arbeiter«, fragte ein Abgeordneter des Münzamtes, indem er sich an den Goldschmied wendete, »ein guter Mensch? Waren Sie, mein Herr, mit seiner Arbeit, seinem Betragen und seiner Sittlichkeit zufrieden? Mit einem Worte konnte er auf Achtung Anspruch machen«?

»Ich kann ihm bis zu diesem Augenblick nur das beste Lob ertheilen«, entgegnete der Goldschmied; »er ist mein bester Arbeiter, er hat sein Handwerk in meiner Werkstätte gelernt und machte seinem Meister durch Talent und Fleiß die größte Ehre. Ich bin noch mehr, als Jedermann hier, erstaunt, daß er einem solchen Versuch unterlegen. Ich kann den Grund noch immer nicht begreifen, nur Ehrgeiz vermochte ihn zu verwirren. Wie es auch immer sein mag, ich bitte, mit Schonung gegen den jungen Mann zu verfahren, den ich liebe und der auch einer anständigen Familie angehört. Sein Vater war Offizier und er starb, indem er seinem damals zehnjährigen Sohne sagte: Mein Kind, ich hinterlasse zwar kein Vermögen, aber ich lasse Dir meinen ehrlichen Namen zurück. Werde Handwerker oder Soldat, beides sind heut zutage ehrenwerthe Stände. Lege wenig Werth auf Geld, aber desto mehr auf Tugend und Rechtschaffenheit«.

»Und so«, sagte der Kommissar, indem er seine Augen vorwurfsvoll auf den Gesellen richtete, »bist Du dem Rathe Deines Vaters auf dem Sterbebett gefolgt.

»Herr Kommissär«, entgegnete Philippe, dessen Augen bei der Erinnerung an den Tod seines alten Vaters sich mit Thränen füllten, »überlassen Sie es meinem Gewissen, wenn ich schuldig bin und ich bin es leider«, setzte er mit schwankender Stimme hinzu, »mir die nöthigen Vorwürfe zu machen. Es wird mir dieselben nicht ersparen. Was Sie aber, meine Herren, betrifft, so begnügen Sie sich damit, den Befehl, der Ihnen zu Theil geworden, auszuführen, und den Schuldigen der Gerechtigkeit zu überliefern. Ich stehe gern bereit«.

»Viel Verhärtung oder viel Heldenmuth«, flüsterte der Abgeordnete des Münzamts leise dem Kommissar ins Ohr. »Indessen nehmen Sie das Protokoll auf und kümmern wir uns nicht weiter darum. Wir alle haben Beweise unseres Eifers abgelegt. Der Schuldige hat sich selber unseren Händen übergeben, unsere Sendung ist beendet. Schreiben wir daher, fragen wir, legen wir Beschlag aus die aufgefundenen Gegenstände und entfernen wir und dann mit unserem Gefangenen«.

Man machte sich sogleich ans Werk. Nach einem kurzen Verhör, das Philippe Asselin angestellt wurde, faßten die Gerichtsbeamten Ihr Protokoll ab, um dasselbe dem Staatsanwalt zur weiteren Verfolgung zu übergeben. Nachdem dasselbe dem Angeklagten vorgelesen und dieser keinen Einwand dagegen erhoben hatte, schickte sich die Kommission an, fortzugehen, und ließ den Gefangenen von Wachen umgeben.

Die Ladenthür wurde mit Gewalt aufgethan und die Beamten bewegten sich wie ein Zug schwarzer Raben. Philippe Asselin schritt umgeben von vier Polizeisoldaten mit Ihren schwarzen Stöcken von Ebenholz und den Kugeln von Elfenbein daran, mit fester Haltung. Indem er die letzte Stufe des Ladens überschritt, kehrte er sich noch einmal nach der Werkstätte um, wo er so lange Zeit in Freiheit und Zufriedenheit gearbeitet hatte, um ein ewiges Lebewohl seinem Meister und vielleicht auch Fräulein Fanchette zuzurufen.

Die Augen des jungen Mädchens begegneten denen des

Arbeiters und plötzlich, von einem unwiderstehlichen Gefühl ergriffen, legte sie die Hand auf Ihr Herz, fiel aus Ihre Kniee und schrie: mein Vater! mein Vater!

Meister Chouquet beeilte sich, seine Tochter auszuheben, indem er dieselbe an sein Herz drückte.

»Ich begreife«, sagte er, »mein Kind, den ganzen Schmerz, den Du empfinden mußt. Philippe war Dein Gespieler, der Freund Deiner Kindheit und nun ist er ein Gefangener. Der Ehrgeiz ist nicht immer ein Verbrechen. Das Gericht wird Rücksicht auf seine lobenswerthe Vergangenheit und auf seine Reue nehmen. Was mich betrifft, so werde ich alles anwenden, um die Strenge der Gesetze zu entwaffnen. Man kann die Strafe, welche ihn trifft, mildern. Heute Abend noch will ich zur Frau von Montespan gehen, um Ihre Unterstützung zu erflehen«. Dann zog er eine volle Börse aus der Tasche. »Trage das zu dem Gefängnißwärter«, sagte er einem Bedienten«, »der arme Philippe soll an nichts Mangel leiden«.

---

## II.

Der Prozeß, der gegen Philippe angestellt wurde, verlief äußerst schnell, und schon nach vierzehn Tagen nahmen die Verhandlungen ihren Anfang. Diese waren sehr feierlich, denn der Polizeiminister wohnte denselben in eigener Person bei und von der andern Seite hielt die Gewerkschaft der Goldschmiede, die reichste und angesehenste Zunft, sich mittelbar für beteiligt und machte es zu einem Ehrenpunkt, regelmäßig den Gerichtssitzungen beizuwohnen. Die Tugend, Festigkeit, die edle und reine Erscheinung Philippes Asselins hatten ihm die Theilnahme seiner Meister und des Publikums verschafft, und diese Sympathie, verbunden mit einigen dunkeln Punkten in dem Prozesse selbst, welche auch nicht aufgeklärt wurden, trugen dazu bei, die allgemeine Neugierde zu erregen. Einer der berühmtesten Advokaten in Paris übernahm die Vertheidigung des Angeklagten, aber sowohl seine geistreiche Vertheidigung, als auch der gute Willen der Richter und die Verwendungen von hohem Ort mußten an der Hartnäckigkeit scheitern, mit welcher Philippe bei dem Geständniß seiner Schuld verharrte, die er bis ins Einzelste gestand.

Einer solchen Offenherzigkeit gegenüber vermochte weder die Nachsicht der Richter, noch das Talent des Anwalts Etwas auszurichten. Nach dem Gesetze der damaligen Zeit wurde Philippe zu fünf Jahre Galeeren und zu einer Geldbuße von achtzehntausend Thalern verurtheilt. Obgleich die Richter das mindeste Strafmaß angenommen hatten, denn sie konnten zu zehn Jahren verurtheilen, so war doch selbst diese Strafe von Infamie begleitet. Die Galeeren waren mit dem Verluste aller bürgerlichen Ehren verbunden und galten für das Nonplusultra aller Schande.

Der Anwalt legte eine Appellation bei dem Ober-Tribunale gegen den Willen des Gefangenen ein und dieses bestätigte einfach das Urtheil des ersten Richters. Der Gefangene wurde daher in ein anderes Gefängniß gebracht, welches ausschließlich für die zur Galeere Verurtheilten bestimmt war.

Philippe wollte in seiner ersten Haft keinen Menschen sehen. Vergebens hatte ihn sein Pathe Gaillard, der öffentliche Schreiber, in vielen Briefen ersucht, ihn besuchen zu dürfen. Philippe blieb unbeugsam und begnügte sich damit, ihm zu antworten, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, ihm ein ewiges Lebewohl zu sagen. Erst nachdem sein Urtheil gesprochen war, zeigte sich Philippe willfähriger für die Wünsche des Schreibers und er ließ ihm sagen, daß er bereit sei, ihn zu sehen.

Aus diese Nachricht verließ Gaillard sogleich sein Geschäft und begab sich nach dem Gefängnisse mit einem Erlaubnißschein vom General-Prokurator selber ausgestellt. Man führte den Schreiber in eine stinkende, düstere Zelle, welche fast unter der Erde lag und die man nur aus besonderer Begünstigung Philippe eingeräumt hatte, der daselbst auf halb verfaultem Stroh an Händen und Füßen gefesselt lag.

»Unglückliches Kind«, schrie ihm der öffentliche Schreiber entgegen, »was hast Du angerichtet! Was würde Dein Vater sagen, wenn er Dich in diesem elenden Zustande erblicken könnte? Was soll ich sagen, ich, der ich Dein zweiter Vater war«?

Aber die Augen des Schreibers richteten sich aus das traurige Lager des Gefangenen, auf den schlüpfrigen und schmutzigen Fußboden, über den so viele Verbrechen, so viele Gewissensbisse dahin gegangen waren, auf diese schwarzen und unreinen Mauern, welche der Geifer und der Schleim der Sünde mit höllischen Gemälden befleckt hatte, und der gute Mann vermochte nicht weiterzusprechen.

Der Unwille machte dem Mitleid Platz, der Zorn dem Erbarmen und der arme Schreiber dem das Herz bei diesem zerreißenen Schauspiele brach, konnte nicht seine Strafpredigt vollenden. Weinend warf er sich in die Arme desjenigen, den er unter der Last seiner Vorwürfe beugen wollte.

»Armes Kind, armes Kind«, murmelte er, indem er den jungen Mann umarmte, »ich sehe ihn wieder, ich spreche mit ihm, aber diese Ketten, o, diese Fesseln, wie schwer sie sind. Und nun sagt man, daß er sie verdient habe. Aber nein, nein, Philippe, ich weiß, Du hast sie nicht verdient. Nicht wahr? So sprich doch«, sage mir, daß Du unschuldig bist und dann geht mich die ganze Gerechtigkeit der Menschen nichts mehr an. Gestehe mir,

Philippe, daß Du das Verbrechen nicht begangen hast, dessentwillen man Dich bestraft hat«.

»Mein lieber Pathe«, sagte Philipps, der tief ergriffen von dem rührenden Schmerze des Schreibers mit Mühe die verschiedenen Gefühle bemeisterte, welche seine Brust bestürmten, »mein lieber Pathe, Gott allein weiß, ob ich unschuldig bin«.

»Du bist es, Philippe, Du bist es sicher. Ich habe nicht sechzig Jahre in der Welt gelebt, um nicht das Wahre von dem Falschen unterscheiden zu können. Ja, Du bist unschuldig, die Weise, mit welcher Du Dich der Justiz überlieferst hast, die Zweideutigkeit Deiner Aussagen, die Schwierigkeiten, welche Du selber Deinem Vertheidiger in den Weg gelegt hast, ich brauche Dir doch nicht erst zu sagen, daß ich Deinen Prozeß von Anfang bis zum Ende mit der größten Aufmerksamkeit verfolgt habe, — Dein Bestreben, die Nachsicht Deiner Richter in jeder Hinsicht zu vereiteln, obgleich dieselben Dir hinlängliche Gelegenheit geboten haben, Dich zu rechtfertigen, alles dieß beweist mir, daß Du die Absicht hattest, Dich verurtheilen zu lassen. Aber der Grund dieser unerhörten Aufopferung, welchen hast Du dafür? Ich fordere ihn als Dein Vater, als Dein Freund«.

»Du glaubst also, mein lieber Pathe, daß ich mich aus Ergebenheit zum Verbrecher gemacht habe«? fragte der junge Mann mit sanfter und ruhiger Stimme.

»Ich bin davon fest überzeugt«.

»Du kannst Dich täuschen, mein Vater«.

»Ich glaube es nicht«.

»Verzeihe mir. Doch fünf Jahre sind bald in meinem Alter vorüber und bei meiner Rückkehr will ich Dir das Geheimnis sagen, wenn es überhaupt ein solches gibt«.

»Also«, entgegnete der Schreiber, »versagst Du keinem Pathen, Deinem alten Freunde, dem Manne, der Deine Jugend mit der Sorgfalt eines Vaters bewacht hat, die Freude, Dich unschuldig an einem Verbrechen zu wissen, das Du fünf lange Jahre in Gesellschaft von Verbrechern und Räufern büßen sollst«.

Ein leises Zittern flog über die Züge des jungen Mannes. Er erhob seine Ketten und antwortete:

»Mein Körper kann mit Widerstreben die lastenden Fesseln tragen, aber meine Seele ist frei und rein unter der Wucht des Kerkers und wird rein und frei bleiben mitten unter Spitzbuben und Räufern«.

»Gut, Du Steinherz«, entgegnete der Schreiber, »weder meine Zärtlichkeit, noch meine Freundschaft können Deinen traurigen Muth erschüttern. Ich habe alles geahnt, alles durchschaut. Du lehrst mich nichts Neues. Philippe, Du bist schuldlos, Du trägst die Ketten, welche für einen Andern bestimmt waren. O, daß doch diese Ergebenheit ohne Grenzen von Dem erschaut werden möge, der Alles sieht, daß auch die Menschen sie erkennen möchten, so wie ich. Du lädst Schmach auf Dich, aus Erkenntlichkeit oder aus Uebermaß an Liebe. Preis sei Dir! In diesem Jahrhundert, so reich an undankbaren Herzen, so arm an wahrer Liebe, ist es erhaben, noch ein Kind zu sehen, daß sein Kreuz zur Ehre der Menschheit auf sich nimmt«.

»Mein theurer Pathe«!

»Schweig, Philippe, schweig, mein Kind«, unterbrach ihn der Schreiber, »ich werde nicht mehr in das Heiligthum Deines Gewissens einzudringen suchen, ich habe den Schlüssel dafür in meinem eigenen Herzen. Reden wir nicht mehr von der Vergangenheit«.

»Ich bin ein christlicher Philosoph und selbst einigermaßen Stoiker. Ich besitze daher meinen eigenen Gesichtspunkt, um die Menschen und Ihre Handlungen zu beurtheilen. Ohne Vorurtheile für mich selbst, habe ich es mir zum Grundsatz gemacht, die der andern Menschen zu achten. Von diesem Grundsatz ausgehend bin ich Willens mit Dir auszuwandern, wenn Du Deine Schuld der Gesellschaft abgezahlt haben wirst. Einiges Vermögen, das ich mir in dreißig Jahren erspart habe, wird uns in den Stand sehen, uns nach den spanischen Kolonien einzuschiffen.«

»Dein Talent als Goldschmied wird in jenen Ländern hinlängliche Beschäftigung finden, denn die Frauen dort sind schön und putzsüchtig. Deine Kunst lebt nur, wie Du weißt, von der Religion und von den Weibern. Gott und die Liebe sind die Herren der Welt oder nur vielmehr ein Herr, da Gott die Liebe ist. Wir wollen nach Neu-Spanien gehen und dort wirst Du die fünf scheußlichen Seiten Deines Lebensbuches zerreißen und

glücklich und zufrieden im Schooße der Kunst und des Reichthums leben«.

»Mein guter Pathe«, sagte der junge Mann, indem er seine Hände dem Schreiber entgegenstreckte.

»Doch, wie man bei Geschäften alles voraussehen muß, so habe ich auch den Fall vorausgesehen, wenn Du nach meinem Tode frei werden solltest. Deshalb habe ich in den letzten Tagen ein Haus in Paris gekauft. Es kostet mich baare fünfzehnhundert Thaler. Das ist mein ganzes Vermögen seit dreißig Jahren. Diese Summe hatte ich für Deine Niederlassung in Paris bestimmt. Der Himmel hat es Anders gewollt. Das Geld soll Dir zur Auswanderung dienen. Doch was thut's. Wenn ich meine Seele in die Hände Gottes übergeben, sollst Du nach Paris zurückkehren und Dich Herrn Chabot, meinem Notar vorstellen. Er ist ein würdiger Mann, mein Schulfreund, er ist der Vewahrer meines letzten Willens und wird das Hans wieder unter seinem Namen verkaufen und Dir die Summe einhändigen.

»Mein theurer Pathe, ich werde Dich noch am Leben und bei guter Gesundheit wiedersehen«, rief Philippe gerührt von der väterlichen Sorgfalt des Schreibers aus.

»Ich hoffe es wohl, mein Kind«, entgegnete Gaillard, »aber bei Geschäften soll man Nichts dem Zufall überlassen, was sich sicher abmachen läßt. So wie ein Anderer mache ich auch Romane und webe sie aus goldenen Fäden und Spinnweben, aber wenn es sich in der Wirklichkeit darum handelt, eine Zukunft zu begründen, dann gebrauche ich Ankertaue und Ketten, um die Gegenwart an diese Zukunft festzubinden, welche allen und keinem angehört«.

»Gut, meist trefflicher Pathe, das versteht sich von selbst, und ist abgemacht. In fünf Jahren komme ich nach Paris, um Dich abzuholen, wir bringen unsere Geschäfte in Ordnung und dann schiffen wir uns nach Amerika ein. Wie süß, mein theurer Pathe, wird es mir dann sein, Dir mein ganzes Dasein zu widmen und Dir zu beweisen, daß mein Herz den Gefühlen der Zärtlichkeit und Dankbarkeit, die ich Dir schuldig bin, treu geblieben ist. Ach! mein Pathe, in dieser Hinsicht kannst Du mir glauben, werde ich nicht als Schuldner sterben«.

Der alte Schreiber antwortete nicht, sondern nahm nur die



Hände seines Kindes und drückte sie.

»Mein theurer Pathe«, fuhr Philippe fort, »wir alle sind nur sterbliche und aus diesem Grunde...«.

»Das brauchst Du mir nicht erst zu beweisen«, sagte der Schreiber.

Ich kann dort ebenso gut sterben«, entgegnete Philippe, »wie Du in Paris«.

»Das ist gewiß«.

»In diesem Falle, wo es mir nicht vergönnt sein sollte, mein theures Vaterland und Dich wiederzusehen«, fuhr der junge Mann fort, indem er ihm ein sorgfältig zusammengelegtes und wohl versiegeltes Papier einhändigte, »bitte ich Dich, dieses Schreiben aufzubewahren und erst zu eröffnen, wenn Du sichere Nachricht von meinem Tode erhalten hast. Ich vertraue es Deiner Ehre und Deiner Verschwiegenheit«.

»Seit einem halben Jahrhunderte, bin ich mit dem Vertrauen so vieler Menschen beehrt worden und mein Gedächtniß war stets das Grab Geheimnisse«.

»Ich weiß es, mein Pathe. Dieses Paket enthält außer meinem letzten Willen einen Brief, an eine Person gerichtet, deren Namen Du lesen wirst. Du wirst ihn Ihren eigenen Händen dann auch übergeben«.

»Alles, was Du wünschest, wird pünktlich vollzogen werden, wenn der Fall eintreten sollte. Aber mein Kind, ich wiederhole, was Du mir so eben gesagt hast, wir werden uns wiedersehen. Mein Herz sagt es mir. Es giebt einen Gott für die guten Menschen und dieser Gott wird Dich beschützen«.

Nach einer kurzen Pause fragte Philippe nach Neuigkeiten aus dem Hause seines Meisters.

Gaillard täuschte sich nicht über das Gewicht dieser Frage und er antwortete, indem er mit seinen Luchsaugen den jungen Mann beobachtete:

»O, im Hause Deines Meisters sind seit drei Wochen viele Veränderungen vorgegangen. Chauquet hat sein Geschäft gleich den andern Tag, nachdem er zum Schöffen ernannt wurde, verkauft und hat einen prachtvollen Palast bezogen, den er schon lange bauen ließ. Wenige Tage darauf, da er den Schwur der

Treue in die Hände des Königs leistete und den Adel empfing, hat er zehntausend Thaler an die Armen von Paris vertheilen lassen«.

»Das ist schön«, entgegnete Philippe.

»Wie man's nimmt«, beteuerte der Schreiber mit eigenthümlichem Lächeln.

»Und Fräulein Fanchette«? fragte der junge Arbeiter nach einigem Zögern, das seinem Pathen nicht entging.

»Sie hat sich mit dem Marquis von Allainval verheirathet und durch einen sonderbaren Zufall sprach sie Ihr Ja in der Kapelle der Frau von Montespan in demselben Augenblicke aus, wo das Gericht Dich zu fünf Jahren Galeerenstrafe verurtheilte«.

Eine entsetzliche Blässe überzog das Gesicht des jungen Arbeiters, seine Augen schlossen sich wider Willen, die Adern seiner Schläfe pochten mit Heftigkeit und er sank auf das Stroh, welches ihm zum Lager diente.

Der Schreiber hatte über das Ziel hinausgeschossen oder mindestens dasselbe allzustark berührt.

»Ungeheuer, das ich bin«, schrie er laut, »mußte ich einen Dolchstoß nach dem Herzen dieses armen Kindes führen, um zur vollständigen Sicherheit zu gelangen. Hatte ich es nöthig, ihn auf die Folter zu spanen, um mir Gewißheit zu verschaffen? Nun hab' ich Gwißheit, nun kenne ich die Wahrheit. Fort mit diesen grausamen Nachforschungen, mit diesen unnützen Predigten, mit Vorwürfen, welche mir die Seele des Unglücklichen betrüben, die bald keine andere Stütze als den eigenen Muth haben wird«.

Indem Gaillard so sprach, beugte er sich über den ohnmächtigen Philippe, besprengte ihn mit frischem Wasser aus dem irdenen Krug, rieb ihm die Hände, und hauchte seine Augen und Ohren an. Der junge Mann kam darauf allmählig zu sich selbst zurück.

»Was hast Du denn«? fragte der Schreiber.

»Nichts mein lieber Pathe, so gut wie Nichts, eine Ohnmacht welche die stinkende und ungesunde Lust meines Gefängnisses verursacht hat, aber sei nur ruhig, ich werde nicht krank werden und die Reise, welche mir bevorsteht, wird alles wieder in Ordnung bringen. Welch eine Reise, Welch ein Ziel!

»Wann geht der Zug der Galeerensclaven ab«? fragte Gaillard

mit ängstlicher Neugierde.

»Morgen, früh um fünf Uhr«, erwiderte Philippe mit Erröthen, als wenn er bereits die verhaßte Jacke und die schmachbedeckte Mütze der Galeerensclaven angezogen hätte.

»Morgen«? schrie Gaillard, »Morgen und ich habe Dir noch kein Geld gebracht«.

»Hat man dasselbe dort nöthig, wohin ich gehe«? fragte Philippe, indem er einen Seufzer unterdrückte.

»Man braucht es überall«, entgegnete der Schreiber. »Geld ist ein Freund unter allen Umständen und in jeder Lage. Es erfreut den stolzen Hofmann und Verschwender, den Geizhals ohne Herz, den sparsamen Bürger, den Armen und Bedürftigen. Glaube mir, mein Kind, das Geld ist gut und schön, selbst dort, wohin Du gehst«.

»Mein Pathe, hebe mir das Geld bis zu meiner Rückkehr auf, es wird mir dann angenehm sein«.

»Die Zukunft wird nicht durch die Vergangenheit beeinträchtigt werden, das verspreche ich Dir. Kind, ich verlasse Dich jetzt, aber morgen mit Anbruch des Tages werde ich der Erste an der Pforte dieses verwünschten Kerkers sein, ich will Dich begleiten, so weit als ich es nur imstande bin«.

»Mein Pathe, ich beschwöre Dich, erspare mir dieses schreckliche Schauspiel, laß mich nicht schwach und feig vor Dir erscheinen«.

»Philippe, ich werde Dir als ein Beispiel von Muth und Ergebenheit dienen. Du wirst mich mit trockenen Augen und mutigem Gesichte sehen, aber ich muß Dich noch einmal an mein Herz drücken und Dir ein Lebewohl sagen. Kannst Du mir dieses Zeichen meiner bliebe rauben wollen«?

»Nein, nein, mein theurer, und guter Pathe, wenn Du mir versprechen willst, so standhaft als ich selbst zu sein«.

Der Schreiber nahm von dem Gefangenen Abschied, aber am anderen Morgen stand Gaillard mit dem ersten Hahnenschrei Wache an der Pforte des Gefängnisses.

»Werden die Galeerensklaven bald abgehen«, wagte er einen Gensdarm zu Pferde zu fragen, welcher sein dampfendes stieß auf dem Pflaster hin und her treiben ließ, und der mit Ungeduld

die Oeffnung des Thores zu erwarten schien, aus welchem die Wagen mit Gefangenen beladen herauskommen sollten.

»Welche? Es gibt zwei Züge, der nach Toulon und der nach Brest«.

»Der nach Toulon«, sagte der Schreiber aufs Gradewohl.

»Der nach Toulon geht um halb vier Uhr, der nach Breit um fünf Uhr ab«, entgegnete der Reiter kurz angebunden. »Der erste wird nicht lange mehr zögern, denn man schmiedet die Sträflinge, eben an, hören Sie nicht«?

Der Schreiber horchte und vernahm in der That wiederholte Hammerschläge auf das Eisen fallen. Darm erhob sich ein raues, durchdringendes Geschrei, wie das Heulen eines Tigers oder das Brüllen eines Stiers und durchdrang die Luft, so daß er unwillkürlich schaudern mußte.

Das war ein Freudenschrei, den diese Herde von Räufern ausstieß, welche Ihre Abreise nach Toulon wie eine Befreiung begrüßte. Wenigstens erhielten dadurch diese erniedrigten Wesen Luft, Licht, Sonne und Raum, alle Reichthümer der Natur und Gottes und am Horizont den Schimmer der Freiheit, welche so schön, so gut, so süß und reizend ist, selbst wenn sie unter dem Nebelschleier eines Phantoms, oder unter den geheimnißvollen Wölbungen der Hoffnung sichtbar wird.

»Die Vögel sind angebunden«, rief der bewaffnete Reiter im plumpen Tone aus, nun können sie Ihre Reise antreten«.

In der That nahmen drei Karren, jeder mit zwölf Gefangenen beladen und von Marinesoldaten und Gensdarmen begleitet, Ihren Weg durch die eisernen Pforten, welche sich in Ihren verrosteten Angeln drehten, wie eine alte Frau, der Ihr junger Mann zu entlaufen sucht.

Auf dem ersten Karren erkannte der Schreiber seinen armen Philippe, der ruhig, kalt und gefaßt dasaß. Sie wechselten einen Blick voll Liebe, von einer Thräne getrübt, welche sie sich beiderseitig zu verbergen suchten. Dann beeilte sich Gaillard, so wie noch manche andere Personen, bei denen das Vorurtheil das Gefühl der Menschheit nicht ertöden könnte, den Karren zu folgen, welche von einer ansehnlichen bewaffneten Macht umgeben waren.

Zu jener Zeit war es den Gefangenen, besonders den Galeerensklaven erlaubt, auf Ihrem Wege milde Beiträge zu sammeln. Zu diesem Zwecke knieten zwei von den Verurtheilten, welche am wenigsten strafbar waren, oder sich durch Figur und Erziehung sonst auszeichneten, neben den Wagen nieder und hielten Ihre entsetzliche rothe Mütze den Zuschauern entgegen, um die stets reichlichen Almosen der öffentlichen Wohthätigkeit zu empfangen. Philippe und sein Gefährte, der an dieselbe Kette geschmiedet war, hatten den Auftrag erhalten, dieses Amt zu übernehmen.

Der traurige Zug bewegte sich über den Markt. Hier flossen die Allmosen am reichlichsten, denn die Händlerinnen von Paris, deren Sprache ebenso wenig damals, wie jetzt ein Muster von Wohlanständigkeit war, zeigten sich wie in unseren Tagen, äußerst mildthätig. Dann zog man durch die Straße des heiligen Viktor, wo nach Gewohnheit zwei Geistliche dieses reichen und gelehrten Stiftes, welches so großmüthig gegen Arme war, jedem Gefangenen ein Brod, eine Maß Wein und einen blanken Thaler schenkten. Eine schöne und einfache Ermahnung, genau berechnet auf die Gemüther dieser Zuhörer wurde ihnen mit lauter Stimme vor allem Volk gegeben, und schloß mit den Worten: Der Friede des Herrn sei mit Euch. Edle und rührende Worte, welche die unter demselben Joch gebeugten Menschen einluden, in Frieden zu leben christlich den Zorn der Gesellschaft zu tragen, die Ihr Vergehen bestraft, und um das Mitleid Gottes zu flehen, der den Sündern verzeiht.

Endlich erreichte die Karawane ein Dorf hinter Paris. Weiter als bis zu diesem Dorfe durften die Verwandten und Freunde der Gefangenen nicht Ihre Begleitung fortsetzen. Der Schreiber der nahm einen langen Abschied, ein Lebewohl voll Seufzer und Thränen von seinem Kinde. Gaillard war eben im Begriff, von dem Karren niederzusteigen, an dem er sich mit großer Mühe festhielt, als eine junge Frau sich aus einer eleganten Karosse stürzte, welche einige Schritte entfernt in der Nähe der Gefangenen hielt. Die Dante warf mit zitternden Händen eine Börse voll mit Gold in die rothe Mütze des Galeerensklaven.

»Die Marquise von Allainval«! schrie der Schreiber.  
»Fanchette«! murmelte leise Philippe Asselin.

---

### III.

Die Einwohner von Messina in Sizilien, welche sich 1675 gegen die Spanier erhoben, flehten die Hilfe Frankreichs an. Louis XIV. schickte ihnen den Sieger Ruyters, den Vice Admiral Duquesen und den Herzog von Vivienne, Befehlshaber der Galeeren und Bruder der Marquise von Montespan. An der Spitze einer furchtbaren Flotte thaten die beiden Generäle alles, was man von Ihrer Erfahrungheit und von Ihrem Muth erwarten konnte. Am 27. April schlug und zerstörte Duquesen die spanische Flotte und am andern Morgen zeigte sich Vivienne vor dem Hafen von Messina an der Spitze seiner Galeeren und den Schiffen der siegreichen Flotte.

Eber die Spanier besagen noch zwei Forts, welche den Eingang des Hafens und einen Theil der Rhede beherrschten. Von diesen beiden Punkten wunderbar durch Kunst und Natur befestigt und deren Feuer sich kreuzte, ließ der Feind aus die französischen Schiffe eine Fluth von Kugeln niederregnen. Granaten Bomben und Kartätschen pfffen und platzten zu allen Seiten auf die tapferen Fahrzeuge, welche inmitten dieses ewigen Donners manövrierten. Ihre Segel waren zerrissen, Ihre Seiten durchbohrt und die Schiffsbrücke mit Todten und Verwundeten bedeckt, dennoch wankten sie nicht.

Der ungestüme Vivienne, den der regelmäßige Kampf seiner Schiffe ungeduldig machte, entschloß sich den Eingang in den Hafen mit Gewalt durch seine Galeeren zu erzwingen. Er begab sich auf die Hauptgaleere und während die Kriegsschiffe durch fruchtbare Kanonenladungen dem mörderischen Feuer der Spanier antworteten, segelte er mit vollen Segeln auf seinen letzten Fahrzeugen, in zwei Linien auf den Eingang des Hafens los.

Die Spanier hatten die kühne Bewegung des französischen Admirals bemerkt. All Ihre Anstrengungen gingen nun dahin, die schwachen Boote zu versenken, welche sechshundert Sklaven in rothen Jacken mit mächtigen Ruderstreichen über die blaue Fläche des mittelländischen Meeres gleiten ließen.

Das Feuer der Spanier beschränkte sich auf den Raum, den die Galeeren einnahmen und bald wurde das einförmige Geräusch der Ruder durch das Geschrei der Sterbenden und die Klagen der Verwundeten übertäubt.

»Kinder«, schrie der Admiral, habt keine Furcht, ich bin dicker als Ihr (Vivenne besaß einen furchtbaren Leibesumfang) und die Kugeln haben mich nicht getroffen. Muth! Muth! Wir müssen für unsern König und für das Vaterland siegen oder sterben«.

Ein unermeßlicher Schrei, ein dreimal wiederholtes lebe hoch auf den König, welches die Soldaten und Galeerensclaven vereint ausbrachten, bewies, daß in Gegenwart eines ruhmvollen Schlachtentodes die hohe und heilige Erinnerung an das Vaterland jeden Muth aufs belebte und alle Seelen reinigte, selbst die derjenigen Menschen, welche die Gesellschaft bestraft und erniedrigt hat. Auf diesen eilenden Schiffen, welche jeden Augenblick den Schrecken der Zerstörung trotzten, gab es weder große Herren, noch Soldaten, noch Sträflinge, es gab nur noch Helden, welche von heiliger Liebe zu Ihrem Vaterlande entbrannten und die miteinander wetteiferten, die Fahne Ihrer Nation zu erbeben.

Die Hauptgaleere, auf welcher Vivenne selbst sich befand, setzte sich zuerst und am kühnsten dem Feuer des Feindes aus, dessen Zielscheibe sie geworden war. Man erkannte sie von fern, die Königin der Galeeren an den prachtvollen Holzschnitzereien, welche den Schnabel schmückten, an den Tritanen und Delphinen, die sich Form von Kariatiden seltsam gestaltet um den Kiel schlangen, doch besonders an der Größe und Form Ihrer Flagge, welche die Farben von Frankreich und Navarra trug und stolz vom Vordertheil des Schiffes wehte.

Beim Anblicke dieses Siegeszeichens verdoppelten die Spanier Ihre Anstrengungen, übertrafen sich Ihre Kanoniere selber. Dreimal stürzte die Flagge der Generalgaleere in das Meer, zerschmettert von einer Kanonenkugel, dreimal wurde sie von den Matrosen und Soldaten wieder aufgerichtet, welche sich aufopferten, indem sie das herrliche Leichentuch in den Falten der theuren Fahne fanden.

Ein vierter Kanonenschlag riß zum vierten Mal die Flagge fort und häufte Todte und Splitter an dem Vordertheile der Galeere,



welche ungestört Ihren Lauf fortsetzte. Ein Schwanken, mehr durch Erstaunen, als durch Furcht hervorgebracht, gab sich auf dem Vorderdeck kund und schien den Muth und den Enthusiasmus der Kühnsten zu lähmen. Der Herzog von Vivenne bemerkte das.

»Marquis von Allainval«, sagte er zu einem jungen Offizier der Marine, welcher in seiner Nähe stand, »jetzt können Sie in diesem Augenblicke die Epaulette bezahlen, die Ihnen der König auf Kredit gegeben hat. Schnell, pflanzen Sie unsere Flagge wieder auf. Das ist ein ehrenvoller Auftrag und ich begünstige Sie sehr, indem ich Ihnen denselben überlasse. Möglich, daß Sie bei dieser Gelegenheit den Tod finden, aber sicher die Ehre. Also vorwärts«!

Der junge Mann, von Allainval blieb auf seinem Platz wie angenagelt stehen, ohne ein Wort zu erwidern. Vivenne schaute ihn nur an und er sah ihn erbleichen und auf seinen Füßen zittern.

»Sie sind ein Feiger, Marquis«, sagte ihm Vivenne leise ins Ohr, »wenn man für sein Leben so sehr besorgt ist, dann darf man keine Laufbahn wählen, wo die Verachtung des Lebens eine Pflicht und Tugend ist«.

Dann stieg er von seiner Bank hernieder und ging mit muthigen Schritten vor ihm auf und ab.

»Meine Kinder«, schrie Vivenne, dessen Stimme das Geräusch der Waffen und den Donner des Geschützes übertönte, »wir werden an das Ufer kommen, aber man soll nicht sagen, daß wir ohne Flagge gelandet sind. Wohlan! ein Freiwilliger trete vor.

Ein junger Galeerensclave hörte jetzt auf zu rudern und sprang plötzlich von seinem Sitze auf, trotz des Stockes, der über seinem Haupte schwebte.

»Ich bin bereit, gnädiger Herr, wenn sie mir die Erlaubniß geben«, sagte er.

»Du hast also Muth«? fragte Vivenne, als der junge Sträfling, von seiner Kette befreit, das Verdeck betrat und sich ehrerbietig dem General näherte.

»Ich bin früher Franzose gewesen, ehe ich Galeerensclave wurde«, entgegnete der junge Mann mit Entschlossenheit, »und unter meiner Jacke lebt so viel Muth, als unter manchem goldenen Kleide«.

Indem der Galeerensclave dies sagte, richtete er einen Blick unausprechlicher Verachtung auf den Marquis von Allainval, denn er hatte alles mit angesehen und beobachtet«.

»Dein Name«? sagte Vivenne.

»Philippe Asselin«.

»Du weißt, was Du zu thun hast«?

»Ja, gnädiger Herr«!

»Also, vorwärts«!

Kaum war dieses Wort ausgesprochen, als sich Philippe, belastet mit einer neuen Flagge schnell wie ein Adler und kühn wie Löwe nach dem Vordertheil der Galeere stürzte. Aber nicht wie seine Vorgänger begnügte er sich, die Fahne in den Ring von Erz zu befestigen, der sie festhielt, sondern er stellte sich selbst auf den engen Vorsprung, indem er wie ein belebter Pfeiler die glorreiche Flagge schwang, trotzend den spanischen Kugeln und der Wuth des Sturmes.

Ein Schrei der Bewunderung ertönte von der Generalgaleere und von allen übrigen Schiffen. Vivenne selbst, der sich auf Muth und Unerschrockenheit verstand, wurde von dieser heldenmütigen Kühnheit betroffen.

»Befestige die Fahne und steige nieder, ich befehle es Dir«.

»Gnädiger Herr«, entgegnete Philippe mit ruhiger Stimme, »wir sind nur noch drei Taulängen vom Ufer entfernt. Erlauben Sie mir, daß ich ungehorsam bin«.

»Du wirst ohne Nutzen Dich aufopfern«, entgegnete der Admiral.

»Aber nicht ohne Ruhm, gnädiger Herr, und das ist alles, wonach ich strebe«.

»In der That, je näher man dem Ufer kam, desto lebhafter wurde das Feuer der Spanier. Die Flinten der Infanterie, welche am Ufer stand, vereinten sich mit den Kugeln der Artillerie, welche in großer Anzahl über die Köpfe der Landenden flogen. Aber alle Schüsse richteten sich auf die Flagge, der Generalgaleere. Von Zeit zu Zeit sah man daher das Weiße der Fahne mit breiten Blutstreifen sich färben. Es war das Blut Philippe Asselins, der stets unerschüttert und fest auf seinem Posten weder Unentschlossenheit noch Ermüdung blicken ließ.

Vivenne war von Bewunderung zum Enthusiasmus für den jungen Sträfling hingerissen. »Beschleunigt den Angriff«, schrie er durch das Sprachrohr den Befehlshabern der Galeeren zu, »und seht schleunigst die Infanterie ans Ufer«.

Er wollte Philippes Leben um jeden Preis retten.

Der Befehl Vivennes wurde mit der größten Genauigkeit ausgeführt, sämtliche Galeeren, befanden sich durch eine schiefe Wendung der Schiffe höchstens sechs Arme lang vom Ufer in einer Reihe aufgefplant. In dieser Stellung begann die Infanterie ein wohlunterhaltenes Feuer, während einige hundert Freiwillige schwimmend das Ufer erreichten und sich auf die spanischen Bataillone warfen, welche von solcher Kühnheit überrascht die Flucht ergriffen und dem Admiral mit seinen Truppen das Schlachtfeld überließen.

Der Sieg war ein vollständiger, der Hafen von Messina wurde genommen und man hörte aus der Ferne die Glocken der Stadt, welche die Niederlage der Tyrannen und den Sieg der Franzosen feierten.

Philippe Asselin stieg hierauf ganz mit Blut bedeckt von seinem glorreichen Piedestal hernieder und wandte sich nach der schmachbedeckten Bank der Sträflinge, die er verlassen, um wieder sein Ruder zu ergreifen.

»Wohin gehst Du«? Fragte der Admiral.

»Meine Ketten und mein Ruder wieder aufzunehmen«, entgegnete der Galeerensklave.

»Der Mann, der mit seinem Blute dem Feinde gegenüber die Fahne Frankreichs gefärbt hat, kann kein Gefangener mehr sein. Die Feuertaufe hat selbst die letzte Spur Deines Verbrechens abgewaschen. Wenn Du ein Verbrecher warst«, rief Vivenne, »so bist Du jetzt frei und im Namen des Königs«, fügte der Admiral hinzu und zog seinen Hut ab, »zerbreche ich Deine Fesseln und gebe hundert Louisd'or. Ein Held kann stets ein ehrlicher Mann noch werden«.

»O, gnädiger Herr«, stammelte Philippe, »o gnädiger Herr«.

Der junge Sträfling vermochte kein Wort weiter hervorzubringen. Das Übermaß der Freude ließ ihn noch mehr als der Blutverlust in Ohnmacht sinken. Er fiel ohne Bewegung zu

den Füßen des Admirals nieder.

»Ich befehle, daß man die größte Sorgfalt für diesen jungen Mann nimmt«, sagt Vivienne zu den Offizieren, welche ihn umgaben, »und daß man ihn nicht eher nach Frankreich zurückschickt, bevor ich ihn wieder gesehen habe«.

Nachdem der Admiral so gesprochen, stieg er ans Land und stellte sich an die Spitze seiner Truppen, um in Messina einzuziehen, dessen Thore sich den Franzosen unter lautem Jubel und zur Freude der Bevölkerung öffneten.

---

## IV.

Der Admiral wurde in der Stadt wie ein lebhaft erwarteter Befreier empfangen.

Vivenne und seine ersten Offiziere wurden in dem herrlichen Palaste der alten Vicekönige von Neapel, Denkmäler von Marmor und Gold, von Porpyhr und Bronze bewirtheet.

Trotzdem vergaß der Admiral, berauscht von Liebe, Huldigung, Musik und Poesie nicht den Mann, dem er einmal seine Aufmerksamkeit und Sorge geschenkt hatte. Er beschloß an demselben Tage, die Tapferkeit zu belohnen und die Feigheit zu bestrafen. Deßwegen ließ er Philippe zu gleicher Zeit mit dem Marquis von Allainval rufen.

Beide erschienen vor dem Herzog, Allainval in glänzender Seide stolz und eitel, wie alle Emporkömmlinge und Schranzen, Philippe, wie immer ein Mann voll Muth, selbstbewußt aber voll Bescheidenheit, mit jenem Lächeln, das der muthigen Jugend und einem ruhigen und reinen Gewissen so gut ansteht.

»Herr Marquis«, sagte der Admiral, indem er sich an Allainval wendete, »die Freude und die Früchte des Sieges dürfen nicht von Allen gleich getheilt werden. Das wäre ungerecht. Sie haben mich verstanden? Sie sind bereits drei Tage in Messina und ergötzen sich vielleicht mehr als meine tapfersten Soldaten. Drei Tage sind genug, sogar schon zu viel. Ich befehle Ihnen daher, an den Bord der Fregatte Phönix zu gehen, deren Kommando ich Ihnen anvertraue, unter der Leitung, wohlverstanden«, und der Herzog betonte diese Worte, »den ersten Offizier dieses Schiffes, der mein volles Vertrauen besitzt. Ich höre, daß die Seeräuber von Algier, auf Anstiften der Spanier, einige kleine Inseln des mittelländischen Meeres in Schrecken setzen. Sie werden Jagd aus dieselben machen, Sie weidete sie überall hin verfolgen, wo Sie dieselben erreichen können, Sie werden sie auf eine exemplarische Weise züchtigen. Hier nehmen Sie meine schriftlichen Instruktionen«, fuhr Vivenne fort, indem er dem Marquis ein versiegeltes Schreiben überreichte, »Sie werden sie erst auf dem Meere öffnen, mindestens dreißig Meilen von Ufer

entfernt. Sie haben mich begriffen, nun vorwärts«! —

»Gnädiger Herr«! rief der Marquis bestürzt.

»Deine Bemerkungen, Herr Marquis«, unterbrach ihn der Admiral, »in Ermangelung anderer Eigenschaften eines Soldaten müssen Sie wenigstens Gehorsam und Subordination besitzen. Gehen Sie, sage ich Ihnen, und daß die Kanonen der Festung mir binnen einer Stunde Ihre Abreise aus dem Hafen verkündigen«.

Der Admiral begleitete diese Worte mit einer strengen und befehlenden Miene. Der Marquis wagte keine Einwendung mehr zu machen, er zog sich mit gebeugtem Haupte, Schamröthe im Gesicht und Wuth im Herzen zurück.

Über diese Schmach, welche dem Marquis in seiner Gegenwart widerfuhr, empfand Philippe ein tiefes Mitleid.

Vivienne hieß hierauf den Sträfling näher treten.

Die Züge des Admirals, bisher von einer erschreckenden Strenge, erheiterten sich plötzlich und nahmen Ihren gewohnten gütigen Ausdruck an.

»Mein Freund«, sagte er mit einer Stimme voll Freundlichkeit und Güte, »ich will Dich heute rasch Frankreich zurückschicken, bist Du es zufrieden? Versprichst Du mir in Zukunft Deine verderblichen Leidenschaften zu bekämpfen, welche Dich zum Verbrechen trieben? gelobst Du mir, um mich kurzzufassen, ferner als ehrlicher Mann und guter Bürger zu leben«?

»Gnädiger Herr, ich werde stets derjenige sein, der ich gewesen bin«, entgegnete der junge Mensch.

Das Erstaunen malte sich in dem Gesichte des Admirals. Philippe, der es bemerkte, fügte sogleich hinzu:

»Ja, gnädiger Herr, ich werde nach meiner Befreiung ein ehrlicher Mann sein, wie ich es vor meiner Verurtheilung stets gewesen bin. Sie wundern sich über diese Worte und sind der Meinung, daß ich wie meine früheren Gefährten, diese unglücklichen Galeerensclaven, welche die Schärfe des Gesetzes getroffen hat, meine Verurtheilung auf einen Irrthum der Justiz schieben will. Gnädiger Herr, ich werde mich bestreben, Sie zu enttäuschen und um Jenen die Überzeugung beizubringen, daß ich diese schmachvolle Strafe, welche ich seit drei Jahren erduldet, nicht verdient habe, will ich mit Ihrer Erlaubniß ein

Geständniß ablegen, welches mit mir begraben werden sollte. Sie werden sehen, daß die Gnade des Königs und die Ihrige an keinen Unwürdigen verschwendet wurde.«

»Rede, Philippe, rede«, sagte der Admiral, dessen ritterlicher Geist jede Art Abenteuer liebte, und der keinen Augenblick an der Aufrichtigkeit seines neuen Schützlings zweifelte.

»Ich bin der Sohn des Wilhelm Asselin, eines Edelmanns aus der Provinz«, erzählte der junge Mann. »Mein Vater besaß weder Länder, Schlösser, noch andere Einkünfte. Mit dreizehn Jahren wurde er Soldat und mit vierzig brachte er es, trotz der Tapferkeit, welche er stets unter den Waffen bewiesen hatte, nicht weiter, als bis zu einer untergeordneten Offiziersstelle«.

»Dein Vater war jener muthige Wilhelm, den ich als Jüngling kennenlernte, als ich das erste Mal im Felde war«? rief der Admiral.

»Er war es. Frühzeitig verlor ich meine Mutter, wenige Jahre später meinen Vater, der gebrochen durch die Anstrengung des Krieges und durch häuslichen Kummer zeitig starb, und mich als eine Waise ohne Vermögen zurückließ; denn Sie werden es wissen, daß die beschwerliche Stellung eines einfachen Offiziers mehr Ruhm und Ehre als Gewinn abwirft«.

»Ich weiß es«, entgegnete der Herzog, »aber was wurde damals aus Dir, mein armes Kind«?

»Mein Vater vertraute mich auf seinem Sterbebette oder übergab mich vielmehr einem seiner alten Freunde«, fuhr Philippe fort. »Dieser erwarb seinen Lebensunterhalt mühselig als öffentlicher Schreiber, indem er Klagen und Verantwortungen derselben für die Parteien anfertigte. Der gute Gaillard, denn das ist sein Name, empfing das Vermächtniß meines Vaters und nahm mich an Sohnes statt an«.

»Mein Pflegevater schickte mich in die Schule, um daselbst meine Bildung zu vollenden. Ich machte bedeutende Fortschritte, aber in dem Maße, als ich an Alter und Einsicht zunahm, dachte ich an die großen Opfer, welche ich meinem Wohlthäter, meinem zweiten Vater kostete. Ich erröthete bei dem Gedanken an das Brod und den Unterricht, den ich durch ihn empfing, weil dieses Brod und der Unterricht der Preis der Nachtwachen dieses edlen

Mannes waren, der Vaterliebe an mir versah«.

»Ich vermochte nicht, den Gedanken zu ertragen, von der Beraubung des Herrn Gaillard und von den Entbehrungen zu leben, die er sich freiwillig auferlegte, und ich entschloß mich, ihn von dieser drückenden Last zu befreien; dennoch besaß ich eine lebhaft und mächtige Neigung für die Wissenschaft. Ich war bereits nahe an die zwanzig; aber die Wissenschaft aus Kosten meines Ehrgefühls zu erlangen, schien mir fast ein Verbrechen zu sein«.

»Schön, mein Kind, sehr schön«, unterbrach ihn der Admiral tief gerührt.

»Ich mußte meinem Wohlthäter gegenüber die größte Vorsicht gebrauchen, denn hätte ich ihn vor der Zeit mit meinen Bedenklichkeiten bekannt gemacht, so hätte er selbst zwanzig Mittel gebraucht, um mich auf der Universität festzuhalten, denn der Mann ist ein Fels aus der guten, alten Zeit, ein ebenso fester Charakter als sein Herz gut und ergeben ist. Ich entschloß mich, zur List meine Zuflucht zu nehmen und so viel als möglich die Gründe meiner Handlungsweise zu verheimlichen«.

»Ich sagte meinem Pathen, daß ich keinen Beruf für die Wissenschaften in mir fühle, er schalt mich meiner Faulheit und Nachlässigkeit wegen, aber ich gab nicht nach und kam immer auf denselben Punkt zurück, so daß er mir am Ende sagte: mein lieber Sohn, der Widerwille gegen die Wissenschaft ist in Dir zur fixen Idee geworden. Ich will Deinen Neigungen nicht länger widerstreben und in der That ist es besser, ein guter Handwerker, als ein schlechter Gelehrter zu werden. Ich willige daher mit einigem Rückhalt in Deine Wünsche ein. Wähle den Stand, der Dir zusagt. Meine Wahl war nicht lang. Ich sagte meinem Pathen, daß ich Golbschmied werden wollte. Meinetwegen, entgegnete Herr Gaillard, nur strebe darnach, ein tüchtiger Künstler zu werden«.

»Die Goldschmiedearbeit grenzt in der That an die höchste Kunst. Bei den Griechen, den Römern und selbst bei den orientalischen Völkern verband sie sich mit der Bildhauerei, mit der Malerei und Poesie. Man muß bei der Bearbeitung der edlen Metalle eine sichere Hand, eine scharfe Auffassungsgabe besitzen, die sich nicht erwerben läßt und die mehr in der



geistigen Begabung, als in der täglichen, handwerksmäßigen Uebung liegt. Die Goldschmiedekunst ist bei gebildeten Völkern so hochgestellt als die Skulptur und die Architektur. Sie überliefert wie diese, die denkwürdigen Thaten einer Nation, und die großen Weltereignisse der entfernten Nachwelt«.

»Sie bildet ebenfalls für die künftigen Geschlechter die Figuren der Helden, Philosophen und Dichter ab, mit einem Worte, diese Kunst nimmt einen wichtigen Platz in den Palästen der Könige, wie im Tempel der Götter ein, welche sie mit Ihren Wundern schmückt und mit Ihren Kunstwerken durchstrahlt. Der Becher der Kleopatra, der Säbels Mahomeds und das Reliquienkästchen des heiligen Peters sind Denkmäler Ihrer Arbeit aus drei verschiedenen Epochen. Die Werke Benvenuto Cellinis aus dem sechzehnten Jahrhundert, werden als sprechende Beweise der Verbindung gelten, welche zwischen den andern Künsten und der Goldschmiedekunst besteht, so wie Ihr Urheber zugleich Bildhauer, Dichter und Zeichner gewesen ist«.

»Und außerdem ein braver Soldat«, unterbrach Vivenne die Erörterungen, denn er vertheidigte die Engelsburg unter Clemens den Siebenten mit eben soviel Tapferkeit als Klugheit.

»Meine Einbildungskraft«, fuhr Philipp fort, »stellte mir immerwährend diese glänzenden Beispiele vor Augen, und in meiner Übertreibung, ich gestehe es gern ein, nährte ich die Hoffnung die Goldschmiedekunst in meinem Vaterlande wieder herzustellen und sein Benvenuto Cellini zu werden«.

»Du sollst es werden«, rief der Admiral mit künstlerischem Enthusiasmus.

»Mein Pathe gab mich in die Lehre zu Johann Babtiste Chouquet, einem der reichsten und am meisten beschäftigten Goldschmiede von Paris. Das war ein guter Anfang, denn mein Meister war ein geschickter und in seiner Kunst sehr erfahrener Mann. Ich widmete mich mit Eifer meinem neuen Handwerk und machte reißende Fortschritte. Dieser Fleiß interessierte und verwunderte meinen Lehrherrn dermaßen, daß er meine Lehrzeit abkürzte und mich zum Gehilfen machte; aber das genügte meinem Ehrgeiz noch nicht. Ich verdoppelte meine Anstrengungen und nach Verlauf von zwei Jahren wurde ich erster Aufseher und hatte den Befehl über all die Uebrigen. Ich

war der Stellvertreter meines Meisters, dessen zahlreiche Kundschaften und kaufmännische Verbindungen ihn verhinderten, den reinen handwerksmäßigen Theil seines reichen und glänzenden Geschäftes zu überwachen.«

»Alle meine Wünsche waren in Erfüllung gegangen«.

Philippe erröthete und stockte in seiner Erzählung, als der Admiral ihm lächelnd sagte: »Wir kennen das, ich gehöre einer Familie an, die der Liebe nicht fremd geblieben ist, und die ebenso sehr für schöne Augen, als für Ruhm und Ehre flammt. Fahre nur fort, immer fort«.

Philippe sprach weiter:

»Fräulein Fanchette«, so heißt nämlich die Tochter meines Meisters, »war ein vollendetes Wesen. Ihre Gestalt war reizend, aber Ihr Geist war noch schöner als Ihr Gesicht und aus all Ihren Mienen sprach so viel Güte, Reinheit und Wohlwollen, welche noch die Anmuth eines schönen Gesichtes erhöhen, sind den Glanz steigern, der stets eine reiche Erbin zu umgeben pflegt. Drei Jahre jünger als ich selbst hatte ich Ihre Spiele getheilt, da ich als Lehrling in das Haus Ihres Vaters kam. Als ich Mann und Gehilfe geworden war, hörten zwar die Spiele auf, aber sie hatten jenes Gefühl zurückgelassen, welches der Knabe Freundschaft, der Mann Liebe nennt. Ich war von dem Abstände unserer Vermögensverhältnisse zu sehr durchdrungen, um meine Augen bis zu der Tochter meines Meisters zu erheben, zu besorgt für Ihre eigene Ruhe, um sie mit meinen Qualen und Leidenschaften bekanntzumachen, die sie vielleicht, ohne es zu wissen, theilte. Ich wagte nie vor Ihren Ohren von einer Liebe zu sprechen, welche mich beinahe tödtete. Ich verschloß sorgfältig meine tiefe Neigung in dem Schrein meines Herzens und wenn der Ton Ihrer süßen Stimme, wenn ein Lächeln Ihrer rothen Lippen mich während der Arbeit in meiner Ruhe störte und mich erbeben ließ, verwundete ich mich leicht mit meinem Handwerkszug, um so Ihrer bezaubernden Nähe zu entfliehen. Ach, wie oft entrissen Ihr diese unbedeutenden Verletzungen einen Schrei des Schreckens und der Besorgnis! Wie oft wollte sie das Blut stillen, das nur ihretwillen floß. Wie hart stieß ich sie zurück und welche Anstrengungen kostete es meinem Herzen, Ihre Bemühungen abzuweisen, dieses geschwisterliche Mitleid, welches mir so

unausprechliche Empfindungen erregte. Aber ich sah das ganze Gewicht meiner Stellung ein, um keinen Preis der Welt, wollte ich das Vertrauen meines Meisters und meine eigene Achtung verlieren. Die Kluft, welche uns trennte, war unübersteiglich. Fräulein Fanchette war ein herrliches Wesen, das ich zwar bewundern, aber nicht lieben durfte. Mein Verstand war die Schildwache meines Herzens und ließ die Liebe nicht passieren«.

»Unterdeß strebte mein Meister, nachdem er mehrere Ämter bereits verwaltet hatte, nach den höchsten bürgerlichen Ehren. Er wollte einer der vier Schöffen werden, welche die Stadt Paris verwalten. Sein Ehrgeiz begnügte sich reicht mehr damit. In den Adelstand durch diese Wahl von selbst erhoben, wollte er seine Tochter mit einem Marquis verheirathen, der seine Reichthümer durch den Glanz eines allen Stammbaumes noch erhöhen konnte. Der vorzügliche Wunsch Chouquets ging in Erfüllung, er wurde auf die Liste der Schöffen gesetzt, vom König seine Wahl gebilligt. Sein zweiter Wunsch ließ ebenfalls nicht lange auf Erfüllung warten, die Marquise von Montespan, welche gegen meinen Meister freundlich gesinnt war, wählte einen Gatten für seine Tochter.«

»Was, meine Schwester vermittelt Ehen«! unterbrach der Admiral lachend den Erzähler, »ich hatte eher das Gegentheil geglaubt? Das geschieht gewiß nur aus Widerspruchsgeist oder aus Reue«!

»Dieser Gatte«, fuhr Philippe fort, »war einer von den vier Ehrenstallmeistern der Marquise von Montespan, der junge Marquis von Allainval«.

»Was«! rief Vivienne, »der Marquis von Allainval, dieser Feigling dieser Unwürdige, der mir beim Angriff auf Messina so schlecht gehorchte und den ich eben verabschiedete«?

»Derselbe, gnädiger Herr«.

»Sind Sie auch ganz gewiß Ihrer Sache«?

»Ach, gnädiger Herr, das Gesicht eines Nebenbuhlers vergißt man nicht so leicht, und ich habe ihn nur zu oft ist dem Hause meines ehemaligen Meisters gesehen, wo er hinkam und sich um Fräulein Fanchette zu bewerben«.

»Nun erstaunt ich nicht mehr«, sagte der Herzog mit leiser

Stimme, indem er mit sich selber sprach, über das schnelle Avancement des jungen Mannes, und über die Empfehlung der Marquise. »Ich werde meiner Schwester ein Kompliment wegen Ihres Schützlings machen. Sie gebraucht Ihren Einfluß auf den Geist des Königs nicht übel. Dreißig solcher Menschen auf einer Flotte und alles muß zugrunde gehen. Doch fahre nur fort, mein lieber Philippe«.

»So weit waren die Angelegenheiten gediehen«, sagte der junge Mann, »als Heer Chouquet auf eine Anzeige bei dem Staatsanwalt den Besuch der Justiz in einem ganzen traurigen Aufzuge erhielt. Die Nachforschungen, welche Anfangs fruchtlos blieben, lieferten zuletzt einige Barren von Gold und Silber zum geringeren Werthe und mehre falsche Stempel, welche die rechten des Münzamtes nachahmten. Diese Entdeckung zerstörte nicht allein die Hoffnung meines Meisters, sondern entehrte und ruinierte ihn. Ein Gedanke kam mir plötzlich in den Sinn, ein Gedanke schnell und leuchtend wie der Blitz; ich opferte mich aus Erkenntlichkeit für meinen Meister und noch mehr aus Liebe für seine Tochter auf. Ich gab mich selbst für den wahren Schuldigen aus und nahm auf mein Haupt die Verantwortung dieses Verbrechens, welches die Gesetze so grausam bestrafen. So kam es, daß ich für meine Geliebte mehr als mein Leben, meine Ehre selbst hingab. Ich wurde angeklagt und verurtheilt, ohne einen Versuch zu machen, mich zu vertheidigen. Sie wissen das Übrige, gnädiger Herr«.

»Du bist ein Held in der Liebe, wie im Krieg«. rief der Admiral, nachdem Philippe seine Erzählung beendet hatte, »aber sage mir, hast Du keine Maßregeln getroffen, um später Deinen Ruf wiederherzustellen und Deine Unschuld zu beweisen«.

»Keine, gnädiger Herr. Nur vor meiner Abreise nach Toulon, übergab ich meinem alten Pathen ein Schreiben, das er nur dann öffnen sollte, wenn er Nachricht von meinem gewissen Tode erhalten. In diesem Schreiben entdeckte ich ihm das Geheimniß meiner Handlungsweise, ein Geheimniß, das er trotz meines Leugnens durchschaute, und ich gestand darin meine Unschuld. Außerdem fügte ich noch einen Brief an die Marquise von Allainval hinzu, in welchem ich Ihr zum erstere Mal in meinem Leben meine Liebe entdeckte. O, gnädiger Herr, dieses Schreiben

wird nie gelesen werden, denn meine erste Sorge, nachdem ich meinen alten Pathen umarmt habe, wird die sein, dasselbe zu vernichten. Ich wünsche selbst, die letzte Spur meines Lebens das ich für gut und nothwendig hielt, zu verwischen. Was geht mich das Urtheil der Welt an! Habe ich nicht auf meiner Seite Gott, mein Gewissen und Sie, gnädiger Herr«!

»Braver junger Mann«, sagte Vivienne, indem er aufstand und Philippe umarmte, »Deine Seele ist so edel wie Dein Muth, und die Liebe und Aufopferungsfähigkeit, so wie Deine Tapferkeit überschreiten alle Grenzen der Einbildung, sie sind bewunderungswürdig. Was willst Du nach Deiner Rückkehr nach Frankreich beginnen«.

»Meine Absicht und die meines Paten gehen dahin, uns nach den spanischen Kolonien einzuschiffen, wo ich mich in irgend einer größeren Stadt als Goldschmied niederlassen will«.

»Du sollst nicht nach Mexiko gehen, sondern in Deinem Vaterlande und in Paris bleiben. Philippe ich will es und befehle es Dir«, entgegnete der Herzog, »ich habe Dir gesagt, daß Du der Benvenuto Cellini Frankreichs werden kannst, und ich halte etwas auf die Erfüllung meiner Prophezeihungen. Hast Du verstanden«.

»Der Aufenthalt in Paris wäre für mich eine Art von Hölle. Sie kennen vielleicht nicht die Vorurtheile, von welchen ein Mann unter meinen Verhältnissen zu leiden hat«.

»Laß das meine Sorge sein. Ohne Sein Geheimniß zu entdecken, das wegen der Ehre zweier Familien noch verborgen bleiben soll, werde ich an den Hof, an meine Schwester die Marquise von Montespan, an den Seeminister und an den Staatsanwalt schreiben. Ich verspreche Dir in Paris Sicherheit, Ehre und Geld«.

»In diesem Falle, gnädiger Herr, will ich Ihnen gehorchen«.

»Hier«! sagte der Admiral, indem er von seinem Bureau ein Kästchen von Ebenholz nahm, »hier sind die hundert Louisd'or, welche ich Dir im Namen des Königs versprochen und zuerkannt habe. Mit dieser Stimme kannst Du ein ansehnliches Etablissement begründen, außerdem will ich bei meiner Rückkehr nach Frankreich selbst den ersten Grundstein zu Deiner Glückseligkeit legen«.

Philippe verneigte sich.

»Das ist noch nicht alles«, fuhr der Herzog fort, »ich füge für meine eigene Rechnung dem Geschenke des Königs noch hundert Goldstücke hinzu, welche Du unmittelbar zu einer Reise nach Sicilien verwenden sollst, nach diesem edlen Lande, welches noch jene die Spuren der römischen Herrschaft und Tyrannei an sich trägt. Sizilien ist reich an herrlichen Gegenden, stolzen Trümmern und ehrbaren Monumenten. Du bist Künstler, Du wirst vielleicht ein großer Künstler werden, Du mußt Dich darin durch die Herrlichkeit der Natur und Kunst begeistern lassen. Wohlan, begib Dich, mein Freund, auf diese ruhmwürdige Wanderung in einem Monat wirst Du nach Messina zurückkommen und ein Schiff meiner Flotte soll Dich nach Frankreich übersetzen. Adieu, mein Freund, wir werden uns Wiedersehen«.

Philippe, durchdrungen von Dankbarkeit, wollte sich zu den Füßen des großmüthigen Admirals werfen, doch Vivienne verhinderte ihn daran, schloß ihn mehrmals in seine Arme und verabschiedete sich von ihm, indem er folgende Worte voll Geist und Güte an ihn richtete:

»Ich habe Dich aufgefordert, ein ehrlicher Mann zu werden, diese Mahnung war überflüssig. Heute fordere von Dir, daß Du ein großer Künstler wirst. Die Eroberung Frankreichs geschehen nicht bloß mit dem Degen und der Kanone, sondern auch durch Geist und Wissen. Jedenfalls sind letzteren und reiner. Ich habe Messina neu gewonnen, erobere Du ganz Sicilien, und übertreffe durch Deine Werke alle Wunder und jede Schöpfung dieses köstlichen Landes«.

Im Zeitraume eines Monats kam Philippe nach, schiffte sich unmittelbar auf dem Schiffe ein, welches ihn nach dem geheiligten Boden des Vaterlandes wiederbringen sollte, des Vaterlandes, das er als gemeiner Galeerensclave verlassen und das er als ruhmgekrönter Soldat, verwundet vom feindlichen Feuer wiedersehen, wo er als geächteter und wohlhabender Bürger von nun an leben sollte.

Glücklicher Wechsel des Geschicks.

In demselben Augenblicke, wo Philippe den Hafen von Messina verließ, langte ein französisches Kriegsschiff traurig an, die

Masten gesenkt und die Flagge verhüllt. Dieses Fahrzeug war die Fregatte der Phönix, sie brachte einen Korsaren, den sie in der Meerenge von Sizilien gefangen genommen hatte und den Leichnam Ihres Kommandanten, des Marquis von Allainval, der bei dieser Gelegenheit getötet wurde.

Der junge Edelmann, von seiner Schmach erdrückt, wollte die Achtung seines Admirals und die Ehre seines Namens wieder erkämpfen. Bei einem furchtbaren Zusammentreffen, welches er mit den Piraten bestand, zu deren Verfolgung er abgesendet worden war, stürzte er sich einer der ersten auf den Bord des feindlichen Schiffes und bezahlte mit seinem Leben die Siegespalme.

»Unglücklicher junger Mann«, rief Philippe aus, indem er fromm vor dem Toten sein Haupt entblößte. Die Kanonen des Forts schickten sich eben an, mit Ihrem Donner, feierlich die sterblichen Überreste des jungen Kriegers zu begrüßen, als Philippe Asselin auf seinem Schiffe fröhlich nach dem schönen Ufer der Provence flog.

---

## V.

Die mächtige Empfehlung des Herzogs von Vivonne hatte Wunder bewirkt. Bei seiner Rückkehr wurde Philippe sehr schmeichelhaft von der Goldschmiedezunft empfangen, von welcher er ohne vorhergegangene Prüfung, bloß auf Befehl des Königs zum Meister gemacht und auf diese Weise aller Privilegien und Freiheiten teilhaftig wurde. Obgleich die drei Jahre, welche seit seiner Verurteilung vergangen waren, nicht hinreichten, um in den Gemüthern seiner jetzigen Kollegen jede Spur jenes Ereignisses zu vernichten, so erhob sich dennoch auch nicht eine Stimme gegen seine vom König befohlene Aufnahme.

Philippe hatte sich in einer der schönsten Straßen von Paris niedergelassen. In wenigen Monaten erhielt sein Magazin, welches stets mit den geschmackvollsten und besten Gegenständen im Überfluß versehen war, einen ungewöhnlichen Ruf. Der Hof und die Stadt, das heißt die Hofleute Ludwig des Vierzehnten, die reichen Banquiers und Generalpächter wurden seine Kunden. Ein Silberstück, sei es, welches es immer wollte, eine Vase, Terrine, ein Kaffeeservice wurden nicht angesehen, wenn es nicht aus der Werkstätte Philippes kam.

Der öffentliche Schreiber Gaillard hatte sein Bureau verlassen und lebte bei seinem theuren Sohne als oberster Hausverwalter.

Zuweilen machte wohl der alte Gaillard einen Versuch in das Arbeitszimmer seines Pflegesohnes zu dringen, mitunter haschte er nach allerlei Vorwänden, um seine Neugierde zu befriedigen und ließ es nicht an Ausreden fehlen, aber stets empfing ihn Philippe auf der Schwelle dieses verzauberten Heiligthums, das er wie ein Drache vor jedem Unberufenen behütete. Diese außerordentliche Vorsicht, diese Dunkelheit in dem Leben eines Mannes, das sonst so rein dalag, brachten Gaillard zur Verzweiflung, da er noch immer Philippe mit der Seele, mit dem Herzen eines Vaters liebte.

»Er traut mir nicht«, rief der Greis zuweilen mit Bitterkeit aus. »Er verbirgt sich vor mir! Er untersagt mir den Eintritt in die Werkstätte, die er sein Heiligtum nennt. Was thut er denn allein,



immer allein in diesem Winkel. Versucht er irgend eine teuflische Erfindung? Denkt er über eine sträfliche Verschmelzung der Metalle nach? Ach nein, nein«, fügte der Schreiber stets hinzu, »fort mit diesen bösen Gedanken, mit diesen schlechten Voraussetzungen. Philippe ist ein ehrlicher Mann, ein solider Kaufmann, ein Künstler, voll Menschenfreundlichkeit. Die Berührung mit dem Laster hat in seiner Seele keine Spur hinterlassen.

Nachdem der öffentliche Schreiber zu diesem Entschlusse gekommen war, suchte er nicht mehr das Geheimnis, welches in Philippes Werkstätte vorhanden war, zu entdecken. Dieser bemerkte die Veränderung und sagte deshalb eines 'Tages:

»Mein lieber Pathe, Du scheinst von Deinem Versuche, meinen Schlupfwinkel zu durchstöbern, abgekommen zu sein«.

»Ich bin nicht mehr neugierig«.

»Wie gar nicht mehr«?

»Mein Freund erinnerst Du Dich noch aus Deiner Kinderzeit an das Märchen von Blaubart, welches ich Dir so oft erzählen mußte, während Du Dich auf auf meinem Knie schaukeltest«?

»Ich erinnere mich noch ganz gut an das schöne Märchen«.

»Gut, dann wirst Du auch nicht das schreckliche Kabinet vergessen haben, welches Blaubart seiner Frau bei Todesstrafe zu betreten verboten hat«.

»Gewiß nicht«.

»Die Frau betrat es nichtsdestoweniger und Ihre Neugierde wurde hart bestraft, denn sie fand nur Leichname da«.

»Lieber Pathe, was hat das Kabinet des Blaubarts mit meiner Werkstätte zu thun«?

»Nichts, das weiß ich wohl. Aber ich benutze nur die Moral des Märchens für mich. Die Neugierde bestraft sich immer selbst und ich mag nicht bestraft werden. Da hast Du den Schlüssel zu meinem Betragen«.

Philippe verstand den indirekten Vorwurf Lehre, welche diese Fabel enthielt und ergriff deshalb die Hände des Alten, die er mit Rührung drückte.

Zwei Jahre waren seit dem vergangen, daß Philippe sein Magazin eröffnet hatte, als eines Tages Gaillard, den die

Geschäfte des Hauses nach Versailles geführt hatten, ganz außer Athem zu seinem Pflegesohne wiederkehrte und ihm schon von weitem entgegenschrie:

»Der Herzog von Vivenne, ist zurückgekehrt und hat eine Audienz beim König gehabt«.

»Der Herzog in Versailles«? schrie Philippe, der seine Bewegung nicht beherrschen konnte, »o, mein theurer Pathe, Du konntest mir keine glücklichere Neuigkeit mittheilen. Gott sei gedankt«, fuhr der junge Goldschmied fort, »mein Werk ist vollendet und der Tribut der Dankbarkeit für meinen Wohlthäter wird so lange leben als sein Ruhm«.

Philippe schrieb augenblicklich folgenden Brief an den Admiral, der unterdeß Marschall geworden war.

»Gnädiger Herr«!

Sie haben mich zum Soldaten, sowie zum Goldschmied gemacht; und in beiden, gleich edlen Beschäftigungen habe ich mich bestrebt, Ihre Achtung und Zufriedenheit zu verdienen. Krönen Sie seine Wohltaten und meine Hoffnungen, indem sie Sie die Werkstätte eines Mannes mit Ihrem Besuche beehren, der Ihnen Alles zu verdanken hat und alles nur auf Sie zurückbezieht. Sie haben mir als Muster Benvenuto Cellini zu gestellt, dieser große Künstler wurde oft bei der Arbeit von seinem Fürsten überrascht. Ich bin kein Benvenuto Cellini, Sie aber, gnädiger Herr, weichen keinem Fürsten der Erde an Geburt und Edelmuth. Ich hoffe, daß Sie keine Ihrer Versprechungen vergessen und daß Sie die heißen Wünsche Ihres unterthänigen und ewig dankbaren Dieners erhören werden.

Philippe Asselin«.

Die Antwort ließ nicht lange aus sich warten. In den ersten Tagen der nächsten Woche, nachdem der Brief abgeschickt worden war, hielt eine glänzende Equipage mit vier Pferden bespannt vor dem Laden des Goldschmiedes, in derselben saßen der Marschall von Vivenne und zwei Damen, welche, wie gewöhnlich die vornehmen Damen seiner Zeit Larven vor Ihren Gesichtern trugen.

Philippe erkannte sogleich seinen berühmten Beschützer.

»Mein gnädiger Herr, der Herzog von Vivenne«, rief er, indem er ihm entgegenteilte.

»Ich selber, mein lieber Philippe«, entgegnete der Herzog, »und mit mir kommen noch zwei Damen, welche die Meisterwerke betrachtete wollen, mit denen Du die französische Goldschmiedekunst bereichert hast«.

Philippe verbeugte sich dreimal vor den maskierten Damen.

»Italien, vor allen das lachende Sizilien wird Dich ohne Zweifel begeistert haben«? fuhr der Herzog fort, indem er sich mit der einen Hand auf seinen Stock mit dem goldenen Knopf stürzte, die andere auf die Schulter Philippes legte. »Du wirst uns Deine Syracrusischen Henkelgefäße, Deine Korintischen Vasen und Deine Florentiner Becher zeigen. Aber gestehe mir ein, lieber Philippe, daß ich Dich sehr lieben muß, weil ich in diesem Zustande von Versailles herübergekommen bin. Findest Du mich nicht seit unserer Trennung noch dicker geworden und sehe ich nicht wie ein Nilpferd aus«?

Vivenne war trotz seiner Jugend von einem entsetzlichen Leibesumfange. Die Mühen des Krieges und die nächtlichen Vergnügungen am Hofe vermochten nichts gegen diesen Luxus der Gesundheit, welche auf seinen Wangen blühte, auf seiner Stirn glänzte, aber seinen Körper mit Fett dermaßen belastete daß er sich kaum noch im Felde, wie am Hofe bewegen konnte.

»Der König, lieber Philippe, hat mir, wie Du weißt, den Marschallstab verliehen, aber mehr um mich darauf zu stützen, als um sein Heer und seine Flotte zu kommandieren. Ist es denn möglich mein Freund, daß eine so herumwandelnde Festung je ein Pferd in Zukunft besteigen kann? Kaum vermag ich noch auf meinen Schiffen das Gleichgewicht zu behaupten. «

»Gnädigster Herr«, entgegnete der Goldschmied, »das Talent eines Generals steckt in seinem Kopfe und nicht in seinen Gliedern. Das haben Sie längst bewiesen«.

»Schmeichler«! lächelte der Herzog mit jener Anmuth, wegen der er berühmt war, »willst Du am Ende bei Hofe noch durch andere Eigenschaften, als durch Deine Meisterwerke glänzen. Spare Dein Lob und zeige uns Dein Magazin.

Philippe führte den Herzog von Vivenne und die beiden Damen

in seine Werkstätte, erklärte ihnen die Vorgänge der Fabrikation, ließ vor Ihren Augen Gold- und Silberwaaren schmieden und überraschte sie durch drei niedliche Schalen, welche die Wappen des Admirals trugen und die er diesem und den Damen anbot.

Hierauf führte er sie in sein eigenes, besonderes Atelier, das seit zwei Jahren, außer ihm selber kein Mensch betreten hatte. Kaum aber, daß der Herzog die Schwelle des Kabinetts überschritten und seine Augen auf ein großes Werk der Goldschmiedekunst geworfen, so rief er freudig aus: »das ist ja meine Generalgaleere«.

»Allerdings, gnädiger Herr, entgegnete Philippe, das ist Ihre Generalgaleere. Ich widme Ihnen dieses Werk und beschwöre Sie dasselbe als ein ewiges Zeichen meiner Dankbarkeit anzunehmen. Seit zwei Jahren opfere ich viele Stunden des Tages und meine Nächte dieser Arbeit, welche Ihrer und Frankreichs würdig werden sollte. Ich sage Frankreichs, denn von dieser Galeere aus wurde der Hafen von Messina erkämpft und um dieses Umstandes willen soll das Fahrzeug, an dessen Bord Sie sich befunden haben, der Segnungen und Huldigungen der Nation theilhaftig werden«.

»Na, da haben wir das große Geheimnis entdeckt«, rief Gaillard laut. »Ach, gnädiger Herr«, fügte er hinzu, indem er sich an Vivienne wendete, »wenn sie wüßten, welche Unruhe und schlaflose Nächte mir die lange Zurückgezogenheit meines Sohnes in diesem Kabinett verursacht hat«.

»Das ist ein bewunderungswürdiges Werk«, sagten staunend die maskierten Damen.

»Das ist ein Meisterwerk«, sprach Vivienne, indem er mit entzücktem Auge die einzelnen Teile der Arbeit prüfte.

Es war in der Tat ein Meisterwerk; nie hatten Gold und Silber unter der Hand eines Künstlers sich williger gefügt, nie reizender die Erinnerungen und den Zauber der Einbildungskraft wiedergegeben. Die Generalgaleere stand hier mit ihren Segeln, ihren Masten und ihren Ruderbästien. Ihre Equipage erschien bereit zum Kampf, der Pavillon war gehißt zur Schlacht, das Verdeck, der Kerl und die Bordseite glänzten von Hacken, Flinten und Musketen. Nichts war unberücksichtigt geblieben, nichts vergessen in diesem Miniaturbild von Gold, in diesem Abriß eines

Schiffes, auf dieser Seite von Metall, welches ein groß Ereigniß der vaterländischen Geschichte darstellte. Man wußte nicht, indem man diese Arbeit betrachtete, was man mehr bewundern sollte, die Geduld des Handwerkers, oder die Schöpferkraft des Künstlers.

Je länger Vivenne das Werk ansah, desto größer war sein Entzücken.

»Philippe«, sagte er zu dem Golbschmied, »Deine Arbeit ist bewunderungswürdig, dennoch fehlt noch etwas daran«.

»Es mangelt was, gnädiger Herr«?

»Ja Philippe, auf diesem Platz«, dabei deutete der Marschall auf das Vordertheil der Galeere«, »müßte ein Soldat stehen, ein Held, der den Kugeln der Feinde trotzt, um die Flagge Frankreichs zu erbeben. Ich sehe die Fahne aber nirgends Ihren unerschrockenen Vertheidiger. Er muß da sein, hörst Du, er darf mir nicht fehlen«.

»Gnädiger Herr, ich werde gehorchen«, sagte der Goldschmied, indem er sich verbeugte und erröthete.

Die Bewunderung der beiden Damen blieb nicht hinter dem Enthusiasmus des Admirals zurück und äußerte sich bei jeder Entdeckung einer neuen, bisher verborgenen Schönheit durch laute Ausrufungen des Erstaunens und Entzückens.

Seit langer Zeit war im siebzehnten Jahrhundert, kein ähnliches Meisterwerk geschaffen worden. Es war in jeder Beziehung vollkommen und athmete, trotzdem es älteren Mustern nachgebildet war, doch eben soviel Originalität als ernstes Studium.

Nachdem er alle Arten von Lob und Aufmunterung erschöpft und Philippe für die Widmung seines Wertes herzlich und wiederholt gedankt hatte, ergriff der Marschall mit edler Vertraulichkeit die Hand des Goldschmiedes und sagte:

»Mein lieber Philippe, Du hast bereits als Soldat Proben Deiner Tapferkeit abgelegt, nun bewährst Du Dich als Künstler. Aber das ist nicht hinreichend: Der König, unterrichtet, von Deiner erhabenen Hingebung, durch dieselbe Person, welche der Gegenstand derselben war, hat Kraft seiner Machtvollkommenheit verordnet, daß das Urtheil, welches Dich betroffen für Null und

nichtig erklärt und somit selbst die Spuren Deiner unverdienten Strafe weggetilgt werden sollen. Aus demselben Grunde ernennt Dich endlich seine Majestät zum Aufseher über Ihr sämtliches Silbergeschirr und befiehlt mir, Dein Patent Dir zu überweisen.

»Königlicher Aufseher! O, gnädiger Herr«, schrie Philippe«, »ich sterbe noch vor Glück und Freude«.

»Laß es lieber bleiben«! unterbrach ihn lächelnd der Admiral. Dir steht noch ein anderes Glück bevor. Mein lieber Philippe, Du hast mir eine so schöne und angenehme Ueberraschung bereitet, die ich Dir durch eine noch schönere und angenehme Überraschung vergelten will.

»Meine Damen«, fügte der Herzog hinzu, indem er sich an die beiden Frauen wandte, welche ihn begleiteten, »haben Sie doch die Gnade und nehmen Sie Ihre Masken ab«.

Die Damen folgten sogleich und Philippe erkannte die Marquise von Montespan und Frau von Allainval, die Tochter des Goldschmieds Chouquet.

Philippe stürzte sich zu Füßen der jungen Witwe, indem er rief: Fanchette, Fanchette!

Dann, indem er sich an die Rücksicht erinnerte, welche er dem Herzog, der Marquise von Montespan und der Frau von Allainval selber schuldig war, erhob er sich beschämt, doch die Thränen, welche unaufhaltsam seinen Augen entströmten bewiesen mehr als alle möglichen Reden, die Heftigkeit seiner Liebe.

»Verzeihen Sie, meine Damen«, sagte er verwirrt, »ich bin in meinem Leben um sechs Jahre, zurückgegangen, ohne zu denken, wo und vor wen ich mich jetzt befinde«.

»Ich verzeihe Ihnen von ganzem Herzen«, sagte die junge Wittwe, indem sie Ihre Hand dem Goldschmiede hinreichte, der sie mit seinen Thränen und Küssen bedeckte, »ich weiß Alles, was Sie für meine Familie und für mich geopfert haben und dieses Schreiben von Ihrer Hand hat mich schon lange von Ihrer Liebe und Ihrer edlen Hingebung unterrichtet«.

Die Marquise zeigte dem jungen Goldschmied ein Papier, das sie in Ihren Händen hielt. Er erkannte den Brief, welchen er Gaillard im Gefängniß übergeben hatte.

»Sie besitzen diesen Brief«? rief Philipp, »aber er sollte Ihnen

nur für den Fall meines Todes übergeben werden«.

»Mein lieber Sohn«, sagte Gaillard, »ich mußte drei Anordnungen des Staatsanwalts gehorchen, der um die Existenz dieser Beweismittel wußte und mir befahl, dieselben abzuliefern. Seit vierzig Jahren bin ich gewohnt, den Befehlen der Justiz zu folgen. Das ist meine Rechtfertigung«.

»Und der Staatsanwalt«, fügte der Herzog hinzu, »gehorchte nur dem ausdrücklichen Befehle des Königs. Ich allein bin in dieser Angelegenheit der schuldige Theil und ein wenig meine Schwester hier, die eifersüchtig auf mich, mit mir wetteiferte, Dein Glück in der Liebe, wie im Geschäft zu begründen, denn, mein lieber Philippe die junge und schöne Marquise von Allainval wird für Dich wieder die Tochter des Goldschmiedes Chouquet. Sie entsagt den eitlen Privilegien eines neugebackenen Adels, um sich mit dem Manne zu verbinden, der Ihr mehr als sein Leben opferte«.

»Ist es möglich«! schrie Philippe außer sich, »wie Fanchette, wie, Madame, Sie wollen zu mir herniedersteigen, die vornehme Witwe des Marquis von Allainval will die Gattin eines niederen Handwerkers werden«.

»Ich bin fernzuglauben, daß ich mich herablasse«, erwiderte die junge Wittwe, »im Gegentheil, ich meinte, mich nur zu erheben. Die natürliche Eitelkeit hat mich zur Marquise gemacht, die Liebe gibt mich mir selber wieder. Der Adel ist überall in jeder edlen Handlung, im Talent, in einer großmüthigen und aufopfernden Liebe. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verdienen sie ein Fürst zu sein und haben längst Ihre Adelsprobe abgelegt«.

»Sie haben recht Madame und sprechen wie ein Engel«, sagte der Marschall, werden Sie wieder eine Bürgerliche, oder vielmehr, da Philippe zu jener Klasse von Menschen gehört, die den Adel im eigenen Herzen tragen und die man nur selten noch bei Hofe findet, begnügen Sie sich mit minder glänzendem, aber wertvollerem Stand und Namen. Erhalten Sie sich jene Anmuth und Liedenswürdigkeit und Freiheit, welche Ihnen bei Hofe so viele Sympathien erworben haben, so daß die Bürger von Paris Sie einst unter Ihre Heiligen versetzen, nachdem Sie bis jetzt wie eine Gottheit am Hofe angebetet wurden.

Die Hochzeit Philippe Asselins, Aufseher über das Silbergeschirr des Königs mit Fanchette Chouquet, verwitwete Marquise von Allainval kam unter dem Schutz des Herzogs von Vivonne und der Marquise von Montespan zustande.

– E n d e –



# Ein Vampyr.

Kriminal-Geschichte.

Sonntag, den 12. November 1865.

**E**s war im Frühjahr 18..

Wir wollen die Jahreszahl nicht näher bezeichnen und unterlassen es auch, den Ort namhaft zu machen, in welchem unsere Geschichte spielt. Noch leben Personen, welche freilich in Ihrer Kindheit oder in Ihren zarten Jugendjahren Zeugen jener düsteren Szenen waren, die wir zu schildern haben und in den Familien, die davon betroffen wurden, verbreitet die Erinnerung daran noch heute wehmutsvolle Trauer.

Wir dürfen uns nur mit der Andeutung begnügen, daß die Ereignisse, von denen wir zu berichten haben, in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts fallen, und daß der Schauplatz ein Flecken an der Grenze von Ungarn und Serbien bildet.

Es war also im Frühjahr, die Sonne schien bereits heiß hernieder und den vom tiefsten blau gesättigten Himmel trübte nicht ein einziges Wölkchen.

Die Bewohner des Fleckens, Jung und Alt, Männer und Weiber, waren alle auf den Beinen und bewegten sich in langer Reihe hinaus nach dem Friedhofe, der unten am Abhange eines Berges lag.

Dem Zuge voraus wurde von acht kräftigere Burschen ein Sarg getragen, auf welchem ein frischer Kranz ruhte. Dicht hinter dem Sarge gingen weiß gekleidete Mädchen einher, Klagelieder singend.

Es wurde eine Jungfrau zu Grabe getragen, die in der Blüthe Ihrer Jugend und Schönheit plötzlich vom kalten Tode dahingerafft worden war. Sie hatte sich Abends gesund und wohl auf zu Bette

gelegt und als Ihre Mutter — Ihr Vater war nicht mehr am Leben — sie des Morgens wecken wollte, fand sie, daß das Töchterchen todt war.

Der Trauerfall erregte im Orte die allgemeinste Theilnahme, die sich denn auch bei dem Begräbnisse der Jungfrau in der regsten Weise kundgab.

Unter lautem Schluchzen und Klagen wurde der Sarg, nachdem der Zug auf dem Friedhofswege angelangt war, an dem bereit gehaltenen offenen Grabe niedergelassen.

Die arme bedauernswerthe Mutter hatte Ihr Kind nicht zum Grabe geleiten können; der Trauerfall hatte sie so sehr erschüttert, daß sie selbst aufs Krankenlager geworfen wurde. Von den nächsten Verwandten der Todten war nur Ihr einziger Bruder zugegen, ein Husar, der vor einigen Wochen nach seinem Heimathorte zurückgekehrt war, um daselbst einen Urlaub zu verbringen, den ihm sein Rittmeister bewilligt hatte.

Pista [Stefan] so hieß der Husar, hatte seine Schwester Oerzsi [Elise] sehr geliebt und heiße Thränen rannen ihm in den Schnurbart hinab, während der Priester zum letztenmale die Einsegnung der Leiche vollzog.

Die Zeremonie war endlich vorüber und der Todtengräber mit seinen Gehilfen schickte sich an, den Sarg an langen Stricken ins Grab hinabzulassen, als mit einem male, eine kräftige Stimme Einhalt gebot.

Alles blickte auf.

Ein alter Mann mit grauem Barte hatte sich vorgedrängt und stand jetzt an derselben Stelle, die seither der Priester eingenommen hatte.

»Halt!« rief der Greis mit einer Stimme, deren Kraft gar seltsam mit seinem Alter kontrastierte. »Halt!« nicht eher darf die Todte eingestellt werden, als bis mir noch eine letzte Pflicht an Ihr erfüllt, die Pflicht der Rache!«

Ein dumpfes beifälliges Gemurmel lief durch die Menge. Es war, als ob der alte Mann den Gefühlen aller einen Ausdruck gegeben hätte.

Die Augen Pista's, des Husaren leuchteten in unheimlichem Feuer auf.

»Ja, Rache für das arme Opfer«, fuhr der Alte fort, »und Beruhigung für uns. Denn wer bürgt uns dafür, daß der gespenstische Unhold, der im Grabe keine Ruhe hat, heute oder morgen nicht an der Thür des Einen oder des Andern in der Gemeinde anklopft und sich sein blutiges Opfer holt, wie er es hier geholt hat.«

Des Gemurmel der Menge steigerte sich, es wurde drohend.

»Ich habe die arme Oerzsi gesehen«, sprach der Alte weiter, »wie sie aufgebahrt dalag und ich habe sie genau betrachtet. Oben am Halse, dicht hinter dem linken Ohre, hatte sie einen rothen Fleck. Es ist dies das untrügliche Zeichen der Todesart, der sie zum Opfer fiel. Euch brauche ich es aber nicht zu sagen, wo wir den Unhold zu suchen haben, der die schöne Oerzsi gemordet. Des Volkes Stimme hat ihn schon lange bezeichnet. Drum auf und folget mir, thun mir, was unsere Pflicht ist!«

Der Alte schritt nach diesen Worten vom Sarge weg. Der Priester, welcher noch zugegen war, wollte nun vortreten und durch seine Rede das Unheil abwenden, welches er kommen sah, aber es war zu spät.

In dem lauten Geschrei, welches sich nun von allen Seiten erhob, verhallte seine Stimme und die Menge, deren Leidenschaft wild erregt war, stürzte dem Greise nach, der eiligen Fußes durch die Reihen der Gräber dahinschritt, bis er an die Mauer des Friedhofes gelangte, wo er an einem Grabe stehen blieb.

Es begab sich nun Entsetzliches.

Männer, Pista voran, hatten sich der Werkzeuge des Todtengräbers bemächtigt, und sie waren in leidenschaftlichem Eifer bemüht, das Grab aufzuwühlen, bei welchem der Alte stehen geblieben war. Hurtig fuhren Schaufel und Spaten in die Erde, daß die Schollen weit wegflogen, und so ward der Sarg, welcher unten in der Tiefe ruhte, gar bald blosgelegt. Stricke wurden nun hinabgelassen und der Sarg heraufgezogen. Als aber die lange hölzerne Truhe das Niveau der Oberfläche des Friedhofes erreicht hatte, wurde sie nicht behutsam niedergestellt, sondern die Männer, welche sie heraufgezogen hatten, schleuderten sie von sich weg, so daß sie mit dumpfen Getöse umschlug und auf dem etwas abschüssigen Terrain dahinrollte. Dabei geschah es, daß der Sargdeckel aufging und die Leiche, welche im Sarge war,

herausfiel und nun vor aller Augen dalag.

Bisher hatte von dem Momente an, als die Männer sich anschickten, das Grab zu öffnen unter der Menge, welche den Schauplatz der grausen That umwogte, die tiefste Stille geherrscht. Bei dem Anblicke der Leiche aber wurde die Muth und Leidenschaft aufs Neue entfesselt, alles stürzte mit lautem wildern Geschrei auf den entseelten Körper los; da trat wieder der Greis vor und sich gleichsam zum Schutze vor die Leiche steilen, erhob er seinen Arm mit einem gebieterischen Winke.

Die Menge wich scheu zurück. Der Alte übte offenbar einen Einfluß auf sie aus, dem sie sich nicht zu entziehen vermochte.

»Was macht Ihr?« rief der Greis mit erhobener Stimme, »Ihr droht das Werk der Rache zu verderben. Lasset nur mich machen, denn ich allein weiß es, wie man mit diesen Ungeheuern umzugehen hat, um sie fernerhin unschädlich zu machen. Bildet einen Kreis!«

Die Menge gehorchte. Vom Greise wendeten sich aller Blicke nach der Leiche.

Die Kleider, mit welchen man den Körper vor Monaten vielleicht in das Grab gesenkt hatte, waren zerfallen und vermodert, doch erkannte man an ihnen noch, daß die Leiche welcher sie zur Hülle gedient hatten, die eines Mannes war.

»Bringt einen Pfahl herbei!« gebot der Alte.

Einige Bursche sprangen über die niedere Friedhofsmauer und in einen naheliegenden Weinberg hinein; hier rissen sie einige von den Stecken aus, an welche die Reben gebunden waren und eilten damit nach dem Friedhofe zurück.

Der Alte wählte unter den Stecken den spitzigsten aus und überreichte ihn dem Husaren Pista.

»Dir, Pista«, sagte er, »Dir dem Bruder der Todten, kommt es zu, den Stoß zu führen. Thu' es und zittere nicht.«

Pista trat vor, erfaßte den Pfahl und mit einem kräftigen Fluche stieß er ihn der Leiche in die Brust, dort, wo einst das Herz geschlagen hatte.

Ein Schauer durchlief die Menge.

»Noch ist das Werk nicht vollendet«, begann jetzt der Alte wieder, »noch bleibt uns Eines zu thun übrig.«

Pista hatte den Pfahl in der Brust der Leiche stecken lassen und blickte den Alten an, bereit, Altes zu erfüllen, was dieser heißen würde.

»Wir müssen den Körper des Verdammten verbrennen«, fuhr der Greis fort, »denn erst dann können wir Ruhe haben, wenn seine Asche in die vier Winde zerstreut ist.«

Der Raum, auf welchem die eben erzählten Vorfälle sich ereigneten, war noch von Gräbern leer. Zwischen dem hart an der Friedhofsmauer gelegenen Grabe, aus welchem man soeben die Leiche gerissen hatte, und jenem Platze, wo inmitten von andern Grabhügeln sich die frisch aufgeworfene Grube befand, in welche der Sarg mit der Leiche Oerzsi's gesenkt werden sollte, befand sich nicht ein einziges Grab. Die Menge, welche diesen leeren Zwischenraum einnahm, hatte also Platz genug, um gleich an Ort und Stelle alles zu vollführen, was der Alte anordnete.

Sie beeilte sich auch, seiner letzten Weisung nachzukommen.

Eifrig übersetzten die jungen Leute unter der Menge die Umzäunungsmauer und nach wenigen Minuten schon flogen Reisig, Äste und Holzstücke, ein Material, das sich in dem links vom Friedhof gelegenen Wäldchen reichlich vorfand, herüber und geschäftige Hände, diesmal mengte sich das Weibsvolk darunter, machten sich daran einen kunstgerechten Scheiterhaufen aufzuführen.

Aus der Kammer des Todtengräbers wurde nun eine Fackel herbeigeholt dieselbe angezündet und in den Holzstoß geworfen.

Bald flackerte eine hohe Flamme knisternd und prasselnd empor und der grausam misshandelte Leichnam wurde von den Burschen erfaßt und mitten in das Feuermeer hineingeschleudert. Im selben Augenblicke ertönte von Ferne Trommelschall. Alles horchte auf, Militär kommt«, tönte es von Munde zu Munde, und die Menge, in Ihrer Furcht vor einem Konflikte mit der bewaffneten Macht; zerstob nach allen Seiten.

In der That rückte Militär an. Der Priester hatte, da er wohl ahnen mochte, was da kommen würde, den Todtengräber nach der kleinen Kaserne des Fleckens entsendet. Er selbst hatte sich gleichzeitig vom Friedhofe entfernt, um nicht Zeuge der Greulszenen sein zu müssen. Aber auch die bewaffnete Macht

konnte dieselben nicht mehr verhindern; als sie kam, war es, wie die Leser wissen, bereits zu spät, die Entheiligung des Grabes, die Schändung einer Leiche war bereits geschehen.

Als die Abtheilung Soldaten den Friedhof betrat, hörte der Trommelschlag auf, die bewaffneten Männer schritten in tiefster Stille zwischen den Gräbern dahin, von Ihrem Offizier geführt, an dessen Seite der Todtengräber einherging.

Ihr Weg führte sie an dem offenen Grabe vorbei, welches bestimmt war, die irdische Hülle des jungen Mädchens aufzunehmen; als sie aber an demselben anlangten, blieb der Todtengräber entsetzt stehen. Der Sarg mit der Leiche Oerzsi's war verschwunden!! —

\*                      \*

\*

Am Abend desselben Tages, an welchem die geschilderten Ereignisse vorfielen, saßen drei Herren in der Laube eines kleinen freundlichen Gartens im eifrigen Gespräche beisammen.

Auf dem gedeckten Tische vor ihnen standen Speisen und einige Flaschen Wein, deren Inhalt von einem der drei Herren fleißig in die Gläser geleert wurde.

Dieser Mann, welcher sich so eifrig dem Dienste widmete, den Durst seiner beiden Genossen zu löschen, war der Herr des Gartens und desselben stoßenden Hauses, die andern beiden waren seine Gäste.

In einem von den letzteren erkennen wir den Offizier, welcher die militärische Expedition nach dem Friedhofe angeführt hatte. Der zweite ist zwar in Zivil, hat aber doch einen militärischen Charakter, er ist Oberarzt.

Was den Hausherrn anbelangt, so stellen wir in ihm den Lesern eine gewichtige, oder eigentlich die gewichtigste Person des Fleckens vor, den Mann, der in sich zwei ansehnliche Würden vereinigte: die eines Gemeindevorstandes und eines Richters.

Ihr Gespräch drehte natürlich um die Vorgänge des Tages und der Richter hatte seinen beiden Gästen, welche erst seit kurzer Zeit in den Flecken eingezogen waren, gar vieles zur Aufklärung zu erzählen.

»Ja, meine Herren«, sprach er, nachdem er in unermüdlicher Weise aufs Neue die Gläser gefüllt hatte, »dieser unselige Wahn, der Glaube an Vampyre, ist unter unserm Gotte nicht auszurotten. Wir haben ihn von Serbien herüberbekommen, wo dieser Aberglaube vielleicht seit einem Jahrhundert zu Hause ist, und weder Belehrung noch Strafe hat bis heute etwas dagegen gefruchtet. Zwar muß ich es sagen, daß solche Greulszenen wie die heutige hier in unserem Orte seit vielen Jahren nicht vorgekommen sind, aber vor nicht langer Zeit haben sie drüben in Serbien wie in mehreren diesseitigen Grenzorten nicht zu den Seltenheiten gehört, so daß sich die Regierung wiederholt veranlaßt gesehen hat, mit energischen Maßregeln dagegen einzuschreiten.«

»Und was ist denn eigentlich das Wesen dieses Vampyrismus?« fragte der Lieutenant.

»Wie, Sie wissen nicht einmal, was das Voll unter einem Vampyr versteh?« lautete die Gegenfrage des Richters.

»Ich habe schon einiges davon sprechen gehört«, entgegnete der Lieutenant, »aber hier in dem eigentlichen Sitze dieses Aberglaubens dürfte ich denn doch näheres und ausführlicheres über dieses Thema vernehmen.«

»Nun, ich will Ihnen sagen, was ich darüber weiß. Ein Vampyr ist ein Unhold, der ob der bösen Thaten, die er bei Lebzeiten vollführt, im Grabe keine Ruhe hat, und nächtlicher Weile als ein lebendiger Todter umherwandelt zur Pein und Qual des noch lebenden Geschlechts. Er schleicht sich in die Schlafkammern der Menschen und saugt den Schlafenden das Blut aus, bis sie todt sind. Der Volksglaube nimmt aber an, daß eine solche von einem Vampyre getötete Person gleichfalls zum Vampyr wird, so daß es nie an solchen Unholden fehlt. Um aber einen Vampyr unschädlich zu machen, bedarf es außerordentlicher Mittel. Die Leiche desselben muß ausgegraben und Ihr ein Pfahl ins Herz gestoßen werden, worauf sie verbrannt wird, daß nichts von Ihr übrig bleibt, als ein Häuflein Asche.«

Der Lieutenant wollte eben wieder eine Frage an den Hauswirth richten, als ein Pandur eiligen Schrittes über den Kiesweg, der zu der Laube führte, daher kam, und in respektvoller Haltung vor den drei Herren stehen blieb.

»Nun, Jancsi, was bringst Du Neues?« fragte der Richter den Pandur.

»Alles vergebens«, erwiderte dieser, »der alte Gyuri ist unauffindbar. Wir haben die ganze Umgegend in allen Richtungen durchforscht, an jeder Hütte, an jeder Csarda angeklopft«, nirgends war er zu finden.«

»Und bis Morgen muß ich ihn haben, hörst Du, Jancsi!« rief der Richter mit erhobener Stimme, »er war der Rädelsführer und Gerechtigkeit muß geschehen. Bringst Du ihn bis morgen Früh nicht zur Stelle, so jage ich Dich mit Schanden aus den Diensten des Komitates.«

»Ich werde mein Möglichstes thun«, sprach der Pandur, »hab' ich doch noch eine ganze Nacht vor mir.«

»Gut, Du kennst mich, und, weißt daß ich Wort halte. Was ist mit dem Sarge Herr Oberst?«, fragte der Richter weiter.

»Auch von dem Sarge war bis jetzt keine Spur aufzufinden«, erwiderte der Pandur.

»Wirklich seltsam!« meinte der Richter zu seinen beiden Gästen gewendet.

»In der That«, meinte der Arzt, »dieses spurlose Verschwinden des Sarges...«

»Du kannst gehen«, unterbrach der Richter den Sprechenden, indem er dem Panduren gebieterisch mit der Hand winkte, »Du kannst jetzt gehen und merke Dir, was ich gesagt habe.«

Der Pandur entfernte sich. Die drei Herren setzten Ihr Gespräch fort.

»Ja«, begann der Richter wieder, »die Geschichte mir dem Sarge ist es eigentlich die meine Gedanken am meisten beschäftigt. Ich bin geneigt anzunehmen, daß der alte Gyuri davon weiß. Er hat gewiß den ganzen grausigen Spektakel nur deshalb angezettelt, um seinen Helfershelfern die Möglichkeit zu geben, den Sarg unbemerkt wegzutragen. Nun, wenn ich ihn in meinen Händen habe, werde ich ihm schon die Wahrheit herauskitzeln; ich weiß mit diesen Leuten umzugehen, mir schwatzt man nichts von Vampyren vor.«

»Wer war jener Todte eigentlich«, fragte der Lieutenant, »dessen Grab so geschändet wurde?«



»Darüber kann ich den Herren keine Auskunft geben, der alte Gyuri wird übrigens schon wissen, warum er gerade dieses Grab gewählt hat. O, wenn ich ihn nur schon in meinen Händen hätte. Im Laufe des morgigen Tages werden sie vom Komitat herüberkommen, der Stuhlrichter und wahrscheinlich auch der Vizegespan selbst, um die Untersuchung persönlich an Ort und Stelle vorzunehmen und die Schuldigen zu strafen. Ich habe schon vor einigen Stunden einen reitenden Boten mit einem Rapport über das vorgefallene an die Komitatsbehörde abgesendet und möchte, wenn die Herren morgen eintreffen, ihnen schon mit fertigen Resultaten entgegenkommen. Es wird einen interessanten Prozeß geben. Entweihung eines Grabes, Leichenschändung, Aufwiegelung und dazu noch Waldfrevel, da das Holz, welches sie zum Scheiterhaufen verwendeten Eigenthum der Grundherrschaft war. Wenn nur schon mein Schreiber hier wäre, muß der gerade an einem solchen Tage sich einen Urlaub erbitten!«

»Und wozu brauchen Sie ihn denn?« fragte der Arzt, »haben Sie nicht den Rapport schon abgeschickt?«

»Freilich«, lautete die Antwort des Richters, »aber er wäre mir sehr nützlich gewesen, um die Expedition zur Habhaftwerdung des Gyuri zu leiten. Er ist ein findiger und gescheidter Kopf und darum vermisse ich ihn gerade heute so ungerne. Freilich, des Morgens, als er mich um die Erlaubniß bat, sich auf vierundzwanzig Stunden entfernen zu dürfen, konnte er noch keine Ahnung von den Dingen haben, die hier vorgehen würden.«

»Ich muß aufrichtig gestehen sprach, nun der Oberarzt, daß mich die Vorfälle des heutigen Tages nicht nur mit Entsetzen, sondern auch mit schmerzlicher Ueberraschung erfüllt haben. Wohl habe ich so Manches über den Vampyrismus gehört und gelesen und erst unlängst ein Werk in Händen gehabt, welches diese Materie ausführlich behandelt, aber daß ich solchen Ausbrüchen des düstersten Aberglaubens je in der Wirklichkeit begegnen würde, daran hätte ich nie gedacht.

»Wie, Sie haben ein solches Weil, Doktor?« rief der Lieutenant, »lassen Sie mir es zukommen.«

»Warum denn nicht? Der vollständige Titel dieses Werkes heiße: »Traktat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in

Gräbern, worin die wahre Beschaffenheit der Hungarischen Vampyr und Blutsauger gezeigt, auch alle von dieser Materie bisher zum Vorschein gekommenen Schriften rezensiert werden.«

»In der That, ein vielversprechender Titel«, meinte der Lieutenant.

»Und in dem Buche«, fügte der Arzt hinzu, fand ich auch alles bestätigt, was uns der Herr Richter eben über die Vampyre gesagt hatte. Es heiße darin, daß sich oft die Bewohner ganzer Dörfer umsetzten in grauenhafte Vampyre. Auch die Vertilgung und Unschädlichmachung derselben wird in derselben Weise angegeben, wie wir sie aus dem Munde unseres gastfreundlichen Wirthes gehört haben. Ferner heißt es in dem Buche, daß diese scheußlichen Kreaturen oft nicht in eigener Gestalt erscheinen. So ist ein Brief abgedruckt, den ein Offizier aus Belgrad an einen berühmten Doktor in Leipzig schrieb, um sich nach der eigentlichen Natur des Vampirismus zu erkundigen, und in diesem Briefe wird Folgendes erzählt: »In einem Dorfe, Kinklina genannt, hat es sich zugetragen, daß zwei Kinder von einem Vampyr geplagt worden, weswegen eines um den Andern gewacht, da es denn wie ein Hund die Thür geöffnet, auf Anschreien aber gleich wieder davon gelaufen, bis endlich einmal Beide eingeschlafen, da es denn dem Einen in einem Augenblick einen rothen Fleck unter dem rechten Ohr gesauget, worauf es dann in drei Tagen davon gestorben.«

»Und in demselben Werke«, fuhr der Oberarzt fort, »heißt es in einem Akt über die Auffindung und Vernichtung eines Vampyr:

»Weil sie nun ersahen, daß es ein wirklicher Vampyr sei, so haben sie demselben einen Pfahl durchs Herz geschlagen, wobei er einen wohlvernehmlichen ›chser« gethan und häufiges Geblte von sich gelassen.«

\*

\*

\*

Wir lassen die drei Herren Ihr Gespräch fortsetzen und werden uns einem andern Schauplatze zu, wo sich Ereignisse begeben, welche uns eben erklären werden, was Lajos, der Schreiber des Richters, bewogen hatte, sich von seinem Vorgesetzten einen Urlaub zu erbitten.

Die Nacht ist hereingebrochen. Finsteres, schwarzes Gewölke, hat den Horizont umzogen, und nur hoch oben im Zenith bemerkt man einen matt leuchtenden Punkt. Es ist der Mond, der vergebens den Wolkenschleier zu durchbrechen sucht. Die Luft ist von jener dumpfen, brütenden Schwüle geschwängert, welche den nahen Ausbruch eines Gewitters ankündigt.

Auf der Puszta, die sich mehrere Stunden weit um den Flecken ausdehnte, steht eine einsame Csarda. Das große Thor derselben öffnet sich geräuschlos und ein Wagen fährt heraus.

Es ist ein einfacher, länglicher Bauernwagen, zwei Männer sitzen in demselben, von denen der Eine die Zügel der kleinen Rößlein erfaßt hat, welche feurig ausgreifend durch die Haide dahinfliegen.

Eine halbe Stunde mochte die Fahrt gedauert haben, als der Wagen am Saume eines Waldes stehen blieb. Die beiden Männer stiegen ab und der Eine, welcher kutschiert hatte, band die Zügel an den herabhängenden Ast eines Baumes.

»Komm«, sprach er jetzt zu seinem Gefährten, »wir haben nur noch wenige Schritte, und dann ist alles geschehen.«

Nicht ohne Mühe hoben sie jetzt einen Gegenstand vom Wagen, der von einem Mantel verdeckt war. Beim Herabheben jedoch verschob sich der Mantel und man sah, daß der Gegenstand, welchem er gar Hülle diente, ein — Sarg war.

Schweigend trugen die beiden Männer den Sarg in den Wald hinein; derjenige, welcher früher seinen Gefährten zuerst angesprochen hatte, ging gleichsam als Führer voraus.

Ein schmaler Fußpfad zog sich mitten zwischen den Bäumen hin, doch kaum hatten die nächtlichen Wanderer ungefähr hundert Schritte auf demselben zurückgelegt, als sie seitwärts in das Dickicht einbogen. Hier war der Weg schon der Last halber, welche sie trugen, mühsamer; der vorangehende Mann schien aber den Wald, in dem sie sich befanden, vollkommen zu kennen, denn trotz der Finsterniß schritt er, ohne zu straucheln, ohne an einen Baum anzustoßen, vorwärts, und blieb endlich inmitten einer kleinen Lichtung stehen.

In demselben Augenblick brach der Mond durch die Wolken und beleuchtete die nächtliche Szene.

Die Lichtung bildete einen kleinen Kreis, der ringsum von Baum- und Strauchwerk umsäumt war.

In der Mitte dieses Kreises erhob sich eine einsame, ehrwürdige Eiche. Am Fuße derselben hatten die beiden Männer den Sarg niedergestellt. Der Mond verbreitete Licht genug, um den Blicken auch eine offene, längliche Grube zu zeigen, welche neben der Eiche gähnte, und dicht dabei die aus der Grube genommene Erde zu einem Hügel aufgeworfen.

»Laß' uns ein wenig ausruhen«, begann wieder der Eine von den beiden Männern, »wir haben noch ein Stück Arbeit vor uns, und brauchen dazu frische Kräfte.«

Der Andere gehorchte gerne der Aufforderung und ließ sich auf den Rasen nieder, sein Genosse that eben so.

»Jetzt aber erzähle mir«, begann jener, »wie das alles gekommen ist, und wen wir eigentlich hier begraben?«

»Ja, Freund, Du sollst alles wissen«, sprach der Zweite. »Dich allein kann ich in mein Geheimniß einweihen und deßwegen habe ich Dich auch zu mir beschieden.«

»Und ich kam, mein guter Lajos. Heute Früh erschien Dein Bote bei mir in der Stadt und übergab mir Deinen Brief. Du batest mich, ich solle Dich bei hereinbrechender Nacht in der Csarda, die Du mir bezeichnetest, erwarten, weil Du meiner Dienste bedürftest, und ich bin pünktlich erschienen. Nicht lange wartete ich und Du kamst. Du ludest mich ein, mich mit Dir auf den Wagen zu setzen, der schon lange im Hofe der Csarda bereitstand, und ich folgte Dir bis hierher.«

»Ich weiß Dir auch Dank, Freund Karl, für Deine Treue und Aufopferung«, sagte Lajos, »und es ist nur billig, daß ich Dich ganz in das Geheimniß einweihe. Weiß ich doch, daß es am besten bei Dir aufbewahrt ist.«

»So erzähle.«

»Wisse, mein Freund, die hier in Sarge ruht, ist Oerzsi, die Braut meines Herzens. Ach! wie habe ich sie geliebt und wie liebe ich sie noch!«

Der Sprechende verhüllte sein Antlitz mit beiden Händen; der Schmerz schien ihn zu übermannen. Nach einer kurzen Pause jedoch faßte er sich wieder und fuhr fort:

»Gestern Morgens fand man sie todt auf Ihrem Lager und der ganze Flecken war darob in großer Aufregung. Soll ich Dir den Schmerz schildern, das Weh, das mich erfaßte! Und ich wußte mein Leid still mit mir herumtragen, denn niemand hatte um unsere Liebe gewußt, nicht einmal Ihre Mutter, weiche mich, den armen Schreiber, gewiß als Schwiegersohn verschmäht und zurückgewiesen hätte. Zu meinem Schmerz kam aber noch eine andere fürchterliche Besorgniß. Du weißt, daß in dem Volke hier der Glaube an die Existenz von Vampyren noch festgewurzelt und allgemein verbreitet ist. Und so sagten es denn auch jetzt angesichts dieses plötzlichen Todesfalles, die Leute Einer dem Anderen, daß Oerzsi dem Blutdurst eines Vampyrs erlegen sei.«

»Und was hat das weiter auf sich«, unterbrach Karl den Erzählen »wenn nur Du nicht daran glaubst.«

»Ich freilich glaube nicht daran«, sprach Lajos weiter, »aber daß das Volk hier es als feststehende Thatsache annahm, daß Oerzsi von einem Vampyr getötet worden sei, das konnte die fürchterlichsten Folgen haben, und ich nahm mir vor, diese Folgen zu verhüten.«

»Ich verstehe nicht recht, was Du meinst.«

»Hast Du nicht gehört, was heute auf dem Friedhofe vorgefallen ist. Sie haben das Grab eines Todten geöffnet, sie haben die Leiche herausgerissen und mißhandelt, sie haben Ihr einen Pfahl ins Herz gebohrt und sie darin zu Staub und Asche verbrannt.«

»Entsetzlich! Und warum das?«

»Weil sie den Todten für einen Vampyr hielten. Mußte ich nicht befürchten, daß bei dem nächsten plötzlichen Todesfalle der Leiche meiner Oerzsi dasselbe Schicksal bevorstand, da der Volksglaube einmal annimmt, daß jede von einem Vampyr getötete Kreatur selbst zum Vampyr werden muß. Das aber wollte und mußte ich verhüten. Ich wollte die irdischen Überreste der Geliebten vor Entweihung bewahren und darum traf ich meine Maßregeln. Ich schrieb an Dich, meinen bewährten Freund, weil ich wußte, daß ich auf Deine Hilfe zählen konnte. Anfangs hatte ich einen andern Plan, der auch seine größeren Schwierigkeiten hatte. Ich wollte mit Dir nächtlicher Weile auf den Friedhof gehen und den Stieg ausgraben. Wir hätten ihn dann hierher gebracht und ihn hier in die Erde gesenkt. Der Csardawirth, den ich in

meiner Hand hatte, und der allen Grund hat, sich mir blindlings gefällig und dienstfertig zu zeigen, hätte uns Wagen und Pferde zu unserer Expedition geliehen, wie er sie uns auch jetzt zu Gebote stellte. Aber es kam anders und besser. Ich war dem Leichenzuge hinaus auf den Friedhof gefolgt. Schon war die Einsegnung vorüber, als mit Einem male der alte Gyuri, ein Fanatiker, der auf die Menge einen großen Einfluß hat, durch ein paar Worte das Volk so sehr aufregte, daß alles den zur Beerdigung bereitstehenden Sarg verließ und rasch einer andern Richtung auf ein Grab losstürzte, um hier ein Werk der grausamsten Art zu vollführen. Ich allein war an dem offenen Grabe neben dem Sarge Oerzsis zurückgeblieben. Ich freute mich darob. Konnte ich doch jetzt unbemerkt meinem Schmerze über den Verlust der Geliebten vollen Lauf lassen! Ich kniete hin am Sarge und reichlich strömten meine Thränen während ein inniges Gebet sich meinen Lippen entrang. Da wurde ich plötzlich durch nahende Schritte aufgestört. Ich blickte auf und sah den Csardawirth, der zum Thore des Friedhofes hereingekommen war. Er hatte, wie er mir später sagte, im Vorüberfahren den Lärm gehört, und war von seinem Wagen gestiegen, um nachzusehen, was es gebe.«

»Ein glücklicher Gedanke durchfuhr mich. Ich ging auf ihn los und fragte ihn, ob er seinen Wagen draußen stehen habe. Er bejahte meine Frage. »Ferenez, sagte ich hierauf zu ihm, ich weiß was heute Nacht in Eurer Csarda geschehen ist.« Er erbleichte. »Ich will aber schweigen, fuhr ich fort, wenn Ihr mir jetzt in einer Sache behilflich sein wollt.«

»Ich will alles thun, was Sie mir befehlen, Herr Schreiber«, sprach er darauf, und ich sagte ihm sodann: »Helft mir diesen Sarg auf Euren Wagen bringen. Wir fahren dann nach Eurer Csarda, dort verbergen wir den Sarg, und des Nachts werde ich ihn schon abholen.«

»Der Wirth gehorchte ohne Widerrede. Die Situation begünstigte unser Thun, kein Mensch behinderte uns, als wir mit dem Sarge den Friedhof verließen und wenige Minuten darauf die Pferde mit uns in rasendem Galopp davonjagten. Ich blieb bis zum späten Nachmittag in der Csarda, dann begab ich mich hierher, und grub an der Stelle hier dieses Grab, wo meine Oerzsi

die ewige Ruhe finden soll. Daß ich den Csardawirth nicht mit hierhernehmen wollte, wirst Du leicht begreifen. Er darf die Ruhestätte Oerzsis nicht kennen; gewiß ist er auch von dem allgemeinen Aberglauben befangen, und er könnte es seiner Zeit verrathen, oder er selbst wäre gar imstande, das Grab mit verruchter Hand zu entweihen.«

Lajos hatte sich bei den letzten Worten erhoben und an die Grube hinanschreitend, bückte er sich und holte aus derselben einige Grabwerkzeuge hervor.

Auch Karl hatte sich erhoben, um seinem Freunde bei dem letzten Liebeswerke zu helfen. Er nahm ihm eine Schaufel aus der Hand.

»Warte noch mein Freund«, sprach Lajos, »laß mich von der theuren Todten nur noch zum letzten Male Abschied nehmen, bevor wir sie der Erde für immer anvertrauen.«

Lajos kniete am Sarge nieder. Sein Freund vernahm nichts als ein leises Schluchzen.

Der Mond hatte sich wieder verhüllt. Immer schwärzer wurde die Nacht, schon erhob sich jener in kurzen, heftigen Stößen wiederkehrende Wirbelwind, welcher den bevorstehenden Niedergang eines Gewitters anzeigt.

In der That zuckten schon einzelne Blitze auf, von einem noch fernen, dumpfen Grollen begleitet, und hie und da fielen schwere Regentropfen zu Boden.

Karl, welcher eine Weile still und schweigend dagestanden war, — er wollte seinen Freund in seiner schmerzvollen Andacht nicht stören, schritt endlich an ihn heran und klopfte ihm auf die Schulter.

»Lajos«, sprach er, »das Gewitter ist da, laß uns eilen.«

»Ja, Du hast recht«, erwiderte Lajos, indem er aufstand, »wir wollen sie begraben. Aber höre mich vorher an. Wie ich so eben hier am Sarge betete, ist mir ein Gedanke gekommen, den ich, er mag freventlich sein oder nicht, zur Ausführung bringen muß.«

»Was hast Du wieder?« fragte Karl, den zum erstenmal eine seltsame Scheu erfaßte.

»Ich muß«, sprach Lajos entschiedenem Tones; »meiner Oerzsi noch einen letzten Abschiedskuß geben, und dann mag sie ruhen

in Frieden.«

»Was ficht Dich an, Lajos?« mahnte Karl.

»Halte mich für einen wahnsinnigen Thoren«, fuhr Lajos fort, »aber ich kann nicht anders. Höre mich an. Noch vorgestern Abends war ich mit Ihr beisammen. O, das waren selige Minuten. Wie gewöhnlich saßen wir beisammen und hielten unsere Hände umschlungen und plauderten miteinander von dem, was uns auf dem Herzen lag. Und da sagte ich Ihr, daß ich, wenn ich sie nicht zum Weibe bekäme, wenn ich sehen müßte, daß sie einem Andern angehörte, wie eine Kugel durch den Kopf jagen würde. Sie aber zürnte mir, weil ich so sündhafte Reden führte, und sagte, daß sie mir zur Strafe keinen Kuß geben wolle. Und Sie gab mir auch keinen Kuß. Das erste Mal schieden wir schmollend auseinander. Ich gedachte mir den Kuß des andern Tages hundertfach wiederzuholen, aber des Morgens war sie todt. Und jetzt will ich mir den Kuß nehmen, will ihn nehmen von der Todten, da mir ihn die Lebende nicht gab.«

Schon hatte Lajos die Schaufel erfaßt und sie zwischen den Sarg und dessen Deckel gezwängt, um letzteren zu heben. Karl, welcher sah, daß er seinen Freund von der einmal gefaßten Idee nicht abbringen könne, war Ihm dabei behilflich.

Sie bedurften aber auch einer großen Anstrengung, an den Deckel zu lüften, und als dies geschehen, legten sie ihn sachte und behutsam zur Seite des Sarges nieder.

Ein Blitzstrahl leuchtete auf und warf seinen hellen Schein auf die Leiche.

Oerzsi lag da im weißen Kleide, die über die Brust gefalteten Hände hielten einen Rosenkranz.

Das holde, marmorblasse Gesichtchen zeigte keine Verzerrung. Die Augen waren geschlossen. Man hätte geglaubt eine Schlafende vor sich zu sehen.

Lajos neigte sich über die Todte hin und seine Lippen berührten die Ihrigen mit einem Kusse.

»So«, sprach er, sich wieder aufrichtend, »jetzt erst bin ich vollkommen ruhig, jetzt, da ich meine Oerzsi geküßt habe.«

Und wieder fasten die beiden Freunde den Deckel, um ihn auf den Sarg zu legen, aber als sie dies thun wollten, da wurden sie



beide von starrem Einsetzen erfaßt.

Ein Blitzstrahl zuckte auf und bei dessen Lichte sahen beide, wie die Todte Ihre gefalteten Hände erhob und sich langsam in Ihrem Sarge aufrichtete.

Wie von wildem Wahnsinn gepackt, ließen Karl und Lajos den Deckel fallen, und rannten in ungestümer Hast davon.

\*                    \*  
\*

Der Lieutenant und der Oberarzt schienen sich beim Richter sehr gut zu unterhalten.

Von der Laube hatten sie sich, da ein Gewitter im Anzuge war, in die Stube begeben, wo sie noch lange, wir wissen nicht, ob durch das interessante Gespräch oder durch den guten Wein gefesselt, beisammen blieben.

Endlich, es war nahe an Mitternacht, brachen die beiden Gäste des Richters auf.

Sie verabschiedeten sich von Ihrem Wirthe in der herzlichsten Weise und schritten nun der kleinen Kaserne zu, in der Absicht, Ihr Nachtlager aufzusuchen.

Das Gewitter hatte bereits ausgetobt. Eine angenehme frische Kühle erfüllte die Luft, das finstere Gewölk war zerrissen, und majestätisch schwebten hoch am Firmament, die Mondessichel, Ihr magisches silbernes Licht auf die Fluren rings umherrgießend.

»Was meinen Sie«, begann der Oberarzt, »zu einem kleinen Spaziergange? Ein Viertelstündchen in der frischen Luft könnte uns wirtlich nicht schaden, Herr Lieutenant.

»Ich bin dabei, Herr Doktor«, sprach der Offizier, »aufrichtig gesagt ist mir der Kopf ein wenig eingenommen, und ich denke auch, daß mir ein bisschen Luft und Bewegung gut thun wird.«

»Sie beschämen mich, den Arzt, durch Ihre treffende Bemerkung. Aber wohin wollen wir unsere Schritte lenken?«

»Ich hätte einen Vorschlag, Herr Doktor, der nicht ohne ist.«

»Und der wäre?«

»Was sagen Sie zu einem Gange nach dem Friedhofe?«

»Nach dem Friedhofe?« wiederholte der Doktor stutzend.

»Mir scheint gar, Sie fürchten sich?«

»Ich ein Arzt und mich vor Leichen fürchten? Was kommt Ihnen bei?«

»Nun denn, so sind wir ja einig. Machen wir den Spaziergang, den wir unserer Gesundheit halber als notwendig erachtet haben, nach dem Friedhofe. Vielleicht stößt uns dort so ein Vampyr auf und mich gelüstet es, einen solchen Unhold von Angesicht zu Angesicht kennenzulernen.«

»Malen Sie den Teufel nicht an die Wand, Herr Lieutenant«, scherzte der Oberarzt.

»Warum sollte ich nicht?« erwiderte lachend der Offizier. »Er mag nur kommen mit allen seinen Gespenstern, ich fürchte mich vor Tod und Teufel nicht, und bin gerade in der rechten Stimmung, um mit allen Geistern anzubinden.«

Beide hatten während dieses Gespräches Ihren Weg fortgesetzt und wirklich die Richtung nach dem Friedhofe eingeschlagen. In kaum zehn Minuten hatten sie denselben erreicht.

Das Gitterthor war offen. Schweigend traten die beiden Männer ein. So beherzt sie auch sein mochten, fühlten sie doch Ihre Brust einigermaßen beenge. Die stille Friedensstätte, vom magischen Mondlicht übergossen, brachte auf sie einen Eindruck hervor, dem sie sich nicht entziehen konnten.

Der Lieutenant hatte unwillkürlich den Oberarzt unter den Arm genommen und so schritten sie in der schmalen, unheimlichen Gasse dahin, welche von den Grabsteinen gebildet wurde.

Sie kamen endlich an der äußersten Grenze dieser Gasse an und vor ihnen lag der leere Raum, der sich eine ziemliche Strecke weit bis zur Mauer des Friedhofes dahinzog, und der am selben Tag der Schauplatz jener Greulszenen war, die wir im Eingange unserer Erzählung geschildert haben.

»Sehen Sie Doktor«, begann jetzt der Lieutenant«, indem er auf einen Punkt zeigte, »sehen Sie, dort war es, wo sie den Scheiterhaufen aufgerichtet hatten. Als ich mit meinen Soldaten ankam, hatte sich das Volk geflüchtet, und uns blieb nichts übrig, als das brennende Reisig auseinanderzuwerfen und es zu löschen«, und so retteten wir noch einige Reste der verkohlten

Leiche.«

»Und was geschah mit diesen?« fragte der Arzt.

»Der Todtengräber trug sie wieder in Ihr Grab zurück. Hoffentlich werden sie daselbst jetzt Ruhe haben.«

»Und wissen Sie nicht«, fragte der Arzt weiter, »wer der Unglückliche war, dessen Leiche in so entsetzlicher Weise mißhandelt wurde.«

»Ich kann Ihnen gar nichts darüber sagen«, entgegnete der Offizier, »aber jedenfalls muß es mit dem Todten sein eigenes Bewandtniß haben, sonst hätten sie Ihre nicht gleichsam von der Gemeinschaft mit der übrigen Gemeinde ausgeschlossen, und ihm dort getrennt von den andern Gräbern, an einsamer Stelle seine letzte Ruhestätte angewiesen.«

Der Lieutenant wies bei diesen Worten nach jener Stelle hin, wo sich dicht an der Friedhofsmauer das vereinzelte Grab befand. Im selben Momente prallte er jedoch mit dem Ausrufe: »Was ist das?« einen Schritt zurück.

Auch der Arzt, der mit seinen Blicken der ausgestreckten Hand des Lieutenants gefolgt war, konnte einen Ausruf der Ueberraschung nicht unterdrücken.

Dort, am Grabe, auf welches der Lieutenant soeben seinen Begleiter aufmerksam machte, hatte sich eine Gestalt aufgerichtet, deren Umrisse sich deutlich abzeichneten. Die Erscheinung war so blitzschnell vor den Augen der beiden nächtlichen Wanderer aufgestiegen, daß man fast hätte meinen mögen, sie sei aus dem Grabe selbst, an dem sie stand, so eben aufgetaucht.

Sie war in einen langen, weißen Mantel gehüllt, der bis auf die Erde niederfloß, das Haupt war unbedeckt. Die große Entfernung erlaubte aber nicht, Ihre Gesichtszüge zu unterscheiden.

Von beiden Männern war der Arzt der Erste, der sich faßte.

»Ei, sieh doch«, sagte er, »man sollte doch glauben, daß der Mann trotz der grausamen Operation, die sie heute mit ihm vorgenommen haben, noch immer nicht von seiner Nachtwandlerschaft geheilt ist. Und da sind Sie schuld, Herr Lieutenant, hätten Sie ihn ruhig verbrennen lassen...«

»Keine unzeitigen Scherze, Herr Doktor«, unterbrach der

Offizier den Arzt, »gehen wir lieber dem Ding direct an den Leib damit wir wissen, mit wem wir es zu thun haben. Kommen Sie!«

Und dieß sagend, zog der Lieutenant den Doktor mit sich fort. Er eilte geradenwegs auf die Erscheinung los.

Die Gestalt am Grade schien sich um die Beiden gar nicht zu kümmern. Auch sie hatte sich in Bewegung gesetzt und ging gemessenen Schrittes längs der Friedhofsmauer einher.

Dabei war es seltsam, daß Ihr Gesicht nie den Männern, welche auf sie loskamen, sondern immer und ununterbrochen der Mauer zugekehrt war.

»Halt!« rief Ihr der Lieutenant zu, als er in die entsprechende Nähe gekommen war, »Halt! Wer Du auch immer seist, komm heran zu uns und steh' uns Rede!«

Die Gestalt achtete nicht des Zurufs.

»Kommen Sie«, sprach nun der Lieutenant zum Doktor, »kommen Sie hier, wir wollen Ihr den Weg abschneiden.«

Und er lief in schiefer Richtung der Friedhofsmauer zu, so daß er an einem Punkte derselben mit der Erscheinung zusammentreffen mußte.

Noch hatte er aber kaum die Hälfte der Strecke zurückgelegt, welche er zu diesem Ende zu durchlaufen hatte, als er wieder, dießmal aber vom wirklichen Entsetzen gepackt, stehen blieb.

Die Gestalt war verschwunden.

Die Mauer des Friedhofes selbst schien sich geöffnet und sie verschlungen zu haben.«

Der Oberarzt, der auch jetzt seine Fassung nicht verlor, eilte auf die Mauer zu und untersuchte die Stelle, wo die Erscheinung verschwunden war. Der Lieutenant, der sich nach und nach wieder faßte, war ihm langsam gefolgt.

»Das ist in der That äußerst seltsam«, sagte der Arzt, »in der ganzen Mauer hier ist nicht eine Oeffnung, welche einem Wesen von Fleisch und Blut Raum zum Durchschlüpfen geben würde.«

»Was meinten Sie?« fragte der Lieutenant.

»Ich meine«, erwiderte der Doktor ganz kaltblütig, »daß wir nun, da Sie, Herr Lieutenant, das, was Sie wollten, erreicht haben, indem Ihnen ein wirtliches und leibhaftiges Gespenst erschienen ist, daß wir nun nach Hause gehen sollen. Das wird mich aber

nicht hindern, noch heute bei Tage wiederzukehren und die Stelle hier nochmals genauer zu untersuchen.«

»Sie glauben also wirklich —«

»Ich glaube nur an natürliche Dinge«, unterbrach der Doktor den Fragenden, und den Lieutenant, der sich fast willenlos fortziehen ließ, unter den Arm nehmend, schritt er dem Ausgange des Friedhofes zu.

Das Thor war bald erreicht. Doch kaum hatten sich die Männer einige Schritte von demselben entfernt, als sie neuerdings zum Stillstehen bewogen wurden.

Auf der Straße, die sich dicht am Friedhofe hinzog, jagte ein offener leichter Wagen, von zwei Pferden gezogen, in fast rasendem Fluge daher.

Vor dem Thore des Friedhofs blieb der Wagen stehen; der Mann, welcher die Zügel hielt, hatte dieselben mit beinahe übermenschlicher Kraft angezogen, so daß die Pferde, auf diese Weise zum plötzlichen Stillstehen gebracht, mit den Hinterfüßen niederfielen, sich aber im selben Moment wieder aufrafften.

Der Mann wollte nun vom Wagen springen, doch hatte ihn sein Begleiter, der neben ihm saß, mit seinen Armen umfaßt und wollte ihn daran verhindern.

Der Andere sträubte sich, ein Kampf schien sich entspinnen zu wollen.

»Der Lieutenant und der Doktor sahen das alles mit an.

»Treten wir näher«, sprach der Erstere, »wie es scheint, kommen wir heute aus den Abenteuern nicht heraus.«

Der Oberarzt ließ sich nicht nochmals auffordern und beide schritten nun rasch und entschlossen auf den Wagen zu.

»Laß mich! Laß mich!« hörten sie eine Stimme rufen, »laß mich zurück ins Grab, wohin ich gehöre.«

Es folgte ein kurzes Ringen, das sich endlich zum Vortheil desjenigen entschied, der eben jene Worte gerufen hatte. Es gelang ihm, sich von seinem Gefährten loszumachen und mit einem Satze sprang er vom Wagen herab und wollte zum Thore des Friedhofes hineineilen.

Der Lieutenant und der Oberst versperrten ihm den Weg.

»Gebt Raum«, schrie der Mann ihnen zu, »sonst sollt Ihr mich

kennenlernen.«

»Lajos«, rief jetzt der Oberarzt, »um Gotteswillen, Lajos, was ist Euch?«

Er und der Lieutenant hatten in dem Manne, den sie vor sich sahen, den Schreiber des Richters erkannt.

Der Andere war mittlerweile gleichfalls vom Wagen gesprungen und dem Ersteren gefolgt.

Die Gruppe vermehrte sich in diesem Augenblicke noch um eine Person. Der Todtengräber war durch den Lärm des Ringens geweckt worden und er kam aus seiner dicht neben dem Thor gelegenen Wohnung heraus, um nachzusehen, wer da die Ruhe der Todten störte.

»Halten Sie ihn, meine Herren«, rief Karl, der Freund des Schreibers, — diese beiden Männer waren es, die in dem Wagen daher gekommen waren, — »halten Sie den Unglücklichen, er ist wahnsinnig geworden.«

»Das ist ja Herr Lajos, unserer Schreiber«, sagte jetzt der Todtengräber, indem er herantrat.

Lajos machte noch immer einen Versuch, sich durch die Männer hindurch einen Weg zu bahnen.

»Lajos«, sprach ihm der Arzt zu, »so nehmen Sie doch Vernunft an, kommen Sie, wir bringen Sie nach Hause.«

»Noch Hause?« entgegnete der junge Mann, »wo wäre ich denn anders zu Hause, als hier? Ihr wißt also nicht, daß sie mich heute begraben haben.«

»Was ist denn eigentlich geschehen?« richtete der Arzt jetzt die Frage an Karl. »Wo kommen Sie her?«

»Was geschehen ist?« antwortete Karl. »O fürchterliches, grauenhaftes! Ist es noch ein Wunder, daß ich meine fünf Sinne beisammen zu halten vermag.«

»So erzählen Sie«, drängte der Oberarzt.

»Aber Lajos!« wendete Karl ein. »Zuerst müssen wir den zur Ruhe bringen. Der Arme ist wahnsinnig geworden, er hält sich für eine Leiche, für einen Vampyr.«

Während dieses Zwiegespräches hatten der Lieutenant und der Todtengräber Lajos mit kräftigen Armen erfaßt und dieser, sei es, daß er wirklich ruhiger geworden, sei es, daß er sich willenlos der

Übermacht beugte, blieb bewegungslos zwischen den beiden Männern stehen.

»Sie sehen, daß er jetzt ruhig ist«, sprach der Arzt weiter zu Karl. »Ich bin Arzt, vielleicht kann ich helfen, aber wissen muß ich, wie das alles gekommen ist.«

In wenigen Worten berichtete Karl das Erlebnis, das er und sein Freund in dieser Nacht durchgemacht.

»Und Sie haben«, rief der Arzt, als Karl geschlossen hatte, »und Sie haben die Unglückliche verlassen, als sie sich in Ihrem Sarge aufrichtete?«

»Entsetzen packte mich«, entgegnete Karl, »mich und mein Freund. Ich war sonst auch nicht abergläubisch, aber wenn man es selbst mit eigenen Augen sieht, wie Leichen sich zu bewegen anfangen, da muß man wohl erschüttert werden.«

»Unglücklicher«, rief der Arzt, »wissen Sie, daß sie durch Ihre feige Flucht vielleicht erst recht einen Mord begangen haben. Die arme Oerzsi war scheintodt!«

»Scheintodt!« wiederholte Karl, sich vor die Stirne schlagend. »O, Sie mögen recht haben. Aber nehmen Sie den fürchterlichen Eindruck des Moments, wer hätte in einem solchen Augenblicke daran denken sollen. Und dann, als ich mit meinem Freund im Wagen saß, gab er, bei dem sich mit jeder Minute der Wahnsinn in immer stärkeren Ausbrüchen zu erkennen gab, mir so viel zu schaffen, daß meine geistige Kraft und, wie Sie selbst gesehen haben, auch meine körperliche, nur von ihm allein in Anspruch genommen war.«

»Haben Sie den Muth«, fragte der Arzt, »mit mir an jene Stelle zurückzukehren, wo der Sarg steht?«

»Mit Ihnen ja«, entgegnete Karl entschlossen, »aber was machen wir mit Lajos.«

»Kommen Sie nur rasch!« drängte der Arzt, »es gilt ein Menschenleben. Mein Freund, der Herr Lieutenant, und jener Mann werden mit Lajos schon fertig werden. Kommen Sie!«

Der Oberarzt eilte nach dem Wagen und Karl folgte ihm. Der Letztere ergriff die Zügel der Pferde und diese jagten in der Richtung, aus der sie gekommen waren, davon.

Karl warf im Davonfahren noch einen Blick zurück und er sah,

wie der Lieutenant und der Todtengräber Lajos der Wohnung des Letzteren zuführten.

Die Pferde griffen rasch aus und noch kaum einer halben Stunde hielt der Wagen an jener Stelle des Waldsaumes, wohin er früher von Lajos gelenkt worden war.

Der Arzt und Karl stiegen ab und beide schritten nun eiligen Fußes der Stelle zu, wo Lajos das Grab für seine Oerzsi bereitet hatte.

Die Lichtung war bald erreicht. Dort am Fuße der Eiche stand noch der Sarg. Die beiden Männer eilten auf denselben zu.

Eine neue entsetzliche Ueberraschung wurde ihnen zu Theil.

Der Sarg war leer!

\*                      \*  
\*  
\*  
\*

Der Morgen ist angebrochen.

Nicht ferne von der Lichtung, in deren Umkreise wenige Stunden vorher Karl und der Oberarzt den Körper Oerzsis suchten, der, sei es todt oder lebend, aus dem Sarge verschwunden war, nicht weit von jener Dichtung, sagen wir, lagen zwei Männer zu den Füßen eines alten Ahornbaumes.

Wenn es den Beiden darum zu thun war, sich vor der übrigen Welt verborgen zu halten, so hatten sie den Platz sehr gut gewählt. Die Bäume standen hier dichter zusammen und dichtes Gestrüppe wehrte ringsumher den Zutritt.

Der eine von den beiden Männern ist in einen weißen Reitermantel gehüllt; ein runder Bauernhut mit weiten Krämpfen ist in sein Gesicht gedrückt, unter dem Hute quillt ihm langes, pechscheswarzes und glänzenden Haar auf die Schultern herab.

Dann und wann lüftet er den Hut und in solchen Momenten sieht man ein dunkles Augenpaar in unheimlichem Feuer aufblitzen.

Seine braungelbliche Gesichtsfarbe kennzeichnet ihn als einen Zigeuner, als welchen man ihn übrigens schon aus der Fibel erkennen würde, die neben ihm im wuchernden Grase liegt. Seinen Genossen kennen wir bereits, es ist Gyuri der Alte, welcher am Tage vorher die Menge auf dem Friedhofe durch



seine Reden fanatisiert und zu den Greulthaten, die wir erzählt haben, hingerissen hatte.

Die Sicherheit und Ruhe, mit welcher er da liegt und aus einem kurzen Pfeifchen die bläulichen Rauchwolken von sich bläst, ist ganz geeignet, uns die ernstesten Besorgnisse um das Schicksal des Panduren Jancsi einzuflößen, denn die Zeit, welche diesem vom Richter, zur Einbringung Gyuris diktiert ward, war bereits verstrichen, und wir kennen die Drohung, welche der Richter seiner Weisung hinzugefügt hatte.

Gyuri und der Zigeuner unterhielten sich in leisem Gespräche.

»Du bürgst mir also dafür«, sprach Gyuri zu dem Zigeuner, »daß ohne mein Wissen niemand mit Ihr in Berührung kommt, und daß sie auch nicht eher das Zelt verläßt, als bis ich es für gut finde?«

»Verlasse Dich nur auf mich«, entgegnete der Zigeuner, »ich habe alle Anordnungen getroffen, wie Du es gewünscht hast, als Du heute Nacht sie zu mir brachtest, und in meinem Lager gehorcht man nur mir. Wehe dem, der einen Befehl von mir zu überschreiten wagt.«

»Gut«, sagte Gyuri, indem er mit dem Kopfe nickte, »ich will Dir trauen, Peti, obschon ich einigen Grund hätte, das Gegentheil zu thun.«

»Wie, Du hättest Grund, mir zu mißtrauen?«

»Ja, Du arbeitest, ich will annehmen, ohne daß Du selbst es weist, gegen mich, Du durchkreuzt meine Pläne.«

»Aber wie kannst Du nur so etwas von mir denken, Gyuri, kennst Du mich nicht schon von meiner Kindheit an.«

»Ja, ich kenne Dich von der Zeit an, als Du noch ein kleiner Knabe warst. Ich brachte Dir immer schöne glänzende Sachen mit, wenn ich in Euer Lager kam, um Deinen Vater zu besuchen, und Du sprangst mir immer freundlich entgegen und nanntest mich Deinen lieben »Bácsi.« [Vetter.] und als Du vor wenigen Jahren nach dem Tode Deines Vaters die Hauptmannschaft über Eure Horde übernahmst, habe ich Dir mit Rath und That beigestanden und die Mittel und Wege an die Hand gegeben, wie Du die Plackereien der Obrigkeit, welche Euch Zigeuner unablässig verfolgt, umgehen oder unschädlich machen kannst.

Ist es nicht so?«

»Ja, Gyuri, aber gerade weil die Erinnerung an alles, was Du mir und den Meinen Gutes gethan, in mir so lebhaft sein muß, solltest Du mich nicht für fähig halten, einen Undank gegen Dich zu begehen.«

»Ich habe Dir auch gesagt, wenn Du wirklich gegen mich und meine Pläne etwas unternimmst, Du vielleicht selbst keine Ahnung davon hast, daß Deine Handlung gegen mich gerichtet ist.«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Deine alte Mutter hat allen Grund mich zu hassen und sie übt nach immer einen großen Einfluß auf Dich aus. Ist das wahr oder nicht?«

Peti nickte bejahend mit dem Kopfe, doch machte er dabei eine Miene, welche deutlich zeigte, daß er sich nur ungern diesem Einflusse füge.

»Du wirst mich gleich besser verstehen«, fuhr Gyuri fort. »Du warst heute Nacht einige Stunden vom Lager abwesend, nicht wahr?«

»Wer hat Dir das gesagt?« warf Peti rasch ein, »hast Du mich nicht im Zelte angetroffen, als Du bei mir warst?«

»Ja, aber Du warst kaum eine Viertelstunde vor mir von Deinem nächtlichen Ausfluge heimgekehrt. Versuche es nicht, mich anzulügen.«

»Ich habe keine Lüge gesagt«, entgegnete Peti, indem er mit einem gewissen Stolze seinen Kopf aufwarf. »Ich habe Dich nur gefragt, wer Dir das gesagt hat.«

»Gut, aber da wolltest es mir auch nicht gerade zugestehen, daß Du fort warst, und soll ich Dir sagen, warum?«

Peti antwortete mit einem fragenden Blick.

»Weil«, fuhr Gyuri fort, »die Alte, die Dich ausgesendet hat, Dir das strengste Schweigen aufgetragen hat. Ich will Dir noch mehr sagen. Du warst gegen Mitternacht auf dem Friedhofe, Du hast aber den Auftrag, den Dir die Alte gab, nicht vollführen können, weil zwei Männer Dich plötzlich verscheucht haben.«

Peti blickte mit einer Art ängstlicher, aber zugleich ehrfurchtsvoller Scheu zu dem Sprechenden auf, der ihm das

alles mit solcher Bestimmtheit enthüllte.

Hätte er gewußt, daß Gyuri nach seinem Besuche bei ihm sich von dem Zelte nur scheinbar entfernt und sich auf leisen Sohlen zurückgeschlichen hatte, so daß jener leicht das Gespräch belauschen konnte, welches er mit seiner Mutter führte, so würde sein Gefühl ein ganz anderes gewesen sein. So aber mußte er in seiner Überzeugung von einer übernatürlichen Begabung Gyuris, deren vermeintliches Vorhandensein er an sich zu erproben schon oft Gelegenheit hatte, nur noch mehr bestärkt werden.

Gyuri schwieg eine Weile. Es schien fast, als wollte er absichtlich und in kluger Berechnung den Eindruck seiner Enthüllungen nachhaltig auf den Zigeuner wirken lassen.

»Nach einer mehrere Minuten langen Pause, während welcher Peti in seine Gedanken vertieft vor sich hinbrütete, unterbrach der Alte endlich das Schweigen.

»Höre mich an, Peti«, begann er, »ich habe Dich nicht ohne einen besonderen Zweck hierher bestellt. Ich wollte eine kleine Stunde ungestört mit Dir plaudern und da sie mich, wie Du weißt von Gerichtswegen suchen, so wählte ich diese Stelle zu unserer Zusammenkunft. Ein diesem Walde werden sie mich nicht so leicht finden.«

»Und was hast Du mir zu sagen?« fragte Peti.

»Vor Allem habe ich Dir einen Auftrag zu geben. Nicht umsonst habe ich Dir gesagt, daß Du Deine Geige mitnehmen sollst. Wenn wir uns hier trennen werden, wirst Du nach dem Flecken hineingehen und indem Du hie und da vor den Hütten und Höfen musizierst, wirst Du wohl aufpassen und auskundschaften, was es Neues gibt. Besonders suche zu erfahren, was mit Pista geschieht, Du kennst Ihre ja, den Husaren, den Bruder der Oerzsi. Sie haben ihn gewiß, weil er Militärurlauber ist, ins Stockhaus nach der Kaserne gebracht und werden ihn nun zu seinem Regimente transportieren, um ihn dort aburteilen zu lassen; das aber ist es eben, was ich genau wissen will, Tag und Stunde seiner Transportierung, denn ich habe meinen eigenen Plan, von dem ich Dir, wenn es Zeit ist, ihn auszuführen, näheres sagen werde. Rechne ich doch dabei auf Dich und Deine Leute.«

»Du sollst mit mir zufrieden sein, Gyuri«, sagte Peti, »ich werde

wegen des Pista schon alles herauszubringen wissen.«

»Auch das Haus des Richters hab' im Auge.« setzte Gyuri seine Instruktionen fort. »Hinterbringe mir, was dort geschieht und vor allem, ob die Herren vom Komitat schon angekommen sind. Mir Einem von ihnen hab' ich ein Wörtchen zu reden.«

Die letzten Worte sprach Gyuri mehr zu sich, als zu dem Zigeuner, der nun abermals seine Bereitwilligkeit betheuerte, alles nach dem Wunsche des Alten auszurichten.

»Und jetzt, sprach Gyuri weiter, verweile noch ein wenig bei mir. Bevor Du von mir gehst, muß ich Dir eine Geschichte erzählen, die Geschichte meines Lebens. Es ist Zeit, daß Du endlich einmal die dunkeln Fäden kennlernst, welche mich und mein Schicksal an das Deiner Familie knüpfen. Ich hatte diese Mittheilungen für Dich eigentlich auf eine spätere Zeit verschoben, aber nach den Vorfällen des vergangenen Tages und der eben verflossenen Nacht kann ich nicht länger warten. Du mußt thätig und selbst mit Aufopferung zur Ausführung meiner Pläne mit eingreifen und daher ist es nothwendig, daß Du auch alles weißt, daß ich den Schleier der Vergangenheit vor Deinen Augen lüfte.«

Gyuri klopfte sein Pfeifchen ans und füllte dasselbe aufs Neue; erst nachdem er es mithilfe von Feuerstein und Schwamm angezündet und der Rauch wieder in bläulichen Wölkchen in die Höhe ging, mochte er sich in der rechten Stimmung fühlen, mit seinen Mittheilungen zu beginnen, und er sprach:

»Siebzig Jahre bin ich nun alt und wenn ich trotzdem noch immer rüstig und wohlauf bin, so habe ich das meinem Leben in den Wäldern und in Gottes freier Natur zu danken, ein Leben, daß ich nun volle fünfzig Jahre führe.«

»Denn bis zu meinem zwanzigsten Jahre lebte ich in den Städten und ich würde in den dumpfen Mauern derselben wahrscheinlich auch verkümmert sein, wenn nicht eine dunkle Macht, die mit unsichtbarer Hand in meinen Lebenslauf eingriff, mich aus all meinen früheren Gewohnheiten herausgerissen und mir ganz andere Bahnen vorgeschrieben hätte.«

»In der Stadt, weiche die nächste an diesem Flecken ist, in dessen Weichbild wir uns befinden, wurde ich geboren. Ich stammt aus einem adeligen Geschlechte, dessen Name jedoch

mit mir aussterben wird, oder vielmehr bereits ausgestorben ist, denn schon lange führe ich nicht mehr den Namen meiner Familie.«

»Ich wurde in einem behaglichen Wohlstand erzogen, doch würde es mich zu weit führen, und es ist im Grunde auch überflüssig, Dir von den Jahren meiner Kindheit und meiner Jugend zu erzählen. Ich komme zu dem wichtigsten und entscheidenden Momente meines Lebens, zu der Zeit, wo ich zum erstere Male liebte. Ich war damals zwanzig Jahre alt. Das Mädchen, das ich liebte, hieß Oerzsi, wie die, welche sie gestern im Flecken da drüben auf den Friedhof hinaustrugen, und daß ich Dir es gleich sage, sie, die ich vor fünfzig Jahren mit allem Ungestüm und aller Glut der Jugend liebte, sie lebt heute noch und ist die Großmutter eben dieser Oerzsi, an deren offenem Grabe die Bewohner des Fleckens gestern weinend standen.«

»Oerzsi war die Tochter unseres Nachbarn; wir wuchsen, so zu sagen, miteinander auf, und die Jungfrau erwies dem jungen Manne dieselbe herzliche Zuneigung, die das Kind dem Knaben erwiesen. Aber darauf eben beschränkten sich die Gefühle, welche in Ihrem Innern für mich rege wurden. Während ich in Ihrer Nähe von den seligsten Schauern durchbebt ward, scherzte und lachte sie mit mir wie mit einem Bruder, und wenn ich einmal eine Andeutung wagte, daß meine Gefühle für sie ganz anderer Art wären als vordem, so sah sie mich mit großen Augen an, als verstände sie mich nicht, und ich mußte unwillkürlich abbrechen.

»So vergingen mehrere Monate. Da geschah es eines Tages, daß ich zu einer Zeit zu Oerzsi kam, in welcher sie mich nicht erwartete. Ich fand einen anderen jungen Mann bei Ihr. Nicht daß ich die beiden bei irgend einer Vertraulichkeit überrascht hätte, aber die Eifersucht schärfte meine Sinne, und ich merkte gleich, woran ich war.«

»Oerzsi und jener junge Mann liebten einander. Schnee die Art, wie sich Ihre Blicke begegneten, verrieth es mir. Ich mußte all' meine Kraft zusammen nehmen, um nicht meine Fassung zu verlieren. Ich fühlte einen unaussprechlichen Schmerz.«

»Der junge Mann war der Sohn eines reichen Grafen, der in der Nähe ein großes Gut hatte. In der Hauptstadt erzogen, war der Grafensohn erst vor kurzem nach unserer Stadt gekommen, und

er hatte sich der Familie Oerzsis genähert, die, obwohl selbst von Adel, sich durch die Besuche des Jünglings, der einen so glänzenden Namen trug, sehr geehrt fühlte.«

»Aber eben dieser glänzende Name hätte ihnen die Augen öffnen und sie belehren sollen, daß an eine Verbindung desselben mit Oerzsi nicht zu denken war. Der alte Graf hätte diese Heirath nie zugegeben. Und in der That hatte der junge Mann, wie es sich später herausstellte, keine ernstlichen Absichten. Ihm war es nur darum zu thun, das schöne Mädchen zu verführen, und er erreichte auch vollkommen seinen Zweck.«

»Mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, reiste er nach der Hauptstadt zurück; aber seitdem ließ er nichts mehr von sich hören. Schon wenige Wochen nach seiner Abreise erzählte man sich allerlei in der Stadt; von der schönen Oerzsi und was man sprach, bot der Bosheit und der Schadenfreude die reichste Nahrung. Das Gerede kam auch zu meinen Ohren und ich überzeugte mich, daß die Leute nur zu sehr recht hatten.«

»Oerzsis Eltern fanden es für angemessen, sie aus der Stadt weg zu einer Verwandten zu schicken, wo sie in stiller Verborgenheit Ihre Schande den Augen der Welt entziehen konnte.«

»Zur selben Zeit faßte ich einen gar seltsamen Entschluß. Oerzsi, das sah ich, konnte nie die Meine werden, denn nach dem, was vorgefallen war, mußte ich jeden Gedanken an eine Verbindung mit Ihr aufgeben. Ich beschloß der Welt zu entsagen, die mir ohne Oerzsi keine Freude mehr bot, und in ein Kloster zu treten, um als Mönch meine Tage zu beschließen.«

»Wenige Tage, nachdem Oerzsi die Stadt verlassen hatte, reiste auch ich ab. Ich begab mich nach Pesth und fand hier ohne Schwierigkeit als Novize Aufnahme in einem Kloster. Monate lang lebte ich in stiller Einsamkeit und Beschaulichkeit und übte gewissenhaft alles, was die strenge Klosterregel dem Novizen vorschrieb. Da kam eines Tages der Versucher an mich heran und ich erlag.«

»Mit mir in derselben Zelle wohnte ein zweiter Novize, der nur um zwei Jahre älter als ich sein mochte. In einer Nacht, wir hatten uns zur gewöhnlichen Stunde zu Bette begeben, wachte ich auf, mir war es, als ob sich die Thür der Zelle bewegt hätte. Ich

horchte auf, vernahm aber nichts, was einen Verdacht erregt hätte. Aber die Überzeugung, daß ich die Thüre der Zelle sich bewegen gehört, stand zu fest in mir, und ich beschloß aufzustehen, um nachzusehen, ob dieselbe wirklich verschlossen sei. Im Finstern tappte ich nach der Thür und drückte an der Schwelle. Sie war versperrt. Damit nicht zufrieden, wollte ich den Schlüssel, der stets von innen im Schlosse steckte, noch einmal umdrehen, aber zu meiner Ueberraschung fand ich, daß der Schlüssel abgezogen war.«

»Und doch, das wußte ich mit Bestimmtheit, hatte ich selbst den Schlüssel im Schlosse umgedreht, bevor ich mein Lager aufsuchte. Ich hatte mich also nicht getäuscht, die Thür war wirklich aufgegangen, und sie war dann von außen versperrt worden. Nur mein Zellengenosse, der sich mit mir zugleich zur Ruhe begeben hatte, konnte dies bewerkstelligt haben. Ich rief Ihre beim Namen, keine Antwort erfolgte. Ich horchte nach der Richtung hin, wo er zu liegen pflegte, kein Athemzug verkündete, daß Jemand dort schlief. Da tastete ich hin nach seiner Lagerstätte und befühlte dieselbe mir beiden Händen: sie war leer, mein Gefährte war mitten in der Nacht auf und davon gegangen.«

»Anfangs wollte ich in dem Gefühle, daß ich unfreiwillig gefangen sei, Lärm machen und an der verschlossenen Thür rütteln und pochen, allein ich überlegte mir es und beschloß, jedenfalls bis zum Morgen zu warten, wo ich noch immer dazu Zeit haben würde; mittlerweile wollte ich abwarten, ob Cyprian, dieser Name ward meinem Genossen bei dem Antritte seines Noviziates gegeben, zurückkehren werde.«

»Daß ich unter solchen Umständen nicht mehr ans Einschlafen dachte, kannst Du vielleicht denken. Ich kehrte zwar wieder auf mein Lager zurück, dachte aber immer nur an Cyprian, und suchte mir vor Allem vergebens zu erklären, wie er es anstelle, um unbemerkt das Kloster zu verlassen, denn daß Cyprian das gethan, davon war ich fest überzeugt«,

»Der alte Pförtner, das wußte ich, ließ nicht mit sich spaßen, und bei dem konnte er unmöglich vorbei, ohne bemerkt und angehalten zu werden. Zudem waren alle Fenster ohne Ausnahme im ganzen Kloster mit starken Eisengittern versehen

und die Mauer, die er sich um den Garten hinzog, war viel zu hoch, als daß sie ein noch so gewandter Kletterer hätte übersetzen können.«

»Ich erwog im Geiste alle diese Hindernisse, welche sich Cyprian bei seiner nächtlichen Wanderung entgegensetzten, und vermochte die Art seiner Entfernung eben so wenig zu begreifen, als die Motive, die ihn zur nächtlichen Stunde aus dem stillen, friedlichen Kloster hinaus in die Welt trieben.«

»Da endlich, ich mochte mehrere Stunden wach gelegen haben, hörte ich, wie Jemand an meiner Zelle stille stand. Er mußte im Gange draußen mit so leichten Schritten aufgetreten sein,- daß ich erst in dem Momente ein Geräusch vernahm, als seine Hand draußen am Schlosse herumsuchte.«

»Der kommende durfte keine Ahnung davon haben, daß ich wach war, und ich begann jenes regelmäßige gedehnte und tiefe Athemholen, welches den Schlafenden kennzeichnet.«

»Die Thür öffnete sich endlich und ich hörte jemand eintreten. Daß dieß Cyprian war, daran konnte ich nicht zweifeln. Noch herrschte Finsterniß ringsumher, aber der Angekommene schritt, nachdem er die Tür von innen sachte versperrt hatte, trotz der Dunkelheit mit der größten Sicherheit gegen sein Lager hin. An demselben angelangt, entkleidete er sich, ich hörte, wie er in seinem Bette herumwühlte und unter anderem den Strohsack aufhob und fallen ließ. Dann legte er sich endlich nieder und in der Zelle ward es wieder ruhig.«

»Ich schlief auch den übrigen Theil der Nacht nicht und als wir kaum eine Stunde nach der Rückkehr Cyprians aufstanden, um uns zur Morgenandacht vorzubereiten, beobachtete ich genau meinen Gefährten, und es fiel mir auf, daß sich in seinen Zügen eine gewisse Abgespanntheit ausprägte, auf die ich früher gar nicht geachtet hatte.«

»Ich hütete mich wohl, ihm etwas nun dem zu sagen, was ich in der Nacht erfahren hatte; auch hatte ich beschlossen, vorderhand überhaupt Jedermann gegenüber von der Sache zu schweigen. Ich wollte erst wissen, was es mit dem nächtlichen Ausgange Cyprians für eine Bewandniß hatte, und ich gedachte es so einzuleiten, daß er selbst sich mir werde entdecken müssen.«



»Zu diesem Ende hatte ich für die nächste Nacht bereits meine Maßregeln getroffen. Als wir uns zur Ruhe begaben, sperrte ich wie gewöhnlich die Thür ab, aber anstatt, wie ich es sonst that, den Schlüssel im Schlosse stecken zu lassen, zog ich denselben, ohne daß Cyprian der bereits in seinem Bette lag, es bemerkte ab, und barg ihn unter meinem Kopfkissen.«

»Unser Öllämpchen war ausgelöscht und ich härte bald, daß Cyprian schlief, oder, was wahrscheinlicher war, sich nur schlafend stellte. Ich für meinen Theil rührte mich nicht und Cyprian, wenn er nach mir hinhorchte, mußte seinerseits glauben, daß ich in tiefem Schlafe lag.«

»Zwei Stunden waren in solcher Weise vergangen. Um neun Uhr Abends hatten wir uns niedergelegt, jetzt schlug es elf Uhr. Da hörte ich, wie Cyprian sich erhob und ankleidete. Leise schlich er sodann zur Thür und ich vernahm plötzlich eine halblaute Verwünschung, die sich seinen Lippen entrang. Er halte entdeckt, daß der Schlüssel fehlte. Eine Minute mochte er unschlüssig an der Thür gestanden haben, dann schritt er geradezu auf mein Bett los und rüttelte mich, um mich, den er im Schlafe währte, zu erwecken.«

»Ich that, als ob ich erwachte und fragte ihn, was er wolle.«

»Mache Licht, Franciscus«, sagte er — Franciscus war nämlich mein Novizenname — »mach Licht, ich habe mit Dir zu sprechen.«

»Ich gehorchte seiner Aufforderung, stand aus und zündete mit Hilfe von Feuerstein und Schwefelzunder, die auf einem Stuhle neben meinem Bette in Bereitschaft lagen, das Öllämpchen an.«

»Wie staunte ich aber, als ich beim Scheine des Lichtes Cyprian in ganz anderer Gestalt vor mir sah. Statt der Kutte, die ihm zu tragen vorgeschrieben war, trug er den Anzug eines Juristen, und ich mußte mir sagen, daß ihn das Gewand sehr gut kleidete. Ein niederer Kalpag mit einer kleinen, weißen Feder war in seine Stirne gedrückt.«

»Cyprian, wie siehst Du aus?« rief ich, »was soll die Mummerei?«

»Franciscus«, erwiderte er, indem er seine beiden Hände auf meine Schultern legte, »Du wolltest ein verrätherisches Spiel mit

mir spielen, aber ich gehe, wenn ich Gefahr sehe, muthig darauf los, bei mir heißt es nur: Entweder, oder!«

»Ich verstehe Dich nicht, sprach ich darauf.«

»Aber ich verstehe Dich«, antwortete er. »Du hast mich in der vergangenen Nacht belauscht und hast deßhalb heute den Schlüssel verborgen, um mir den Ausgang zu verbergen. Ist dem nicht so?«

»Ich schlug die Augen nieder und vermochte kein Wort zu erwiedern. Ich wollte weder lügen, noch geradezu bejahen.«

»Höre mich an«, fuhr Cyprian fort, »ich muß jetzt fort, man erwartet mich, und um keinen Preis der Welt möchte ich auf mich vergebens warten lassen. Hörst Du: um keinen Preis der Welt.«

»Cyprian sprach die letzten Worte in einem Tone, der mich erschreckte.«

»Du mußt mir also den Schlüssel herausgeben«, sprach Cyprian weiter, »vorher aber mußt Du mir einen heiligen Eid schwören daß Du mich nicht verräthst.«

»Ich erklärte mich zu allem bereit. Vor dem Kruzifix, das in unserer Zeile hing, schwor ich den Eid, wie er ihn mir vorsprach und gab ihm den Schlüssel. Nun aber bat ich ihn, mir zu sagen, wie er es bewerkstellige, um das Kloster unbemerkt zu verlassen.«

»Das sollst Du erfahren«, sagte er, »wenn ich den letzten Ausgang machen werde, denn nicht lange mehr wird es mich hier dulden.«

»Er schritt nun zur Thür hin und steckte den Schlüssel an; plötzlich aber kehrte er wie von einem anderen Entschlusse getrieben zu mir zurück.«

»Ich habe mir es überlegt, Franciscus«, sagte er zu mir, »ich kann Deinem Eide doch nicht so sehr trauen. Du könntest von Deinen Gewissen getrieben, ihn brechen, Du könntest in der Beichte mich verrathen, darum habe ich ein anderes Mittel gewählt, um Dich mir unschädlich zu machen. Du mußt mein Mitschuldiger sein, dann weiß ich gewiß, daß Du schweigen wirst. Du mußt mich begleiten.«

»Mein Sträuben gegen seinen Vorschlag dauerte nicht lange und war, soll ich es aufrichtig sagen, auch nicht so ernst gemeint.

Ich ließ mich gerne von Cyprian überreden, ihn zu begleiten. Freilich war es auch ein gut Theil Neugierde, was mich seinen Antrag annehmen ließ.«

»Kaum hatte ich weiter Einwilligung ausgesprochen, mit ihm zu gehen, als er an sein Bett eilte und den Strohsack desselben in die Höhe hob.« »Hier«, sagte er, »hast Du Kleider, indem er ein Bündel hervorzog, »sie werden Dir passen, fügte er hinzu, »denn Du hast ganz meine Größe.«

»Ich warf mich rasch in das weltliche Gewand, das ich nun seit Monaten nicht mehr getragen hatte, und, um es Dir zu nur zu gestehen, ich fühlte ordentlich, als ich mir den schmucken Attila zuknöpfte und den Kalpag aufstülpte, wie die Lebenslust und der Drang nach der Außenwelt mit erneuter Kraft erwachte, und nun war ich es, der Cyprian drängte, so rasch als möglich hinauszukommen.«

»Wir löschten jetzt das Licht aus, Cyprian versperrte die Zelle und blieb im Gange draußen an der Thür derselben stehen.«

»In welche Richtung gehen wir«, flüsterte ich ihm zu, er aber legte, um mir Stille zu gebieten, seine Hand auf meinen Mund, und schritt nun auf das Gangfenster zu, welches der Thür unserer Zelle gegenüber lag.

»Unsere Zelle lag im obersten Stockwerke des Klosters, aber das Fenster derselben war trotzdem so wie die andern, da es aus die Straße hinausging, vergittert. So wollte es die Regel der Klausur. Nicht so war es bei den Fenstern des Ganges der Fall, welche in einen schmalen Hof hinaus gingen, der diese Seite des Klosters von der zu derselben gehörigen Kirche trennte. Dem Gange gegenüber, in dessen Front unsere Zelle lag, befand sich gerade der Chor der Kirche, aus dessen Fenstern man bequem zu uns herüberschauen konnte. In den Klostergängen standen hie und da hölzerne Bänke, auf denen die in den Korridors herumwandelnden Mönche ausruhten, und gerade vor unserer Zelle war eine solche Bank angebracht.«

»Ich sah nun beim Scheine der Ampel, welche über den Gang Ihr zweifelhaftes Licht ergoß, wie Cyprian von dem Fenster, nachdem er dasselbe geöffnet hatte, zurückkam, sich bückte und das lange Sitzbrett der erwähnten Bank von seinem Gestelle aufhob. Dann kehrte er zum Fenster zurück und schob das Brett

vorsichtig in gerader Richtung zu demselben hinaus, bis es mit seinem andern Ende auf das Fenster des Kirchenchores welches offen war, zu liegen kam. Auf diese Weise hatte Cyprian über den Abgrund, der die beiden gegenüberliegenden Fenster trennte, eine fliegende Brücke gebildet, die er nun ohne Zagen betrat.«

»Folge mir nun«, flüsterte er mir jetzt zu, bevor er seinen Fuß auf dem schmalen Brette weiter setzte, »folge mir, blicke weder nach rechts noch nach links, vor allem aber hüte Dich, abwärts zu blicken, hefte Deine Augen gerade auf das Chorfenster, und gehe muthig darauf los.«

»Nach diesen Worten wandte er sich um und in fünf Schritten hatte er den gefährlichen Weg zurückgelegt.«

»Obwohl mir das Herz ein wenig lauter pochte, schwang ich mich ihm nach auf das Fensterkreuz, und ich war eben so rasch bei ihm drüben.«

»Zieh das Brett herein, sprach jetzt Cyprian zu mir, nachdem ich vom Fenster in den Chor herabgesprungen war.«

»Ich gehorchte und blickte dabei unwillkürlich in den Hofraum hinab, der, ein schwarzer Abgrund, vor meinen Blicken lag. Unwillkürlich erfaßte mich ein Gefühl des Schauders bei dem Gedanken, daß es nur eines einzigen Fehltrittes auf dem engen, schwanken Stege bedurft hatte, um mich in diesen Abgrund hinunterstürzen zu machen und am Steinpflaster des Hofes elendiglich zu zerschellen.«

»Cyprian ließ mir nicht lange Zeit, an die überstandene Gefahr zu denken, er faßte mich am Arm und zog mich vorwärts. Der Weg mußte ihm genau bekannt sein, denn trotz der Dunkelheit zögerte er nicht ein einziges Mal, noch stieß er irgendwo an. So stiegen wir, nachdem wir zwischen den Bänken des Chores dahingeschritten waren, die enge Schneckenstiege hinab, welche in den Raum der Kirche führte.«

»Unten angelangt gingen wir quer durch das Schiff zu einer kleinen Seitenthür, welche den Tag über den Andächtigen Einlaß gewährte, wenn das Hauptthor der Kirche geschlossen war. Hier zog Cyprian einen Schlüssel aus seiner Tasche und sperrte die kleine Thür auf. Ich fragte ihn nicht, wie er in den Besitz dieses Schlüssels gekommen sei; die Erwartung der Erlebnisse, denen

ich entgegenging, füllte alle meine Gedanken aus.«

»Endlich waren wir auf der Straße. Kein menschliches Wesen zeigte sich außer uns. Cyprian hatte mich wieder unter den Arm genommen.«

»Komm«, sprach er jetzt zu mir, »wir haben nicht viel zu gehen. Früher aber, bevor wir den Ort erreichen, der das Ziel unserer Wanderung ist, muß ich Dir noch Eins sagen: Ich bin den Leuten gegenüber, die Du sehen wirst, ein Edelmannssohn aus Waitzen, der dann und wann nach Pesth herabkommt, um sich hier die Zeit zu vertreiben. Dich werde ich als meinen Freund vorstellen.«

»Ich ließ mir das natürlich wohl gemerkt sein und Cyprian setzte mit mir den Weg weiter fort. Endlich, nachdem wir ungefähr tausend Schritte zurückgelegt und kreuz und quer mehrere Gassen und Gäßchen passiert hatten, blieb Cyprian vor einem Hause stehen, dessen unterstes Geschoß hell erleuchtet war. Ein lautes Summen tönte heraus. Wir traten ein. Mehrere große Zimmer, die ineinander gingen, lagen vor uns. In dem einen wurde gespielt und an den Tischen umher saßen Männer zwischen denen die Gold- und Silberstücke fortwährend umherwanderten, je nachdem dem Einen oder dem Andern das Glück begünstigte. Cyprian war in diesem Kreise wohl bekannt, denn alles grüßte ihn freudig. Als ihn aber einer von den Männern aufforderte sich zu ihnen zu setzen und mitzuspielen, sagte er, daß er dieß später thun wolle, früher müsse er mich, seinen Freund, der heute zum ersten Male in der Hauptstadt sei, noch in die andern Zimmer führen.«

»Wir gingen also weiter. Das zweite Zimmer, welches fast einem kleinen Saale zu vergleichen war, schien nur den Zechern gewidmet. Ueberall saßen Gruppen von Trinkenden und Schmauchenden umher, die Gläser klirrten, die Augen blitzten in gar lebhaftem Feuer. Auch Mädchen waren da, jung, schön und geputzt, wie ich sie noch nie gesehen hatte, weiche in dem fröhlichen Ton mit den andern sangen und tranken.«

»Wir blieben aber auch hier nicht, sondern begaben uns in den dritten Saal, wo es erst recht toll herging. Hier wurde getanzt. Zigeuner spielten einen Csardas auf und die Paare drehten und schwangen sich jauchzend und jubelnd wild im Kreise. Wir drängten uns so gut es ging, durch die Tanzenden durch und

kamen endlich an jene Stelle am äußersten Ende des Saales, wo die musizierenden Zigeuner saßen. Ein Mädchen, welches neben demselben saß, sprang von Ihrem Sitze auf und eilte Cyprian mit einem freudigen Ausrufe entgegen.»

»Du bleibst heute aber lange aus«, sagte sie zu ihm, »ich habe schon gedacht, daß Du nicht kommen würdest.«

»Mein Freund«, erwiderte er, auf mich zeigend, »hat mich aufgehalten.«

»Das Mädchen blickte mich mit seinen großen schwarzen Augen forschend an. Auch ich betrachtete sie und ein Gefühl wie ich es noch nie empfunden, bemächtigte sich meiner bei Ihrem Anblicke. Das war nicht jene stille fast heilige Verehrung, mit der ich sonst zu Oerzsi aufzublicken gewohnt war, es war eine verzehrende Gluth, die alle meine Adern durchströmte und meine Pulse höher schlagen machte.«

»Majda, so hieß jenes Mädchen, war aber auch eine reizende Erscheinung, wie ich sie noch nie gesehen. Sie gehörte zu den Zigeunern, welche hier musizierten, und mit denen sie von Ort zu Ort herumzog. Doch wenn sie auch das schwarze Haar, die dunkeln Augen und die bräunliche Gesichtsfarbe der Zigeuner hätte, so war doch Ihr ganzes Wesen ein von dem Stamme, dem sie angehörte, so verschiedenes, daß man annehmen mußte, sie sei als zartes Kind von den Zigeunern irgendwo gestohlen worden, wie dieß gar oft zu geschehen pflegte.«

»Cyprian und Majda hatten sich gleich nach Ihrer Begrüßung unter die Tanzenden gemischt und ich verfolgte nun, an die Wand gelehnt, mit gierigen Augen jede Bewegung des Mädchens, die selbst in den leidenschaftlichsten Tempos nie die Grenzen der Anmuth überschritt.«

»Endlich war der Tanz zu Ende und Cyprian kam mit seiner Tänzerin zu mir heran.«

»Unterhalte meinen Freund unterdessen«, sagte er zu Ihr, »ich gehe spielen.«

»Was soll ich Dir von jener Nacht weiter erzählen? Ich unterhielt mich mit Majda und ich tanzte auch mehrere Male mit Ihr und wenn ich sie so im rasenden Wirbel umschlang und sie an mich drückte, da wurde ich von einem berausenden Taumel erfaßt,

mir schienen die Sinne vergehen zu wollen.«

»Endlich — nach einer Stunde ungefähr, kehrte Cyprian vom Spiele zurück. Er hatte gewonnen und warf von den leicht erworbenen Goldstücken eine Handvoll Majda in den Schoß. Ich weiß nicht, wie es kam, aber als Cyprian wieder zu uns herantrat und Majda nur für ihn allein Augen und Ohren hatte, da erfüllte es mich mit einem bitteren Gefühl des Neides und des Hasses gegen meinen bisherigen Freund; ich mißgönnte ihm die Liebkosungen des Mädchens, und hätte ihn niederstechen mögen, um mich Ihres Besitzes allein zu freuen!«

»Cyprian schien die Wandlung, die in meinem Innern vorgegangen war, gar nicht zu bemerken. Er hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und Majda, die sich keinen Zwang anthat, umhalste ihn und drückte wiederholt brennende Küsse auf seine Lippen. Dumpf vor mir hinbrütend, sah ich diesem Schauspiel zu, das meine Seele mit allen Qualen der Hölle erfüllte. Ich war zu dem festen Entschlusse gekommen, daß Majda mein werden müsse, und war auch über die Mittel einig, wie ich dieß anzustellen habe. Aus meinem früheren Leben in der in der Welt, hatte ich schon Erfahrung genug, um zu wissen, daß ich mich an einem Orte befand, wo Laster und Ausschweifung Ihre nächtlichen Feste begingen, und es war mir auch nicht neu, dass die Liebe jener weiblichen Geschöpfe, die sich an diesen Orten einfanden, käuflich war. Wenn ich also Majda gegenüber mit mehr Glanz und größerer Freigebigkeit auftrat, als Cyprian, mußte ich diesen bei ihr ausstechen. Daß ich dadurch meinem Freunde selbst wehe that, daran dachte ich gar nicht, und ich hätte übrigens, wenn ein solcher Gedanke in mir aufgestiegen wäre, demselben bei der Allgewalt der Leidenschaft, die mich erfaßt hatte, keinen Raum gegeben.«

»Wie aber zu Gelde kommen? Das Mittel hierzu war einfach, es wurde mir an diesem Orte selbst geboten. Ich durfte nur spielen; daß das Stück mich begünstigen werde, daran zweifelte ich nicht. Ich trat also an Cyprian heran und begehrte von ihm ein Goldstück, indem ich ihm meine Absicht kundgab, seinem Beispiele zu folgen, und auch mein Glück an einem der Spieltische draußen zu versuchen.«

»Cyprian gab mir arglos das Geld, doch zog er mich bei Seite

und flüsterte mir zu, daß wir nur mehr eine halbe Stunde vor uns hätten, indem wir vor Tagesanbruch schon wieder in unserem Pensionat sein müßten.«

»Ich ansprach ihm, daß ich selbst darauf bedacht sein würde, damit wir den rechten Zeitpunkt zur Rückkehr nicht versäumten und eilte hinaus in das Schlafzimmer, wo man mir als einem Neuling gerne an einem der Tische Platz machte. Wie ich gehofft hatte, so kam es, ich spielte mit entschiedenem Glück, und bald hatte ich ein ansehnliches Süm্মchen vor mir liegen.«

»Die Spielerwuth begann sich meiner zu bemächtigen und schien beinahe die andere Leidenschaft verdrängen zu wollen, welche mich eben an den Spieltisch getrieben hatte.«

»Da fühlte ich mit einem Male eine kleine weiche Hand, die sich aus meine Schulter legte. Ich wendete mich um und sah Majda, die hinter mir stand und mich gar freundlich anlächelte.«

»Cyprian war herausgekommen, um mich zum Fortgehen aufzufordern, und sie hatte ihn bis zu mir begleitet. Cyprian winkte mir bedeutsam zu, gewiß war es höchste Zeit, um uns zu entfernen, damit wir noch rechtzeitig in unsere Zelle zurückkonnten. Ich verstand seinen Wink, raffte schnell mein Geld zusammen und steckte es in die Tasche; dann erhob ich mich und wollte eben der schönen Majda die Hand zum Abschiede drücken, und es Ihr sagen, daß ich gewiß in der nächsten Nacht wieder kommen werde, als mit einem Male ein heilloser Tumult entstand; der sich von dem Zimmer aus, in dem wir uns befanden, mit Blitzesschnelligkeit in die andern Gemächer fortpflanzte.«

Bewaffnete Männer waren, ohne daß jemand von den Anwesenden eine Ahnung davon hatte, eingedrungen, und hatten eine heillose Verwirrung hervorgebracht. Die städtische Behörde, der das wüste, liederliche Treiben in diesem Hause schon lange ein Dorn im Auge war, hatte eben diese Nacht gewählt, um in demselben aufzuräumen. Militärmannschaft und Panduren wurden aufgeboten, um das Haus zu umzingeln. Sie hatten den Befehl, alle Personen zu verhaften und mitzunehmen, die sich in dem verrufenen Hause befinden. Kaum waren die Spieler der ersten Bewaffneten ansichtig geworden, welche eintraten, als sie gleichsam zur Warnung ein Geschrei erhoben, das sich in die anderen Säle fortpflanzte. Rette sich, wer kann! war jetzt die



Losung!

»Die nächste Folge des Eindringens der bewaffneten Macht war, daß fast augenblicklich alles in dichte Finsterniß gehüllt war. Die Leuchter mit den Kerzen wurden umgestürzt und die Lampen, die an den Wänden befestigt waren, zerschlagen und herabgerissen. Im nächsten Momente hörte man in der tiefen Dunkelheit, die nun eingetreten war, nichts als Waffengeklirre, Krachen von Stühlen, von denen die Männer die Füße abbrachen, um sich Ihrer als Waffe zu bedienen, Angstgeschrei und Kreischen der Frauenzimmer, die sich in der Gesellschaft befanden, Flüche und Verwünschungen, in die sich gar bald Stöhnen und Ächzen von Verwundeten mengte.«

»Was mich anbelangt, so stand ich im ersten Augenblicke rathlos da, aber bald gab mir eine einzige Berührung meine ganze Thatkraft wieder. Majda hatte sich zitternd an mich gedrängt und hielt mich umfaßt.«

»Um Gotteswillen«, flüsterte sie mir zu, »retten sie mich, bringen Sie mich fort von hier!«

»Und wo ist mein Gefährt«, fragte ich, »denn ich hatte noch gesehen, wie er im ersten Moment der Gefahr dicht an Ihrer Seite war.«

»Sie haben ihn von mir fortgerissen«, antwortete sie, und schmiegte sich noch enger an mich an.

»Du wirst es seltsam finden, daß ich vor Allem nach Cyprian fragte, aber bei all' den feindseligen Gefühlen gegen ihn, die seit meinem Zusammentreffen mit Majda in mir erwacht waren, gewann in diesem Augenblicke die Selbstsucht die Oberhand. Cyprian war mit den Oertlichkeiten vertrauter als ich, der ich mich zum ersten Male dort befand, und mit seiner Hilfe konnte ich leichter einen Ausweg finden.«

»Nun aber war ich, wie ich aus dem Munde Majdas erfuhr, auf mich allein angewiesen, und hatte noch dazu die Sorge für das junge Mädchen auf dem Hals, die mich so flehentlich bat, sie zu retten. Und ich war fest entschlossen, Ihre Bitte zu erfüllen, und kostete es auch mein Leben. Ich nahm sie mit meinem linken Arm um die Hüfte, um sie fortzutragen, während ich mit dem rechten Arm ausholte, um mir einen Weg zu bahnen. Fast gleichzeitig

erhellte sich der Raum, in dem wir uns befanden, und das brachte mir und Majda die ersehnte Rettung.«

»Die Soldaten hatten Fackeln mitgebracht, die sie nun anzündeten und damit den Schauplatz des Kampfes, der bisher im Finstern gewüthet hatte, beleuchteten. Beim Scheine des Lichtes sah ich ein Fenster vor mir offen, zu dem ich kaum drei Schritte zurückzulegen hatte. Wahrscheinlich war es von einem Flüchtling früher geöffnet worden, der durch dasselbe sein Heil gesucht halte, und nicht darauf achtend, daß vor diesem Fenster eine Wache postiert sein mußte, machte ich mit meiner Bürde, die sich mir anvertraut hatte, einen Sprung nach der willkommenen Öffnung, und schwang mich hinaus aus die Straße. Draußen stand in der That eine Wache, aber zum Glücke für mich war sie mit einem Manne im Kampfe, der offenbar vor mir den gleichen Weg zu seiner Rettung versucht hatte. Sie konnte mir also nicht in den Weg treten und mußte sich, damit begnügen, die Kameraden, von denen Einer bei einem Fenster postiert war, anzurufen, daß sie mich verfolgen sollten.«

»Ich aber, Ihrer nicht achtend, eilte raschen Laufes dahin, Majda, die, als ich kaum den Boden der Straße erreicht hatte, aus meinem Arm geglitten war, lief, meine Hand fest in der Ihrigen haltend, neben mir her. Ohne uns umzusehen, eilten wir beide mehrere Minuten lang geflügelten Laufes dahin, und hatten bereits zwei bis drei Straßen passiert, als Majda endlich athemlos innehielt.«

»Ich kann nicht mehr!« sagte sie und ließ sich auf eine steinerne Bank nieder, die neben einem Hausthür angebracht war.«

»Ich horchte nach rückwärts, kein Schritt, kein Laut ließ sich vernehmen, wir waren außerhalb des Bereiches der Häscher. Ich ließ mich neben Majda auf die Bank nieder, ich vergaß ganz auf die Gefahr, die ich so eben überstanden, ich dachte nicht daran, was mit mir nun werden sollte, Vergangenheit und Zukunft, sie beide existierten nicht mehr für mich in diesem Augenblicke; ich saß an der Seite Majda's, die, noch immer, angstbekommen, Ihr Haupt an meine Brust lehnte, Ihr heißer Athem, der sich stoßweise dem keuchenden Busen entrang, wehte mich berauschend, alle meine Sinne berückend an, ich umschlang sie

immer fester und fester, und meine Lippen berührten in einem langen, brennenden Kusse Ihren Mund. Und Majda, ich fühlte es, erwiderte meinen Kuß!«

»Doch war sie es, welche sich aus dem Sinnestaumel, der uns befangen hielt, zuerst aufraffte.«

»Komm«, sagte sie, »wir können hier nicht bleiben.«

»Wohin soll ich Dich führen?« fragte ich sie und jetzt erst dachte ich daran, daß ich selbst ohne Obdach war.«

»Unser Lager ist auf der Rakoser Heide draußen vor der Stadt. Willst Du mich hingeleiten. Dort bin ich in Sicherheit.«

»Ich sagte Ihr gerne meine Begleitung zu und wir machten uns sogleich auf den Weg. Während wir so dahin wandelten, erzählte sie mir, daß sie allnächtlich mit den Zigeunermusikanten, von denen einer Ihr Bruder sei, aus dem Lager nach der Stadt in jenes Haus komme, wo ich sie gefunden, und daß sie dort meinen Freund kennengelernt. Um die Ihrigen, welche in dem Tumult zurückgeblieben waren, äußerte sie keine Besorgniß. »O, denen geschieht nichts zuleide«, sagte sie, »sie werden sich gewiß irgendwo verkrochen haben, und wenn die Soldaten sie erwischen, so lassen sie sie laufen. Weiß man doch, daß die Zigeuner überall aufspielten, wo sie bezahlt bekommen.«

»Ich fragte sie jetzt näher um Cyprian, den sie nur flüchtig erwähnt hatte. Sie wußte nicht einmal seinen Namen, sie sah ihn nur jede Woche, und er hatte sie vor allen Frauenzimmern, welche dort waren, bevorzugt.«

»Du liebst ihn also nicht?« fragte ich sie jetzt.

»Majda schien von dieser Frage überrascht, doch gab sie keine gerade Antwort.«

»Darf ein armes Zigeunermädchen einen Edelmann lieben?« sagte sie bloß.

»Ihre Stimme zitterte bei diesen Worten.«

»Du würdest also«, fragte ich weiter, »bloß einem Manne von Deinem Stamme in Liebe zugethan sein können, verstehst Du mich, in der wahren, echten Liebe, die keinen Eigennutz kennt, die zu jedem Opfer fähig ist?«

»Gibt es eine solche Liebe?« erwiderte Majda.

»Ja«, rief ich, und stehen bleibend, umschlang ich sie aufs

Neue; »ja, Majda, es gibt eine solche Liebe und an mir sollst Du es erfahren.«

»Du mußt nämlich wissen Peti, daß, während ich so durch die Straßen an der Seite Majda's dahinwandelte, um sie Ihrem Wunsche gemäß in Ihr Lager zu geleiten, ein gar abenteuerlicher Entschluß in meinem Innern zu reifen begann, und diesen Entschluß theilte ich nun dem Mädchen mit, Ihr zu zeigen, welches Opfer meine Liebe zu bringen imstande sei. Ich wollte bei Ihrem Stamme verbleiben und mit Ihren Brüdern in der weiten Welt herumziehen, wofern ich nur immer bei Ihr sein konnte.«

»Majda glaubte anfangs, daß ich scherze, aber als ich immer eindringlicher zu Ihr sprach und wiederholt auf das Ernsteste betheuerte, daß mein Entschluß unwandelbar feststehe, zweifelte sie nicht länger an der Wahrheit meiner Worte, und sie versprach mir, mich in den ersten Morgenstunden schon zu Ihrem Großvater, dem Wojwoden des Stammes zu führen, von dessen Entscheidung meine Aufnahme abhing.«

»So, Peti«, fuhr Gyuri in seiner Erzählung fort, »kam ich zu Deinem Stamme denn Majda, die ich in jener Nacht in Ihr Lager begleitete, mit dem festen Vorsatz, bis an mein Lebensende bei Ihr und den Ihrigen auszuharren, Majda ist dieselbe, die Du Deine Mutter nennst.«

»Was sagst Du«, rief Peti, welcher den Mittheilungen des Alten mit der größten Theilnahme gefolgt war und bei der letzten Eröffnung seine Überraschung nicht verbergen konnte, »was sagst Du«, rief er, »jenes Mädchen von damals, jene Majda, ist meine Mutter? Und Du?«

Peti vollendete seine Frage nicht, aber Gyuri verstand ihn.

»Ich blieb drei Jahre bei den Zigeunern«, fuhr er fort, »Majda hatte mich dem Wojwoden vorgestellt, und dieser sagte mir nur unter der Bedingung die Ausnahme in die Truppe zu, wenn ich eine gewisse Probezeit bei dem Stamme durchgemacht haben würde, doch wollte er mir keinen bestimmten Termin feststellen und meinte bloß, daß er selbst es ermessen werde, wenn ich endgültig und für immerdar in den Stamm aufgenommen werden sollte.«

»Drei Jahre verstrichen auf diese Weiser ich zog mit der Bande

herum, denn schon am Morgen nach jener Nacht, in der ich mit Majda zusammengetroffen war, brachen wir von der Rakoser Haide auf, da es dem Wojwoden nach dem Vorgefallenen in der Nähe von Pesth denn doch nicht ganz geheuer erscheinen mochte. Wir zogen weiter hinab in das Niederland und ich fand, um Dir es aufrichtig zu sagen, an diesem Wanderleben, das mich heute hier, morgen dort weilen ließ, ein eigenes Gefallen.«

»Ich hatte mich schon am ersten Tage, als ich in das Lager kam, in meinem Äußeren umgewandelt. Statt des Attila, den ich damals anhatte, nahm ich eine beschmutzte Jacke um, und statt des strammen Beinkleides ging ich in weiten, leinenen Hosen umher. Blos meine Gesichtsfarbe verrieth noch, daß ich nicht zu dem Menschenschlage gehörte, dem ich mich angeschlossen, und auch diese bräunte sich allmählig unter dem Einflusse der brennenden Sonne, der ich fortwährend ausgesetzt war. Du siehst, daß ich diese Gesichtsfarbe noch heute habe, denn nachdem ich Euren Stamm wieder verlassen hatte, duldeten es mich nicht mehr lange in den engen Mauern einer Stadt, ja selbst eine Hütte wurde mir lästig, und der Wald ist noch heute mein liebster Aufenthalt.«

»Du hast unsern Stamm also verlassen?« fragte Peti.

»Ja«, erwiderte Gyuri. »Ich blieb, wie ich Dir gesagt habe, nur drei Jahre, und dann trieb mich ein Ereigniß fort, das ich Dir dann erzählen will.«

»Das Geld, das ich damals im Spiele gewonnen, hatte ich dem Wojwoden übergeben, der die gemeinschaftliche Kasse des Lagers verwaltete. Er räumte mir einen Platz in seinem Zelte ein und ich war auf allen unseren Kreuz- und Querzügen stets um ihn. Was aber Majda anbelangte, hatte ich eine harte Probe zu bestehen. Der Wojwode sprach gleich im Anfang unseres beisammenseins mit mir über mein Verhältniß zu dem Mädchen. Wenn ich die Augen zumache, sagte er zu mir, so ist Majda die gesetzliche Königin des Stammes, denn Ihr Bruder ist jünger als sie, und sie hat daher das Vorrecht vor ihm. Der Mann also, den sie zu Ihrem Gefährten für das Leben wählt, wird dadurch der Häuptling der Bande. Ich habe nun nichts dagegen, daß Du es werdest, aber vorher mußt Du Dich auch als echt und treu erwiesen haben. Du mußt mit einem Worte zu einem echten und

rechten Zigeuner geworden sein. Wann dieser Zeitpunkt gekommen sein wird, das zu beurtheilen überlasse mir; aber wenn Du es aufrichtig meinst und den ernstesten Willen hast, Dich uns mit Leib und Seele anzuschließen, so wird es Dir gelingen, und ich werde dann zu Dir herantreten und Dir Majda selbst als Deine Lebensgefährtin zuführen. Vor der Hand ist es Dir nicht verwehrt, sie als Deine Braut zu betrachten, aber Du mußt mir nur das Eine geloben, daß Du nie trachten wirst, mit Ihr allein zu sein, daß Du überhaupt von einem Rechte an sie keinen Gebrauch machen wirst, bis ich es Dir nach altem Herkommen bei unserm Volke gestatte.«

»Ich versprach, mich in alles zu fügen, mußte aber zum Ueberflusse noch einen heiligen Eid darauf ablegen, daß ich in Bezug auf Majda das Betragen einhalten werde, wie er mir es vorgeschrieben.«

»Und ich hielt auch meinen Eid. Der Wojwode war mit mir so zufrieden, daß er, als das dritte Probejahr sich seinem Ende näherte, mir dieß zu erkennen gab, und mir zugleich anzeigte, daß ich binnen wenigen Wochen schon mein Hochzeitslager mit Majda werde feiern können. Wir befanden uns damals gerade wieder in der Nähe von Pesth, wohin wir zum erstenmale seit unserer einer Flucht ähnlichen Abreise vor drei Jahren wieder zurückgekehrt waren. Doch hatten wir dießmal unser Lager jenseits der Donau in einem Thale zwischen den Ofner Bergen aufgeschlagen.

»Der Tag, der meine Wünsche krönen sollte, kam immer näher und näher, aber mit jedem Tage merkte ich immer mehr und mehr eine auffallende Veränderung die in dem Benehmen Majdas gegen mich vorgegangen war. So freundlich und lieb sie gegen mich vorgegangen war. So freundlich und lieb sie gegen mich früher gewesen war, so kalt und zurückhaltend wurde sie jetzt, ja sie schien mich ganz und gar meiden zu wollen. Ich beobachtete sie und entdeckte, daß sie des Abends immer ganz allein aus dem Lager schlich, und stets nach mehreren Stunden erst unbemerkt, wie sie gegangen war, zurückkehrte. Anfangs hielt mich der Eid, den ich geleistet hatte, ab, Ihr auf diesen geheimen Gängen zu folgen; aber endlich siegte in mir die Eifersucht, denn dieses Gefühl hatte sich mit all seiner fürchterlichen Pein meiner

bemächtigt, und ich beschloß Ihr bei der nächsten Gelegenheit nachzuschleichen.«

»Eure solche Gelegenheit ergab sich bald. Es war gerade drei Tage vor der für unsere Vereinigung festgesetzten Frist. Der Abend war herangebrochen, die untergehende Sonne sendete Ihre letzten Strahlen in das Thal, als ich, der ich draußen vor dem Lager unter einem Baume lag, Majda, die mich nicht bemerkte, in einer Entfernung von kaum hundert Schlitten dahinhuschen sah. Ich sprang auf und folgte Ihr, indem ich mich immer hinter dem Gebüsche hielt und dabei sorgfältig jedes Geräusch vermied.«

»Da sah ich, wie Ihr auf dem Wege, den sie dahinwandelte, ein städtisch gekleideter junger Mann entgegenkam; noch war die Dämmerung nicht so tief, als daß man nicht noch alles hätte genau unterscheiden können; auch ich nahm die Züge des Herankommenden deutlich wahr, und erkannte Cyprian, meinen Kameraden aus dem Pensionat, den ich seit jener verhängnißvollen Nacht nicht mehr gesehen hatte. Majda eilte auf ihn zu und ich sah, wie Beide sich in den Armen lagen, und sich herzten und küßten. Mir ward es blutroth in den Augen, meiner nicht mächtig stürzte ich vor und riß Majda mit gewaltigem Arm los von Ihrem Buhlen, dann holte ich mit der Faust aus zu einem Schlage nach den Elenden, aber im selben Momente traf es mich wie ein Blitz in die linke Seite zwischen den Rippen, ich fuhr mit einem lauten Aufschrei unwillkürlich nach der getroffenen Stelle, und sank dann bewußtlos zusammen. Cyprian hatte mich...«

Gyuri vollendete den Satz nicht. In dem Laube knisterte es, Zweige raschelten, als würden sie auseinander gebogen, und das geübte Ohr der Söhne des Waldes vernahm die Fußtritte von Menschen.

»Verdammt«, sprach Gyuri in gedämpftem Tone, »man kommt hierher!«

Er war von seiner Ruhestätte unter dem Baume aufgesprungen und Peti folgte seinem Beispiele. Sie horchten abermals.

»Noch ist es Zeit«, flüsterte Gyuri dem Zigeuner zu, »bis sie hierherkommen, sind wir schon längst aus Ihrem Bereiche. Wir kennen den Wald besser als sie, nicht wahr?«

Gyuri erhob bei diesen Worten drohend seinen Arm gegen die

Richtung, aus der das Geräusch, welches sie alarmierte, gekommen war.

»Vergiß nicht auf das, was ich Dir gesagt habe«, fügte Gyuri hinzu, »Du weißt, wo Du mich triffst, und gib mir über alles genauen Bescheid.«

»Und Du erzählst mir dann weiter?« konnte sich Peti trotz der drohenden Gefahr nicht enthalten zu fragen.

Aber Gyuri antwortete nicht mehr. Schon war er im nahen Dickicht verschwunden und Peti, seine Geige unter dem Arm, eilte ihm nach.

Kaum fünf Minuten waren noch Ihrer Entfernung vergangen, als auf dem Platz, den sie eben verlassen hatten, drei bis an die Zähne bewaffnete Männer erschienen.

Es waren Panduren und in einen von ihnen erkennen wir Feri, den strammen Diener des Gesetzes, welchem der Richter am Abende vorher die Verfolgung und Verhaftung des alten Gyuri in so eindringlicher Weise eingeschärft hatte.

Der arme Feri! Seine Ehre stand in dieser Angelegenheit auf dem Spiele und er hatte es sich in den Kopf gesetzt, nicht anders vor dem Richter zu erscheinen, als im Triumphe mit dem gebundenen und bewältigten Gyuri an seiner Seite. Zu seiner Ehre müssen wir es doch sagen, daß es nicht so sehr die ihm vonseiten des Richters gewordene Drohung, als sein aufgestachelter Ehrgeiz war, der ihn die Spur des Flüchtigen so hartnäckig verfolgen ließ.

In dem Hause des Richters herrschte reges Leben. Gäste waren angekommen, die Herren vom Komitate, auf deren Erscheinen der Richter, wie er am Abend vorher in seinem Gespräche mit dem Lieutenant und dem Oberarzt erwähnte, gewartet hatte.

Der Richter fühlte sich nicht wenig stolz und geehrt, denn nebst dem Vizegespan und dem ersten Stuhlrichter war der Obergespan des Komitates, ein Graf, in eigener Person erschienen, um die nöthigen Anordnungen behufs der einzuleitenden Untersuchung zu treffen; die Sache war ihm so wichtig erschienen, daß er es für nöthig erachtete, mit seinem persönlichen Ansehen einzutreten.



Er wollte aber nicht bloß durch Strafe wirken, seine Absicht war es auch durch Belehrung dem Volke das Unselige seines Wahnes einleuchtend zu machen und zu diesem Zwecke hatte er eigens einen Geistlichen mitgebracht, der durch die Kraft seiner Beredsamkeit im Vereine mit dem Seelsorger des Ortes auf die Menge einwirken sollte.

Da sich die Gerichtsstube des Ortes zu eng erwies, hatte man unter freiem Himmel den Gerichtshof aufgeschlagen. Im Garten des Richters saßen die Justizbeamten an einer langen Tafel und ließen sich die Personen vorführen, deren Vernehmung für nothwendig erachtet ward. Alle die Ereignisse, die wir kennen, kamen zur Sprache und doch vermochten die Beamten sich über all die dunklen Punkte in der Geschichte des vergangenen Tages keine Aufklärung zu verschaffen. Dahin gehörte die gespenstische Erscheinung, welche der Lieutenant und der Doktor um die mittlernächliche Stunde am Grabe des unglücklichen Opfers des Volkswahnes gesehen hatten, dann das Verschwinden Oerzsis aus Ihrem Sarge, die trotz der eifrigsten Nachforschungen nirgends gesehen worden war. Es lag aber vor Allem daran, über diese beiden Fälle Licht zu verbreiten, da die Kunde davon hingereicht hatte, das Volk in seinem Aberglauben zu bestärken und geschäftige Zungen bereits thätig waren, um die abenteuerlichsten und grauenhaftesten Dinge, die sich an die beiden Fälle knüpften, zu erzählen.

Was Lajos, den Schreiber des Richters, anbelangt«, so war er unzurechnungsfähig und konnte nicht vernommen werden. Der Lieutenant und der Todtengräber, welche ihn in der Nacht vorher am Thore des Friedhofes in Ihre Mitte genommen hatten, während der Doktor mit Karl, dem Freunde des Schreibers, nach dem Walde fuhr, führten ihn nach der Wohnung des Todtengräbers und er ließ sich ruhig dahin geleiten. Aber sie sollten noch Ihre schwere Mühe mit ihm haben. Von der Stelle der Straße an, wo der Wagen angehalten hatte, war er nämlich, wie gesagt, ganz ruhig fortgegangen, auch das Thor des Friedhofes überschritt er, ohne eine Miene des Widerstandes zu machen. Alls aber die beiden Männer ihn zur Thür des kleinen Wohngebäudes hineinführen wollten, sträubte er sich, und wollte die Schwelle nicht übertreten.

»Wißt Ihr nicht, daß ich ein Vampyr bin«, rief er, »ich gehöre ins Grab, dorthin könnt Ihr mich geleiten.«

Die zwei Männer, welche sahen, daß gütliches Zureden nutzlos war, faßten ihn nun kräftig an und wollten ihn gewaltsam in das Zimmer schieben, aber mit einer Kraft, wie sie nur den Wahnsinnigen eigen ist, riß er sich von ihnen los und eilte in rasendem Laufe zwischen den Reihen der Gräber dahin. Die beiden Männer folgten ihm. Sie sahen, wie er an dem offenen Grabe, welches für Oerzsi bereitet worden war, stehen blieb und dann mit einem wilden Aufschrei in dasselbe hineinsprang.

Als sie an den Rand des Grabes traten, lag der Wahnsinnige in demselben ausgestreckt und keine Zurufe, keine Mahnungen vermochten ihn aus seiner Lage zu bringen, noch ihn zu einer Antwort zu bewegen. Starr und unbeweglich lag er da, daß man ihn wirklich für das hätte halten mögen, was er in seinem Wahnsinne zu sein glaubte, für eine Leiche.

Der Lieutenant hieß den Todtengräber am Grabe zurückbleiben und eilte noch dem Flecken zurück, um Sukkurs herbeizuholen. Er brachte auch wirklich einige Mannschaften aus der Kaserne herbei und nun wurde nicht ohne Mühe der Körper des Wahnsinnigen heraufgezogen. Aber kaum auf der Oberfläche der Erde angelangt, verfiel der Unglückliche in eine Art Tobsucht, so daß er gebunden und fortgetragen werden mußte. In diesem Zustande lag er seitdem in seinem Zimmerchen, daß er im Hause des Richters inne hatte, auf seinem Bette, an welches er der größeren Vorsicht halber noch angegurtet ward.

Man kann sich das Entsetzen und den Schreck des Richters denken, als ihm sein Schreiber nächtlicher Weile in solchem Zustand nach Hause gebracht wurde und der Lieutenant ihm erzählte, was sich begeben hatte. So sehr es ihn auch kränkte, mußte er des andern Tages den Komitatsbeamten mittheilen, daß sein eigener Schreiber in den Ereignissen, welche die ganze Bevölkerung des Ortes bewegten, eine Rolle spielte; aber von diesem selbst eine Aufklärung zu erhalten, war unmöglich.

Auch Karl, der Freund des Unglücklichen, konnte an diesem ersten Tage der Untersuchung nicht vernommen werden. Er war mit den Leuten ausgezogen, welche die Aufgabe hatten, die verschwundene Oerzsi aufzusuchen und noch immer nicht

zurückgekehrt.

Die Gerichtskommission kam, nachdem sie durch mehrere Stunden getagt hatte, zu dem Resultate, daß alle Maßregeln ergriffen werden müßten, um des flüchtigen Gyuri habhaft zu werden, da der Alte der Gerechtigkeit, den man zu vollziehen im Begriffe war, nur durch die Bestrafung des eigentlichen Urhebers und Rädelsführers der Gräueltat seine Weihe erhalten konnte. Der Richter betheuerte, daß er alles aufgeboten habe, um den Beschuldigten zustande zu bringen, und daß seine Organe eben jetzt noch thätig seien, um den Alten ausfindig zu machen, nichtsdestoweniger wurden energischere Schritte für zweckmäßig befunden und der Kommandant der Kaserne in dienstfreundlichem Wege ersucht, ein Detachement von Soldaten anzubieten, um die Umgebung des Fleckens nach dem verfolgten Verbrecher zu durchstöbern. Der Kommandant erklärte sich gerne dazu bereit und der Lieutenant, der in der Nacht vorher das nächtliche Abenteuer bestanden hatte, meldete sich freiwillig, daß er die Leitung dieser Expedition übernehmen wolle.

Während der Verhandlungen war, wie man sich denken kann, das Haus und der Garten des Richters von der neugierigen Menge umwogt und unter derselben konnte man den Zigeuner Peti bemerken, der sich mit der Behendigkeit eines Aals durch die dichten Gruppen durchwand, bald hier bald dort stehen blieb und überall, ganz gleichgültig thugend, mit aufmerksamem Ohre hinhorchte.

Endlich, als es hieß, daß die Sitzung des Gerichtes aufgehoben sei, zerstreute sich die Menge nach allen Richtungen und Peti schlug seinen Weg, der Instruktionen eingedenk, die er von Gyuri erhalten, nach der Kaserne ein.

Die Herren vom Gerichte ergingen sich mittlerweile im Garten, während das Dienstpersonale des Richters alles aufbot, um dieselbe Tafel, welche soeben, mit einem grünen Tuche bedeckt, das Symbol der Gerechtigkeit repräsentiert hatte, in eine Tafel anderer Art umzuwandeln, deren Zweck und Bedeutung sich durch das darauf gedeckte weiße Linnen und durch darauf gestellte Teller, Schüsseln, Flaschen, Gläser in allen erdenklichen Dimensionen kundgab.

Der Richter setzte sich mit seinen Gästen zu Tische, der

gräfliche Obergespan nahm die Ehrenstelle ein und der Wirth ließ es sich angelegen sein, seine Gäste, was Küche und Keller anbelangte, in jeder Beziehung zufriedenzustellen.

Der Graf, der ein Mann schau hoch in Jahren war, zog sich jedoch nach kaum einer Stunde von den Tafelfreuden zurück und während die Anderen wacker darauf losplauderten, verließ er ganz allein und ohne Begleitung das Haus des Richters und schritt durch den Flecken dahin.

Ein düsterer Ernst war in den Zügen des alten Grafen ausgeprägt, der sich fast bis zum Ausdrücke der Traurigkeit steigerte, als er vor einem kleinen Häuschen anhielt, das fast ganz am Ende des Ortes lag.

Wohl einige Minuten blieb der Graf an diesem Häuschen stehen, dann entrang sich ein schwerer Seufzer seiner Brust und er trat ein.

Durch eine kleine Küche kam er in die Stube, deren Fenstervorhänge herabgelassen waren. In dem Bette, das gegenüber von dem Fenster aufgestellt war, lag eine Frau, die kaum das vierzigste Jahr überschritten haben mochte, also noch immer allem Anspruch auf Lebenskraft und Rüstigkeit hatte, der man es aber ansah, daß Gram und Leid an Stelle der Zeit getreten und sie nach vor der von der Natur festgesetzten Frist aufs Siechenlager geworfen hatten.

Eine Nachbarin saß am Bette der Kranken und erhob sich, als der Graf eintrat. Die Kranke selbst schlug die Augen auf und diese leuchteten, wir möchten sagen, in einem fast freudigem Strahle auf, als sie des Angekommenen ansichtig wurden.

Sie streckte dem Grafen Ihre dürren Arme entgegen und dieser drückte mit warmer Herzlichkeit die ihm dargebotenen Hände.

Die Nachbarin machte große Augen, aber sie war noch mehr außer Fassung gebracht, als der Graf, den sie nicht kannte, sie bat, ihn mit der Kranken allein zu lassen.

Ein bettender Blick der Kranken bestätigte der Nachbarin, daß dies auch Ihr Wunsch sei und dieser blieb nichts anderes übrig, als sich zu entfernen.

Kaum hatte die Nachbarin die Thür hinter sich zugedrückt, als der Graf sich über die Kranke beugte und einen innigen Kuß auf

Ihre Lippen drückte. Die Kranke umschlang den Grafen mit Ihren Armen und sie fühlte eine heiße Thräne die auf Ihre Wange niederfiel.

Der alte Graf setzte sich sodann auf demselben Stuhl, den früher die Nachbarin eingenommen hatte und die eine Hand der Kranken in der seinigen festhaltend, sprach er:

»Oerzsi meine gute Tochter, muß ich Dich so elend und bekümmert wiedersehen!«

Seine Stimme zitterte. Wer ihn noch vor wenigen Stunden den Vorsitz des Gerichtshofes in so entschiedener und fester Weise handhaben gesehen, würde Ihre jetzt kaum wieder erkannt haben.

Die Kranke sah mit einem Blicke voll Vertrauen und Liebe zu ihm auf und erwiderte mit schwachen leiser Stimme:

»Dank Ihnen, tausend Dank, daß Sie gekommen sind, einer Sterbenden Ihre letzten Stunden noch zu versüßen. O, die Mutter hat mir es immer gesagt, daß Sie so gut und großmüthig sind!«

»Hat sie das?« rief der Graf und seine Augen leuchteten in fast jugendlichem Feuer auf. »Und hat sie«, fügte er in gleichsam vorwurfsvollem Tone hinzu, »hat sie Dich nicht auch mich wie Deinen Vater lieben gelehrt?«

»Habt ich Ihnen je diese Liebe versagt?« erwiderte die Kranke. »Ich! in den seltenen Fällen, wo es mir gegönnt war, meinen Gefühlen Ihnen gegenüber freien Lauf zu lassen, habe ich mich so glücklich gefühlt. Als meine arme Mutter die Augen zudrückte, segnete sie noch mit dem letzten Zuge Ihr Andenken und hieß mich, Sie um Ihretwillen lieben und ehren.«

»Sie war immer so sanft und ergeben, die gute Oerzsi und was hat sie um mich alles leiden müssen! O Du weißt nicht alles, mein liebes Kind, laß mich Dir sagen, daß Deine Mutter an erhabener Seelengröße alle Frauen überrage, die ich je kennengelernt, laß mich Dir die Geschichte unserer Liebe, die Du nur zum Theile kennst, ganz erzählen.«

Der Graf machte eine Pause, wie um sich zu sammeln, dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen und begann.

»Gewaltsam haben sie mich von Ihr weggerissen, von Ihr, die meine erste und einzige Liebe war. Als ich mich damals von Ihr

verabschiedete, um einem Rufe meines Vaters nach Pesth zu folgen, da dachte ich, daß die Trennung von Ihr nur wenige Tage währen würde. Ich schied von Ihr mit dem Versprechen eines baldigen Wiedersehens, aber in der Hauptstadt angelangt, wurde ich von meiner Oerzsi länger fern gehalten, als ich es gedacht hatte. Aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen Monate. Ich kaute Dir jetzt nicht die Mittel alle aufzählen, welche angewendet wurden, um mich derart zu beschäftigen, daß ich an eine Reise hierher gar nicht denken konnte. Erst später sollte es mir klar werden, daß alles absichtlich und nur zu dem Zwecke geschah, um mich an meine Liebe vergessen zu machen, von der meine Angehörigen erfahren hatten, und die ihnen ein Dorn im Auge war.«

»Sie konnten meinen Charakter und wußten, daß ich der Mann war, mit Zurücksetzung aller Rücksichten und Verhältnisse dem Mädchen meiner Wahl, und sei sie aus noch so niederem Stande, meine Hand zu reichen, und mein Vater war es besonders, der alles daran setzte, um die Verbindung, die er fürchtete, zu hintertreiben. Doch ging er nicht direkt auf sein Ziel los. Ohne ein Wort davon fallen zu lassen, daß ihm meine Liebe bekannt sei, wußte er mich in gewisse politische Angelegenheiten zu verwickeln, welche zu jener Zeit das ganze Land bewegten. Ich mußte mehrmals nach Preßburg, wo eben der Landtag beisammen war, ja einmal wurde ich sogar mit einer Mission nach Wien betraut.«

»Auf diese Weise vergingen wie gesagt, Monate, aber im Drang all dieser Geschäfte, mit denen man mich überhäufte, vergaß ich auch meine Oerzsi nicht, und die Sehnsucht brachte Ihr Bild nur lebhaft vor meine Augen.«

»Endlich wurde der Landtag geschlossen und ich durfte hierher zurückkehren. Ich fand aber Oerzsi nicht mehr bei Ihren Eltern, kurz nach meiner Abreise hatte sie sich Mutter gefühlt, und man hatte sie wegen des Geredes im Orte fortgeschickt. Ich mußte Worte anhören, man nannte mich Ihren Verführer. Man wollte nicht meinen Betheuerungen glauben, daß ich es ernst meinte, und daß ich Oerzsi zu meiner rechtmäßigen Gattin machen wollte. Da suchte ich wenigstens auszuforschen, wo Oerzsi sich befand, und als ich dieß in Erfahrung gebracht hatte, eilte ich zu Ihr und

forderte sie auf mir zum Altare zu folgen. Sie aber schlug mir dieß standhaft ab, kein Bitten, kein Drängen konnte sie zu einem anderen Entschlusse bewegen.«

»Kümmere Dich nicht um mich«, sprach sie, »es ist wahr, wir beide haben gefehlt, aber dafür wolltet wir auch büßen. Ich für meinen Theil will es thun, indem ich still und ergeben die Folgen trage, welche mein Fehltritt über mich heraufbeschworen. Deßwegen werde ich aber die Liebe zu Dir doch fortwährend treu im Herzen wahren und unser Kind hier will ich für Dich beten lehren.«

»Dieses Kind«, fuhr der Graf fort, indem er sich über die Kranke neigte und sie küßte, »bist Du, Oerzsi hat Ihr Wort gehalten. Die Verhältnisse rissen uns auseinander, aber trotzdem hatte ich oft Gelegenheit, mich im Geheimen der Vaterfreude hinzugeben. Deine Mutter selbst wollte es, daß ich Dich, mein Kind, nicht mit dem stolzen Namen meines Hauses schmücken konnte, aber sie gestattete mir, dann und wann zu Ihr zu kommen, um mich an Deinem lieben Anblick zu laben. Ich habe aber auch gethan, was in meiner Macht stand, um Dein Leben so ruhig und sorgenfrei als möglich zu gestalten; aber was frommen alle Güter der Erde, wenn die Seele vom Gram gebrochen ist, und wahrlich, Du meine arme, unglückliche Tochter, Du hast viel gelitten!«

»O meine Kinder!« seufzte die Kranke mit einem thränenvollen Blicke.

Mache Dir keinen Kummer«, tröstete der Vater, »für Deine Kinder werde ich sorgen.«

»Für meine Kinder?« wiederholte die Kranke mit einem Seufzer. »Habe ich doch nur mehr ein Kind und ach das ist jetzt in Kerker und Banden!«

»Du hast noch Deine beiden Kinder, laß Dich nicht von den Zuträgereien der abergläubischen Nachbarn bethören«, sprach der Graf. »Oerzsi lebt.«

»Was sagst Du?« rief die Kranke und ein Freudenstrahl zuckte über Ihr Antlitz.

»Ja, sie lebt«, fuhr der alte Mann fort. »Sie war nur scheinodt, es ist nach dem was vorgefallen, kein anderer Schluß zuzulassen, und wenn auch Ihr letztes Verschwinden unerklärlich ist, so sind

alle Mittel getroffen, um auch dieses Räthsel zu lösen, und sie i  
Deine Arme zurückzuführen. Auch wegen Deines Pista magst Du  
Dich beruhigen. Er hat sich schwer vergangen und muß nun sein  
Vergehen sühnen. Aber seine Strafe wird gewiß eine geringe sein.  
Die Richter werden nicht nur den von einem unglücklichen Wahn  
betörten, sie werden auch den Bruder des vermeindlichen Opfers  
vor sich sehen und ein mildes Urtheil fällen.«

— — — — —  
Lange noch unterhielt sich der Graf mit seiner Tochter, indem er  
Ihr Trost zusprach in Ihrem schweren Leid und Ihre gebeugte  
Seele aufzurichten suchte. Als er sie verließ, war es bereits Nacht  
geworden. Langsam und nachdenkend schritt der Graf gegen das  
Haus des Richters zu, als ihm auf einmal eine Gestalt in den Weg  
trat und ihn ansprach.

Der Graf erkannte den flüchtig gewordenen alten Gyuri.

Außer den beiden Männern sah man kein menschliches Wesen  
in der Straße. Der Graf zeigte keinerlei Furcht bei der plötzlichen  
Begegnung. Er warf den Kopf gebieterisch in die Höhe und wollte,  
indem er bloß mit der Hand eine abwehrende Bewegung machte,  
seinen Weg weiter fortsetzen.

»Oho, Gräflein«, sprach jetzt Gyuri, »macht Euch nicht so aus  
dem Staube, wir haben ein Wörtlein miteinander zu reden. Ihr  
braucht Euch nicht vor mir zu fürchten.«

Stolz blieb der Graf stehen. Fast schien es, als wollte er Gyuri  
zeigen, daß er sich in der That vor ihm nicht fürchte.«

»Was hast Du mir zu sagen?« fragte er.

»Wie stolz der Herr Obergespan thut«, erwiderte Gyuri, »und  
erst, wenn ich als Gefangener vor seinem Richterstuhl stehen  
würde! Aber ich lasse mich nicht fangen und am wenigsten lasse  
ich mir von Euch ein Urtheil sprechen, von Euch, den ich hasse  
seit meinem zwanzigsten Jahre.«

»Ob ich das Urtheil spreche oder ein Anderer«, sprach der  
Graf, »das ist immer das Gleiche. Gerechtigkeit muß geschehen  
und was Du verbrochen hast, mußt Du büßen.«

»Was ich verbrochen habe!« rief Gyuri. »Wisset, es denn, daß  
ich nichts weiter gethan, als daß ich das Werk einer Rache  
vollendet, die selbst über das Grab hinaus nicht Ruhe nach Rast



findet. Der Mensch, dessen Leiche ich gestern aus Ihrem ruhigen Grabe reißen und mißhandeln ließ, hat mich einst um mein Glück betrogen, und mein Haß, meine Rache hat ihn verfolgt, bis er ins Grab sank und hat sich selbst an dem Todten noch geweidet.«

»Wozu sagst Du mir das?« fragte der Graf.

»Weil Du gleich Jenem störend in mein Leben eingegriffen hast, weil Du mich um die süßeste Freude, um die rosigste Hoffnung gebracht hast, um die Freude und die Hoffnung der ersten Liebe. Und darum will ich Dir sagen, daß es Dir eben so ergehen wird, wie jenem!«

Der Graf konnte sich eines leichten Schauers nicht erwehren, doch faßte er sich bald«, und erwiderte in ruhigem und festem Tone:

»Du schreckst mich nicht mit Deinen Drohungen. Was ich gethan, kann ich vor Gott und meinem Gewissen verantworten!«

»Thut nur nicht gar so furchtlos«, sprach Gyuri mit höhnischer Miene, »Ihr meint, daß es Euch gelingen werde, mich einzufangen, und dann könntet Ihr mich für immer unschädlich machen, aber all Eure Panduren und Soldaten sind dem Gyuri nicht gewachsen. Jetzt durchstöbern sie den ganzen Wald nach mir und ich wandle, wie Ihr seht, hier mitten im Orte ganz ruhig an Eurer Seite.«

Die beiden Männer waren während dieses Gespräches langsam nebeneinander fortgegangen und kamen so in die Nähe des Richterhauses. Hier aber mochte es Gyuri bei seinem an den Tag gelegten Sicherheitsgefühl nicht so ganz geheuer finden, denn er blieb stehen und fuhr, an seine letzten Worte anknüpfend, fort:

»Bei Euch allein konnte ich mich auch sicher fühlen, ich weiß, daß Ihr es unter Eurer Würde haltet, den Häscher zu machen und Euren Panduren ins Handwerk zu greifen, aber jetzt muß ich Euch verlassen, Ihr werdet mir nicht zumuthen, daß ich Euch bis an das Haus hinan folge, wo Euch am Ende doch die Lust anwandeln könnte, Eure Leute auf mich zu hetzen, natürlich im Namen der Gerechtigkeit, wie Ihr zu sagen beliebt.«

Der Graf gab dem Alten keine Antwort. Er schritt, ohne daß ihn der Andere weiter behelligte, auf das Haus zu, während dieser

ihm eine Weile nachblickte und dann im Dunkel der Nacht verschwand.

Die Rückkehr des Grafen störte nur auf kurze Zeit die Ruhe, welche bereits in das Haus des Richters eingezogen war. Der letztere hatte es sich nicht nehmen lassen, dem Obergespan sein stattliches Prunkzimmer zum Nachtlager einzuräumen, und der gräfliche Gast fand seinen Wirth noch wach und seiner etwaigen Wünsche harrend.

Der Graf aber schlug das Abendessen aus, welches ihm, der Richter anbot, nahm bloß einen Schluck Wein zu sich, und zog sich sodann, ohne daß er dem Richter etwas von seiner eben stattgehabten Begegnung erzählte, in das für ihn breit gehaltene Gemach zurück.

Nach einer Stunde schon war tiefe Stille über das Haus gebreitet, seine sämtlichen Insassen lagen im Schlafe. Selbst der arme Schreiber, der noch immer an sein Bett angegurtet war, hatte der Natur Ihren Tribut gezollt, und sein kurzes, mehr einem Stöhnen vergleichbares, aber regelmäßiges Athmen verrieth, daß sich der Schlummer auf seine Augen herabgesenkt hatte. Dies machte auch den Wärter, der ihm zur Überwachung und zur Pflege in die Stube gesetzt ward, so sehr beruhigt haben, daß er auch seinerseits den Entschluß faßte, sich ein paar Stündchen Schlafes zu gönnen. Nachdem jedoch in dem Gemache außer dem Bette, worauf der Wahnsinnige lag, sich keinerlei Vorrichtung befand, die als Lagerstätte hätte benützt werden können, und der Wärter den Schlaf auf seinem Sessel für nicht so stärkend halten mochte, zog er es vor, sich eine bequemere Ruhestätte aufzusuchen, die er auch bald fand. Draußen im Gange stand eine Bank und der Wärter schob dieselbe vor die Thür hin und streckte sich, nachdem er aus seiner Jacke und einigen Kleidungsstücken, die er aus der Stube genommen, sich ein Kopfkissen zurechtgemacht hatte, behaglich nieder.

Die Stube des Schreibers lag im Erdgeschoss und Ihr einziges Fenster ging in den Garten hinaus, der eine so niedere Umzäunung hatte, daß man mit einem Sprunge in denselben eindringen konnte. Diesen Weg mochte auch der Mann benützt haben, welcher eine Stunde, nachdem der Graf zurückgekehrt war, mit leisen kaum hörbaren Schritten durch den Garten schlich.

Er kam bis an das erwähnte Fenster der Stube, in welcher der Schreiber schlief, und warf einen langen, forschenden Blick hinein in den von einer kleinen Öllampe erleuchteten Raum. Das Ergebnis dieser Forschung mußte für den Mann ein befriedigendes sein, denn, nachdem er sich überzeugt, daß außer dem schlafenden Schreiber niemand im Zimmer war, drückte er an das Fenster, welches offenbar schlecht verwahrt war, denn der Holzrahmen desselben gab dem Drucke nach, und der Flügel war in einer Sekunde offen.

Jetzt schwang sich der Mann auf das Fensterkreuz und ließ sich dann vorsichtig und leise um auch das geringste Geräusch zu vermeiden, innerhalb der Stube auf den Fußboden nieder.

Eben so behutsam und leise schlich der Eindringling bis an das Bett des Wahnsinnigen heran.

Er stand nochmals still und horchte.

Er vernahm nichts, als das stöhnende Athmen des Schlafenden und laute Töne des Schnarchens vor der Thür, welche anzeigten, daß derjenige, welcher draußen lag, in festen Schlaf versunken war.

Der Mann nahm nun die Lampe vom Tisch und ließ ihr Licht auf das Antlitz des Schlafenden fallen.

War es Effekt der Beleuchtung oder war es der von dem krankhaften Anfalle bedingte Zustand, der das Gesicht des Schreibers von einer Leichenblässe überzogen erscheinen ließ? Die sonst so schönen und angenehmen Züge des jungen Mannes waren wie von einem peinigen Schmerz verzerrt und der Mann, welcher lauschend am Bette stand, konnte hören, wie sich zwischen den stoßartigen aus der Brust herauskommenden Athemzügen dann und wann jener knirschende Ton hören ließ, den die sich heftig gegeneinander reibenden Zähne verursachen.

Der Lauscher stellte die Lampe wieder auf den Tisch zurück und setzte sich auf den Rand des Bettes nieder. Erst jetzt fällt der Schein des Lichtes voll in sein Gesicht und wir erkennen in ihm den alten Gyuri, der tollkühn in das Haus des Richters eingedrungen war, wo, wie er sich dessen wohl bewußt war, seiner nur Verderben harrte, wenn er entdeckt wart.

»Aber nicht an sich, nicht an sein Verderben dachte der

verbrecherische Greis. Was ihn hierher gebracht, war das Verderben eines Anderen.«

Gyuri wählte ein eigenthümliches Mittel, um Lajos, den Schreiber aus seinem Schläfe zu wecken. Nicht rüttelte er ihn, nicht rief er ihn an. Er neigte sich über ihn und indem er seinen Mund an das Ohr des Schlummernden brachte, flüsterte er die Worte: »Wach auf Vampyr, wach auf, Vampyr! Die Mitternacht ist nahe!«

Gyuri hatte sich in seiner Berechnung nicht getäuscht; die Worte drangen so zu sagen an das geistige Ohr des Schlafenden und dieser schlug in der That die Augen auf.

»Ich«, rief er, »die Mitternacht ruft, ich muß fort aus meinem Grabe.«

Sein Auge fiel auf Gyuri.

»Wer bist Du?« fragte er diesen. »Ah, jetzt weiß ich es«, fügte er hinzu, indem er sich gleich selbst die Antwort gab. »Du kannst ja nur meinesgleichen sein, sonst würdest Du Dich nicht in meine Nähe gewagt haben.«

»Ich bin auch deinesgleichen«, entgegnete Gyuri, »und deßhalb bin ich auch gekommen, Dich zu retten. Die Menschen haben Dich hier gefesselt und angebunden, weil sie sich vor Dir fürchten, aber wir machen Ihr Thun zuschanden, Ihr Blut ist unser, sie mögen sich noch so dagegen wehren.«

»Ja, Ihr Blut ist unser«, wiederholte Lajos, und seine Augen funkelten in seltsamer Gier.

»Ich werde die Bande lösen, die Dich gefangen halten«, fuhr Gyuri fort. »Dann stehe auf und suche Dir Dein Opfer.«

»Ja, mein Opfer muß ich haben«, rief Lajos, »Dank Dir, tausend Dank, daß Du mir dazu verhilfst.«

»Du wirst es auch nicht weit suchen müssen«, sprach Gyuri weiter, »gleich hier in der Nähe schläft ein Mann, der in seinem Leben viel Böses gethan, der Himmel läßt ihn durch Dich strafen. Er soll zum Vampyr werden und keine Ruhe im Grabe finden gleich Dir, gleich mir.«

Gyuri begann nun mit geschäftiger Hand die Gurte und Riemen zu lösen, welche Lajos der Fähigkeit, sich zu bewegen, beraubten, dann forderte er ihn auf, aufzustehen und ihm zu

folgen.

Der Wahnsinnige ließ sich von dem Manne, der mit teuflischer Berechnung auf seine fixe Idee eingegangen war, um sich dieselbe zu seinen Zwecken dienlich zu machen, vollkommen beherrschen und leiten.

Außer der Thür, vor welcher, wie wir erwähnt haben, der Wärter schlief, hatte die Stube des Schreibers noch eine Seitenthür, welche direkt in das Gerichtszimmer führte. Aus diesem Zimmer kam man unmittelbar in das Prunkgemach, welches der Richter seinem gräflichen Gaste, dem Obergespan eingeräumt hatte.

Da der Wahnsinnige fest gebunden und unschädlich gemacht war und überdieß einen Mann zur Bewachung bei sich hatte, war es für unnöthig befunden worden, die Seitenthür, welche seine Stube mit den erwähnten Gemächern verband zu verwahren; kein Riegel war vorgeschoben, und Gyuri, welcher die Lampe in der Hand voranschritt, stieß auf seinem Wege auf keinerlei Hinderniß.

An der Thür, welche in das Prunkgemach führte, angelangt, blieb Gyuri stehen und lauschte.

Aus einer Ritze der Thür drang ein Lichtschimmer, welcher verrieth, daß in dem Gemach eine Nachtlampe brannte.

»Stille!« flüsterte Gyuri dem Schreiber zu, der ihm gefolgt war, »Du mußt leise auftreten, denn das Opfer muß im Schlafe überfallen werden.«

Hierauf öffnete er geräuschlos die Thür und streckte den Arm nach dem Obergespan aus, der in tiefem Schlummer auf seinem Bette lag.

»Dort«, fuhr Gyuri nach immer in flüsterndem Tone fort, »siehst Du ihn dort? Schleich Dich hinan an ihn, er gehört Dir!«

Lajos aber achtete jetzt nicht mehr der Mahnung des Anderen, behutsam und schleichend vorzugehen; als er den Schlafenden erblickte, kam die wahnsinnige Idee, welche seinen Geist zerrüttet, mit solcher Gewalt zum Aufbruche, daß er alles ringsum vergessend, ein lautes Geheul ausstieß und mit dem Sprunge des Tigers auf seine Beute losstürzte.

Der Schlafende war von dem lauten Schrei erwacht, er wollte sich aufraffen, aber schon fühlte er sich von den Armen des Wahnsinnigen umklammert, und er rang vergebens sich dieser

eisernen Umarmung zu entziehen. Er wollte schreien und nach Hilfe rufen, aber die Stimme versagte ihm, er konnte nicht einmal mehr atmen. Die Hand des Wahnsinnigen würgte ihn am Halse und dann fühlte er einen stechenden Schmerz im Nacken, die Zähne des Angreifers waren in den Nacken eingedrungen, und Blut bedeckte das weiße Linnen des Bettes.

Dem Grafen begannen schon die Sinne zu schwinden, aber mitten in den vor seinen Augen verschwimmenden Reflexen sah er nach deutlich die Gestalt Gyuris, der hinter dem Wahnsinnigen stand und mit höllischem Grinsen dessen Treiben betrachtete.

Diese Erscheinung reichte hin, um in dem Grafen die Energie der Verzweiflung zu erwecken. Mit dem Bisse, den er erhalten, hatte her Druck an seinem Halse nachgelassen, der ihn zu ersticken drohte, und mit dem wiedererwachten Bewußtsein kehrte auch die Kraft zurück, die sich in diesem Momente äußerster Todesgefahr noch verdoppelte. So gelang es ihm nach kurzer Anstrengung, den Wahnsinnigen von sich abzuschütteln, dessen Paroxysmus zu seinem Glücke von dem Momente an, wo sein Blut floß, nachzulassen, oder vielmehr, wenn wir so sagen dürfen, sich aus eben dieses Blut zu lenken schien, das er nun, wie es die Kissen herabrann, gierig aufleckte.

Von der Last seines Angreifers frei, sprang nun der Graf auf und riß ein Gewehr herab, welches oberhalb dem Bette an der Wand hing.

»Stirb, Du Hund«, rief er, indem er die Waffe auf Gyuri anlegte.

Dieser hatte aber den Moment der Gefahr auf der Stelle ersehen, mit einem Satz war er am Fenster, riß es auf und sprang hinaus in den Garten. Eine Kugel sauste an seinem Ohre vorbei, der Graf hatte das Gewehr nach ihm abgedrückt.

Ohne sich umzusehen, eilte Gyuri in hastigem Laufe durch den Garten, sprang über, die Umzäunung und lief auf einen Baum zu, an welchem ein Pferd angebunden stand. Der Flüchtige band das Thier los, warf sich auf den Rücken desselben und sagte in der Finsterniß von dannen.

Im Hause des Richters war es indessen laut und unruhig geworden. Der Schuß hatte die Bewohner geweckt und in wenigen Minuten war alles auf den Beinen, um nach dem

Prunkgemache zu eilen, aus welchem man den Knall des Gewehres vernommen.

Um dieselbe Zeit fast, als die eben geschilderten Ereignisse sich im Hause des Richters zutrugen, saß Peti, der Zigeuner, im Zelte seiner alten Mutter.

Er starrte sinnend vor sich hin in die Flammen, welche aus einem vor dem Zelte lodernden Feuer emporzüngelten und die nächste Umgebung grell beleuchteten.

Hinter seinem Rücken bildete ein großes Tuch eine Art Vorhang, welcher das Zelt in zwei Hälften theilte, und manchmal warf Peti einen Blick nach rückwärts, als erwartete er hinter diesem Vorhange jemanden hervortreten zu sehen.

In der That regte sich das Tuch schon nach kurzer Zeit und eine weibliche Gestalt kam hinter demselben zum Vorschein, welche auf Peti zuschritt und sich an seiner Seite niederließ.

»Nun, Mütterchen«, fragte der Zigeuner, »wie stehts drinnen?«

»Sie schläft«, antwortete die Gefragte.

Die Mutter Petis, dieselbe Majda, von der Gyuri dem Zigeuner erzählt hatte, war schon alt und grau, aber Ihre Augen hatten noch nichts von Ihrem feurigen Glanze verloren, und Ihre Züge trugen noch immer Spuren jener Schönheit zur Schau, welche in früheren Jahren die Sinne der jungen Männer berückt hatte.

»Und was wird es mit Ihr werden?« fragte Peti weiter. »Ich werde mit Gyuri ein entscheidendes Wort sprechen. Er soll das Mädchen mit sich fortnehmen und dann meinerwegen mit Ihr anfangen was er will. Lange können wir sie nicht verbergen und wenn man sie bei uns findet, wenn sie aussagt, daß wir sie gegen Ihren Willen gefangen gehalten haben, dann kann es uns schlimm gehen. Mit den Zigeunern macht man kurzen Prozeß.«

»Mir ist es im Grunde genommen auch lieb«, sprach die Alte, »wenn wir sie vom Halse haben, aber vorderhand hat es noch keine solche Gefahr, wie Du meinst. Wer kann es uns verargen, wenn wir ein armes, krankes Mädchen, das man mitten in der Nacht zu uns bringt, aufnehmen und ihm unsere Pflege angedeihen lassen? Und sie hat sich auch sichtlich erholt, so daß sie heute schon verlangte, nach Hause zu Ihrer Mutter gebracht zu werden. Ich habe sie aber zu überreden gewußt, daß sie noch

der Ruhe bedürfe, und so werden wir sie schon ein paar Tage hinhalten können, bis Gyuri seinen Entschluß mit Ihr gefaßt hat.«

»Höre mich an, Mutter«, sprach Peti, »mir kommt es seltsam vor, daß Du von der ich weiß, daß Du dem Gyuri eben nicht freundlich gesinnt bist, ihm gerade in dieser Angelegenheit zu Gefallen arbeitest und seinen Willen thust?«

»Weil ich«, erwiderte die alte Zigeunerin, und Ihre Stimme vibrierte vor innerer Erregung, »weil ich ihn eben verderben will, weil ich es voraussehe, wie dieses Mädchen das Werkzeug zu seiner Vernichtung sein wird, darum will ich sie ihm eben in die Hände geben, und ich werde schon dafür sorgen, daß man seiner habhaft wird, bevor er den verruchten Plan ausführt, der in seinem Innern aufgekeimt sein mag, als er die vom Scheintodt erwachte, mitten im Walde fand, und sich Ihrer bemächtigte.«

»Wenn Du Gyuri verderben willst«, meinte Peti, »so hättest Du es doch viel leichter gehabt, indem Dir schon heute die Gelegenheit dazu geboten war. Die weißt doch, daß die Panduren seit vierundzwanzig Stunden auf seinen Fersen sind.«

»Wohl weiß ich das«, erwiderte die Alte, »aber ich will in meiner Rache sicher gehen. Gyuri ist jetzt auf seiner Hut und wird sich nicht so leicht überrumpeln lassen. Laß mich nur machen, ich werde schon wissen, wann seine Zeit gekommen ist, und dann werde ich handeln.«

»Mutter«, begann jetzt Peti, indem er die Hand der alten Zigeunerin erfaßte, »nicht will ich es versuchen, das Gefühl des Hasses zu bekämpfen, welches Dich gegen Gyuri erfüllt, aber sagen muß ich es Euch doch, daß ich nichts damit zu thun haben will, wenn es sich um einen Verrath an ihm handelt. Ihr könnt dann nicht auf mich zählen.«

»Peti«, entgegnete die Zigeunerin, »Du würdest nicht so sprechen, wenn Du diesen Menschen in seiner ganzen Ruchlosigkeit kennen würdest. Verrath an ihm ist kein Verbrechen!«

»Cyprians Mörder war kein anderer als Gyuri. O, aus Cyprians Munde erfuhr ich erst, welch' ein Scheusal, welch' eine entmenschte Natur dieser Elende ist. Er hat sich fürchterlich für jene Wunde gerächt, die er im Walde erhielt. Jene Scene, welche



so blutig endete, hatte aus Cyprian einen ganz anderen Menschen gemacht. Er glaubte nicht anders, als daß er den Mann, welchen er noch immer für seinen Freund gehalten, ermordet hatte, und er zog in seinem Gram und seiner Verzweiflung in den Krieg wieder die Türken. Er gerieth in Gefangenschaft und Sklaverei, doch betrachtete er all das Elend, welches über ihn erging, als eine gerechte Strafe für den am Freunde begangenen Mord. Da ward wieder Friede geschlossen, die Gefangenen wurden ausgewechselt, und Cyprian in seinem Leid viel Anhänglichkeit und Treue bewies, und dem er sein schweres Geschick durch allerlei Dienste erleichterte.«

»Als sie nun befreit wurden und wieder in Ihre Heimath zogen, da nahm der Offizier den treuen Cyprian zu sich, beschenkte ihn reichlich, so daß er sich ein Haus gründen können, in das er auch bald eine Frau einführte, welche den Verwalter seines Wohlthäters zum Vater hatte. Einige Jahre hindurch erfreute er sich des angenehmsten häuslichen Glücks, als mit einem Male ganz unerwartet wieder das Unglück über ihn hereinbrach.«

»Eines Tages mußte er im Auftrage seines Wohlthäters verreisen und als er von dieser Reise zurückkehrte, harrte seiner eine schreckliche Kunde. Schon in der Nacht nach seiner Abreise war sein Häuschen, welches mitten in der Puszta ganz einsam stand, bis auf den Grund niedergebrannt. Die Leute, welche aus dem nahen Dorfe und vom Gute herbeigeeilt waren, um zu retten, kamen zu spät. Das Fürchterlichste bei diesem Unglücke aber war, daß man bei der Wegräumung des Schuttes die verkohlten Überreste menschlicher Gebeine fand. Die Frau Cyprians und die beiden unschuldigen Kinder waren in den Flammen, aus denen sie offenbar keinen Ausweg mehr gefunden hatten, zugrunde gegangen.

»Cyprian wollte sich schier nicht trösten über den grausamen Verlust und man fürchtete daß er in Wahnsinn verfallen würde. Da nahm sich der Edelherr, sein Wohlthäter, abermals seiner an; er ließ ihn nicht mehr aus seiner Nähe, sprach ihm Trost und Muth zu, und bot alles auf, um ihn zu zerstreuen. So kam es, daß der Edelherr Cyprian auf einer Reise nach der Hauptstadt mitnahm, welche aber wieder für letzteren den unglücklichsten Ausgang nehmen sollte.«

»Nach wenigen Wochen nämlich kehrte Cyprian allein auf das Gut zurück; aber hier harrten seiner bereits Häscher, welche ihn banden und in den Kerker warfen. Ein abscheulicher Verdacht ruhte auf ihm. Der Edelherr war am selben Tage noch, als er mit ihm zugleich abgereist war, im Walde todt gefunden worden, und da auch seine Baarschaft und andere Kostbarkeiten fehlten, lag der Verdacht eines Raubmordes nahe. Der Argwohn, diese Unthat verübt zu haben, lenkte sich auf Cyprian, und deßwegen wurde er auch eingekerkert. Der Verdacht wurde noch mehr dadurch bestärkt, daß man bei Chyprian einen kostbaren Siegelring bemerkte, welchen der ermordete Edelherr immer am Finger trug, und nie abzulegen pflegte.«

»Vergebens erzählte Cyprian den Richtern, welche ihn verhörten, daß der Edelherr, als er mit ihm in jenen Wald kam, ihm bedeutet habe, er möge allein voraus nach der Hauptstadt ziehen, da er, der Edelherr, noch einen Abstecher auf das nahe Gut eines Freundes machen wolle und ihm binnen 24 Stunden nachfolgen wolle; vergebens betheuerte er, daß ihm sein Wohlthäter den Ring selbst gegeben, und zwar deßhalb, damit er sich mittelst desselben bei dem Gastfreunde in der Hauptstadt, bei welchem sie zu wohnen gedachten, ausweise, vergebens legte Cyprian die heiligsten Eide darauf ab, daß er die Wahrheit und nur die Wahrheit sage, und daß er, nachdem er mehrere Wochen hindurch bei dem Gastfreunde in der Hauptstadt umsonst auf den Edelherrn gewartet, sich endlich in der Besorgniß, daß diesem ein Leid zugestoßen sein müsse, zur Rückkehr entschlossen habe; man glaubte ihm alles das nicht, und da er im Bewußtsein seiner Unschuld nicht anders als leugnen konnte, ließ man ihn auf die Folter spannen, um ein Geständniß von ihm zu erpressen.«

»Die ersten zwei Foltergrade vermochten aber seine Standhaftigkeit nicht zu brechen, bis endlich beim dritten Grade seine Kräfte schwanden, und er um nur die unausstehlichen Martern loszuwerden, denen er einen raschen Tod weitaus vorziehen wußte, alles eingestand, was die Richter nur wollten. Er ward denn auch sofort nach abgelegtem Geständnisse zum Tode verurtheilt und seine Glieder, so lautete der Richterspruch, sollen aufs Rad geflochten werden.«

»Nachdem Cyprian sein Urtheil angehört hatte, das ihn dem

schmachvollen Tod durch Henkershand preisgab, sank er, der ohnedieß von den ausgestandenen Martern ganz erschöpft war, bewußtlos hin. Als er wieder die Augen aufschlug, lag er noch immer an der Folterbank angebunden, und er sah, daß die Richter die Marterkammer bereits verlassen hatten und nur Einer von den Folterknechten bei ihm zurückgeblieben war.«

»Erkennst Du mich nicht?« fragte dieser Mann den Verurtheilten, indem er sich über denselben beugte und sein Gesicht nahe an das des Andern hielt.«

»Eine Erinnerung dämmerte in dem Geiste des Unglücklichen auf.«

»Gyuri!« rief er, »Du lebst also?«

»Ja, ich lebe«, rief ihm dieser entgegen, »ich lebe, um nur der Rache zu fröhnen, der Rache an Dir für das Lebensglück das Du mir geraubt hast!«

»Und der Verruchte hatte die Herzlosigkeit, dem am Körper und Seele Gebrochenen mit kaltem Hohe zu erzählen wie er es war, der sein Haus in Asche gelegt, so daß Weib und Kinder bei dem Brande ums Leben kamen, wie er es war, der in der Voraussicht daß sich der Verdacht auf Cyprian wenden werde, den Edelherrn geworden und wie er noch jetzt sich die Freude nicht versagen wollte, bei der Marter, die dem ihm so tief verhaßten Manne angethan ward, hilfreiche Hand zu leisten.«

»Hoffe nicht«, so schloß Gyuri seine fürchterlichen Bekenntnisse, »hoffe nicht, Deine Richter umzustimmen, indem Du mich als den Thäter bezeichnest, man wird Dir es nicht glauben, und ich habe alle meine Vorsichtsmaßregeln getroffen, um zu beweisen, daß ich zu jener Zeit, als der Mord geschah, in einer ganz andern Gegend war.«

»Cyprian machte auch keinen Versuch mehr seinen Prozeß wieder aufnehmen zu lassen, nach den gemachten grausamen Erfahrungen war ihm der Tod erwünscht Aber auch dieser Trost sollte ihm nicht werden.«

»Schon war der Tag der Hinrichtung festgesetzt«, fuhr die Zigeunerin in Ihrer Erzählung fort, »als dem Landesfürsten ein Kind geboren ward, was zur Folge hatte, daß mancherlei Gnaden geübt wurden, und so ward denn auch unter Anderem dem armen

Cyprian die Todesstrafe in eine zwanzigjährige Kerkerstrafe umgewandelt. Der Unglückliche überstand diese Zeit und nachdem er wieder die Freiheit genießen durfte, irrte er als gebrochener lebensmüder Greis, ein wahres Bild der Erbarmung, im Lande umher. So kam er auch in diese Gegend und an unser Lager. Er erkannte mich und theilte mir all seine grausamen Erlebnisse mit. Ich sprach ihm Trost zu, so viel ich es, die ich selbst von seiner Erzählung auf das Tiefste erschüttert war, vermochte, und ich lud ihn ein, bei mir zu bleiben und in unserm Lager seine Tage, deren er ohnedieß nicht viele mehr vor sich hatte, zu beschließen. Er schlug es aus und verließ mich, um seinen Stab weiterzutragen, und wenige Stunden darauf war er eine Leiche. Da magst es errathen wer auch diesen Mord begangen.«

»Das Uebrige weißt Du, Du hast es gesehen, wie Gyuri, nicht zufrieden damit, den Lebenden grenzenlos elend und unglücklich gemacht zu haben, selbst an dem Todten noch fürchterliche Rache übte, und ihn unter dem Vorwande, daß er ein Vampyr sei, den Mißhandlungen des wüthenden Volke preisgab.«

Schon als die Alte dem Schlusse Ihrer Erzählung nahe war, hatte Peti mehrere Male nach einer Richtung des Waldes aufmerksam hingehorcht, und jetzt sprang er auf und rief:

»Ein Reiter kommt, er sprengt auf unser Lager zu.«

In der That vernahm man immer deutlicher den näher kommenden Hufschlag eines Pferdes.

»Das ist Gyuri!« sprach Peti, »ich will ihm entgeneilen.«

»Nein, bleibe bei mir«, sagte die Alte, »wer weiß, was er wieder vorhat, und ich will nicht, daß er mit Dir allen verhandle.«

Peti gehorchte und blieb stehen. Der Reiter kam jetzt dicht an das Zelt heran, wo er anhielt, ohne jedoch vom Pferde zu steigen.

Es war in der That Gyuri, der, wie mir wissen, kurz vorher, nachdem er jene fürchterliche Szene im Hause des Richters herbeigeführt, aus dem Flecken entflohen war.

»Peti«, sprach er zu dem Zigeuner, »schnell, gib mir das Mädchen heraus, ich muß sie mit mir nehmen.«

»Was hast Du mit Ihr vor?«

»Das ficht Dich wenig an«, antwortete Gyuri in barschem Tone,

»ich habe Dir keine Rechenschaft zu geben.«

Gyuri hatte, was er dem Zigeuner nicht sagen mochte, seine guten Gründe, warum er das Mädchen zu sich nehmen wollte. Er gedachte sich Ihrer, von der er wußte, daß sie die Enkelin des Obergespans war, diesem gegenüber gewissermaßen als Geißel zu bedienen.

Peti zögerte noch immer der Aufforderung Gyuris Folge zu leisten.

»Nun, was schwankst Du«, rief ihm dieser zu, »Ich, ich habe Eile.«

»Das Mädchen schläft und die Ruhe thut Ihr noth«, antwortete jetzt die Alte statt Ihres Sohnes.

»Wecke sie«, erwiderte Gyuri, »sie wird gerne mit mir gehen, wenn Du Ihr nun sagst, daß ich sie zu Ihrer Mutter bringe. Hülle sie in einen Mantel und bringe sie heraus.«

Es geschah nach Gyuri's Willen. Majda begab sich hinter den Vorhang und kehrte nach einer Weile mit Oerzsi zurück, die auf den Arm der Alten gestützt zu Gyuri herantrat.

»Du willst mich zu meiner Mutter bringen?« fragte sie den Alten mit schwacher, aber mehr vor freudiger Aufregung zitternder Stimme.

»Ja«, antwortete Gyuri.

Peti hob das Mädchen in die Höhe, Gyuri erfaßte sie und setzte sie vor sich hin auf das Pferd.

»So«, sprach er Ihr zu, »halte Dich nur fest in Deinen Mantel und fürchte Dich nicht!« und indem er mit seiner Linken sie um den Leib faßte, um sie zu stützen, zog die Rechte den Zügel an, um davonzusprennen.

»Peti«, rief er noch dem Zigeuner nach, »wir sehen uns noch heute, ich werde Dich schon aufsuchen, Du wirst noch mehreres für mich zu thun haben.«

Nach diesen Worten gab er dem Pferde die Spuren und ritt von dannen.

Kaum war er der Alten und Ihrem Sohne aus dem Gesichte, als diese sich an Peti wandte und ihm die Worte zuflüsterte:

»Peti, Du hast gehört, was Gyuri verbrochen hat, was ich Dir erzählt habe, ist die volle Wahrheit gewesen. Wohlan, wirst Du

Dich noch ferner weigern, diesen Unmenschen seinem sichern Verderben überliefern zu wollen, wirst Du einen Verrath an ihm noch für ein Verbrechen halten?«

»Mutter«, sprach Peti, »ich glaube Euch alles, aber wenn ich jetzt etwas gegen ihn unternehmen sollt so thue ich es nicht so sehr aus einem Gefühle des Hasses, sondern weil ich das arme Mädchen retten will, das er mit sich genommen hat. Was willst Du, daß ich thue?«

»Hast Du die Soldaten mit dem Offizier an Ihrer Spitze durch den Wald ziehen sehen?« fragte Majda Ihren Sohn. »Dort in jener Lichtung, wo der unglückliche Liebhaber des Mädchens, von dem Du mir erzähltest, daß er wahnsinnig geworden, sie begraben wollte, dort haben die Soldaten sich zur nächtlichen Ruhe gelagert, um mit dem Tagesanbruch Ihre Nachforschungen nach Gyuri fortzusetzen. Du allein weißt sein Versteck, gehe hin zu den Soldaten und führe sie an jenen Ort, wo der Gesuchte in Ihre Hände fallen muß, willst Du das thun, Peti?«

»Mutter, ich will!« entgegnete Peti entschlossenen Tones.

\* \* \*

Eine Stunde später bewegte sich ein Trupp Soldaten durch den Wald, zu beiden Seiten der geschlossenen Reihen gingen Männer mit brennenden Fackeln. Voran marschierte der Lieutenant und neben ihm Peti, der Zigeuner. Die Bewaffneten hatten nach kurzem Marsche den Wald hinter sich und schritten nun, von Peti geführt, auf einen Bergabhang zu, der sich an der einen Seite der Straße hinzog. Dichtes Gestrüpp bedeckte den Fuß dieses Berges. Peti blieb an einer Stelle des Gestrüppes, nachdem er dieselbe genau forschend betrachtet hatte stehen, und sprach dann zu dem Lieutenant:

»Hier ist ein Ausgang aus der Höhle, Herr Offizier. Hier müssen einige Mann Wache halten, sonst entschlüpft er uns, wenn wir ihn von der andern Seite fangen wollen.«

Der Offizier that nach Petis Worten und nachdem er den Männern, welche er hier zurückließ, die nöthigen Weisungen gegeben, setzte er mit dem übrigen Theil der Truppen seinen

Weg fort.

Ungefähr zehn Minuten mochten sie gegangen sein, als Peti abermals stehen blieb.

»Hier ist der eigentliche Eingang in die Höhle«, sagte er, »man braucht nur das Gestrüpp hier auseinander zu biegen und man sieht die Oeffnung der Grotte.«

»Warst Du schon drinnen?« fragte der Offizier den Zigeuner.

»Mehr als einmal«, antwortete dieser. »Sie ist so breit und hoch«, daß mehrere Männer bequem und aufrecht nebeneinander einhergehen können. Gyuri hat es sich hier ganz wohnlich eingerichtet und außer ihm und mir weiß Niemand von diesem Versteck.«

»Willst Du uns vorgehen?« fragte der Lieutenant weiter.

Peti weigerte sich aus leicht begreiflichen Gründen, diese zu thun, und der Lieutenant drang auch nicht weiter in ihn, sondern übergab ihn zwei Soldaten zur Bewachung und schlug mit den Andern den Weg ein, den ihm der Zigeuner bezeichnet hatte.

Der letztere hatte wahr gesprochen. Der Raum der Grotte, in welche der Offizier mit seinen Leuten eingedrungen war, gestattete ihnen freie Bewegung. Kaum hatten sie hundert Schritte zurückgelegt, als sie aus der entgegengesetzten Richtung, in der sie vordrangen, einen Schuß vernahmen.

»Vorwärts«, rief der Lieutenant den Soldaten zu, »der Fuchs will ausbrechen?«

Der Fuchs kam ihnen aber entgegen. Gyuri hatte in der That, da er herannahende Schritte vernahm, sich bei dem andern Ausgange der Höhle retten wollen, als er denselben besetzt fand, beschloß er zurückzukehren und der unbekanntes Gefahr ins Auge zu sehen. Der Kampf war ein kurzer und sein Ausgang läßt sich leicht errathen. Gyuri wurde bewältigt und gebunden. Da der Lieutenant von Peti erfahren hatte, daß Oerzsi sich in Gyuris Gewalt befinde, forschte er nun in der Höhle weiter, und in der That entdeckte er eine nischenartige Höhlung in der ein Lager von Stroh zurechtgemacht war, auf welchem die arme Oerzsi im Gebete kniend lag, da sie sich, als sie den Lärm und das Getöse des Kampfes hörte, nicht hervorwagte.

Wir haben nur noch Weniges zu berichten. Gyuri entging seiner

gerechten Strafe nicht, er endete auf dem Hochgerichte, der Henker flocht seine Gebeine auf das Rad, wie er selbst einmal es dem unglücklichen Cyprian zgedacht hatte.

Lajos, der wahnsinnig gewordene Schreiber, war nach jener Nacht, in der er den Obergespan überfallen hatte, in festes Gewahrsam gebracht worden. Zu jener Zeit gab es noch keine Irrenhäuser und man begnügte sich damit, die Tobenden einzukerkern, und sie durch Ketten und Eisenringe unschädlich zu machen. Eines Morgens fand man Lajos in seinem Kerker todt. Er hatte sich in einem Anfall von Paroxismus die Pulsadern an beiden Armen aufgebissen und war verblutet.

Der Obergespan, welcher sich von den Schrecknissen jener Nacht im Hause des Richters rasch erholt hatte, hielt in Bezug auf das, was er seiner Tochter wegen Ihrer Kinder versprochen hatte, sein Wort. Schon nach wenigen Monaten reichte Oerzsi Ihrem Retter, den Lieutenant, die Hand, und die Hochzeit wurde auf dem Schlosse des alten Grafen gefeiert. Der Husar Pista, für den sein Großvater die äußerste Milde bei seinem Gerichte erwirkt hatte, wohnte dieser Hochzeit bei.

In jener Gegend, wo die hier geschilderten Ereignisse vorfielen, ist aber der Glaube an die Existenz von Vampyren noch heute nicht ganz verschwunden.

– E n d e –



# Der silberne Schilling

## Ein neues Märchen von Andersen.

Sonntag, den 28. Januar 1862.

**D**ie Märchen und Geschichten dieses beliebten Dichters, die in neuer Folge wieder bei Wiedemann in Leipzig und zum Teil auch in der Spennerschen Buchhandlung zu Berlin erschienen und dem Novellisten Björnson gewidmet sind, bringen in den bekannten Formen und Manieren des Autors seinen Freunden unter Jung und Alt manches Ansprechende. Wenn dabei auch die eigentliche naive Unbefangenheit mehr und mehr abhanden kommt, sei bleibt doch ein symbolischer Sinn immer lebendig. Über die Erfahrung wie der Unbedeutende noch immer in der Heimat am besten die rechtmäßige Geltung findet, gibt das Märchen »**Der silberne Schilling**« eine hübsche Auslegung, welche das neue Bändchen empfehlen mag:

Es's war einmal ein Schilling, blank ging er aus der Münze hervor, sprang und klang: »Hurra! Jetzt geht's in die weite Welt.

Das Kind hielt ihn fest mit warmen Händen, der Geizige mit kalten krampfhaften Händen; der Ältere wendete und drehte ihn Gott weiß wie viele Male, während die Jugend ihn weiter rollen ließ. Der Schilling war von Silber, hatte sehr wenig Kupfer an sich und befand sich bereits ein ganzes Jahr in der Welt, das heißt in dem Lande, in welchem er ausgemünzt worden war. Eines Tages aber ging er auf Reisen ins Ausland; er war die letzte Landesmünze in dem Geldbeutel, den sein reisender Herr bei sich führte; der Herr wußte selbst nicht daß er den Schilling noch hatte, bis er ihm unter die Finger geriet. »Hier habe ich ja noch einen Schilling aus der Heimat!« sagte er, »der kann die Reise mitmachen!« und der Schilling klang und sprang vor Freude, als

er ihn wieder in den Beutel steckte. Hier lag er nun bei kommenden und gehenden Kameraden, einer machte dem andern Platz, aber der Schilling aus der Heimat, blieb immer im Beutel zurück; das war eine Auszeichnung.

Mehrere Wochen waren schon verstrichen, und der Schilling war weit in die Welt hinaus gelangt, ohne daß er doch gerade wußte, wo er sich befände; zwar erfuhr er von den andern Münzen, daß sie französische und italienische seien. Einer sagte sie seien jetzt in der Stadt eine Andere, sie seien in der, allein der Schilling kannte sich doch keine Vorstellung von alledem machen, man sieht nichts von der Welt, wenn man immer im Sacke steckt, und das war ja sein Los. Doch eines Tages, wie er so da lag, bemerkte er, daß der Geldbeutel nicht zugemacht war, und also schlich er sich bis an die Öffnung heran um ein wenig herauszuschauen. Das hätte er nun freilich nicht thun sollen; er war aber neugierig, und das rächt sich; — er glitt heraus in die Hosentasche und als Abends der Geldbeutel herausgenommen wurde, lag der Schilling noch da, wo er eingerutscht war, und kam mit den Kleidern auf den Vorsaal hinaus; dort fiel er sogleich aus den Fußboden; Niemand hörte das, Niemand sah das.

Am andern Morgen wurden die Kleider wieder in das Zimmer getragen, der Herr zog sie an, reiste weiter und der Schilling blieb zurück, er wurde gefunden, sollte wieder Dienste thun, und ging mit drei Münzen aus. »Es ist doch angenehm, sich in der Weit umzuschauen«, dachte der Schilling, »andere Menschen, andere Sitten kennen zu lernen.«

»Was ist das für ein Schilling?« hieß es in demselben Augenblicke. Das ist keine Landesmünze! Der ist falsch! Der taugt nichts!«

Ja, nun beginnt die Geschichte des Schillings, wie er sie später selbst erzählte. »Falsch! Taugt nichts! — Es fuhr mir dieses durch und durch«, erzählte der Schilling. »Ich mußte, ich sei von gutem Silber, gutem Klang, und habe ein echtes Gepräge. Die Leute mußten sich jedenfalls irren, mich konnten sie nicht meinen, aber sie meinten mich doch! Ich war Derjenige, den sie falsch nannten, ich taugte nichts! — »den muß ich im Dunkeln ausgeben!« sagte der Mann, der mich erhalten hatte, und ich wurde im Dunkeln ausgegeben und, am hellen Tage wieder ausgeschimpft falsch,

taugt nichts! Wir müssen machen, daß wir ihn loswerden!«

Und der Schilling zitterte zwischen den Fingern der Leute jedesmal, wenn er heimlich fortgeschafft werden und für Landesmünze gelten sollte. — »Ich elender Schilling! Was hilft mir mein Silber, mein Werth, mein Gepräge, wenn das Alles keine Geltung hat! In den Augen der Welt ist man eben das, was die Welt von Einem hält! Es muß entsetzlich sein, wenn mir, der ich doch ganz unschuldig bin, schon so zu Muthen sein kann, weil ich bloß das Aussehen habe! Jedes Mal, wenn man mich hervorsuchte, schauderte ich vor den Augen, die mich ansehen würden; wußte ich doch, daß ich zurückgestoßen, auf den Tisch hingeworfen würde, als sei ich Lug und Trug. Einmal kam ich zu einer alten armen Frau, sie erhielt mich als Tagelohn für harte Arbeit, allein sie konnte mich nun gar nicht wieder los werden. Niemand wollte mich annehmen, ich war der Frau ein wahres Unglück. »Ich bin wahrhaftig gezwungen Jemand mit dem Schilling anzuführen«, sagte sie, »ich kann mit dem bestem Willen einen solchen Schilling nicht aufheben; der reiche Bäcker soll ihn haben, er kann es am besten verschmerzen, aber ein Unrecht ist es bei alledem doch, daß ich's thue!«

»Auch das Gewissen der Frau muß ich nun obendrein belasten!« seufzte es in dem Schilling. »Bin ich denn auf meine älteren Tagen wirklich so verändert?«

Und die Frau begab sich zu dem reichen Bäcker, aber der kannte gar zu gut die gangbaren Schillinge, als daß er mich hätte behalten sollen, er warf mich der Frau gerade ins Gesicht, Brot bekam sie für mich nicht, und ich fühlte mich so recht betrübt, daß ich solchergestalt zu Anderen Ungemach ausgemünzt sei, ich, der ich in meinen jungen Tagen freudig und sicher mir meines Werthes und echten Gepräges bewußt gewesen war! So recht traurig wurde ich, wie es ein armer Schilling werden kann, wenn Niemand ihn haben will.

Die Frau nahm mich aber wieder mit nach Hause, sie betrachtete mich mit einem herzlichen, freundlichen Blick und sagte: »Nein, ich will Niemand mit Dir anführen! Ich will ein Loch durch Dich schlagen, damit Jedermann sehen kann, daß Du ein falsches Ding bist — und doch — das fällt mir erst ein, — Du bist vielleicht gar ein Glücksschilling, — kommt mir doch der

Gedanke so ganz von selbst, daß ich daran glauben muß! Ich werde ein Loch durch den Schilling schlagen und eine Schnur durch das Loch ziehen und dem Kleinen der Nachbarsfrau den Schilling um den Hals als Glücksschilling hängen.— Und sie schlug ein Loch durch mich; angenehm ist es freilich nicht, wenn ein Loch durch Einen geschlagen wird, allein wenn es in guter Absicht geschieht, läßt sich Vieles ertragen! Eine Schnur wurde auch durchgezogen ich wurde eine Art Medaillon zum Tragen man hing mich um den Hals des kleinen Kindes, und das Kind lächelte mich an, küßte mich, und ich ruhte eine ganze Nacht an der warmen, unschuldigen Brust des Kindes.

Als es Morgen ward, nahm die Mutter mich zwischen ihre Finger, sah mich an, und hatte so ihre eigenen Gedanken dabei, das fühlte ich bald heraus. Sie suchte eine Scheere hervor und schnitt die Schnur durch.

»Glücksschilling!« sagte sie, »Ja das werden wir jetzt erfahren!« Und sie legte mich in Essig, daß ich ganz grün würde; darauf kittete sie das Loch zu, rieb mich ein wenig und ging nun in der Dämmerstunde zum Lotteriellecteur, sich ein Loos zu kaufen, das Glück bringen sollte.

Wie war mir übel zu Muthe! Es zwickte in mir, als müßte ich zerknicken; ich wußte, daß ich falsch genannt und hingeworfen werden würde, und zwar gerade vor die Menge von Schillingen und Münzen, die mit Inschrift und Gesicht da lagen, auf welche sie stolz sein konnten; aber ich entging der Schande, beim Collecteur waren viele Menschen, er hatte gar viel zu thun, und ich fuhr klingend in den Kasten unter die andern Münzen; ob später das Loos gewann, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich schon am andern Morgen als ein falscher Schilling erkannt, bei Seite gelegt und ausgesandt wurde, um zu betrügen und immer zu betrügen. Es ist nicht auszuhalten, wenn man einen reellen Charakter hat, und den kann ich mir selbst nicht absprechen.

Jahr und Tag ging ich in solcher Weise von Hand zu Hand, von Haus zu Haus, immer ausgeschimpft, immer ungern gesehen; Niemand traute mir, und ich traute mir selbst, traute der Welt nicht. Das war eine schwere Zeit! Da langte eines Tags ein Reisender, ein Fremder an, bei dem wurde ich natürlicherweise angebracht,

und er war treuherzig genug, mich für gangbare Münze anzunehmen; aber nun wollte er mich wieder ausgeben, und ich vernahm wieder die Ausrufe: »taugt nichts! Falsch!«

»Ich habe ihn für gut erhalten«, sagte der Mann und betrachtete mich dabei recht genau; plötzlich lächelte sein ganzes Gesicht, als er mich besah. »Nein, was ist doch Das?« sagte er. »Das ist ja eine unserer eigenen Landesmünzen, ein guter ehrlicher Schilling aus der Heimath, durch den man ein Loch geschlagen, den man falsch nennt.

Das ist in der That curios! Dich werde ich doch aufheben und mit nach Hause nehmen!«

Die Freude durchrieselte mich, man hieß mich einen guten, ehrlichen Schilling, und nach, der Heimat sollte ich zurückkehren, wo Alle und Jede mich kennen und wissen würden, dass ich aus gutem Silber sei und echtes Gepräge habe. Ich hätte vor Freude Funken schlagen können, aber es liegt nun einmal nicht in meiner Natur zu sprühen, das kann wohl der Stahl, nicht das Silber. — Ich wurde in feines weißes Papier eingewickelt, damit ich nicht mit den andern Münzen verwechselt werden und abhanden kommen möchte, und bei festlichen Gelegenheiten, wenn Landsleute sich begegneten, wurde ich vorgezeigt und sehr gut von mir gesprochen; sie sagten, ich sei interessant; es ist freilich merkwürdig, daß man interessant sein kann, ohne ein einziges Wort zu sagen.

Und endlich langte ich in der Heimat an! All meine Noth hatte ein Ende, die Freude kehrte wieder bei mir ein, war ich doch von gutem Silber, hatte das echte Gepräge! Und gar keine Wiederwertigkeiten hatte ich mehr auszustehen, obgleich man das Loch durch mich geschlagen, als falsch, doch das thut nicht, wenn man es nur nicht ist! Man muß ausharren, Alles gelangt mit der Zeit zu seinem Rechte! Das ist mein Glaube«, sagte der Schilling.

– E n d e –

# Des Teufels Schwiegermutter.

Ein andalusisches Volksmärchen.

von

**Fernan Caballero.**

Sonntag den 2. Februar 1862.

**E**s war einmal eine hässliche alte Witwe, dünn wie ein Spargel und gelb wie das Fieber, mit einer solch schlechten Laune und so boshaftem Gemüth, daß selbst Lot es nicht bei ihr ausgehalten haben würde. Man nannte sie daher die Muhme Holofernes und so oft sie den Kopf aus dem Fenster streckte, machten sich alle jungen Leute aus dem Staube. Bei alledem war Muhme Holofernes reinlich und fleißig und darum machte ihr ihre Tochter Pamfila viel zu schaffen, die so faul und träge war, daß es eines Erdbebens bedurft hätte, um sie in Aufregung zu bringen. Das Labern zwischen beiden begann mit Sonnenaufgang. »Du bist so dumm, wie holländischer Tabak«, sagte die Mutter zu Ihrer Tochter; »man braucht ein Gespann Ochsen, um Dich aus dem Bett zu bringen. Und bist Du einmal aufgestanden, so thust Du nichts als Liebäugeln und aus dem Fenster schauen den ganzen lieben langen Tag. Aber gib Acht, ich will Dir schon Füße machen.« Pamfila aber ließ Ihre Mutter schelten, schnitt Gesichter und gähnte, und schlüpfte hinter Ihr vorüber und zum Hause hinaus.

Muhme Holofernes begann nun das Haus zu kehren und begleitete das Fegen und Wischen Ihres Besens mit folgendem Selbstgespräch: »In meiner Jugend arbeiteten die jungen Menschen so hart wie Maulthiere!« Und husch, husch, husch; ging der Besen. »Sie lebten so zurückgezogen wie die Nonnen«,

husch, husch. »Aber jetzt sind sie ein Rudel Närrinnen«, — husch, husch; — »faul«, husch, husch; — »putzsüchtig«, — »flutterhaft.« Aber während die Mutter kehrte, hatte die Tochter einen Anbeter herbeigewinkt, dessen Rücken die Mutter durch die offene Thüre zu Gesicht bekam, und augenblicklich führte sie mit dem Besenstiel einen tüchtigen Streich nach ihm, daß es ordentlich klatschte. Als sie den jungen Fant fort geprügelt hatte, schlug sie auf Ihre Tochter.

»Was hast Du denn nur?« rief Pamfila; »soll ich denn nie heiraten?« — »Du und heirathen?« rief die Mutter; »wie unterstehst Du Dich nur daran zu denken?« — Aber Du warst ja auch verheiratet und hie Großmutter ebenfalls!« — »Ja, Gott sei's geklagt! Das war auch schon der Mühe werth!« rief die Alte; »ich hab's so kennengelernt, daß mir keines meiner Kinder einen ähnlichen dummen Streich machen soll. — Aber Pamfila ging ruhig Ihren alten Weg, bis eines Tages, als Muhme Holofernes eine Wäsche hatte, ein großer Kessel voll Wasser über dem Feuer stand, den Pamfila über die Kleider gießen sollte, um sie abzubrühen. Aber gerade als das Wasser im Kessel ins Sieden kam, sang ein junger Mann unter dem Fenster und Pamfila schlüpfte zum Hause hinaus. Die emsig waschende Muhme Holofernes sah das Wasser überwallen und mußte selbst den Kessel vom Feuer heben; weil sie aber zu alt und zu schwach war, um ihn zu tragen, so verschüttete sie daß Wasser und goß es sich über den Fuß hinunter, den sie sich verbrühte. Während sie nun vor Schmerz schimpfte und fluchte, schaute sie zufällig aus dem Fenster, sah Ihre Tochter wieder bei Ihrem Liebsten stehen und begann sie nun auszuschelten und den lieben Gott zu bitten, wenn er sie je verheirate, Ihr den leibhaftigen Gottseibeius zum Manne zu geben.

Einige Zeit später stellte sich ein Mann ein, er um Pamfila warb, einen Kerl so hübsch und sanft und artig, daß Muhme Holofernes selber ihm das Mädchen nicht versagen konnte. So ward er denn als Verlobter angenommen; bis aber der Hochzeitstag herankam, sagte man sich gar seltsame Dinge über den Freier im Dorfe. Er legte eine sonderbare Vertraulichkeit mit allen Lumpenkerlen und Gaunern der Gegend an den Tag und drückte ihnen auf solch väterliche Weise die Hand, daß die Leute darüber staunten.

Muhme Holofernes machte sich Ihre Gedanken darüber und roch Lunte; namentlich gefielen Ihr die beiden Erhöhungen vor auf seinem Kopfe nicht, welche ihm das Haar aus eine seltene Weise in die Höhe trieben. Sie erinnerte sich an den Wunsch, den sie bei Gelegenheit Ihrer Brandwunde getan hatte, und argwöhnte, jener Wunsch sei rascher in Erfüllung gegangen, als Ihr lieb war.

Aber der Hochzeitstag kam heran. Muhme Holofernes hatte Ihre süßen Kuchen und bitteren Gedanken im Hause, somit eine große Olla podrida zum Mittagsbrot, eine Tonne Wein der gar nicht vom schlechtesten und einen Plan im Kopfe, der gar nicht vom besten war. Als das neuvermählte Paar im Begriff war, sich in das Brautgemach zu begeben, rief die Alte Ihre Tochter beiseite und sagte! »Du mußt zuerst in die Brautkammer gehen, Thüren und Fenster sorgfältig verschließen und alle Ritzen und Spalten gut verstopfen und Dich vergewissern, daß nirgends mehr ein Loch offen ist, als das Schlüsselloch. Dann nimmst Du diesen Ölweig, der in der Kirche geweiht worden ist, und schlägst damit Deinen Mann auf den Rücken. Das ist der Brauch bei allen Hochzeiten und bedeutet, daß die Frau im Hause das Regiment hat und die Absicht, sich derselben zu bemächtigen und es aufrechtzuerhalten.«

Dieß leuchtete Pamfila ein und zum ersten Mal in Ihrem Leben befolgte sie her Mutter Rath und that alles, was sie geheißen worden war. Als nun der neuvermählte Ehemann den gebenedeiten Ölweig in den Händen seiner Frau sah, da drängte es ihn gewaltig aus der Stube zu entkommen.

Da aber jede Spalte und Ritze verstopft war bis auf das Schlüsselloch, so mußte er sich durch dieses hindurchzwängen, denn der Verdacht der Alten war begründet und der Bräutigam kein Anderer als der leibhaftige Gottseibeius, der Vater alles Unheils, der zwar sehr geschickt sein mag, aber in seiner Schwiegermutter nun doch seine Meisterin gefunden hatte. Denn als der Teufel sich mühsam durch das Schlüsselloch hindurchgearbeitet hatte, sah er sich in einer Flasche, welche die Muhme Holofernes vor das Schlüsselloch gehalten hatte und schnell verkorkte und mit Wachs von einer geweihten Kerze siegelte. Der Schwiegersohn bat gar höflich und demütig, die Alte möchte ihn doch freilassen. Allein Muhme Holofernes konnte nicht



einmal von ihm hintergangen werden, sondern nahm die Flasche und wanderte mit derselben einen Berg hinan und ruhte und rastete nicht eher, als bis sie den steilen, kahlen, felsigen Gipfel desselben erreicht hatte. Auf diesem ließ sie die Flasche und machte sich auf den Heimweg, nachdem sie im Weggehen Ihrem Schwiegersohn noch mit her Faust gedroht hatte.

Hier auf diesem öden Berggipfel thronte nun der Teufel, in seine Flasche eingesperrt die nächsten zehn Jahre hindurch. Und was waren das für Jahre! — Frieden herrschte in der ganzen Welt; jedermann kümmerte sich nur um seine eigenen Angelegenheiten und mengte sich nicht in anderer Leute Geschäfte; niemand wollte andere Schuhe tragen oder aus fremder Leute Häuten sich Riemen schneiden; Degen und Schwerter wurden rostig, die Gefängnisse leer — es war goldene Zeit.

Allein alles Gute in der Welt hat auch sein Ende. Der Soldat Rasgofino (scharfer Witz) hatte Urlaub genommen, auf einige Wochen in sein heimatliches Dorf zurückzukehren, dasselbe, worin Muhme Holofernes wohnte, und er war nicht der Mann, der eine Strecke Weges weiter ging, um einem Berge auszuweichen. Wenn ein solcher in seinem Wege lag, ging er schnurstracks darüber hinweg, und so kam er denn auf den Berggipfel, wo Muhme Holofernes Ihren eingesperrten Schwiegersohn gelassen hatte, welcher ungeduldig seiner Erlösung entgegensah. Der Soldat war überrascht, daselbst eine Flasche zu finden, worin ein lebendiges Geschöpf herum hüpfte, denn her arme Teufel war von dem langen Fasten und der Sonnenhitze so ausgedörrt und zusammengeschrumpft, wie eine getrocknete Zwetschge. — »Was für eine kuriose Art von Käfer mag denn das sein?« fragte Rasgofino. — »Ich bin ein achtbarer und wohlverdienter Vater«, versetzte der Gefangene; »ich bin der Vater des Unheils und der Schwiegersohn der Muhme Holofernes der schlimmsten und tückischsten aller Schwiegermütter. Tapferer Krieger, laß mich heraus, und ich will Dir das erste beste geben, was Du Dir wünschest!«

»Nun denn, ich wünsche mir zunächst, daß ich vom Heere entlassen werde«, versetzte Rasgofino alsbald.

— »Dieß soll Dir werden; aber nun öffne den Kork!

Rasgofino lüftete den Kork ein wenig, da kam ein mephitischer

Gestank heraus, daß er darob niesen mußte; darum drehte er den Kork schnell wieder hinein und trieb ihn mit einem kräftigen Faustschlag noch fester an, worüber der Gefangene sich wand und krümmte und aufschrie: »Was machst Du denn, Du elender Wurm? Du bist ja noch treuloser und grausamer als meine Schwiegermutter!«

»Mir ist so eben beigefallen, daß ich ein Recht habe, noch eine Bedingung zu machen, wenn ich Dir einen solch großen Dienst leiste«, erwiderte Rasgofino. »Du mußt mir für Deine Erlösung lebenslang täglich vier Thaler geben.«

— »Geizhals, ich habe kein Geld!« schrie der Teufel.

»Na dann bleib in der Flasche!« erwiderte der Soldat und schickte sich zum Weitergehen an.

Aber der Gefangene rief ihm nach: »Halt halt! Wenn ich Dir auch kein Geld geben kann, so kann ich Dich doch in den Stand setzen, welches zu verdienen. Aber laß mich heraus, laß mich los!«

»Nur gemacht!« sagte der Soldat; »es eilt gar nicht und es ist niemand hier, der uns drängt. Kein Mensch in der Welt verlangt nach Dir. Wenn Du herauskommst, so will ich Dir gleich im Voraus sagen, daß ich Dich so lange am Schwanz halten werde, bis Du Dein Versprechen erfüllt hast. Thust Du das nicht, so bleibst Du, wo Du nun bist!« — »Nun denn, so halt mich, lieber Freund, am Schwanze oder an der Nase, wie Du willst!« sagte der Teufel, fügte aber leise hinzu: »Wart, Kerl, ich will Dir's schon heimgeben.«

So ward denn die Flasche entkorkt und der Schwiegersohn der Donna Holofernes kroch langsam heraus, wie ein Kücklein aus dem Ei, zuerst mit dem Kopf, dann mit den Armen, dann mit dem Körper; als aber der Schwanz herauskam, erfasste Rasgofino denselben, so sehr auch der Teufel bemüht war, jenen zwischen seine Beine einzuklemmen.

Als der Teufel sich ein wenig ausgestreckt und gedehnt und seine Gelenke ein wenig gerieben hatte, brachen sie miteinander auf, der Teufel hüpfend, wie ein Frosch, und Rasgofino der wacker hinter ihm herlief, ihn an seinem Schwanze festhaltend. So kamen sie an des Königs Hof und der Teufel sagte zu seinem

Befreier: »Ich will der Prinzessin in den Leib fahren und wenn der König, Ihr Vater, der sie unbeschreiblich liebt, sieht, was für ein Unheil in Ihr vor sich geht, so daß kein Doktor Ihr helfen kann, so mußt Du kommen und sie gegen einen lebenslängliches Gehalt von vier harten Thalern per Tag kurieren. Dann werden wir miteinander quitt.«

Allen ging so, wie sie es ausgemacht hatten; allein als alles geschehen war, hatte der Teufel sehr Unrecht zu glauben, er könne seiner Wege gehen. Rasgofino hielt ihn am Schwanz fest und sagte: »Wenn ich mir's näher überlege, Alter, so sind vier harte Thaler per Tag eigentlich ein lumpiger Lohn für das, was ich Dir zu Gefallen getan habe. Besinne Dich auf eine Art und Weise wie Du freigebiger gegen mich sein kannst und verschaffe mir dadurch ein bisschen Kredit in der Welt.«

Da er dabei des Teufels Schwanz noch immer fest eingeklemmt hielt zwischen Kork und Flasche, so gab es nur ein einziges Mittel, um freizuwerden. »Wart, ich will Dir einen Streich spielen!« dachte der Teufel; aber laut sagte er: »Komm'« ich weiß noch eine andere Prinzessin am Hofe von Neapel; mit dieser wollen wir dasselbe Geschäft machen und als Belohnung für Deine Kur sollst Du Ihre Hand verlangen und die Hälfte des Thrones.«

So geschah es denn auch; aber als der Soldat seine Bedingungen stellte, machte her König von Neapel ebenfalls die seinigen, nämlich, daß der Abenteurer nach Verlauf von drei Tagen aufgeknüpft werden sollte, wenn ihm seine Kur nicht gelinge. Der Teufel hatte dieß gehört und betrug sich darnach. Er sprang vor Freuden über seine Aussichten in die Höhe und bei jedem Sprunge, welchen er in Ihr machte, krümmte sich die Prinzessin in Ihrem Bett. Am ersten Tage war sie sehr schlecht auf, am zweiten noch schlechter, und am dritten so schlecht, daß sie schrie, man solle nach dem Arzte schicken. Rasgofino sah, was für eine Falle der Teufel ihm stellen wollte, aber er war nicht der Mann, der über einer Schwierigkeit den Kopf verlor. Gerade dem Thor des Palastes gegenüber hatte der König schon einen Galgen errichten lassen. Als daher Rasgofino am dritten Tag in das Zimmer trat und Ihr nicht helfen konnte, schrie sie: »Werft den Quacksalber zum Fenster hinaus!« — Der Soldat aber sagte mit allem Ernste eines Arztes: »Gemach, Eure Majestät; noch sind

nicht alle Mittel erschöpft; geruhen Eure Majestät mir nur noch einige Minuten Geduld zu schenken!« Damit verließ er das Zimmer und gebot, daß im Namen der Prinzessin alle Glocken in her ganzen Stahl geläutet werden sollten.

Als er in das Zimmer der Prinzessin zurückkehrte, fragte der Teufel, der das Glockengeläute nie leiden kann und überdies zu allen Zeiten mit Neugier geplagt ist: was für ein heiliges Fest man einläute?

»Man läutet zum Willkommen für Deine Schwiegermutter, die ich habe holen lassen«, versetzte Rasgofino.

Wie nun der Teufel hörte, daß seine Schwiegermutter angekommen sei, machte er sich mit solcher Geschwindigkeit auf und davon, daß ihn kein Sonnenstrahl eingeholt haben würde. So war er gezwungen, dem Soldaten seine Belohnung zu überlassen, und den Ruhm, daß er für den Teufel in eben so hohem Maße allzu pfiffig gewesen sei, wie dessen eigene Schwiegermutter. Rasgofino heiratete die Prinzessin und lebte glücklich mit ihr und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

– E n d e –

# Die drei Reisetaschen.

Humoristische Skizzen, nach dem Englischen von R. Mogk.

Sonntag, den 11. Januar 1863.

## 1.

**E**s waren drei gleiche Reisetaschen, alle drei von glänzend schwarzen Leder. Die eine lag zu oberst eines Haufens anderen Gepäcks, die andere zu unterst, die dritte war noch in der Hand des Eigners.

Alle drei gingen nach Philadelphia — alle drei warteten noch des Markierens.

Die Glocke läutete zum letzten Male zur Abfahrt. Der Bagagemeister sprang geschäftig von einem Haufen Gepäcks zum anderen, Kreidezeichen den Kisten und Koffern, Gepäcksscheine den Passagieren und Flüche an die Packträger austheilend — ganz im approbierten Eisenbahnstyle.

»Die Meinige! — Philadelphia!« rief ein untersetzter, militärisch aussehender Mann mit enormem Backenbarte und rothem Gesichte, barsch vordrängend, als der Bagagemeister die Hand auf die erste Tasche legte.

»Wollten Sie mir nicht gefälligst *jetzt* eine Marke für dieses hier geben!« bat ein blasser, schlanker, sorgfältig gekleideter junger Mann zum neunten Male, die Tasche Nro. 2 darreichend. »Ich habe eine Dame zu begleiten.«

»He! Bekomme ich bald eine Marke für das Ding oder nicht?« schrie der Eigenthümer der Tasche Nro. 3, ein kurzer, blatternarbiger Kerl in einem schäbigen Ueberrocke.

»An right, Gentlman! (Alles in Ordnung, meine Herren.) Hier

sind sie«, sagte der Beamte die drei Marken rasch austheilend.  
»Philadelphia — das? Yes, Sir — 1092 — 1740 — 1020. All right.«

»Alles an Bord!« rief der Schaffner.

»Wuf — wuf —« antwortete die Locomotive und der Zug schob sich langsam aus dem Depot hinaus.

Der Bagagemeister blickte nachdenklich hinterher, wie der Zug in die Ferne dahineilte: plötzlich, wie von einem Gedanken betroffen schlug er mit der Hand aufs Bein und rief:

»Teufel! Wenn ich nicht glaube —«

»Was?« frug ein nebenstehender Gehilfe.

»Daß ich den drei letzten Kerlen verkehrte Marken gegeben habe! Die verfluchten kleinen Dinger sahen eines aus wie das andere und das hat mich irre gemacht.«

»Telegrafiere«! schlug der Gehilfe vor.

»A pah! laß gehen«, erwiderte der Gepäckmann. »Sie reisen alle nach Philadelphia; sie werdens schon ausfinden, wenn sie dort ankommen.«

Und sie fanden es heraus.

---

## 2.

Die Scene wechselt nach dem Continental-Hotel, Philadelphia. — Front Parlor. Erstes Stockwerk — Die Inhaber sind der junge Mann, dessen in 1 erwähnt wurde und eine junge Dame. Das Pärchen war den dampfesschnellen Gebräuchen der Zeit gemäß um 7 Uhr 30 Minuten früh in den heiligen Stand der Ehe eingesegnet worden; Küssen und Gratulieren bis 8 Uhr 15 Minuten und im Cantinental-Hotel mit Sack und Pack abgestiegen 12 Uhr 58 Minuten.

Sie saßen aus dem Sopha. Der feine schwarze Tuchärmel umschlang die Taille des grauen Reisekleides und das kleine schwarze Schnurrbärtchen befand sich in gleich vertraulicher Nähe zu den glänzenden Locken.

»Fühlst Du Dich ermüdet, Theuerste?«

»Nein, mein Lieber, nicht sehr. Aber Du bist es gewiß, nicht wahr?«

»Nein Liebling.«

Kuß und Pause.

»Komm es Dir nicht sonderbar vor?« frug die Lady.

»Was denn, Liebe?«

»Daß wir auf einmal verheirathet sind.«

»Gewiß, mein Liebling.«

»Werden sie sich nicht freuen in Georges?«

»Gewiß werden sie.«

»O ich bin überzeugt, es wird mich so amüsieren. Werden wir noch heute Abend dort sein?«

»Ja, meine Liebe, wenn —«

Rap, rap, rap an der Thüre!

Ein rasches Auseinanderfahren nach den entgegengesetzten Sophaecken und dann:

»Herein!«

»Wenn Sie erlauben, Sir, es wartet ein Polizeidiener außen, Sie zu sprechen.«

»Um mich zu sprechen! Ein Polizist?«

»Yes, Sir.«

»Das muß ein Irrthum sein.«

»No, Sir, Sie sind der Rechte. Er wartet in der Halle nebenan.«

»Well, ich will zu ihm — nein sagt ihm, er möge hereintreten.«

»Thut mir leid, wenn ich störe, Sir«, sagte der Polizist, der schon — mit dem großen Messingsterne auf der Brust — in rühriger Eile hinter dem Ellenbogen des Aufwärters hereindrängte.

»Glaube, dieß ist Ihre Reisetasche?«

»Jawohl, es ist die unsrige. Es sind Julias — der Lady Sachen drin.«

»Verdächtige Umstände mit dieser Reisetasche hier, Sir. Telegrafische Depesche gekommen, daß ein Dieb den 8 Uhr 45 Minuten-zug nach Philadelphia bestiegen, mit einer Anzahl gestohlener silbener Löffel, in einer schwarzen Reisetasche — Löffel, gezeichnet J. B.. Postierte mich an die Fähre. Sah die schwarze Tasche. Folgte Ihr bisher. Warf ein Auge auf den Inhalt.

Sicher genug — da waren die Löffel mitsamt des Zeichens J. B. Hörte, es sey die Ihrige. Werde Sie nun verhaften müssen.«

»Mich verhaften!« wiederholte erstaunt der erschreckte Ehemann. »Aber ich versichere Sie mein lieber Herr, hier muß ein sonderbarer Irrthum obwalten. Es ist durchaus ein Irrthum.«

»Setze ihn voraus, Sie werden als dann imstande sein, sich zu rechtfertigen wie die Löffel in Ihre Reisetasche kommen?«

»Wie — ich — ich es ist die Meinige nicht. Sie muß irgend sonst jemand gehören. Jemand hat die Löffel da hineingesteckt. Es ist irgend eine niederträchtige Verschwörung.«

»Hoffe Sie werden imstande sein, vor dem Richter eine strackere Geschichte zu erzählen, junger Mann; wenn nicht, so haben Sie die schönste Anwartschaft, sechs Monate zu brummen.«

»O, Charles, das ist schauerhaft. Schicke ihn fort. O Gott! Wäre ich doch zu Haus«, seufzte die kleine Frau.

»Ich sage Ihnen, Sir«, sagte der Ehemann, zornig auffahrend, »das Ganze ist nichts als ein niederträchtiger, hinterlistiger Plan. Was sollte ich mit den erbärmlichen Löffeln thun? Ich wurde heute Morgen copulirt, in der fünften Avenue (eine der vornehmsten Straßen Newyorks.) ich bin auf meiner Brautreise begriffen. Ich habe die einflussreichsten Verbindungen in Newyork. Sie werden es bereuen, wenn Sie sich unterstehen sollten, mich zu verhaften.«

»Na, na, sachte«, sagte der ungläubige Beamte; »ich hab dergleichen Geschichten schon früher gehört. Es ist nicht das erste Mal, daß Schwindler in Paaren reisen. Glauben Sie denn, ich kenne das nicht? Kann nichts helfen; machen Sie sich nur fertig, mit zur Polizeistation zu gehen. Könnten ebenso gut freiwillig gehen, denn warum — mit müssen Sie doch.«

»Charles, dieß ist wahrhaftig schrecklich! Unsere Brautnacht in einer Polizeistation! Schicke doch nach irgend jemand. Lasse den Gastwirth heraufrufen, die Sache aufzuklären.«

Der Gastwirth wurde gerufen — er kam; die Packträger wurden gerufen — und sie kamen; Aufwärter, Zimmermädchen, müßige Gäste der Trinkstube wurden nicht gerufen — und kamen doch; Alles drängte in Zimmer und Vorhalle ein.



Einige lachten, Andere meinten, das hätten sie doch nicht vermuthet — Alle aber freuten sich, daß das unglückliche Paar »aufgefunden« sei.

Keine Aufklärung konnte gegeben werden und das Ende der Sache war, daß das unglückliche, neuvermählte Ehepaar trotz Thränen, Drohungen und Bitten, trotz Zornesreden und Wortwechsel von dem unerweichlichen Polizeimanne in Haft genommen und die Treppe heruntergeführt wurde — en route zum Polizeibüreau.

Und hier wollen wir über diese melancholische Scene den Vorhang fallen lassen und uns einmal nach dem Schicksal der Reisetasche Nro. 2 umsehen.

---

### 3.

Als der Zug in Camben (Stadt im Staat New-Jersey Philadelphia gegenüber.) anhielt, stiegen vier Herren aus, I gingen Arm in Arm rasch und schweigend eine der Nebenstraßen hinauf und schlugen später auf einem Fußpfade seitwärts die Richtung nach einem kleinen abgelegenen Gehölze ein. Einer der beiden Vorangehenden war unser militärischer Freund, in einem blauen Ueberrocke, augenscheinlich der Anführer der Partie. Von den beiden Anderen war der eine ein munterer, lebenslustiger kleiner Mann, der eine kleine schwarzlederne Reisetasche trug. Die respektiven Gesellschafter dieser Beiden gingen mit hastigen, unsicheren Schritten neben ihnen her, in Gedanken verloren und offenbar in gedrückter Stimmung.

Die Gesellschaft machte Halt.

»Dieß ist der Platz«, sagte der Capitän.

»Jawohl«, sagte Doctor Smith.

Der Capitän und der Doctor besprachen sich. Die anderen zwei standen geflissentlich voneinander entfernt.

»Ganz gut. Ich will die Entfernung messen, platzieren Sie nur Ihren Mann.«

Es geschah.

»Nun die Pistolen«, flüsterte der Capitän dem andern Sekundanten zu.

»Sie liegen bereits in der Reisetasche«, erwiderte der Doctor.

Die Duellanten wurden platziert, auf zehn Schritten Entfernung. Auf Ihren Gesichtern lag jener entschieden uncomfortable Ausdruck eines Menschen, der jeden Augenblick erwartet, erschossen zu werden.

»Gentleman, Sie werden zu gleicher Zeit feuern, sobald ich das Commando gebe«, sagte der Capitän. Dann im Flüstertone zum Doctor: »Rasch die Pistolen!«

Der Doctor, der sich schon über die Reisetasche bückte und drin umher griff, schien Etwas zu finden, das ihn sehr in Erstaunen setzte.

»Wie, was der Teufel —«

»Was gibt's!« frug der Capitän nähertretend. »Können Sie die Zündhütchen nicht finden?«

»Zum Henker! Schöne Pistolen und Zündhütchen das — sehen Sie nur!«

Er hielt in der Hand — die Nachtmütze einer Dame!

»Seht hier — und hier — und da —« und nacheinander kamen eine Haarbürste eine lange, weiße Nachtjacke, eine Flasche Eau de Cologne, ein Komm 2c. zum Vorschein.

Der Capitän ließ einen leisen, langedehnten Pfiff hören, die beiden Duellanten starrten mit leerem Erstaunen auf die Scene hin.

»Ich will des Henkers sein«, rief der Capitän, »wenn wir nicht einen Missgriff gemacht und die verkehrte Tasche erwischt haben!«

Die Duellanten blickten Ihre Sekundanten an; die Sekundanten Ihre Duellanten. Niemand mochte einen Vorschlag machen. Endlich frug der Doktor:

»Well — was soll nun geschehen?«

»Verdammt miserabel!« ließ der Capitän sich wieder hören. »Das Duell kann nicht vor sich gehen.«

»Augenscheinlich nicht«, erwiderte der Doktor, »wenn sich die Duellanten nicht mit Haarbürsten zu — Kopfe gehen oder aus der Eau-de-Cologne-Flasche einander beschießen wollen.«

»Sind Sie auch Ihrer Sache ganz gewiß, daß sich keine Pistolen in der Tasche befinden?« sagte einer der Duellanten in unterdrückter Aufregung und tief aufathmend in offenbar Erleichterung.

»Wir könnten herüber zur Stadt fahren und uns Pistolen verschaffen«, schlug der Capitän vor.

»Und bis wir zurückkommen ist's dunkel«, entgegnete der Doctor.

»Verdammt unglücklich!« sagte der Capitän nochmals.

»Wir werden der ganzen Stadt zum Gelächter werden«, schaltete tröstend der Doctor ein, »wenn die Sache ruchbar wird.«

»Ein Wort mit Ihnen, Doktor«, sprach jetzt dessen Duellant dazwischen.

Sie besprachen sich zur Seite.

Am Ende dieser Besprechung wandte sich der Doktor zum Capitän. Dann sprach der Capitän zu seinem Duellanten. Dann conferirten wieder die Sekundanten miteinander. Endlich kamen die feindlichen Parteien in gehöriger Form dahin überein, es solle ein Document aufgesetzt werden, in welchem Contrahent Nro. 1 die Versicherung gäbe, daß die beleidigenden Worte »Sie sind ein Lügner« durchaus nicht in einem persönlichen Sinne gemeint gewesen, sondern nur einzig und allein — in allgemeinem Sinne — eine abstrakte Ansicht bezüglich der bestrittenen Thatsachen haben andeuten sollen. Hiergegen habe Contrahent Nro. 2 *seine* Anerkennung der hohen Befriedigung über diese offenherzige und ehrenvolle Erklärung zu protokollieren und — unvorbehaltlich — die beleidigten »Sie sind ein Schuft« zurückzunehmen, da er sich derselben nur unter dem Einflusse eines Mißverständnisses bezüglich der Absicht und des Zweckes der denselben vorhergegangenen Bemerkung bedient habe.

Da hiernach eine Ursache des Streites nicht länger vorlag, so war das Duell natürlich beendet.

Die Contrahenten drückten zuerst einander und dann Ihren Secundanten die Hände und waren offenbar erfreut, auf solche Weise davon gekommen zu sein.

»Und nun, da die Sache so glücklich abgewickelt ist«, begann der Doktor unter Lachen und Händereiben, »kann man's am Ende

doch einen ganz glücklichen Mißgriff nennen, daß wir die unrechte Reisetasche mitgebracht haben. Soll mich wundern, was die junge Dame, der sie gehört, sagen wird, wenn sie die unsrige öffnet und die Pistolen findet.«

»Sie haben gut lachen«, brummte der Kapitän; »aber mir gewährt es gerade keinen besonderen Spaß, meine Pistolen verloren zu haben. Haardrücker — beste englische Arbeit — mit goldenen Beschlägen. — Es gibt kein schöneres Paar in ganz Amerika.«

»O, wir werden sie schon wiederfinden. Wir pilgern von Haus zu Haus und fragen in einem jeden, ob eine Dame Ihre Nachtmütze verloren und ein paar Pistolen dafür gefunden habe.«

---

## 4.

In trefflichem Humor setzte die Gesellschaft über den Fluß. Drüben angekommen zogen die Herren in dem Bagageraum Erkundigungen ein über alle schwarzledernen Reisetaschen, die an jenem Tage angekommen, notierten sieh die Adressen, an welche dieselben verabfolgt waren und machten sich alsdann auf, sie aufzuspüren.

So kamen sie denn auch in das Continental-Hotel und trafen — wie es das Glück des Zufalls wollte — das unglückliche Ehepaar auf der Treppe, im Begriff dem Polizisten zum Stationshause zu folgen.

»Was bedeutet all das?« frug der Capitän.

»O — ein paar Diebe, die mit einer Reisetasche voll gestohlenen Eigenthums abgefaßt wurden.«

»Eine Reisetasche! — Welcher Art?«

»Ehe schwarze lederne. Das ist sie — da.«

»Hier! — Halt! — Polizist! — Wirth! Es ist alles in Ordnung. Ihr seid ganz im Irrthum. Das ist meine Tasche. Es ist ein Mißverständniß. Sie sind am Depot verwechselt worden. Diese Dame und der Herr hier sind unschuldig. Hier ist ihre Tasche, mit der Dame Nachtmütze drin.«

Groß war das Gelächter, mannigfaltig die Bemerkungen und tief das Interesse der umstehenden Menge, die — wie es schien — die ganze Sache als einen herrlichen Spaß ansah, der zu ihrer besonderen Belustigung veranstaltet worden.

»Dann sagen Sie also, daß diese hier Ihnen gehört?« frug der Polizist, indem er zugleich den Ehemann losließ und den Capitän confrontirte.

»Ja, das ist meine Reisetasche.«

»Und wie kamen Sie zu den Löffeln?«

»Löffel? Du Einfallspinsel!« sagte der Capitän. »Pistolen — Duellpistolen!« »Nennen Sie das hier Pistolen?« frug der Polizeidiener, einen der silbernen Löffel emporhaltend.

Der Capitän war ganz verwirrt vor Erstaunen.

»Dennoch und nochmals die verkehrte Tasche!« — rief er zurücktretend.

»Halt! Nicht so schnell!« sagte der Polizist, der sich jetzt bei der Wichtigkeit der Sache, die er in den Händen hatte, mit großer Würde in die Brust warf. »Wenn es so ist, daß Sie die Reisetasche dieser Dame haben, so ist sie im Recht und kann gehen. Dann aber ist diese Tasche die Ihrige und es ist nun Ihre Sache, Rechenschaft über die gestohlenen Löffel zu geben. Muß Sie also arretieren — Sie alle vier.«

»Wie, Du unverschämter Schuft!« schrie der Capitän; »ich will Dich eher beim Teufel sehen. Hätte sich nur meine Pistolen hier, ich wollte Dir lehren, Gentleman zu insultiren!« Und dabei schüttelte er ihm die geballte Faust entgegen.

Der Streit wurde immer lauter und hitziger. Die Umstehenden fingen an sich daran zu betheiligen und wer weiß, wie die Sache geendet haben würde, hätte man nicht plötzlich im anstoßenden Zimmer eine starke Explosion gehört, der eins schwerer Fall und lauter Schmerzensschrei folgte.

Die Menge drängte nach dem Schauplatz der neuen Scene. Die Thür war geschlossen. Sie wurde rasch erbrochen — und das Geheimniß klärte sich auf. Der wirkliche Dieb, der aus Irrthum des Capitäns Reisetasche statt, der seinigen mitgenommen hatte dieselbe in sein Zimmer getragen und dort geöffnet, um an dem Anblick seiner Beute, die er darin enthalten glaubte, sich zu

weiden. Als er die Hand hineingesteckt, berührt er zufällig den Haardrücker einer der Pistolen, die Pistole geht los und die Kugel fährt durch das Leder der Tasche und dann durch seine Wade hindurch.

Der verwundete Schurke wurde zuerst von dem Polizeimann und dann von dem Doctor in Hand genommen; die Duellanten aber und das junge Ehepärchen schlossen — in Rücksicht Ihrer beiderseitigen Unfälle — Freundschaft aus dem Stegreife, die durch ein gemeinschaftliches Abendessen besiegelt wurde, bei dem es Scherz und Vergnügen die Fülle gab. Schwer wäre die Entscheidung gewesen, wer vor Allen am meisten guter Laune war — der Capitän, weil er seine Pistolen wieder gefunden, die Braut, daß sie wieder im Besitz Ihrer Nachtmütze war, der junge Eheherr, daß er dem Stationshause glücklich entkommen, oder die Duellanten, daß sie einer dem anderen entkommen waren. Alle beschlossen, jenen Tag »im Kalender roth anzustreichen« und künftig auf Ihren schwarz ledernen Reisetaschen Ihre Namen mit weißen Buchstaben aufzuzeichnen.

Moral: Geht hin und thuet desgleichen.

– E n d e –

# In den Scheeren von Bohüslän.

Novelle von G. H. M.. n.

Sonntag den 15. Oktober 1865.

In den Scheeren von Bohüslän wurde eines Herbstabends bei heftigem Sturme ein Lootsenboot gesehen welches zu landen suchte. Es befand sich nicht weit von einem armen Fischdorfe, welches Bräuningsvik heißt. Auf einer Klippe am Strande standen ein Paar alte Fischer und betrachteten ab und an durch ein altes Fernrohr den Kampf des Bootes mit dem empörten Elemente. Ein junges Mädchen, dürftig aber besser gekleidet als die armen Küstenbewohner im Allgemeinen, kam aus einer Hütte im Dorfe und nahm ihren Weg dem Strand entlang. Als sie den beiden Greisen nahe kam, grüßten diese, und sie dies, und blieb stehen.

»Die See geht heute mit aufgestreiften Ärmeln«, sagte einer der Fischer.

»Ja, ja«, fiel der Andere ein, »s ist heute wahrhaftig nicht mit ihr zu spaßen.«

»Kennt Ihr das Boot nicht, Vater Gabriel?« fragte das junge Mädchen. »Wer mag denn wohl draußen sein bei so schrecklichem Sturm?«

»Es ist ein Lootsenboot von Marstrand sollt' ich meinen«, antwortete der Fischer Gabriel, »Es führt gewiß irgend einen Passagier, der nach Norwegen will und den der Sturm hierher verschlagen hat. Sie suchen Schutz unter der Landspitze dort.«

Das junge Mädchen grüßte die beiden Alten freundlich und ging weiter. Sie war aber nach nicht weit gekommen, als sie Tritte hinter sich vernahm. Sie sah sich um, es war Vater Gabriel.

»Ein Wort, Mamsell Käthe«, sagte der Alte schmunzelnd. »Ich glaube beinahe, es ist ein Offizier, der da an Land kommt. Wir

möchten heute Nacht um Alles in der Welt nicht gern einen Fremden in unserm Dorfe haben. Die Küstensergeanten sind fort und da haben wir denn dies und das zu thun, welches am besten ohne Zeugen vor sich geht. Wenn es sich nun so machen sollte, daß der Reisende über Nacht hier bleiben muß, so gebt ihm doch bei Euch Quartier, beste Mamsell Käthe, — er legt auch gerade in Eurer Bucht an.«

Käthe dachte einen Augenblick nach. »Es mag drum sein«, antwortete sie dann; aber — daß Ihr Euch in Acht nehmt, Vater Gabriel.«

»O, hat keine Gefahr«, lachte der Alte, indem er seinen Hut lüftete und nach seinem vorigen Standort zurückkehrte.

Käthe verfolgte Ihren Weg über einen nackten Hügel, auf dessen anderer Seite eine Bucht, die Bräuningsvik, tief ins Land einschneidet. Im Allgemeinen besteht das nördliche Bohüslän aus einer Menge enger, fruchtbarer Thäler eingeschlossen von nackten, gleichsam von Stürmen und früheren Ueberschwemmungen glatt gescheuerten Hügeln. Am inneren Ende der Bucht, welcher nun der Schauplatz unserer kleinen Erzählung wird, liegt ein Pfarrhaus, dessen Bewohner fast gänzlich aus einige Tonnen Land und ein Fischerboot angewiesen sind. Dort mahnte ein alter Mann mit seiner Tochter und einer alten Magd. Die Tochter war es, welche sich jetzt auf dem Wege heimwärts vom Fischerdorfe befand. Sobald sie den Kamm des Hügels überstiegen hatte, sah sie das Lootsenboot wieder, welches die schützende Landspitze glücklich erreicht hatte und nun mit raschen Ruderschlägen die Bucht herauf eilte. Deutlich konnte sie jetzt sehen, daß sich zwei Lootsen und ein fremder Herr darin befanden.

Das Boot hatte, ein paar Steinwürfe vom Pfarrhause entfernt, noch kaum beigelegt, als auch schon Käthe am Landungsplatze stand. Der Fremde sprang ans Land. Es war eine hohe Gestalt mit kriegerischer Haltung und starkem Schnurrbart, aber todtenbleichem Angesicht. Nachdem er sich umgesehen, grüßte er das junge Mädchen höflich.

Sie beantwortete seinen Gruß schüchtern und doch zugleich mit jener Freimüthigkeit, die alle umgiebt, welche viel draußen auf der See leben. Auch die Lootsen grüßten sie, obgleich sie ihnen



fremd war.

»Es ist unmöglich, weiterzusegeln, nach Aussage der Lootsen«, begann der Fremde; »ich muß mir also eine Nachtherberge suchen. Könnt Ihr, mein junges Fräulein, mir wohl sagen, wo ich diese werde finden können?«

»Bei meinem Vater, dort in dem kleinen Gehöfte, wenn Ihr vorlieb nehmen wollt mit dem Wenigen, welches ein Pfarrhaus zu bieten hat.«

Der Offizier dankte höflich. Käthe sagte nun, daß wenn die Lootsen seine Sachen hinauftragen wollten, sie mit ihm vorausgehen würde.

Beim Eintritt in die kleine Wohnung, deren Thür offen stand, sah der Offizier mit einem gewissen unruhigen Blick umher. Er sah so unheimlich und wild aus, daß Käthe anfing, sich darüber zu beunruhigen, daß sie sich mit ihm allein befand. Sie wies ihm eins der beiden Zimmer an, welche das Haus enthielt, und eilte, ihn zu verlassen.

Er hatte noch nicht lange die einfache aber saubere Ausschmückung des Stübchens betrachtet, als die Lootsen mit seinem Mantel, Reisesack und Säbel hereinkamen. Der eine von ihnen nahm das Wort: »Entschuldigen Sie, mein Herr, aber hier müssen wir umkehren nach Hause. Es bläßt zwar sehr gewaltig, aber wir haben den Wind dann im Rücken, so daß es rasch vorwärtsgeht. Es wird nicht schwer für Sie halten, morgen ein Boot in Bräuningsvik zu bekommen. Alle Fischer sind jetzt daheim und morgen stehen Ihnen so viel Sie wollen zu Diensten. Uebrigens verlassen Sie sich daraus, mein Herr, daß wir schweigen können und so wollen wir denn Abschied nehmen.

Der Fremde ward noch bleicher, als er schon gewesen war. Schweigend ging er an den Tisch, untersuchte seine Pistolen, dann zog er seine Börse und bezahlte die Lootsen.

Käthe kam zurück, gefolgt von Ihrem Vater. Der Greis trat freundlich auf seinen Gast zu und reichte ihm die Hand. »Willkommen hier in meinem geringen Hause«, sagte er, »kann ich ihnen auf irgend eine Weise dienen so soll es mir lieb sein.«

Der Offizier schien bei seinem Anblick bestürzt. Er betrachtete ihn mit einem Ausdruck von Angst, der aber bald vorüberging,

indem er antwortete: »Ich danke Euch, Herr Pastor, und bitte mich Eurer Gastlichkeit bedienen zu dürfen, bis der Sturm sich legt. Auch möchte ich Euch um noch eins bitten: sollte es wohl möglich sein, sobald das Wetter die Weiterreise zuläßt, ein Boot aus dem Fischerdorfe zu erhalten, welches, wie ich höre, hier in der Nachbarschaft liegt? Was es kostet, bezahle ich gern, wenn ich nur weiter nach Christiania komme, oder wo es sein mag auf norwegischen Boden.«

»Das wird sich wohl machen lassen«, sagte der Greis, »die armen Fischer bedürfen Verdienst, seit das Meer nicht mehr ergiebig ist; wir werden unser Mädchen, morgen beizeiten ausschicken, um Vater Gabriels Boot zu miethen und ein Paar tüchtiger Männer — sein Boot ist der beste Segler.«

Die beiden Lootsen wurden von Käthe mit einem Trunk erfrischt und entfernten sich, worauf der Pastor seinen Gast bat, sich zu setzen und ein wenig zu erzählen. Dieser entschuldigte sich aber damit, daß er sich müde und unwohl fühle nach der Seereise.

»Das geht vorüber, nachdem Ihr einen Toddy getrunken haben werdet«, sagte der Greis. »Käthe ist gerade im Begriff ihn für uns zuzurichten.«

Der Fremde dankte artig, aber kurz.

Als sein Wirth bemerkte, daß er düster und unruhig war, bat er ihn, doch keine Umstände zu machen, sondern sich zur Ruhe zu legen, wann er wolle — auch sei Käthe sogleich mit der dürftigen Mahlzeit fertig. »Ihr werdet jedoch mit Wenigem vorlieb nehmen«, sagte er, »was wir Euch bieten können, nicht wahr?«

Die Tochter trat nun herein mit der im Orte gebräuchlichen Bewirthung von Cognac, Zucker und Wasser. Als sie den Teller mit den Gläsern auf den Tisch stellte und die Pistolen gewahrte, stutzte sie und ein leichter Schreck durchfuhr sie. Sie äußerte jedoch nichts, sondern betrachtete sie mit scheuer Aufmerksamkeit, eine war befleckt mit Blut, schien es Ihr.

Es war, als wenn der wärmende Trank den Fremdling etwas belebte; denn er fing an, obgleich mit sichtbarer Mühe, verschiedenes über die Ordnung und Gemüthlichkeit zu äußern, welche in dem kleinen Hause herrschten; dies stimmte den Greis sehr zu vertraulichen Mittheilungen. »Ja«, sagte er leise, »Gott sei

Dank, daß ich meine Kätthe habe«, die für meine alten Tage sorgt. Von meinem einzigen Sohne höre ich selten. Aber entschuldigt, lieber Herr, man ist auf dem Lande neugierig, ohne etwas Arges damit zu meinen. Ich wollte fragen, was Euch bewegen kann, den Weg nach Norwegen seewärts zu suchen. Es würde leichter sein, über Strömstadt nach Friedrichshall zu Lande zu fahren; es sind nur wenige Meilen bis dahin.

Der Offizier wurde aufmerksam. »Würde es denn möglich sein, Pferde von hier zu bekommen?« fragte er.

»Ich selbst habe zwar kein Pferd«, sagte der Pastor, »aber bei den Nachbarn wird schon eins zu haben sein.«

Dennoch«, fiel der Gast ein, »ist der Seeweg der sicherste; ein gutes Boot und ein Paar flinker Seeleute das geht am besten. Und bis morgen sucht mich wohl Niemand hier, darf ich vermuthen.«

Der Greis betrachtete ihn einige Augenblicke scharf, sowie die zunehmende Dämmerung erlaubte. »Mein Herr«, sagte er darauf, indem er mit würdigem Ernste vom Stuhl aufstand, und seine ehrwürdige Stirn erhob sich noch über die des stattlichen Kriegers, »müßt Ihr Euch verstecken, so seid ohne Sorgen; in diesem Hause verräth Euch niemand. Aber nun sagt mir aufrichtig und auf Euer Gewissen: habt Ihr ein Verbrechen begangen? Ich will wissen, ob ein unschuldig verfolgter Mann Schutz unter meinem Dache genieße, oder ob —«

»Es ist eine Ehrensache«, unterbrach ihn der Offizier, »es ist ein Verbrechen, wenn Ihr so wollt — vor Gott ist es gewiß ein Verbrechen und mein Gewissen verdammt es — aber vor Menschen war es eine Nothwendigkeit, war es unabweislich!«

»Ich verstehe Euch«, erwiderte der Geistliche; »Ihr habt Euch duelliert, Herr; Ihr habt Menschenblut vergossen.«

»Ja«, antwortete der Offizier, »Ihr habt recht gerathen; ich habe mich duelliert, ich habe das Blut meines besten Freundes vergossen!«

»Möge Gott sich Eurer erbarmen«, sagte der Greis. »Aber Blut und Todtschlag sind Früchte der wilden Lebensweise, die man in Eurem Stande führt, und von den Grundsätzen die unter Euch herrschen. Ihr gehorcht Menschensatzungen mehr als Gott, Ihr opfert Gewissensfrieden und wahre Ehre vor Gott und Menschen

für Euere falschen Begriffe von Ehre hin! Wie oft habe ich nicht meinen Sohn ermahnt und ihm dies gepredigt! Er ist ein Offizier, mir Ihr, mein Herr. Ich wollte es ihm zwar nicht gestatten, in den Militärdienst zu treten, aber ich konnte seinen Hang nicht überwinden. Herr, ich muß Euch sagen, daß auch ich den Krieger hoch achte, wenn er, seine Pflicht erfüllend, für König und Vaterland kämpft. Aber mir lebt der Soldat gegenwärtig? Ich habe zwei Unteroffiziere in meiner Gemeinde — es sind wilde Gesellen, die Gottes Wort und die Predigt verachten — das kann ich leider bezeugen!«

»Ach!« sagte der Fremde, »urtheilt nicht zu streng, Herr Pastor. Es können selbst für den ehrenhaftesten Mann Fälle eintreten, wo er seine Waffe gegen seinen besten Freund gebrauchen muß. Und doch bin ich so unglücklich! Ich trage in mir eine Qual, welche nie aufhören wird, so lange ich lebe! Meinen besten liebsten Freund habe ich gemordet! Aber ich war gezwungen, ich mußte es thun! Keiner von uns wollte, aber mir mußten uns schlagen und er war das Opfer!«

Die Dämmerung verbarg sein Antlitz, aber sein heftiges Ahmen verrieth, daß er tief erregt war.

»Ihr seid ein Mann von Gefühl«, erwiderte der Greis, der mit Rührung den Ausdruck seines Schmerzes beobachtete. »Ich bin alt und kann mich in die Verhältnisse und Anschauungsweise vornehmerer Kreise kaum hineindenken; aber ich kenne das menschliche-Herz und würde Euch vielleicht einen guten Rath geben können oder ein Wort zu Eurem Troste haben. Wollt Ihr Euch mir anvertrauen? Erzählt mir Eure traurige Geschichte.«

»Sie ist schrecklich«, antwortete der Offizier, »und es ist schmerzlich für mich, sie im Erzählen gleichsam nochmals durchleben zu müssen; aber ich will es thun, denn ich fühle Ehrfurcht vor Euren Stand und Alter. Ich will Euch mein Schicksal erzählen, aber noch nicht, laßt mich erst meine Gedanken sammeln.

Käthe brachte das Abendbrod und Licht. Sie hatte das ganze Gespräch mit angehört und betrachtete nun mit Blicken, worin sich Angst und Entsetzen malten, Ihren Gast. Er bemerkte dies und begegnete Ihrem Blick mit einem Ausdruck von Schmerz, der auf einmal Ihre Furcht in Mitleid verwandelte. Er nahm sogleich

seine Pistolen vom Tische und verbarg sie, wie um mit ihnen die Erinnerung, welche sie weckten, zu beseitigen.

Während der einfachen Mahlzeit hub der Greis an, von anderen Gegenständen zu sprechen, wie z. B. von der Lage des Fischerortes und den klimatischen und Bodenverhältnissen im Allgemeinen. Der Offizier gerührt von diesem Wohlwollen beantwortete seine Bemerkungen freundlich. Er sprach auch mit Käthe, welche jedoch schüchtern gegen ihn zu sein schien, als wenn sie Furcht und Angst vor ihm habe. Gleichwohl beantwortete sie seine und des Vaters Fragen und nahm Antheil am Gespräch mit einer Feinheit und Wahl im Ausdruck, welche ihn in Verwunderung setzten. Doch herrschte eine ängstliche Spannung in aller Benehmen und alle fühlten sich erleichtert, als man vom Tische aufstand.

Es war schon spät am Abend. Käthe deckte eilig den Tisch ab und brachte mithilfe der Magd ein fertiges Bett herein. Der Pastor erhob sich, um gute Nacht zu wünschen; der Offizier aber erfaßte seine Hand und hielt ihn zurück. »Und auch Ihr, Fräulein Käthe«, sagte er, »bleibt, ich bitte Euch, um mein unglückliches Schicksal zu hören. Ihr habt mich zwar mit Wohlwollen und Gastfreiheit aufgenommen, aber ich habe recht wohl bemerkt, daß Euch vor mir schaudert, und ich will nicht von hier scheiden, ohne Euer Mitleid gewonnen zu haben.«

Schweigend und ein Zittern in Ihrem Innern unterdrückend, setzte sich Käthe auf einen Stuhl, der Vater schickte erst die Magd fort ins Dorf, um ein Boot zu besorgen; darauf setzte auch er sich, um die Erzählung anzuhören. Anfangs sprach der Krieger mit leiser Stimme, nach und nach aber sammelte er mehr Kräfte und seine Erzählung ward fließender und zusammenhängender. Sorgfältig vermied er es jedoch, irgend einen Namen zu nennen. Er hatte in der Garnison ein Mädchen kennengelernt, welches seine Artigkeiten mit Wohlgefallen aufzunehmen schien. Er glaubte Ihre Gegenliebe zu besitzen und hing an Ihr mit seines Herzens ganzer Liebe. Aber einer von seinen Kameraden, sein bester Freund schon von der Kriegsschule her, hatte dasselbe Mädchen kennengelernt und sein Herz an Ihr verloren. »Es war eines Abends beim Kommandanten«, erzählte er, »als wir gerade am Spieltische saßen und mein Freund Unglück hatte. Ihr kennt

wohl den Fluch, der auf den Karten lastet. Jedes andere Gefühl ist von dem Interesse für die Wendungen des Spiels aus der Seele verscheucht. Die Erbitterung, welche der Verlierende fühlt, ist grenzenlos; der Gewinnende dagegen kennt keine Schonung. Ich hatte gewonnen — mein Freund verlor eine Partie nach der andern. Schließlich hatte er eine bedeutend größere Summe verloren, als er an Vermögen besaß. »Ich werde zahlen, wenn ich mit Amelie verheirathet sein werde«, flüsterte er mir zu.

»Gerechter Gott!« rief Käthe aus und drehte angstvoll Ihre Hände zusammen; aber ohne sich unterbrechen zu lassen, fuhr der Offizier fort:

»Amelie?« antwortete ich erbittert, daß hieße niemals, denn sie ist mein. Aber Du bist jetzt von Sinnen, weil Du verloren hast — Du willst mich vielleicht nur reizen — ist das Deine Meinung? Er sah mich an mit einem Ausdruck von Hohn, der mir so tief in die Seele schnitt, daß ich meiner nicht mehr Herr war. Ich bin mit Ihr seit einem Monat verlobt — sagte er mit lauter Stimme — aus Schonung für Dich habe ich Dirs bis jetzt verschwiegen, da Du Dich schon so lange um sie beworben hattest. Dabei traf mich wieder ein so höhnischer Blick, daß ich ihn unwillkürlich vor dem ganzen anwesenden Offizierscorps beschimpfte —, ohne zu missen, was ich that, versetzte ich ihm einen Schlag ins Angesicht! O mein Gott! War er es, der mich reizte! Tausendmal hätte ich mein Leben hingegeben, um meine Übereilung ungeschehen zu machen, — es war nicht zu ändern: wir mußten uns schlagen — es geschah diesen Morgen — er fiel von meiner Kugel, obgleich ich es umgekehrt wünschte — ich mußte fliehen — Ruhe und Glück habe ich für ewig verloren — ich gehe nun, um in irgend einem Kriege den Tod zu suchen; es wird sich ja wohl eine mitleidige Kugel finden, die auch mich erlöst.«

»Das war ein schreckliches Ereigniß«, sagte der Greis. »Die heftige unbändige Jugend! Das heiße, wilde Blut, welches sich nie unterdrücken läßt! Hatte denn das junge Mädchen Euch ein Versprechen gegeben so, daß Ihr Anspruch auf sie hattet? Und hättet Ihr nicht Mitleid und Nachsicht an einem Jüngling üben müssen, den Euer Spiel seines ganzen Vermögens beraubt hatte? Doch ich darf und will Euch keine Vorwürfe machen, es war eine Uebereilung, die sich schrecklich selbst gestraft hat. Ich

beklage Euch, aber Ihr habt Euch Euer Unglück selbst zugezogen und könnt Euch nie, nie damit entschuldigen Euer Leiden nicht verdient zu haben! Nur Gott kann Euch verstehen und Euch trösten.«

Käthe hatte sich in höchster Angst abgewandt. — Plötzlich rief sie aus: Amelie, mein Herr? Amelie? hieß sie so und wurde, vor einem Monat verlobt? O Gott, meine Ahnung! Er ist's, er ist's!«

»Wen meinst Du, Käthe«, fragte ihr Vater erschreckt, »wer ist es?« Und nun selbst von einer schrecklichen Ahnung gepackt, ergriff er des Fremdlings Hand und rief mit kaum hörbarer Stimme: »Um Gottes willen, sagt, sagt, wars Adolph? Adolph Forsmann?«

»So hieß mein armer, unglücklicher Freund«, sagte der Offizier.

»Mein Sohn, mein Sohn!« schrie der Greis und fiel in den Stuhl, aus dem er sich erhoben hatte, zurück, »o Gott, mein Adolph erschossen? Mein Sohn todt?«

Der Offizier war vor Entsetzen wie versteinert! So stand er denn vor dem Vater des Gemordeten! Das graue Haupt, dem er seine Stütze und Freude entrissen, zitterte angstvoll vor seinen Augen! Ein unsäglicher Schmerz erfüllte seine Brust. Schon glaubte er, den Fluch von des Greises bebenden Lippen über sich ausgesprochen zu hören, und mit einer unfreiwilligen Bewegung nahm er seine Pistolen wieder hervor.

Aber Käthe, die sich in des Vaters Arme gestürzt, und den Weinenden beschworen hatte, sich zu beruhigen, sprang auf, als sie des Fremdlings Vorhaben sah, und nahm mit unwiderstehlicher Würde die Waffen aus seiner Hand. »Beruhigt Euch«, sagte sie, sonst tödtet Ihr auch uns.«

Zu dem Worte »auch« lag etwas so Bitteres, obgleich unbeabsichtigt, daß der Unglückliche mit verzweiflungsvollen Geberden zu Boden stürzte — es war ihm, als hätte er einen Dolchstoß ins Herz empfangen.

Nur Käthe behielt vollkommen ihre Geistesgegenwart. Sie umarmte ihren Vater. »Laß uns Gott um Trost und Geduld bitten«, flüsterte sie ihm zu, »ach, mein Vater, wir müssen uns beugen vor Gottes allmächtiger Hand!«

Der Greis faltete seine Hände. Tiefes Schluchzen entwand sich

seiner Brust und über seine Wangen flossen bittere Thränen. Aber kein Wort des Fluchs oder auch nur des Vorwurfs kam über seine Lippen.

Inzwischen schlug der unglückliche Fremdling in rasender Verzweiflung den Fußboden mit seinem Haupte. Schaudernd, aber mit rascher Entschlossenheit erfaßte Käthe seine Hand. »Steht auf«, bat sie, »um Gotteswillen, steht auf, wir wollen Euch verzeihen, wir weinen über unser Unglück und das Euere, aber übt Barmherzigkeit an uns, tödtet uns nicht mit Eurer Wildheit!«

Er erhob sich auf die Knie. »Daß ich noch lebe und athme«, rief er aus, »daß mein Herz nicht brechen kann.«

»Beruhigt Euch«, sagte Käthe, »wir verdammen Euch nicht! Gott wird sich unser Erbarmen und meinen Vater trösten! Lebt, um Euch zu versöhnen mit Gott und der Welt! Wohl weiß ich, daß mein Vater trauern wird, tief, tief trauern, aber ich weiß auch, daß Gott, der uns verwundet, uns auch heilt.«

»Komm', mein Kind«, sagte der Greis, »hilf mir beten«, und sank auf seine Knie.

Da kniete auch das Mädchen nieder und aus drei gebrochenen Herzen stiegen Seufzer zum Himmel empor.

Sie stand zuerst auf und sagte: »Nun bedürfen wir alle der Ruhe und Einsamkeit. Auch Ihr, unglücklicher Fremdling, sucht Ruhe zu gewinnen durch Gebet und Reue. Gottes Erbarmen ist ja groß.«

Darauf führte sie Ihren Vater in das innere Zimmer, kam aber sogleich zu dem unglücklichen Mörder zurück, der noch auf den Knien lag. »Herr«, sagte sie mit zitternder Stimme, »erfüllt mir eine Bitte, die ich an Euch richte, thut es um meinetwillen! Ich bin Adolphs Schwester, meines alten Vaters einziges Kind!«

»O mein Gott!« seufzte er, »ich weiß diese Bitte im Voraus, ich soll Euer Haus verlassen! Des Mörders Haupt soll nicht ruhen unter des Gemordeten väterlichem Dache! Ja, ich will fort, ich will mich dem nächsten Gerichte überantworten; möge mein Blut mein Verbrechen sühnen!«

»Nein«, sagte sie mit Gefühl und Würde, »nein, ich fordere von Euch ein ganz anderes Gelübde! Ich ahnte Euere Absicht, als Ihr Euere Pistolen nahmt. Gelobt mir heilig vor Gott und mit



aufrichtigem Herzen, nicht selbst Euer Leben zu verkürzen und nie mehr Menschenblut zu vergießen! Gelobt mir, ein Land aufzusuchen, wo Ihr in Ruhe leben könnt und versöhnt dort Euer Unglück mit Gott. Wenn Ihr mir das versprecht, so soll es uns ein Trost in unserem Kummer sein, den Gott uns Kraft geben wird zu tragen.«

Überwältigt von Rührung nahm er Ihre Hand, die an sein Herz und seine Lippen drückte und mit seinen Thränen netzte. Sobald er ein Wort hervorbringen konnte, sagte er: »Ja, ich gelobe es!«

Sie zog Ihre Hand zurück und sagte: »Jetzt bin ich ruhig, geht auch Ihr nun schlafen. Gott gebe Euch Trost!«

»In demselben Augenblick stürzte die alte Magd herein.

»Herr im Himmel«, schrie sie, »es steht schlecht um Bräuningsvik: die Küstenaufseher sind da, und kommen sicherlich auch hierher. Es sind viele Männer mit Pistolen und Säbeln bewaffnet — sie haben den Vater Gabriel festgenommen und sagen der ganze Strand solle visitiert werden.

Der Offizier war aufgestanden. »Ist Gefahr im Anzuge?« sagte er heftig, »meint Ihr, sie kommen, mich zu ergreifen? Wo sind meine Pistolen?«

»Es sind die Zollbeamten«, beschwichtigte ihn Käthe.

»Aber wenn ich entdeckt werde?« versetzte der Offizier, »ich bin ihnen bekannt, und um meinen Unfall müssen sie jetzt schon wissen. Nun sie mögen kommen, ich will kein Blut mehr vergießen, aber das meinige mag der Gerechtigkeit zum Opfer werden!«

Käthe schien einen Augenblick nachzusinnen. Hastig faßte sie dann seine Hand und sagte: »Nein, Ihr habt mir Euer Gelöbniß gegeben, es ist heilig. Folgt mir, folgt mir im Augenblick! Und Du«, wandte sie sich zur Magd, »geh hinein zu meinem Vater, sag ihm, daß ich zurückkomme, sobald ich kann. Gott ist mit mir!«

Bei diesen Worten ergriff sie des Fremdlings Reisesack — er nahm ihn ihr ab. »Wohin, wohin?« fragte er.

»Seid nur still und folgt mir«, antwortete sie, nahm seinen Säbel und die Pistolen und eilte hinaus. Er eilte ihr nach, hinaus in den dunkeln Herbstabend. Der Sturm hatte sich gelegt, aber in der Ferne hörte man doch die Meeresbrandung grollend brausen.

Bald hatten sie den Strand erreicht, hier lag des Pfarrers kleines Boot, — sie sprangen hinein; in wenigen Augenblicken war es abgeschoben und schoß durch die in der Bucht jetzt beinahe ganz ruhige Wasserfläche. Mit einer Geschicklichkeit, die von der Gewohnheit auf der See zu leben, zeugte, hatte Käthe die Ruder ausgelegt und that einige langsame, aber kräftige Schläge.

Wenn zwei Bergrücken eine schmale Bucht bilden, so bleibt zur Nachtzeit der Schatten des einen Berges gänzlich schwarz, während die andere Erste Ihre Formen in vielfältig wechselnde Schattierungen schwachen Lichtes bricht, (wenn man so den matten Schein eines herbstabendlichen Sternhimmels nennen kann), — es war gerade in dem dunklen Schatten, worin Käthe das Boot hinschießen ließ. Als sie nun aber eine gewisse Entfernung vom Ufer gewonnen hatte, hielt sie inne, weil das Meer im Herbst die Eigenthümlichkeit hat, zu leuchten, wenn es aufgestört wird, bei jedem Ruderschlag sieht man eine unendliche Menge kleiner glänzender Punkte glühen, und auch im Kielwasser des Bootes zeigte sich ein solcher glänzender Streifen.

Vom Ufer her tönten jetzt Pferdehufschläge und menschliche Stimmen. »Das sind unsere Verfolger«, flüsterte Käthe. Sie hatte die Ruder eingezogen und in dem Maße, wie das Boot an Geschwindigkeit nachließ, erblich auch der schimmernde Streif hinter ihm.

Es dauerte nicht lange, so rief eine gellende Stimme: »Da geht in ein Boot hinaus in der Meeresbucht! Ihr da, legt bei mit dem Boot, bei des Pfarrers Steg dort! In seiner Majestät und der Krone Namen, legt bei! Eine Patrouille reite sogleich hinaus auf die Landspitze. — Laßt mir keine lebende Seele aus der Bucht hinausschlüpfen, hört Ihr? Schießt, wenn sie nicht gehorchen!« Diese Worte waren von einem Pistolenschuß begleitet, dessen Knall vom Echo tief hinten im Thale wiederholt ward, so daß er einem in der Ferne verhallenden Donner glich.

»Es ist nicht gefährlich«, flüsterte Käthe, »hier erreicht uns keine Kugel.«

Der Offizier antwortete: »Wenn sie nur Euch nicht schaden, so bin ich zufrieden; aber ich glaube, da wir doch bereits entdeckt sind, so können wir jetzt gern zu den Rudern greifen.«

»Gut«, sagte sie, »ein weht wohl draußen noch hinter der

Landspitze so daß wir das Segel benutzen können. Wenn wir nur glücklich hinauskommen, so sind wir in Sicherheit, das Boot ist ein guter Segler, das kann ich bezeugen.«

Mit einigen kräftigen Ruderschlägen wurde das Boot nun wieder in Bewegung gesetzt. Sobald das Wasser wieder anfang zu leuchten, erhob sich ein Geschrei am Land: »Habt Acht«! rief Einer, »erschießt die Schmuggler!«

Hier und da blitzte von der schattigen Bergseite ein Schuß auf, aber die Kugeln schlugen weit ab vom Ziele ins Wasser. Käthe steuerte indessen vorsichtig zur Bucht hinaus, so daß das Boot die offene See erreichte, bevor noch die Patrouille auf die Landspitze gelangte.

»Reite Einer zurück und requiriere ein Boot vom Dorfe«, befahl der Führer.

Eine neue Schwierigkeit stellte sich den Fliehenden entgegen, als sie aus der Bucht gelangten. Das aufgewühlte Meer ging noch immer hoch. Die Wogen brachen sich unruhig, ohne Regel und Ordnung nach allen Seiten. Aber auch der Offizier war nicht unerfahren auf dem Wasser; er verstand mit ebenso viel Geschicklichkeit wie Käthe das Gleichgewicht zu halten. Das Schwierigste war wohl die Ungewißheit über den zunehmenden Curs. Da draußen auf dem wilden, nachtbedeckten, brausenden Meere wohin sollten sie sich wenden?

Das Boot wurde unaufhörlich weiter in die offene See hinausgeworfen, Nacht bedeckte den Strand, die Rufenden zwischen den Bergen wurden von dem Getöse der Wellen überstimmt. Da strahlte plötzlich am Horizonte ein glänzender Stern auf. Seine rothen Strahlen brachen sich in langen zitternden Streifen auf den Spitzen der schäumenden Wassermassen.

»Das ist die Feuerbaake!« rief Käthe, »wir sind weit aufs Meer hinausgerathen.«

Jetzt blitzte es von einer anderen Seite, ein starker Knall durchschnitt das dumpfe, einförmige Gethön der Wellen. »Das ist ein Fahrzeug, welches Lootsen fordert«, sagte Käthe. »Wenn mir nur wüßten, was für ein Schiff es sein mag.«

»Wir steuern dahin«, rief der Fremdling, »mag es sein, was es will; mindestens bin, ich dort für den Augenblick sicher!« Das Boot

schoß nach der Richtung, woher der Kanonenschuß gehört worden war. Käthe die am Steuer saß, betrachtete mit Aufmerksamkeit einen Gegenstand, der zuweilen wie ein Schatten, über den schaukelnden Wogen, schwebte. Es mußte eine bedeutende Entfernung bis dahin sein, obgleich die Gegenstände ihr auf dem Wasser viel näher erschienen, als sie es wirklich waren.

»Wir kommen kaum vor Tage hin«, äußerte Käthe, »außerdem liegt das Schiff nicht still. Inzwischen wollen wir es versuchen.« Ein neuer Blitz leuchtete auf, doch jetzt viel näher. Der Curs des Bootes wurde danach berichtigt; Käthe nahm die Feuerbaake zum Merkmal, indem sie dieselbe zur Linken zu behalten suchte, und vorwärtsging es aufs Neue.

Bald kamen sie indeß an eine schäumende Brandungswand, die sich drohend in einer unabsehbar langen Seite ins Meer hinaus erstreckte.

»Das ist der Haffstein, die gefährlichste Scheere in der Umgegend«, bedeutete Käthe, »Gott verhüte, daß das fremde Schiff auf ihn gestoßen ist.«

Abermals wurde ein Schuß abgefeuert — gerade mitten über der schäumenden Brandung und am Horizonte zeigten sich die gleichsam zitternden Umrisse aufgetakelter Masten. Das Dunkel, die Entfernung und die Bewegung gaben den gefälligen Formen der Zeichnung eine eigene Unbestimmtheit und Flüchtigkeit, die einem Maler zum Entzücken gereicht haben würden.

»Das Schiff hat sich in den Scheeren verirrt«, sagte Käthe, »ich weiß nicht, wie wir durch die Brandung dahin kommen sollen — Gott helfe uns, mir müssen aushalten, bis es Tag wird — kann sich das Schiff bis dahin halten, so können mir an Bord kommen.«

Sie ließ nun das Boot von den Wellen eine Weile zurücktreiben, bis sie an der Brandung des Haffsteins vorbeikamen. Dann bat sie ihren Begleiter, die Ruder zur Hand zu nehmen, um ihr behilflich zu sein, zwischen zwei Klippen hindurch zu kommen. So befanden sie sich denn bald auf einer ruhigeren Wasserfläche, eingeschlossen von Scheeren, gegen welche die Wogen sich draußen tobend brachen. Nun ging auch über dem Horizonte die Königin der Nacht, der silberhelle Mond, auf. Ein seinem Lichte zeigte sich deutlich das majestätische Schiff, welches vom Sturm

zwischen die Klippen gejagt, hier vor Anker gegangen war, um die Lootsen und den Tag zu erwarten. Die beiden Flüchtlinge ruderten darauf zu. Es war ein englisches Schiff. Der schwedische Offizier und das junge Mädchen wurden mit Verwunderung, aber freundlich, aufgenommen. Sie erfuhren, daß das Schiff von Christiania direkt nach London bestimmt sei.

Als Käthe mithin Ihren unglücklichen Schützling in Sicherheit wußte, — denn am anderen Morgen konnte ein Lootse das Fahrzeug ohne Schwierigkeit wieder in Freiheit setzen — wollte sie wieder in Ihr Boot zurückkehren, fand aber zu Ihrer Bestürzung, daß dasselbe von einer Welle gegen die Wand des Schiffes geschleudert und zerschmettert worden war.

Auch der Offizier war bestürzt, als er dies gewahrte. Sollte der alle Mann durch ihn auch seines letzten Kindes beraubt werden? Aber Käthe zeigte sich bald gefaßt.

»So werde ich mit den Lootsen ans Land gehen.« sagte sie.

Die Nacht verstrich und die Morgensonne ging prachtvoll über dem Meere auf. In majestätischer Ruhe wölbte sich draußen im endlosen Ocean die großen Wellen, Ihren Schleier von Schaum entkleidet. Eine leichte Brise fuhr darüber hin. Bald zeigte sich auch ein kleines Segel. Es war das Lootsenboot. Als es an dem Schiffe beilegte, stieg der alte Gabriel, der zugleich Lootse war, an Bord. Ein Ausdruck innerer Zufriedenheit schimmerte in seinen Augen, als er Käthe erblickte; mit ungekünstelter Offenherzigkeit ging er auf sie zu und drückte Ihr die Hand.

»Euer Vater trägt Sorge um Euch, Mamsell Käthe«, sagte er, »aber ich werde das Schiff bald hinausbringen und Euch dann heimgeleiten. Der Wind ist gut. Die Küstenaufseher sind wieder fort — sie gingen eben so klug, als sie gekommen waren. Ich danke Euch, liebste Mamsell Käthe, das Boot im Boställsvik, welches die Sergenten hinauslockte, hat uns gerettet.«

Beim Anblick des alten Lootsen erneuerte sich des Mädchens Schmerz. Aber mit edler Selbstüberwindung suchte sie jede Äußerung Ihres Kummers zu unterdrücken, die ja nur dazu hätte dienen können, die unglückliche Ursache desselben zu kränken.

Als sich die Segel wieder vor dem Winde ausbreiteten und das Schiff mit diesen seinen weißen Schwingen den Ankerplatz

zwischen den Klippen verlassen hatte, nahm der Lootse Abschied. Der Offizier sprach leise mit ihm, gab ihm Geld und den Auftrag, dafür dem Pastor ein neues Boot anzuschaffen. Dann ergriff er Käthens Hand, sah ihr lange ins Auge, ohne ein Wort hervorzubringen. Große Thränen gewaltsam zurückgehalten, hingen in seinen Augenwimpern und seine Brust wogte heftig. Hastig zog er einen kostbaren Ring vom Finger und reichte ihr denselben.

»Verzeiht«, schluchzte er, »verzeiht und vergeßt. Doch nein, vergessen könnt ihr nicht, o meines Freundes Schwester! Deßhalb schenkt mir Euer Mitleid! Lebt wohl!«

Ohne zu antworten, nahm sie den Ring und stieg in das Boot, welches sich vom Schiffe losmachte. Dieses verfolgte seinen Weg hinaus ins weite Meer, während das Boot sich aufs Neue den Scheeren nahte. Das trauernde Mädchen glaubte sich schon aus dem Gesichtskreise des Fahrzeuges, als sie ihren Thränen freien Lauf ließ — sie ahnte nicht, daß der Unglückliche am Bord desselben sie durch ein Fernrohr beobachtete und es ganz deutlich sah, wie sie mit einem Schauder seinen Ring ins Meer warf.

– E n d e –

# Der Lumpensammler von Paris.

Eine wahre Geschichte.

Sonntag, den 30. März 1862.

**D**ie Straßen im Faubourg Saint-Marceau sind begreiflich der kümmerlichen Art; auch in den breiteren passiert selten ein Fiaker und eine herrschaftliche Equipage ist wohl seit Menschengedenken nicht dort gewesen. Kleine Handwagen dagegen in Menge, meist von Kindern gezogen und mit schmutzigen Lumpen, Lappen und Fetzen, mit Papier, Knochen jenen unnennbaren tausendfachen Unrat angefüllt, die die Pariser Morgens und Abends vor ihre Haustür werfen, und den eben die Chiffonniers zusammenlesen, bevor sie den Rest den Gassenkammerwagen überlassen. Die Wohnungen der Lumpensammler sind vollends unbeschreiblich; in den meist großen, aber zerfallenen Häusern wohnen oft zwanzig, dreißig Familien beisammen, neben, über, unter einander, ja, aufeinander möchte man fast sagen: denn jedes Plätzchen ist bei der hohen Miete (die Mieten sind auch im Faubourg Saint-Marceau hoch!) viel Geld wert, und darf nicht unbenutzt gelassen werden. Daher in allen Höfen, in allen Gängen und Treppen, bis hinein in die niedrigen Zimmer alles vollgepfropft mit Bündeln und Päckchen, welche die Ausbeute der täglichen Exkursionen enthalten, bis allwöchentlich, in der Regel am Samstag, die Zwischenhändler kommen, um die verschiedenen »Waren« zu holen und die großen Niederlagen abzuliefern. Vorher wird dann noch alles ausgekrant und aufs neue sortiert und darüber gehandelt und gefeilscht. Dazwischen buchstäblich unter Lumpen und auf Lumpen, sitzt wohl die Mutter, ein mageres, elendes Weib, mit einem Säugling an der welken Brust; weiterhin an einem

zerbrochenen Tische die anderen Kinder, bettelhaft schmutzig. Sie zanken sich um die Reste des Frühstücks, das aus dem ewigen »Fricot« besteht, einem namenlosen Gerichte, das schon mehrere Gäste gesehen hat, bevor es in diese Gegend gekommen . . . Der Vater schließt unterdes, beim Marchand de Vins gegenüber, den Handel ab, streitet, flucht und schwört und trinkt dabei einen Schnaps nach dem andern — genug, genug und vorüber, denn schon die Gerüche sind schrecklich und überwältigend. Hätten Sie auch ein ganzes Flacon Violette de Parme — des feinste Parfüm der vornehmen Welt — es würde Ihnen zu nichts helfen, mein Fräulein; Sie mussten zu englischen Salz oder gar zu Chloroform Ihre Zuflucht nehmen. Auch ist das obige Bild, obwohl in nichts übertrieben, doch nur ein allgemeines; es gibt auch andere Haushaltungen bei den Chiffonniers, die einen menschlicheren Anstrich haben, und in eine von diesen wollen wir uns jetzt begeben. Nehmen Sie aber Ihr Flacon immerhin mit, verehrteste; schaden kann es nicht.

In der Rue du Panier Nr. 7 wohnte noch im vorigen Jahre der alte Père Marteau mit seiner Frau und seiner Tochter; er hatte sogar eine Magd, ein unerhörter Luxus unter jenen Leuten; der Alte gab sie aber für eine Verwandte aus, die er aus Barmherzigkeit an sich genommen. Der Père Marteau war nur ein Lumpensammler nichts weiter, aber er trieb die Sache im Großen. Dreißig Jahre lang war er täglich mit seinem Korbe und seinem Spitzhacken durch die Straßen von Paris gezogen, hatte Millionen von Kehr- und Unrathaufen durchwühlt und durchstöbert, und alles Gefundene ins Nest geschleppt, verkauft und verhandelt, und im Stillen spekuliert und allerlei Geschäfte gemacht. Seit dem sechsten Jahre stand er auf eigenen Füßen. Vater und Mutter hat er nie gekannt; er fand sich eines Tages (das ist die erste Erinnerung seines Lebens!) auf der Straße unter Lumpensammlern und tat wie sie und sammelte. Ein Stück Brot und wenn es hochkommt, ein Stück Käse fand er schon für den Hunger; Geld gab er nicht aus, er sparte und scharfte zusammen. Sein robuster Körper widerstand allen Entbehrungen; Wind und Wetter konnten ihm nichts anhaben; wochenlang trug er seine durchnässten Kleider, bis sie auf seinem Leibe wieder trocken wurden; krank ist er in seinem Leben nicht gewesen. Vor der



großen Oper fand er einst ein kostbares Armband in Brillanten, gegen zehntausend Franken an Wert; es gehörte einer Fürstin Ligne. Er brachte es selbst zurück; er war damals zwanzig Jahre alt und ein schmucker Bursch. Die Fürstin ließ ihn vor sich kommen, dankte ihm, lobte seine Rechtschaffenheit und reichte ihm ein Fünfhundert-Franken-Billet als Belohnung. Der junge Marteau schlug es bescheiden aus: er habe nur seine Pflicht getan, das sei ihm genug. Die Fürstin schenkte ihm darauf einen Ring, den er als Andenken sorgfältig aufbewahrte und den er später . . . Doch wir wollen und nicht vorgreifen. —

Dreißig Jahre trieb, wie gesagt, unser Held sein Handwerk, ein Menschenalter lang; aber da er als kleines Kind angefangen, so war er erst sechsunddreißig Jahre alt, als er ans heiraten dachte. Eine Lebensgefährtin fand er leicht, zumal er im Geruche des »Reichtums« stand, so einfach er auch lebte, und so sehr er sich auch bemühte sein wachsendes Vermögen zu verbergen. Seine Frau brachte ihm ebenfalls eine kleine Mitgift zu und »führte die Bücher« der Lampenhandel des Père Marteau, wie er nach seiner Verheiratung überall genannt wurde, musste also schon bedeutend an Ausdehnung gewonnen haben. Vater und Mutter arbeiteten unverdrossen; sie hatten nur ein Kind, ein kleines Mädchen, aber sie hatten sich gegenseitig im Stillen gelobt, auf dies eine Kind Reichtum und Glück zu häufen, so viel sie nur immer vermochten.

Marie wuchs heran, spielte wohl hin und wieder mit den Kindern der Lumpensammler in der Nachbarschaft, lief auch in den Straßen umher wie die anderen, und sie ist auch in Ihrem Leben nicht ein einziges aufs Lampensammeln gegangen. Man nannte sie im Quartier die kleine Prinzessin, obwohl mehr im Scherz als Neid, da Jedermann das reizende Mädchen lieb hatte. Auch in die Schule ging sie und lernte lesen und schreiben und als sie sich zum Religionsunterricht bei dem Pfarrer von Saint Marceau einstellte, wunderte sich der gute Mann über die »ungewöhnlichen Kenntnisse« seines Beichtkinds.

In der Februar-Revolution machte Vater Marteau einen coup de maître, wie man hier an der Börse eine gewagte und glückliche Spekulation heißt: er kaufte vierprozentige Renten, als sie so niedrig standen, daß sie fast umsonst zu haben waren, behielt sie

anderthalb Jahre lang (er konnte ja warten und zusehen) und verkaufte sie alsdann unter der Präsidentschaft mit außerordentlichem Profit. Dabei blieb er immer der Chiffonnier, der er war. Allerdings ging er nicht mehr selbst aufs Lumpensammeln; aber er trieb den Lumpenhandel nach wie vor, zahlte gute Preise, stand im Rufe eines rechtlichen Mannes und vergrößerte seine Magazine unmerklich mit jedem Jahre. Schon gehörte ihm das ganze große Haus, in welchem er mit seiner Familie nur das untere Stockwerk bewohnte, aber die Mietsleute wussten es nicht, denn die Geschäfte gingen durch einen unbekanntem Dritten. Das Haus hatte zwei Höfe, deren erster dergestalt von Lumpen und ähnlichen Unrat angefüllt war, daß man nur schwer in den zweiten hineingelangen konnte. Der Vater hatte sein Geschäftszimmer vorn nach der Straße hin. Im zweiten Hofe nach hinten wohnte die Mutter mit der Tochter. Hier sah alles anders aus: der Hofraum war in einen zierlichen Garten verwandelt und Rosen, Jasmin und Flieder gediehen dort, so gut es die hohen Mauern und die kärgliche Sonne gestatteten. Die Zimmer der Frauen waren vollends ein unerhörtes Wunder für das dortige Quartier: blanke Fensterscheiben, weiße Vorhänge, saubere Tapeten, bunte Teppiche und Mahagonimöbeln, Pendulen, ein Piano, auf welchem Marie sogar ganz artig zu spielen wusste, Bilder in Goldrahmen an den Wänden . . . Man erzählte sich das alles kopfschüttelnd in der Nachbarschaft; die Wenigsten wollten es glauben, aber einige Neugierige hatten es mit eigenen Augen gesehen und versicherten, es sei wirklich wahr, und »bei Rothschilds in Paris« könnte es unmöglich schöner sein. Vater Marteau ließ die Leute schwatzen, ging aber stets, wenn er eine freie Stunde hatte, hinüber zu seiner Tochter, wusch sich auch die Hände vorher, ließ sich dann von Ihr einen Straußischen Walzer vorspielen, und wenn er bei guter Laune war, so rief er oft ganz vergnügt: »sag nur, was Du haben willst, Marie; für Dich ist mir nichts zu teuer, ich kauf es Dir gern.« Marie sagte nichts und bekam so stets am meisten.—

Eine schöne duftende Blume mag aber noch so versteckt auf der Wiese oder im Talgrund stehen, endlich findet sie doch ein Schmetterling, der sie entdeckt hat, der sie tändelnd umgaukelt, Ihr Liebesworte zuflüstert und Ihr schwört, sie sei die schönste

Blume der ganzen weiten Flur. O über die leichtfertigen Schmetterlinge! So fand auch Marie den ihrigen Gott weiß, wo und wie; genug, sie fand ihn, und zwar in Gestalt eines eleganten, höflichen jungen Mannes aus der Rue Montmartre.

Hier aber müssen wir nach den Regeln der Novellistik ein neues Capitel beginnen, jetzt, wo der »Held« auf die Bühne tritt, nachdem wir bereits die Heldin« unsern Lesern vorgeführt.

Charles Dubois, um ganz ehrbar anzufangen, war der einzige Sohn eines angesehenen Modewaarenhändlers in der Rue Montmartre; wir sagen angesehen, denn die Dubois'schen Magazine waren groß und gefüllt, noch dazu in einem der teuersten Quartiere von Paris. Dreißig, vierzig Commis und Lehrlinge: Ebenda glänzend erleuchtet und fast täglich hielten mehrere elegante Equipagen vor dem Eingange.

Dabei war aber Monsieur Dubois noch immer kein reicher Mann; sein Vermögen steckte eben in seinem Geschäfte, daß er erst seit zehn Jahren auf eigene Rechnung führte, wenn noch nicht völlig mit eigenen Capitalien, denn der Betrieb eines Pariser Mode-Magazins erfordert große Summen. Dabei musste die Familie Dubois gewissermaßen ein Haus machen; eine elegante Wohnung war unumgänglich notwendig.

Madame Dubois »empfing« im Winter allwöchentlich einmal; man machte Musik und tanzte; hier und da auch ein Diner für die Geschäftsfreunde des Mannes; im Sommer ein kleines Landhaus in Asnières oder Montmorency — das war alles, wie gesagt, »unumgänglich notwendig um dem Hause in der kommerziellen Welt das erforderliche »Relief« zu geben; denn in Paris geht und richtet die Menge nur nach dem Äußeren Schein. Ein derartiges, immer noch sehr »einfaches« Hauswesen kostet aber hierzulande sechzehn bis zwanzig tausend Franken jährlich, ein Aufwand, der nur mit genauer Noth durch den Verdienst im Geschäfte, nach Abzug aller Kosten gedeckt werden konnte. Doch auf diese Weise leben in Paris Tausende von Kaufmanns-Familien und sind ganz glücklich dabei; ohnehin lebt auch der Pariser mehr für die Gegenwart als für die Zukunft, von der man in Frankreich ja nie weiß, was sie bringt.

Charles Dubois war Commis in dem Geschäfte seines Vaters und die Eltern hegten bereits ein hübsches Heiratsprojekt mit

einer befreundeten Familie, wobei das Dubois'sche Geschäft nur profitieren konnte. Charles selbst war ein gut erzogener Mann, d. h. in dem Sinne wie man »bien élevé« zu verstehen hat: er hatte hinreichende Schulbildung genossen, ohne dabei je ein Lumen gewesen zu sein; er verstand Musik und tanzte recht hübsch, kleidete sich mit Geschmack, ging ins Theater und ritt ins Bois de Boulogne, so oft es seine leider stets zu beschränkten Mittel erlaubten. Aber die Mutter, natürlich was er Ihr bevorzugten Lieblingskind, steckte ihm manchen Thaler heimlich zu, den sie an Ihrem Hausstandsgelde zu erübrigen wusste. Summa Sumarum: Charles war ein ehrlicher guter Junge und jedenfalls hundertmal besser als Tausende seines Gleichen, was vielleicht nicht viel sagt, aber dann doch auch nicht negativ ist.

Seit einiger Zeit (neues Kapitel) bemerkte Madame Dubois eine auffallende Veränderung in dem Wesen und Betragen Ihres Sohnes: er war zerstreut, verlegen, wich den besorgten Fragen aus, die seine Mutter an ihn richtete, schaute bei Tische starr vor sich hin und aß nicht, redete laut mit sich selbst, wenn er allein auf seinem Zimmer war, kurz, ein Thun und Treiben, wie es Madame Dubois, wenn auch nicht aus eigener Erfahrung so doch aus allen Romanen und Feuilletons zur Genüge kannte. Der Vater, zu sehr von seinen Geschäften in Anspruch genommen, merkte Anfangs nichts, bis ihn endlich seine besorgte Gattin aufmerksam machte. Papa Dubois lachte und sagte: »Was sollt es großes sein! Er wird sich irgendwo verliebt haben, wie alle jungen Leute; *cala se passera*.«

Als aber Charles immer einsilbiger und verschlossener wurde, als er anfang seine Rechnungsbücher zu vernachlässigen und auf die Ermahnungen und Fragen seines Vaters ausweichend oder auch gar nicht antwortete, als er endlich fast allabendlich ohne weiter ein Wort zu sagen, aus und davon ging: der wurde auch der alte Dubois seinerseits ungeduldig und unruhig. Er zog den Buchhalter ins Vertrauen und beauftragte diesen, seinem Sohne auf jenen heimlichen Gängen zu folgen. Der Buchhalter brachte auch bald die Nachricht zurück: Monsieur Charles nehme jeden Abend den Omnibus von Montmartre und steige am Place Maubert aus, von da ginge er ins Quartier Saint Marceau, durch verschiedene Straßen und Gassen, bis in die Rue du Panier und

verschwände in dem Hause Nr. 7. Man sieht, der Buchhalter hatte seine delikate Mission getreu und genau erfüllt.

Papa Dubois machte große Augen und seine Frau noch größere. Wer wohnte, in jenem Hause? Im Pariser Adresskalender waren nun die Hauptstraßen jenes Quartiers verzeichnet und noch dazu unvollständig. Es wohnten ja nur Lumpensammler dort und der Buchhalter hatte bestimmt versichert, daß das große Haus Nr. 7 in der Rue du Panier ebenfalls von oben bis unten von Chiffonniers bewohnt wäre. Madame Dubois erschrak bei dem bloßen Gedanken daß Ihr Sohn, dieser feine, wohlerzogene junge Mann, eine ernsthafte »liaison« unter seinem Stande haben könnte, — er, die Hoffnung der Familie, für dessen Zukunft sie bereits so schöne Projekte gemacht hatte. Eine Lumpenhändler-Liebschaft! Denn wenn auch das Wort Chiffonnier ganz hübsch klingt, so war doch die Realität eine und dieselbe: eine Mesalliance der traurigsten Sorte. Unmöglich konnte Charles sich so weit vergessen . . . um nicht wegwerfen zu sagen.

Während noch Vater und Mutter sorgenvoll miteinander berieten, wie der gordische Knoten am passendsten zu lösen oder zu zerhauen sei, kam die Entwicklung und Auflösung der schrecklichen Geschichte ganz natürlich und wie von selbst, der alte Marceau klopfte eines Morgens bei Monsieur Dubois an.

Die Sache war natürlich so. Charles hatte es dahin gebracht (wohin bringt es ein Verliebter nicht!) die Erwählte seines Herzens besuchen zu dürfen. Die Mutter, eine rechtschaffene, gute Frau, hatte gern die Erlaubnis dazu gegeben, etwas voreilig vielleicht; aber der junge Mann war so anständig und bescheiden, so zurückhaltend und doch zugleich so — so . . . verliebt mit einem Wort und Fräulein Marie schien so aufrichtiges Gefallen an ihm zu finden. Dabei ging alles in Ehren zu — kurz, Monsieur Charles war schon ein täglicher, gern gesehener Gast im zweiten Hofe der Rue du Panier Nr. 7, bevor der alte Marteau das geringste merkte. Er war auch gerade in jener Zeit häufig abwesend von Paris, manchmal acht Tage lang und länger; denn er hatte bei Pontoise, wieder ganz in der Stille einen Meierhof gekauft, den er einrichten musste. Endlich erfuhr er denn aber doch den Roman im Hinterhause.

Als einfache schlichte Natur machte unser père Marteau nicht viel Umstände und ging direkt auf das Ziel los. Er machte auch seiner Frau keine Vorwürfe und noch weniger seiner Tochter. Wozu das auch? Nur als sich Monsieur Charles am nächsten Abend wie gewöhnlich einstellte, wurde er nicht von den beiden Frauen, sondern von dem Vater empfangen. Der Alte sagte dem jungen Manne ganz höflich, aber sehr bestimmt seine Meinung. Charles indes ließ ihn nicht einmal ausreden, sondern entgegnete seinerseits, wie er sich sehr freue, daß es endlich zu einer Erklärung komme; er liebe »Fräulein Marie« mehr als er sagen könne, und habe die ehrlichsten Absichten von der Welt. Er sei der und der, sein Vater wohne da und da, habe ein großes Geschäft, er sei der einzige Sohn und sein höchster Wunsch auf bei Welt, Fräulein Marie als seine Gattin heimzuführen.

Diese offene Erklärung, die auch eben so offen gemeint war, übte auf den alten Marteau den günstigsten Einfluss. Der junge Mann schien ihm als künftiger Schwiegersohn zu gefallen und er wurde nachgiebig und freundlich. Dabei war er aber doch auch Diplomat nach seiner Weise, er ließ daher seine Zufriedenheit nicht allzu sehr merken, antwortete, er werde die Sache mit seiner Frau überlegen, und bat schließlich den Antragsteller, seine Besuche vor der Hand nicht fortzusetzen. Der arme Charles musste sich fügen, aber er ging doch um eine große Hoffnung reicher nach Hause.

Der alte Marteau konnte kaum den folgenden Tag abwarten, um Licht in der Sache zu bekommen. Zuerst erkundigte er sich unter der Hand nach der Familie Dubois: es verhielt sich alles so, wie Charles gesagt hatte. Monsieur Dubois war ein angesehener Kaufmann in der Rue Montmartre. Manche sagten, er sei gerade ein reicher Mann, was man schon an dem Aufwand in seinem Hauswesen sehen könne. Andere sagten, er verdiene gut, verzehre aber so ziemlich, was er verdiene, Madame Dubois sei eine vornehme, stolze Dame u.s.w. kurz, unser Père Marteau erfuhr, was er wissen wollte.

Am nächsten Morgen klopfte er bei Monsieur Dubois an. Er war einfach, aber sauber gekleidet, trug jedoch die traditionelle blaue Jacke und die schwarze Mütze; Rock und Hut hatte er für diesmal noch zu Hause gelassen. Der Père Marteau war wie gesagt ein

Diplomat. Wie er so durch das lange, prächtig ausgestattete Magazin ging und an den Commis vorüber, die sämtlich, denn so will es die Sitte fein frisiert waren, und weiße Krawatten trugen, schauten ihn die meisten neugierig und lachend nach und wunderten sich über diesen Besuch; denn der Alte hatte mit klarer Stimme »Monsieur Dubois« verlangt, und der Buchhalter führte ihn in das Kabinett des Herrn. Charles hatte den Alten ebenfalls gesehen, aber nicht von seinem Pult aufzublicken gewagt, vor Angst und vor Freude.

Der Lumpensammler (nennen wir ihn nur dreist einmal so, schon des Contrastes wegen) — der Lumpensammler blieb auch jetzt, wo er dem Monsieur Dubois gegenüber saß, ehe sich dieser überhaupt den Grund des seltsamen Besuches erklären konnte, seiner Taktik getreu. Er sagte ohne alle Präliminarien, er sei der Père Marteau aus dem Faubourg Saint Marceau, Rue bu Panier Nr. 7; Monsieur Charles habe seine Tochter Marie kennengelernt und wolle sie heiraten. Er, Père Marteau habe persönlich nichts weiter dagegen auch seine Frau nicht, sie fühlten sich sogar durch den Antrag geehrt, aber sie möchten denn auch wissen, was da sei, und ob Herr und Madame Dubois dächten wie Monsieur Charles . . . und — deshalb sei er gekommen.

Das Erstaunen des alten Dubois kann man sich leicht vorstellen: das Kind eines Lumpensammlers zur Schwiegertochter und der Lumpensammler selbst hier, in seinem Kabinet, der sie ihm antrug für seinen Sohn. Das war ja die verkehrte Welt von Anfang bis zu Ende. Dennoch imponierte ihn dieser »Lumpensammler« das intelligent, offene Gesicht, die klugen, geistvollen Augen, das anständige, sichere Benehmen des alten Mannes, die Wohlhabenheit die selbst aus seinem schlichten Anzuge sprach . . . aber ein Chiffonnier, und er Gaspard François Dubois, der täglich an die Börse ging und des Abends in den cercle de commerce, der Magistrats-Personen zur Tafel lud, und dessen Frau . . . doch an Madame Dubois wagte er nicht zu denken.

Der alte Marteau wartete auf Antwort und Monsieur Dubois hatte nicht den Mut ihm geradezu die Türe zu weisen. Er nahm die Sache scheinbar von der scherzhaften Seite und sagte lächelnd: der Antrag sei doch gar zu sonderbar und in einer

kleinen Liebschaft seines Sohnes sehe er für sich, den Vater, noch keineswegs die Verpflichtung, dieselbe durch eine Heirat zu legitimieren.

Der Lumpenhändler blieb ganz ruhig und sagte gleichgültig und wie im Vorbeigehen: »Mich dauern nur die beiden Kinder, die sich sehr lieb haben, wie es scheint. Meine Marie ist gut erzogen, sie ist mein einziges Kind und Erbin meines ganzen Vermögens.« — Monsieur Dubois spitzte unwillkürlich die Ohren. — »Fünzig Jahre hab' ich mir's sauer werden lassen«, fuhr der alte Mann fort, »und soll nun nicht einmal den Trost haben, mein Kind glücklich zu sehen.«

»Um Gotteswillen«, fuhr Monsieur Dubois heraus, dem endlich die Geduld riss, »bedenken Sie doch nur den Standesunterschied, meine Stellung in der Welt, meine Familie und . . . « Er hielt inne, um nicht den Alten zu verletzen, der ihm, wie gesagt, trotz allem imponierte.

»Vollenden Sie nur«, rief Pére Marteau heftig, »Sie wollen sagen: ich der Lumpensammler, nicht wahr? Nun meinerwegen, Sie können recht haben; aber mein Vermögen ist redlich verdient, und in unserer Zeit gleicht ja das Gelb so vieles aus.«

»Das wohl«, entgegnete Monsieur Dubois, um doch etwas zu sagen, und der dabei neugierig war, was denn der Chiffonnier eigentlich unter »Vermögen« verstand.

Dieser zog eine Brieftasche aus seiner blauen Jacke und fuhr in demselben ruhigen Tone fort: »Hunderttausend Franken gebe ich meiner Marie bar mit; meine Häuser in der Rue du Panier sind reichlich ebenso viel wert und was sie einbringen, gebe ich meiner Tochter ebenfalls, ich kann's Gottlob entbehren, denn mir bleiben noch außerdem gegen zwölftausend Franken Renten.« Er hatte bei den letzten Worten aus der Brieftasche einen dicken Pack Banknoten hervorgeholt, lauter Tausendfrankenbillets, es konnten Ihrer leicht hundert sein. Das geübte Auge des Kaufmannes erkannte dies sofort; aber dieser eine Blick war auch alles, was Monsieur Dubois vermochte. Ihn schwindelte; er saß sprachlos in seinem Fauteuil und hielt die Hand vor die Augen . . . Die Tochter des Chiffonniers war über eine halbe Millionen Franken wert!

Der alte Marteau war aufgestanden und ging, die Hände auf dem Rücken, im Kabinette, umher, sah sich die Kupferstiche an,



die Pendüle und die Kandelaber — die Banknoten hatte er auf dem Schreibtische liegen lassen. Er wartete auf Antwort: aber Monsieur Dubois antwortete nicht.

Nach einer langen Pause begann bei Chiffonnier von neuem, aber diesmal in weit ernsthafterem Tone. »Für mich selbst, Monsieur Dubois, das bitt' ich mir zu glauben, hätte ich nie diesen Schritt getan, niemals! Wir »Lumpensammler« haben auch unsern Stolz und wer nichts von uns wissen will, den lassen wir laufen und kümmern uns nicht um ihn. Aber für meine Marie ist es etwas anderes, da kann ich mich schon ein wenig bücken und nachgeben.«

»Mein bester Herr Marteau«, unterbrach ihn Monsieur Dubois, der endlich wieder zur Besinnung gekommen war und bei dem sich der Kaufmann noch mehr als der Vater Luft machte, »wer hat Sie denn beleidigen wollen und wer spricht von Bücken? Überrascht haben Sie mich, mein bester Herr Marteau, das ist alles. Sie haben recht, vollkommen Recht: das Gelb gleicht heutzutage vieles aus; und nun, da ich Ihre Verhältnisse kenne, danke ich Ihnen für den Antrag, muss mich aber doch wohl mit meiner Frau beraten.«

»Die Antwort schicken Sie mir als dann wohl durch Ihren Charles«, erwiderte der Lumpensammler mit treuherzigen Lächeln und beurlaubte sich. Die Banknoten ließ er auch jetzt wieder, wie unabsichtlich auf der Schreibfläche liegen.

Monsieur Dubois begleitete den Mann in der blauen Jacke und der schwarzen Mütze zuvorkommend und höflich durch das lange Magazin bis an die Hausthür und nahm dort mit einem herzlichen Händedruck Abschied von ihm . . . Ja, ja, das Geld gleicht vieles aus! . . . Waren die Commis schon erst erstaunt gewesen, so waren sie es jetzt vollends. Nur der Buchhalter sagte nichts: er wusste, was die Glocke geschlagen hatte.

Monsieur Dubois ging an dem Pulte seines Sohnes vorüber, klopfte ihm leise auf die Schulter und sagte mit ungemein freundlicher Stimme: »Viens, mon enfant, j'ai á te parler« und Charles folgte dem Vater und Vater und Sohn erschienen auch an jenem Tage nicht wieder im Magazin; aber oben im Salon bei Madame Dubois gab es eine lange ernste Unterhaltung, bei welcher wir freilich nicht zugegen waren, aber deren Gegenstand

wir trotzdem leicht erraten können. Madame Dubois war eine Frau von äußerst strengen gesellschaftlichen Grundsätzen und es gehörte die ganze Überredungskraft des Vaters dazu und die Versicherung des Sohnes, daß die Lampensammlertochter ein wahrer Ausbund sei an Schönheit und Liebenswürdigkeit, um die Einwilligung der Mutter zu erlangen. Der Vater der Madame Dubois war Metzgermeister in Orleans gewesen; er hatte auch früher ein hübsches Vermögen besessen, aber unter der Februar Republik schlechte Geschäfte und sogar Bankrott gemacht . . . Doch das nur nebenbei; Herr und Madame Dubois sprachen nicht gern davon. Kurz, noch an demselben Abend erschien Charles in der Rue du Panier Nr. 7, übergelukkig, mit einem großen Boquet von weißen Kamelien und großen Rosenknospen (der Verlobungsstrauß nach Pariser Sitte.) daß der Botschafter gut aufgenommen wurde, läßt sich denken. Charles überreichte auch dem alten Marteau ganz ernsthaft die Bankbillets, die dieser in dem Kabinett seines Vaters »Vergessen« hatte. Der Alte nahm sie lächelnd und gab sie sofort seiner Tochter als »Abschlagszahlung auf die Aussteuer«, wie er sagte. »Vergessen hatte er sie übrigens nicht bei Monsieur Dubois: es war einfach die Visitenkarte des Lumpensammlers, die er zurückgelassen.

Damit könnte nun eigentlich die Geschichte aus sein, die ohnehin lang genug geworden ist; denn was nun noch kommt, kann der Leser ohne große Mühe selbst hinzusetzen. Aber das Beste würde dann fehlen, was freilich der Leser unmöglich wissen kann; wir fahren also fort und erzählen auch noch den Schluss. Die üblichen Visiten wurden gegenseitig gemacht und alles lief gut und nach Wunsch ab. Madame Dubois hatte allerdings einiges Herzklopfen bei der ersten Vorstellung der zukünftigen Schwiegereltern in Ihren Solons . . . die Gesellschaft war zahlreich und gewählt, reiche Kaufleute des Quartiers, Advokaten vom kaiserlichen Gerichtshofe, sogar ein Staatsrat mit seiner Gemahlin — alles »befreundete Familien« und »intime Bekannte« . . . Aber all diese Herren und Damen, die durch die allzeit geschäftige Fama bereits von dem »interessantesten Ereignis« unterrichtet waren, fanden die Sache ganz natürlich und manche mochten wohl gar im Stillen die Dubois um Ihr Glück beneiden. Páre

Marteau benahm sich vortrefflich und war trotz seines Frack und seinen Glacehandschuhen nicht im Geringsten verlegen. Er sprach mit den älteren Herrn der Gesellschaft über hunderterlei Dinge aus der Geschäfts- und Handelswelt, zeigte Verstand und Kenntnisse, und sein treuherziges, offenes Wesen gewann ihm alle Gemüter. Madame Marteau machte bei den Damen gleiches Glück. Man hatte freilich an Ihrer Toilette mancherlei auszusetzen, aber dem war leicht abzuhelfen; denn im Dubois'schen Magazin fand sich ja stets das Allerneueste, und Allermodernste und Ihr, der zukünftigen Schwiegermutter, ließ man natürlich alles zum Einkaufspreis . . . Fräulein Marie endlich bezauberte selbstverständlich alle Herzen. Sie war auch wirklich eine reizende Erscheinung diese Lampensammlertochter und dabei so ungezwungen und frei, wie wenn sie in der feinen Welt, wo sie doch jetzt zum ersten Male erschien, geboren und erzogen wäre. Sie tanzte vortrefflich und wurde so häufig und so lebhaft engagiert, daß Charles ganz eifersüchtig wurde und daß der alle Marteau Ihr mit dem Finger drohte und sie warnte, des Guten nicht zu viel zu tun. Monsieur Dubois hatte also gar nicht nötig, an jenem Abend so viel von der Gleichheit der Menschen, von der Ehrenhaftigkeit aller Stände und von den Vorurteilen der Privilegierten zu sprechen und auch nicht davon, daß das Geld so vieles ausmache, und was der bekannten Gemeinplätze mehr waren. Er tat es aber, noch, denn er hatte es seiner Frau versprochen, die sich, obwohl im Geheimen der neuen Verwandtschaft aus guten Gründen herzlich zugetan, doch einer gewissen Furcht nicht erwehren konnte, die Marteau's möchten irgend eine gaucherie oder sottise begehen.

Alles lief aber nach Wunsch ab und als auch Monsieur und Madame Dubois von Ihrem Gegenbesuche in der Rue du Panier Nr. 7 ganz befriedigt nach Hause gekommen waren, konnte man daran denken, die Hochzeit des Paares festzusetzen.

Dem kirchlichen Akte geht in Frankreich der Civilakt vorher und diesem die sogenannte »signature du contrat« eine Vereinigung beider Familien und der nächsten Verwandten, wo die Vermögens- und Erbschaftsverhältnisse, die Mitgift, Aussteuer u. s. w. vor einem Notar besprochen und geregelt werden. Wenigstens ist dies bei allen vornehmen Heiraten der Fall und

daß die in Reden stehende Heirat eine vornehme war, wissen mir bereits, da wir die Mitgift der Braut kennen. Vornehm und reich ist in Paris und wohl sonst in der Welt, längst ein und dasselbe; je reicher, desto vornehmer.

Der alte Marteau überließ es den Eltern seines Schwiegersohnes, den wichtigen Tag zu fixieren; Charles selbst drängte begreiflich am meisten und schlug morgen aber übermorgen vor, aber Monsieur Dubois verlangte unter allerlei Vorwänden Aufschub von einer Woche zur andern.

Das Ding hatte nämlich einen schlimmen Haken. Der Lumpensammler, der nun schon seit längerer Zeit ein bekannter und gern gesehener Gast im Kabinette des Herrn Dubois war, hatte eines Tages, wie sich das übrigens von selbst verstand, den Kaufmann nach seinen Plänen in Bezug auf seinen Sohn gefragt und nebenbei auch nach dem Heiratsgut. Papa Dubois hatte ausweichend geantwortet und gemeint, vor der Hand blieb Charles wohl noch in seinem Geschäfte, in das er ja als Kompagnon eintreten könne, wodurch sich alsdann die kitzlige Frage der Mitgift von selbst erledigte. Aber das gefiel dem alten Marteau nicht, der seinen Schwiegersohn selbstständig etabliert sehen wollte, und z. B. den Ankauf einer Tuchfabrik in der Nähe von Paris vorschlug. Für zweimal hunderttausend Franken stand gerade eine solche Fabrik in Pantin zu verkaufen; es war ein vortreffliches Geschäft und da er, Père Marteau, seiner Tochter gegen dreimal hunderttausend Franken mitgab, so konnte ja Monsieur Dubois leicht jene Fabrik für seinen Sohn erstehen.

Als Monsieur Dubois auch wieder verlegen auswich, fragte ihn der Lumpensammler einfach nach der Summe, die er seinem Sohne mitzugeben gedenke, und nun musste der Kaufmann endlich mit der Sprache heraus. Er gestand, daß sein Vermögen mehr oder weniger in seinem Geschäfte stecke, daß er allerdings die Absicht habe, seinem Sohne hunderttausend Franken mitzugeben, dies aber wohl im Laufe des Jahres nicht könne, ohne sich selbst beträchtlich zu schaden, daß er aber doch hoffe, vielleicht die Hälfte . . . u. s. w.; der ehrliche Marteau erriet das Übrige leicht. Aber er hatte auch schon einen Ausweg gefunden und antwortete: »Hochzeit müssen wir nun einmal machen und das bald, denn unsere Kinder haben keine Lust, länger zu warten.

Setzen wir den Tag des Kontrakts auf nächsten Sonntag an und sorgen Sie bis dahin für die fünfzigtausend Franken, ich komplettiere alsdann die Summe aus meiner Tasche. Es sieht besser aus . . . vor der Welt, mon cher beau père, vor der Welt . . . wenn Sie Ihrem Sohne hunderttausend mitgeben. Die Tuchfabrik können wir trotzdem kaufen.«

Mit diesen Worten beurlaubte sich der Lumpensammler und ließ den armen Monsieur Dubois ganz beschämt zurück; denn, daß wir es nur gestehen, auch die fünfzigtausend Franken konnte er unmöglich in einigen Tagen schaffen.

Der Alte glaubt, daß alle Welt so reich ist wie er selbst«, murmelte der Kaufmann verdrießlich. »Er gibt fünfzigtausend Franken weg, wie unser Einer ein paar Louisd'or. Ein Chiffonnier!« — seufzend schloss er seinen Geldschrank auf und schlug in verschiedenen Büchern nach, keine zwanzigtausend Franken konnte er bis zum Sonntag an barem Gelde zusammenbringen. Dennoch waren die Einladungen ergangen, da man sich doch nicht durch eine weitere Zögerung kompromittieren konnte; vielleicht fand sich auch noch ein Ausweg bis dahin.

Am Sonnabend klopfte der Lumpensammler wieder an. Er hatte bereits oben bei Madame Dubois einen Besuch gemacht, sich aber bald beurlaubt, um sie nicht in Ihren Vorbereitungen zu stören. Im großen Salon wurden die Überzüge von den rotseidenen Möbeln abgezogen; man steckte Kerzen auf die Kandelaber und Wandleuchter. Ein Tapezierer war beschäftigt, reiche Bortière in den übrigen Zimmern aufzuhängen; die Domestiken putzten das Silbergeschirr, und Madame Dubois beriet mit dem Brautpaare den Küchenezettel; denn man wollte ein Abendessen geben, wie es seit einiger Zeit in Paris am jour du contract Mode geworden war. Charles und Marie sagten zu allem Ja, fanden alles vortrefflich und dachten dabei an sich selbst.

Père Marteau fand den Kaufmann in seinem Kabinett, der ihm mit verlegener Höflichkeit entgegenkam. Der Alte zog wieder sein Portefeuille heraus und legte fünfzigtausend Franken auf den Schreibtisch, aber auf seinem treuherzigen Gesichte stand ein großes Fragezeichen. Monsieur Dubois merkte dies wohl, aber wie ein mutiger Soldat wartete er nicht lange auf den Angriff, sondern ging der Gefahr, da er Ihr doch einmal nicht ausweichen

konnte, kühn entgegen und sagte, daß er allerdings gegen sechzehntausend zusammengebracht habe, daß er auf bedeutende ausstehende Summen gerechnet, die leider bis jetzt nicht eingegangen seien, und ähnliche derartige Entschuldigungen; dabei sah er so gedemütigt und beschämt aus, daß man wirklich Mitleid mit ihm haben musste.

»Aber, cher beau-père«, rief der alte Marteau hastig und beinahe ärgerlich, »warum haben Sie mir nicht gleich gesagt, daß es Ihnen so schwerfallen würde, das Geld aufzutreiben. Ich hätte dann nicht auf meinem Vorschlage bestanden, und wir hätten die Sache anders arrangiert. Nun hab ich mit meiner Frau und meiner Tochter davon gesprochen; sie kennen die Summe. Meine Frau fand sogar hunderttausend Franken nicht sehr bedeutend . . . Die Frauen, Monsieur Dubois«, setzte er begütigend hinzu, als er sah, daß der Kaufmann feuerrot wurde, »die Frauen haben ja immer zu mäkeln und zu raisonniren . . . zurückkönnen wir aber nicht mehr. Zum Glück habe ich auch an diese neue Eventualität gedacht und, noch weitere fünfzigtausend Franken eingesteckt, so daß wir die hunderttausend Franken nun doch beisammen haben. Aber die Sache bleibt unter uns und unsere Frauen brauchen nichts davon zu wissen.«

Bei diesen Worten holte der Alte ein zweites Paket Banknoten hervor und legte es aus das erste.

Statt aller Antwort fiel ihm Monsieur Dubois um den Hals und umarmte ihn von Herzen, und zwar zum erstere Male. Die alberne Scheidewand war endlich zwischen ihnen gefallen und beide Männer unterhielten sich nun vertraulich und ohne Rückhalt wie zwei Freunde, die sie jetzt auch wirklich waren.

»Nur reinen Wein einschenken, beau père«, rief der alte Marteau lachend, »mehr will ich nicht, denn alles lässt sich in der Welt arrangieren; nur reinen Wein! Man gießt uns ohnehin seit Jahren so viel Wasser hinein. Die Tuchfabrik kaufen wir trotz alledem noch.«

Alsdann gingen sie zu den Damen hinauf.

\*

\*

\*

Damit ist die Geschichte wirklich aus; denn alles Weitere nahm auch hier seinen fröhlichen, schönen Verlauf, wie immer bei solchen Gelegenheiten.

Am Morgen vor der Trauung gab der alte Marteau seiner Tochter einen Ring, den sie bei der heiligen Handlung Ihrem Gatten als Trauring überreichen sollte. Es war ein schlichter, massiver Reif aus mattem Golde, mit zwei kleinen Türkisen. Die Leserin kennt den Ring bereits: es war derselbe, den die Fürstin Ligne damals dem jungen Marteau geschenkt.

»Ich weiß nicht«, sagte der Lumpensammler gerührt, »aber ich glaube fast, der Ring hat mir Glück gebracht; von jenem Augenblicke an ist mir Alles nach Wunsch geraten.«

Das wollte der bescheidene Mann nicht hinzufügen, daß er eben durch Rechtschaffenheit Fleiß und Energie dahin gelangt war.

Am Hochzeitstage war große Tafel und Ball im Dubois'schen Hause. Der alte Marteau lud beim Nachtschisch das junge Ehepaar und die Schwiegereltern für den nächsten Frühling auf seinen Meierhof in Pontoise, den er durch Ankauf einer Mühle vergrößert hatte, und wohin er sich auf seine alten Tage mit seiner Frau zurückziehen wollte. Monsieur Dubois stieß seine Gattin an und sagte leise: »Mir, wird wirklich ganz bange, vor diesem Schwiegervater; nun wieder einen Meierhof und eine Mühle. Nächstens wird er noch ein Landgut und ein Schloss dazu kaufen. Das nenn' ich mir noch einen Chiffonnier!«

– E n d e –

# Ein Märchen aus dem Harze.

Sonntag, den 2. Februar 1862.

**E**s mögen nun 70 oder 80 Jahre sein, da kamen zwei junge Burschen, so wie sie sind, Schüler oder Studenten, in das Dorf Schierke, das unter dem Brocken liegt. Es war der hl. Silvesterabend, so um 8 Uhr, da traten sie in die Stube.

»Guten Abend, Herr Wirt!« sagten sie: »Könnten mir wohl heute Nacht hier bleiben?«

Der Wirt sagte:

»Meine jungen Herren, Gelass hab ich nicht, das Haus ist eng und ich bin nicht dazu eingerichtet, aber heute Abend ist der hl. Silvesterabend, und da ist die ganze Nacht durch diese Stube hier hell und warm, und da könnt Ihr ja am Ofen sitzen.«

Da rückten sie Stühle an den Ofen und lehnten den Kopf an die Wand. Als es gegen Mitternacht ging, gegen elf Uhr, kamen Leute, Einer nach dem Andern, und setzten sich an die Tische, ließen sich zu trinken geben und steckten die Pfeifen an. Und so kamen Ihrer immer mehr, bis die Stube voll war von den Fenstern bis an den Ofen. Da saß der alte Großvater von 80 Jahren und um ihn die kleinen Kinder. Er sagte:

»Ach, nun bin ich achtzig Jahre alt und es ist wieder Silvesterabend — ach, was bin ich so traurig!«

Die jungen Herren, die auch am Ofen saßen, hörten das und fragten:

»Warum denn Großvater?«

»Ja«, sagte er, »auf dem Kapellenberge, der unter dem Brocken ist, wachsen in jeder Neujahrsnacht um die mitternächtliche Stunde drei weiße Blumen, und wenn man eine pflückt, ohne ein Wort zu sprechen, so kann man einen Wunsch



thun, der dann erfüllt wird. Seit meinen jungen Jahren schon habe ich mir vorgenommen, hinaus nach den Blumen zu gehen; aber Jahr um Jahr ist so hingegangen, und nun — bin ich alt zum Sterben und werde wohl nie mehr hinaufkommen — darum bin ich traurig.«

Da sahen sich die beiden jungen Herren an, standen auf und gingen zu dem Wirte.

»Herr Wirt«, sagten sie, »hier in der Stube wird es uns zu heiß, wir wollen noch einen Augenblick vor die Tür gehen; wenn die Leute erst fort sind, könnt Ihr uns ja eine Streu an den Ofen legen, dann wollen wir nach schlafen. Und wenn die Tür schon zu sein sollte, dann wollen wir sagen: die beiden Frankfurter sind da.«

Der Wirt sagte, es wäre gut, und sie gingen hinaus.

Da gingen sie den Weg an der Bode hinauf und zuletzt über das Eis und so in den Bald hinein und immer bergan. Keiner sprach ein Wort und es ward ihnen bang ums Herz. Der Mond schien ganz hell, die Tannen standen in Schnee und Eis und rührten sich nicht. — Sie mochten wohl eine Stunde gestiegen sein, da standen sie oben auf dem blanken Schneefelde. Es lehnte sich jeder an eine Tanne. Da schlug's unten im Thale Zwölf. Die Eisdecke blinkte und blankte und da war es, als schösse ein Strahl. Langsam hab sich aus dem Grunde und drei Spitzen glänzten heraus. Es wuchs, wuchs mit Blättern Stiel und Blüten; drei weiße Blumen, wie von Silber und Edelstein. Und wie sie ruhig auf dem blanken Grunde standen, da traten die Beiden mit schwerem Herzen heran und brach ab und steckte sie an die Brust — die andere verschwand und die zwei Burschen gingen bergab, bis sie zum Wirtshause kamen. Der Wirt war schon zu Bette gegangen. Er machte ihnen auf und sie legten sich auf die Streu am Ofen. Aber sie konnten nicht schlafen und Einer fragte den Andern:

»Was willst denn Du tun?«

Der eine sagte: »Ich will in das Ilsetal gehen und die Prinzessin Ilse sehen, die im Ilsestein wohnt.«

Der Andere sagte:

»Du Thor, das ist ja eine rechte Narrheit. Geh' mit mir; ich geh' ins Bodental nach der Didiamshöhle und will mir Schätze holen.«

»Nein«, sagte der der welcher ins Ilsetal wollte, »ich muss die liebe Prinzessin sehen, ich kann es nicht lassen.«

Und da trennten sie sich am frühen Morgen, der Eine zog hinunter nach Blankenburg zu ins Bodetal und der Andere hinauf ins Ilsetal. Es war schon spät am Nachmittage, dass die Sonne untergehen wollte, als er vor dem Ilsensteine angekommen war. Er besann sich nicht lange und schlug mit seiner Blume an den Felsen. »Wer stört mich in meiner Ruhe?« klang es traurig von innen heraus: »Was willst Du mich sehen? Geh hinunter nach der Didiamshöhle, da kannst Du Geld und Kleinodien gewinnen; wer aber mich sieht, der ist sein Lebenlang unglücklich.« — »Lass mich ein, lass mich ein!« rief der Wandersmann! »Ich muss Dich sehen, Du schöne, Du liebe Prinzessin!« Da ging der Felsen auseinander und er stand innen. Das war eine wunderbare Pracht! Tausend Lichter brannten, an den Wänden hingen seidene und samtene Tücher und Edelsteine und Gold dazwischen. In der Mitte stand ein goldener Thron und darauf saß die Prinzessin Ilse in strahlender Schönheit. In Ihrem braunen Haare lag ein Kranz von Tannenreis und weißen Rosen und Ihr Auge sah traurig auf den Boden. Der Wanderer stürzte hin und wollte Ihr ins Auge sehen. Da krachten die Felsen, es brach, es sank — und er stand wieder draußen, allein in der Winternacht, vor dem Ilsensteine und besann sich wie nach einem Traume. Traurig ging er weiter und sang leise vor sich hin und der Mond schien auf seinem einsamen Wege. Da begegnete er seinem Freunde; der kam aus dem Bodetal. Er schleppte schwere Säcke und hatte Hut und Taschen voll.

»Ich bin in der Didiamshöhle gewesen«, sagte er, »und der schwarze Zwerg hat mir gegeben, so viel ich wollte und tragen mocht. Wie ist es Dir denn ergangen?«

»Ach«, sagte der, »ich habe die Prinzessin Ilse gesehen und will jetzt einsam durchs Land ziehen.

»Willst Du nicht mit nach Frankfurt ziehen?«

»Nein«, grüße mir Alle daheim und lebe wohl.«

Da trennten sie sich.

So erzählte mein Führer. — und wer meinen Sie, dass diese Beiden gewesen wären? Der in der Didiamshöhle war, das war

Rothschild, und der die Prinzessin gesehen hatte, das war Göthe.

– E n d e –

# Ein fürchterlicher Kutscher.

von  
**Robert Treutzsch.**

Sonntag, den 29. Januar 1860.

In Petersburg muss man fahren, man mag wollen oder nicht. Die immense Ausdehnung der Stadt macht das für den Fremden wie für den Einheimischen unbedingt notwendig. Darum gibt es auch hier nicht weniger als sechstausend Droschkenkutscher. Die Mehrzahl derselben ist ein guter, braver Menschenschlag; dass aber bei einer solchen Menge auch etliche mitunter laufen, die in ihrem Wandel auf eine Fußreise nach Sibirien lossteuern, darf nicht verwundern.

An einem der Tage meines Aufenthaltes in der prächtigen Czaarenstadt hatte ich in ganz besonders reichem Maße die Iswoschtschiks — so nennt man die russischen Kutscher — in Anspruch genommen und ermüdet suchte ich endlich im Café chinois auf der Newski-Perspektive Ruhe und Erquickung. Im Gespräche mit einem freundlichen Herrn nahm ich in Bezug auf die heute vielfach gemachte Bekanntschaft mit den blond-bärtigen Iswoschtschiks Veranlassung, über diese Klasse der Petersburger Straßenmenschen nähere Aufschlüsse zu erhalten, und unter vielem anderen Interessanten erzählte mir mein zuvorkommender Tischnachbar auch folgende wunderbare Begebenheit:

Am Neujahrstage findet bekanntlich in den Sälen des Winterpalais eine große Maskerade statt, an welcher jeder anständig Gekleidete, vom Großwürdenträger des Reichs bis zum einfachsten Handwerker herab, ungehindert Teil nehmen darf. In den bunten Reihen bewegen sich dann frei und ohne alle

Zeremonie auch sämtliche Glieder der kaiserlichen Familie und freuen sich aus voller Seele des lebhaften Gewühls.

Ein junger Graf, der schon an mehreren Neujahrstagen durch seine originellen Maskenanzüge die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken wusste, hatte schon lange Zeit vor dem wieder bevorstehenden Neujahrsfeste über ein neues interessantes Kostüm nachgedacht, und endlich kam er auf die wundersame Idee, als *Teufel* zu erscheinen. Der langersehnte Tag war gekommen und der Teufelsanzug mit allen Attributen, mit Pferdefuß, Schweif und Hörnern von den Kleiderkünstlern so untadelhaft ausgeführt, dass sich der gräfliche Satanas bei einem Blicke in den Spiegel vor sich selbst entsetzte. Ein Graf kann trinken und ein Teufel kann es auch. Dafür zeugten zwei geleerte Champagnerflaschen in des jungen Herrn Zimmer. Und damit der Teufel, entfernt vom wohltuenden Feuer, nicht friere, hüllte sich der junge Graf in den feinen Zobelpelz, bedeckte mit einer eleganten Bibernütze das gehörnte Haupt und warf sich dann in seinen prächtigen Schlitten, um zum Winterpalais zu fahren. Hier angelangt, gab er dem Leibkutscher gemessenen Befehl, nach vier Stunden wieder am Platze zu sein, und während dieser fortfuhr, eilte der junge Herr seelenvergnügt zum Entrée, wusste er doch im Voraus, dass er wiederum exzelliren werde. Aber seine Freude wurde nur zu bald getrübt. Die betreffenden Aufsichtsbeamten fanden die Teufelsmaske wohl recht hübsch und interessant, aber sie konnten sich auf keinen Fall entschließen, ihm in solchem Kostüm den Eintritt zu gestatten. Der Graf wandte seine ganze Beredsamkeit auf, um die Verweigerungsgründe als ungenügend und falsch darzustellen, er bat, von einer höheren Instanz gehört zu werden, er vergaß kein Mittel, um seinen Lieblingsplan zu verwirklichen; doch Bitten und Zürnen, Scherz und Ärger, alles, alles war vergebliches Mühen, und es blieb ihm zuletzt nichts übrig, als murrend und ärgerlich den Rückzug anzutreten. Voller Wut stürmte er in eine nahe Restauration und suchte seinen Unmut bei einer Flasche Champagner zu vergessen. Die Flasche war bald geleert und als nach und nach die ungeheure innere Aufregung in Abspannung und Müdigkeit übergang, bekam er Lust nach Hause zu fahren, und warf sich in den ersten besten Schlitten, der auf der Straße

hielt. Im Fluge sauste der breitschulterige Iswoschtschik inmitten des Gewühls von tausend Schlitten über die prächtige Newski-Perspektive dahin, dann lenkte er links in kleinere Straßen ein. Die Beleuchtung wurde immer kümmerlicher, das Straßenleben verwandelte sich von Minute zu Minute mehr in öde Einsamkeit und tiefe Stille; je weiter sich aber der Schlitten von dem Kerne der Stadt entfernte, desto lebhafter wurde des Kutschers Peitsche, und sein kleiner, leichtfüßiger Rappe wetteiferte mit der Schnelle des Sturmes. Von alledem merkte der junge Graf nicht das Geringste, ebenso wenig achtete er auf den stechenden Blick, mit dem ihn sein Vordermann von Zeit zu Zeit geheimnisvoll schaurig anstarrte, denn die Ermattung, der Wein und die Kälte hatten ihn in den sanftesten und festesten Schlaf eingewiegt. Endlich stand der Schlitten still. Durch das jähe Anhalten plötzlich erweckt, suchte der Graf zunächst darüber klarzuwerden, wo er sich befinde und wie er hierhergekommen sei. Er rieb sich die Augen, er blickte auf und nieder, um und neben sich; aber alles umsonst, es umgab ihn fortwährend die schwärzeste Finsternis. Er rief den Iswoschtschik, während er sich zugleich bemühte, den Schlitten zu verlassen. In demselben Augenblicke aber fasste ihn an beiden Schultern eine kernige Faust und eine andere Gestalt packt ihn fest bei den Armen.

»Bete noch ein Vaterunser, Du stehst an Deinem Grabe!« Das waren die ersten Worte, die er von seiner Umgebung vernahm und in denen er eine genügende Erläuterung Ihres mörderischen Gebarens fand. Der Schreck hatte ihm die Zunge gelähmt, er vermochte keine Silbe zu stammeln. Besser diente ihm das Auge. Es war nicht anders, als konzentrierte sich im Angesicht seines nahen Todes noch alle Kraft in dem edelsten Sinnesorgane. Vor sich erblickte er mitten im leuchtenden Schnee ein offenes Grab, dahinter starrten über einer Kirchhofmauer schauerliche Grabdenkmale und beeiste Hängebirken hervor, und ihm zur Seite stand boshaft grinsend der Iswoschtschik neben einem wild aufblickenden, rotbärtigen Raubgenossen, während ihn ein Dritter noch mit aller Kraft an den Armen festhielt.

»Bete noch ein Vaterunser, es ist Dein Letztes!« rief ihm wiederum der Rotbart mit heiserer Stimme zu. »Dein Pelz und das, was darinnen steckt, ist uns eine willkommene

Neujahrsbescherung. Bete also und dann — auf Nimmerwiedersehen!«

Jetzt hatte sich die Sprache des unglücklichen Grafen wiedergefunden und ein kühner Mut, der alle Fiebern seines Körpers spannte, ließ es ihm nicht unmöglich erscheinen, Herr Ihrer Drei zu werden; nur musste er zunächst frei sein von der lästigen Umarmung seines Widerparts. Um diese Freiheit zu erlangen, bat er, man möge ihm gestatten unangetastet niederzuknien, er wolle beten. Die letzte Bitte wurde ihm bewilligt. Sobald er sich jetzt befreit sah, warf er seine warme Hülle und mit Ihr die Kopfbedeckung zugleich rasch von sich ab, um auf diese Weise sich besser verteidigen zu können, und ohne daran zu denken, in welchem Kostüme er jetzt vor seinen Feinden stand, wollte er mit Kraft und Gewandtheit sein junges Leben erkaufen.

Aber noch viel schneller als er selbst die wahre Ursache der plötzlichen Umwandlung auf der feindlichen Seite erkannte, bemerkte er unter freudigem Staunen, dass er bereits gerettet war. Den leibhaftigen Teufel sehen und unter tausendfachen Bekreuzigungen und grässlichem Angstgeschrei die furchtbare Stätte fliehen, das war für die zwei Bundesgenossen des verräterischen Iswoschtschik die Tat eines einzigen Augenblicks. Der Letztere aber, der im entscheidendsten Momente dem Satan am nächsten gestanden hatte, stürzte, vom Schlage getroffen, stumm und starr in den eisigen Schnee. Schnell überschaute unser Held die ganze Situation und er hatte nicht länger weder nötig noch die Lust dazu, an diesem dämonischen Platze zu verweilen. Mit starker Hand ergriff er die Leiche des Kutschers, warf sie in den Schlitten wie einen Wolf, der dem Jäger zur Beute fiel, und fuhr dann im Carriere der nächsten Polizeistelle zu.

Erst in ziemlicher Entfernung von dem unheimlichen Orte dachte er daran, dass er in der Eile Zobel und Biber vergessen hatte an sich zu nehmen, und wenn er selbst nicht durch seine eigenen Gedanken darauf gekommen wäre, so würden ihm doch endlich die sich bekreuzigenden Butschniks [Straßenpolizei.] und Dworniks [Hausknechte, die zugleich in Petersburg die Stelle der Nachtwächter vertreten.] an denen er vorübersaute, zu der Wahrnehmung geführt haben, dass er als gut gelungener Teufel seinen Rappen lenkte. Es ist nicht nötig zu sagen, welcher von

den beiden Kutschern für den ersten Augenblick der Polizei als der fürchterlichere erschien, der fahrende, oder der innen liegende tote Iswoschtschik.

– E n d e –



# Eine Silvester-Ueberraschung.

Schwank  
von  
**A. Weinholz.**

Sonntag, den 30. Dezember 1860.

**M**adame Pruslowsky war eine ziemlich wohlhabende Frau zwischen fünfundvierzig und fünfzig Jahren. Seit drei Jahren Witwe des Rentiers Pruslowsky führte sie mithilfe der Zinsen ihres Vermögens soweit ein ganz angenehmes Leben; sie stand des Morgens gegen acht Uhr auf, worauf ihr das Dienstmädchen den Kaffee brachte, machte sich dann an ihre Toilette, und ging darauf entweder auf den Markt oder zu irgend einer guten Freundin. Mittags aß sie, was ihr gut schmeckte, und mit dem übrigen Teile des Tages machte sie, was ihr ihre Neigung eingab.

Aber dennoch war Madame Pruslowsky nicht ganz glücklich: ihr fehlte, um mich kurz auszudrücken, Liebe.

»Pah, Kleinigkeit«, höre ich manchen der Leser ausrufen. »Liebe! Bei einem soliden Vermögen kann es Einem an Liebe wahrlich nicht fehlen!« Ja, und doch war es in den drei Jahren ihres Witwenstandes der Madame Pruslowsky noch nicht gelungen, ein neues dauerndes Verhältnis anzuknüpfen. Geknüpft waren freilich schon mehrere, aber jedes Mal war der Knoten wieder zerrissen.

Freilich daran hatte bloß die Intrigue Schuld.

Madame Pruslowsky, welche kinderlos war, hatte nämlich zwei verheiratete Nichten, welche im Vereine mit ihren Männern jedem Ehebündnisse ihrer heißgeliebten Tante entgegenwirkten, damit

ihr Geld doch einst in der Familie bliebe.

War die liebebedürftige Witwe schon im Begriff, das Aufgebot bestellen zu lassen, so erfuhr sie sicher plötzlich durch eine der Nichten und Neffen eine Treulosigkeit ihres Bräutigams und da die Eifersucht zu ihren Schwächen gehörte, so wurde alsbald das Band wieder gelöst.

So war denn wiederum der Silvesterabend angekommen und Madame Pruslowsky's Herz war noch immer unbewohnt.

»Wenn sie nur erst die fünfzig überstanden hat«, meinten die Nichten, »dann werden ihr die Heiratsgedanken schon vergehen. Alles muss aufgeboten werden, um sie von einer neuen Ehe abzuhalten.«

Wir werden sehen!

Wie schon erwähnt, hatte Madame Pruslowsky ein Dienstmädchen; diesem schenkte sie volles Vertrauen, gab ihm redlich, wessen es bedurfte, und sorgte ihm den Dienst so angenehm als möglich zu machen. Nur eins verbat sie sich und hielt darauf mit unerbittlicher strenge: Johanna, so hieß die Magd, durfte keinen Schatz haben. Sei es nun aus zarter Rücksicht für Johanne oder wie diese vermutete, aus Ärger darüber, dass sie selbst ohne Liebe war. Genug, die Witwe hatte gedroht, wenn sie ihr Mädchen jemals mit einem Schatze sähe, so müsse dieses auf der Stelle den Dienst verlassen.

Doch die Liebe lässt sich nicht dämpfen!

Johanna erglühete für einen blonden hübschen Malergehilfen und versäumte keine Gelegenheit, ihn in ihrer Nähe zu haben.

Nun zum Silvesterabend! —

Wie die beiden Nichten sich stets bemühten, ihre Tante auf den Händen zu tragen, so auch heute. Tantchen wurde von beiden zum Begräbnis des alten Jahres eingeladen und da sie nur an einem Orte sein konnte, so verständigte man sich darin, daß dieser Abend bei der ältesten Nichte gemeinschaftlich gefeiert werden sollte.

Es war 5 Uhr Nachmittags, als Johanna ihrem Schatze auf der Straße begegnete. Sie sagte ihm:

»Du, die Ollsche jetzt um sieben Uhr fort un kommt vor zweiben nich wieder. Also finde Dir man gegen acht in. Die olle Schateke

hat mich zwee Jroschens zu Pfannekuchen jegeben, zwee leje ick aus der Wirthschaftskasse hinzu; een Pfund Zucker habe ick mich uf de Seite gebracht, Rum jeht ooch aus de Wirthschaftskasse, un 'ne Citrone hat mich der holde Carl aus'n Materialladen jeschenkt.«

»Jewiß will ich auf den Fittichen des Heißhun — der Sehnsucht kommen, um meine holde Fee Johanna anzubeten!« — also versetzte der liebeglühende Jüngling.

»Liebenswürdiger Schmeichler!« lispelte Johanna und eilte davon.

Punkt sieben Uhr verließ Madame Pruslowsky Ihre Wohnung.

---

Punkt acht Uhr stellte sich der stubenmalende Schäfer ein. Die Bowle dampfte ihm schon entgegen und sei es nun daß ihn der Dampf derselben oder die Liebe begeisterte, genug, er brach, seine Augen auf die Terrine geheftet, und mit seinen Armen die Geliebte umschließend, in die Verse aus:

»Lieben und geliebt zu werden,  
Ist das schönste Glück auf Erden.«

Man setzte sich auf das Staatssopha der edlen Witwe nieder, welches sie nur an hohen Festtagen ohne Decke einzunehmen pflegte, und lebte herrlich und in Freuden.

Johanne erzählte Schnurren von Ihrer Oüfchen und moquirte sich, über Ihren Durst nach Liebe. Der Stubenmaler sprach wenig und trank desto mehr.

So waren mehr als zwei Stunden in süßem Rausche verflossen. Keines von ihnen dachte an ein Ereignis, das störend zwischen sie treten könnte. Die ganze Welt um sie herum war vergessen. So merkten sie den Eintritt einer alternden Dame auch nicht eher, als bis diese mit einem Schrei des Entsetzens, bei dem Anblick eines Mannes auf das Sopha, und zufälligerweise gerade in die Arme desselben sank.

»Herrjeh, Madame!« rief Johanne aus, denn Ihre würdige Gebieterin war es, welche eingetreten war. »Was fehlt Ihnen?«

Von Eifersucht mehr; als von Sorge um Ihre Herrschaft erfüllt, strebte Johanne, diese von Ihrem Geliebten loszumachen, was Ihr doch nicht gelang, da Madame denselben wahrhaft krampfhaft

umfasst hielt.

Endlich kam Madame Pruslowsky wieder zu sich und lispelte: »Johanne, schnell hole den Doktor, mir ist so — schlimm — so — ach!«

»Aber lassen Sie sich doch erst aufrichten!«

Mühsam raffte sich die Dame empor mit den Worten:

»Ach Welch' ein Schreck! Lauf schnell zum Arzt!«

Mit schwerem Herzen leistete Johanne Folge.

Während Ihrer Abwesenheit benahm sich der Maler, der sich bald von seinem Schrecken erholte, so galant als möglich; er griff schnell zur Rumflasche, träufelte daraus einige Tropfen auf ein Stückchen Zucker und überreichte es der Dame; dann holte er ein Glas Wasser herbei, kurz, es war der beste Krankenwärter.

Madame Pruslowsky wollte ihm Anfangs Vorwürfe machen; als sie jedoch in sein teilnehmendes, hübsches Gesicht blickte, unterließ sie es und sagte: »Sie bemühen sich wohl sehr.«

»O, wie gerne würde ich mich Ihretwegen größeren Mühen unterziehen, wenn ich ein freundliches Lächeln dafür erhalten könnte!«

»Läge Ihnen wirklich so viel daran?«

»Unendlich viel!«

Der Madame Pruslowsky's Wangen röteten sich, Ihr Busen wogte stärker als sonst, und sie sagte: »Sie lieben wohl Johanne sehr?«

»Nun sehr«, erwiderte der Maler, »sehr wohl nicht, es ist mehr — Bekanntschaft. Seit zehn Minuten hat mich ein anderer, holderer Gegenstand das Gefühl der Liebe kennengelernt. Ach, ein Gegenstand, der mir unerreichbar ist!«

»Unerreichbar? Und wer ist das?« fragte Madame etwas verschämt.

»Wer anders als Sie!« rief der Jüngling aus und stürzte zu Ihren Füßen.

»O, stehen Sie auf, ich bitte! Auch ich — fühle — eine Flamme —«

»Für mich? Wäre es möglich? O ich glücklicher!« So rief, der Maler, sich schnell erhebend auf, und schlang seinen Arm um

Madame Pruslowsky. Diese ließ es geschehen.

In demselben Augenblicke trat Johanne ein; wie eine Furie stürzte sie aus den Ungetreuen los, hieb mit Ihren Fäusten auf seinem Rücken herum und rief: »O Du Abscheulicher! Undankbarer! Dieb! Räuber! Und Sie Madam, Sie sin 'ne schöne Prise! So n'e alte Schateke lässt sich mit sonnen junjen Liederjan in; schämen Se sich nich de Ogen aus de Kopp?«

»Du wirst mojen meinen Dienst verlassen!« versetzte Madame Pruslowsky. »Übrigens ist Dir janz recht jeschehen! Du hast mich hinterjangen, dafür ist Dir ein Gleiches jeschehen!«

Diesem Wortwechsel folgte bald ein heftiger Streit und der Maler glaubte am besten zu thun, wenn er sich entfernte. Doch kaum hatte er die Türklinke ergriffen, als sowohl Madame Pruslowsky, wie auch Johanne zur Türe sprangen. Diese, dem galanten Maler hinauszuleuchten, jene mit geballten Fäusten ihm das Geleite zu geben.

Der Maler stand an einem üblen Scheidewege. Hier beeiferte sich die Liebe, dort verfolgte ihn der Hass. Doch schnell fasste er sich, riss die Stuben- dann die Treppentüre auf und flüchtete — jedoch mit einem furchtbaren Denkmal von Johanne, welche Madame Pruslowsky an der Türe bei Seite geworfen, zum Hause hinaus.

Die beiden Frauenzimmer standen sich nun rachedurstig gegenüber, Johanne hatte bald einen Besen ergriffen und paukte bereits wacker auf Gesicht und Rücken der Herrin los, als plötzlich der durch Johanne vorher bestellte Arzt an der Tür erschien und ein Zeuge dieser feierlichen Handlung wurde.

Kaum ward Madame Pruslowsky des Arztes ansichtig, als sie diesem mit den Worten: »Retten Sie mich aus den Händen dieser Wütenden — lassen Sie sie arretieren — sie hat mich geschlagen — Sie sind Zeuge — ach!« — ohnmächtig in die Arme desselben sank.

Bald war das ganze Haus in Alarm — der Polizei-Sergent erschien — der Arzt, als Zeuge, sagte zuungunsten Johanne's aus — und führte diese auf die Polizei.

So endete der Silvesterabend.

Wie den Dreien dieser Abend bekommen, haben wir nicht

genau erfahren können, doch lässt sich wohl voraussetzen, daß Madame Pruslowsky bei der Neujahrstags-Toilette manche Spur, äußerer Gewalt in Ihrem Gesicht bemerkt, der Maler des Denkkzettels Johanne's sich erinnert und Johanne selbst über die plötzliche Veränderung Ihres Wohnortes nachgedacht haben muss.

– E n d e –

# Scherz für Scherz.

Sonntag den 12. November 1865.

**W**ährend beim Ausbruch der Unruhen in den Niederlanden der Herzog von Alba die Stadt Hulst in Flandern belagerte, befand sich in seiner Armee ein General-Profoss, welcher ein besonderer Günstling des Herzogs war, und manche geheime Hinrichtung in seinem Auftrage vorgenommen hatte. Gleichzeitig diente in der Armee ein Kapitän Bolea, mit dem der General-Profoss auf sehr vertrautem Fuße stand.

Eines Abends nun erschien letzterer zu einer sehr späten Stunde im Zelte des Kapitäns, und zwar in Begleitung eines Geistlichen und des gewöhnlichen Henkers und sagte ihm, dass er im besonderen Auftrage des Herzogs komme, um die Todesstrafe an ihm zu vollziehen.

Bleich vor Schrecken sprang der Kapitän auf und fragte: »Wodurch habe ich den Herzog beleidigt?«

»Ich bin nicht hierhergekommen, um mich auf Erörterungen einzulassen«, entgegnete der Profoss, »sondern um meinen Auftrag zu vollziehen. Bereiten Sie sich also vor; es warten Ihrer der Beichtvater und der Henker.«

Der Kapitän fiel vor dem Priester nieder und beichtete, worauf der Scharfrichter ihm den Strick um den Hals legen wollte.

In diesem Augenblicke jedoch stieß der Profoss letzteren zurück, brach in ein lautes Gelächter aus, und gestand, daß er sich nur einen Scherz erlaubt habe, um zu sehen, ob der Kapitän Mut besitze und wie er sich beim Anblicke des Todes benehmen würde.

Noch bebend und leichenbleich blickte ihn Letzterer finster an und erwiderte nur:

»Wenn das der Fall ist, so verlassen Sie augenblicklich mein Zelt, denn Sie haben sich einen sehr schlechten Spaß gegen mich erlaubt.«

Am nächsten Morgen erschien Kapitän Bolea, ein noch junger Mann von kaum dreißig Jahren, mit eisgrauem Haar. Alles verwunderte sich darüber und der Herzog Alba befragte ihn um die Ursache; allein der Kapitän gestand nichts.

Im darauffolgenden Jahre wurde der Herzog nach Spanien zurückberufen, wohin der Profoss und Kapitän Bolea, als Personen seiner näheren Umgebung, ihn begleiteten. In Saragossa hielt er an, um sich mehrere Tage lang von den Beschwerden der Reise zu erholen.

Hier erzählte ihm der so früh gealterte Kapitän Bolea, dass in der Stadt eine große Merkwürdigkeit zu sehen sei, — eine casa de loco oder Irrenhaus, wie man kein ähnliches in der ganzen Christenheit finde.

Der Herzog erklärte hierauf seinen Wunsch, es zu sehen und beauftragte zugleich den Kapitän, die nötigen Vorbereitungen zu diesem Zwecke für den folgenden Tag zu treffen.

Bolea begab sich hierauf zum Vorsteher der Anstalt, teilte ihm die Absicht des Herzogs mit und bemerkte dabei, dass eine besondere Veranlassung dazu vorliege. Unter der Umgebung des Herzogs befinde sich nämlich ein widerspenstigen Profoss, welcher häufig Anfälle von Raserei bekomme. Der Herzog sei ihm gewogen und da er bereits alle Mittel vergeblich zu seiner Heilung angewendet habe, so wolle er versuchen, ob nicht vielleicht ein paar Tage strenger Haft im Irrenhaus wohlthätig auf ihn einwirken würden.

Am nächsten Tage erschien der Herzog mit einem glänzenden Gefolge, unter welchem sich auch der bewusste General-Profoss in Galla-Uniform befand.

Auf Letzteren mit dem Finger deutend, flüsterte Kapitän Bolea dem Vorsteher zu: »Das ist der Mann!«

Unter einem Vorwand führte darauf dieser den Profoss in ein dunkles Gemach, wo einige von seinen Leuten bereitstanden, welche sich sogleich seiner bemächtigten, ihm das Schwert abnahmen und ihn in einen Kerker schleppten.



Hier lag der Unglückliche einen Tag und zwei Nächte und verdankte seine endliche Befreiung nur einem Zufall. Ein Fremder nämlich, welcher die Anstalt aus Neugierde besuchte, blickte durch das Gitterfenster des Kerkers, in welchem sich der Profoss befand, und wurde von diesem angerufen und angefleht, zum Herzog von Alba zu gehen und ihm anzuzeigen, dass er sich im Irrenhaus in Haft befinde, ohne zu wissen weshalb.

Der Fremde unterzog sich dem Auftrage und der erstaunte Herzog sandte einen Boten ab, um den Profoss mit dem Vorsteher holen zu lassen.

Letzterer brachte den Ersteren in cuerpo, noch mit Stroh und Federn bedeckt, und einem Wahnsinnigen nicht unähnlich, bei dessen Anblick der Herzog in ein lautes Gelächter ausbrach und den Vorsteher fragte, weshalb er seinen Profoss in Haft behalten habe.

»Auf einen ausdrücklichen Befehl Ew. Excellenz«, erwiderte der Gefragte, »welchen mir einer Ihrer Offiziere überreicht hat.«

Kapitän Bolea trat hierauf vor und sagte:

»Exzellenz, Sie haben mich oft befragt, wodurch meine Haare so plötzlich grau geworden seien. Bis zu diesem Augenblicke hat es keine lebende Seele von mir erfahren; jetzt aber will ich es Ew. Exzellenz entdecken.«

Er erzählte hierauf den Vorgang in Flandern und fügte hinzu, dass er von jener Zeit an unaufhörlich bemüht gewesen sei, ein Mittel aufzufinden, sich auf passende Weise an Demjenigen zu rächen, der ihn auf so grausame Art vor der Zeit habe alt werden lassen.

Der Herzog, dem diese Genugtuung nicht missfiel, bemühte sich, Beide zu versöhnen.

Kapitän Bolea lebte nach der Zeit noch lange und erreichte das Alter von neunzig Jahren.

– E n d e –

# Eine merkwürdige Criminalgeschichte.

(Nacherzählt von Anders.)

Sonntag, den 4. Dezember 1859.

In der ehem. freien Reichsstadt R. fand man im Jahre 1 . . . in einem abgelegenen Gässchen einen Leichnam, welcher mehrere Zeichen gewaltsamer Ermordung an sich trug. In dem Ermordeten erkannte man einen Schuhmachergesellen, den man in die Herberge seines Gewerbes brachte. Hier fand man bei der angestellten Obduktion in der Brust des Entseelten ein noch ganz neues sehr scharfes Messer.

Der Magistrat der Stadt vernahm deshalb sofort sämtliche innewohnende Messer-Schmiede.

Der Messerschmied Tobias Haupt erkannte das in der Wunde des Gemordeten gefundene Messer für seine Arbeit und erklärte nach einigem Besinnen, daß der Grobschmiedgeselle Friedrich Schrag desselben Tags vorher von ihm erkaufte habe.

Sofort ward Befehl zur Verhaftung Schrages gegeben und dieser gestand nach einigen Ausflüchten daß er dem gefundenen Gesellen, das ihm vorgelegte, in dessen Todeswunde gefundene Messer in die Brust gestoßen habe. Er gestand weiter, daß die Eifersucht ihn zum Morde verleitet habe, weil er den von ihm ermordeten Schuhmachergesellen aus dem Hause seines Mädchens habe schleichen sehen. Er wisse es recht gut, daß er den Tod verdiene und werde denselben auch willig erdulden. Ferner ließ er sich vernehmen, daß er sich ganz gewiss selbst gestellt haben würde, wenn man diesem Vorhaben nicht durch seine Verhaftung zuvorgekommen wäre; er werde ruhig im

Gefängnisse die wohlverdiente Todesstrafe erwarten. Er wolle aber den Hochedlen Rath dieser freien Reichsstadt inständigst gebeten haben, daß ihm der Fröhprediger Rosenau zu seinem geistlichen Beistande und zu seiner Vorbereitung auf sein seliges Ende zugesendet werde.

Es bedarf wohl keiner Umschreibung, daß der erzählte Vorfall die allgemeine Teilnahme für den sonst des besten Rufes genießenden Verbrecher rege machte.

Rosenau besuchte Schrag täglich und wurde immer inniger an denselben gefesselt, weil Schrag ihm als ein durchweg frommer, sittsamer und sanfter Mensch bekannt wurde, dem er die Mordthat gar nicht zutrauen konnte. Schrag zeigte die genaueste Bekanntschaft mit den Lehren des Christentums und sprach von allen Menschen mit der herzlichsten Liebe und Duldsamkeit. Er ergötzte die Kinder des Gefangenenmeisters täglich durch seine frommen lehrreichen und angenehmen Erzählungen, so daß ihn alle mehr als jeden Anderen, gleich ihren eigenen Eltern, liebten. Ja, Rosenau gestand selbst, daß er den Schrag mit der Teilnahme eines Bruders umfasse und daß er vor dem Augenblicke bebe, in welchem Schrags Haupt durch das Richtschwert fallen werde.

Schrag selbst fürchtete sich vor diesem Augenblicke nicht; er wünschte vielmehr denselben herbei, was dieser in einem Selbstgespräch, welches Rosenau belauscht, deutlich angesprochen hatte.

Der damalige Prozessgang war ein äußerst schleppender, er währte mehrere Jahre, und je länger der Prozess dauerte, umso größer ward die Teilnahme Rosenaus, des liebevollen Christenlehrers und mit ihm der ganzen Stadt an dem unglücklichen, sich immer gleich bleibenden Schrag. Endlich wurde das lange gefürchtete Urteil über den allgemein bedauerten Verbrecher bekannt gemacht; es lautete:

»Schrag solle nach der Bekanntmachung dieses Urtheils durch ein gnädiges Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden.«

Alles war bei Anhörung der Sentenz zu Thränen gerührt; selbst die in ihrem Amte ergrauten Richter konnten sich der Wehmut nicht enthalten; nur Schrag war ruhig und es schien fast, als gäbe er sich Mühe, eine geheime Freude gewaltsam zu unterdrücken.

Mit schwerem Herzen ging Rosenau am Abende dieses Tages zum letzten Male in das Gefängnis des ihm Freund gewordenen armen Sünders und fragte ihn beim Eintritte, wie es nur möglich sei, daß er beim Ausfalle des Prozesses so ruhig, heiter und froh sein könne; ob er die Welt und ihn, seinen Freund, morgen verlassen solle mit der bisher bewahrten Ruhe, da doch das Bewusstsein eines Mordes einem so gut gearteten Menschen wie Schrag sei, höchst peinigend sein müsse.

Schrag antwortete darauf:

»Ehrwürdiger Herr und Freund! Ihr habt von mir noch ein Geständniß entgegenzunehmen; ich vertraue Euch wie Gott. Schwört mir aber bei Eurer eignen Seligkeit, daß Ihr es in Eurem Herzen fein bewahren und verschweigen wollt!«

»Ich schwöre nicht«, sprach Rosenau gefasst, »doch verspreche ich es getrost als ein ehrlicher Mann! Denn gewiss werdet Ihr nichts von mir fordern, was gegen meine Ehre und meine Pflicht gehen würde!«

Schrag entgegnete:

»Die Pflicht der Freundschaft fordert es von Euch, hochwürdiger Herr Pfarrer! — Ich bin nicht der Mörder des getöteten Schuhmachergesellen. Wer es sei, mag der Himmel wissen! Ich spürte seit dem vierzehnten Jahre meines Lebens einen unbesiegbaren Lebensüberdruss und eine unendliche Sehnsucht nach des Himmels Gefilden. Mich selbst zu ermorden, ward ich oft versucht; allein ich fürchtete den Selbstmord, weil ich gelehrt worden hin, daß die Selbstmörder dem Satanas verfallen seien. Aber so recht wohl vorbereitet, als ein Unschuldiger mit dem Scheine der Schuld, gleichfalls als ein Märtyrer für einen Schuldigen zu sterben, — wie unser Erlöser für viele Schuldige starb — das war immer mein Lieblingswunsch. Das Glück wollte mir endlich Denselben gewähren. Ich fand den ermordeten Schuhmachergesellen, stieß mein neues Messer in des ermordeten Brust, ward für dessen Mörder gehalten, erwarb mir Eure Freundschaft, ehrwürdiger Herr! Und stehe nun am Ziele meiner Wünsche. Auch nach meinem Tode dürft Ihr meine Unschuld nicht bekannt machen; man könnte dann vielleicht den wahren Täter noch entdecken und ich möchte doch gar so gern für einen Schuldigen gestorben sein!«

Man denke sich, wie Rosenau bei dieser Eröffnung empfinden mußte.

Er tat alles, den Freund auf andere Gedanken zu bringen, aber vergeblich! Er bedrohte ihn, die ganze Sache den Richtern anzuzeigen.

Da bat und flehte Schrag mit Tränen, zu schweigen. Als es aber Rosenau für eine Gewissenssache erklärte, reden zu müssen, da erklärte Schrag fest und mutig: er werde es vor Gericht standhaft und selbst unter der Folter leugnen, daß er so etwas Derartiges gegen Rosenau geäußert habe.

Die Vollstreckung des Urtheils warb auf Rosenaus Anzeige aufgeschoben.

Es begann eine neue Reihe von Verhören, Schrag erklärte das Ganze für eine Erfindung des Herrn Frühpredigers Rosenau, um ihn zu retten, für welche er als Freund dankbar sei, von welcher er aber seines Gewissens wegen keinen Gebrauch machen könne.

Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es endlich dem edelmüthigen Rosenau, durch Gründe der Religion den unglücklichen Schrag von seiner unheilvollen Schwärmerei ab und zu der gerichtlichen Aussage zu bringen, daß er nicht der Mörder des Schuhmachergesellen sei 2c.

Der Leichnam war früher, weil das Bekenntniß des Thäters da war, nicht so genau untersucht worden, wie das in unsern Zeiten unter allen Umständen geschehen würde. Jetzt konnte eine solche Untersuchung nicht mehr stattfinden; auch blieb den Richtern kein Zweifel mehr übrig. Schrag wurde freigesprochen. Man entließ ihn reichlich beschenkt aus der Stadt, in welcher er nicht länger mehr verbleiben mochte.

In einigen Jahren darauf langte nun ein Schreiben von der freien Reichsstadt A. zu R. an, welches Folgendes enthielt:

»Es habe ein Grobschmiedgeselle, Namens Friedrich Schrag, seit einigen Jahren bei einem Meister der Stadt in Arbeit gestanden. Der Meister und dessen Ehefrau seien sehr betagt, ziemlich wohlhabend und ohne Kinder gewesen und haben Ihren Gesellen wie Ihren eigenen Sohn behandelt, auch denselben durch ein förmliches Testament zu Ihrem dereinstigen Erben eingesetzt. Vor einem Jahre sei der Meister sehr schnell,

angeblich am Schläge, verstorben. Einige Monate darauf habe man auch die Meisterin tot in Ihrem Bette gefunden; bei einer genauen Besichtigung habe es sich aber ergeben, daß derselben ein Nangel durch den Kopf geschlagen gewesen sei. Man habe nun auch den vor zehn Monaten begrabenen Meister wieder ausgegraben und in dessen Schädel gleichfalls einen Nagel gefunden. Nach der Aussage der Nachbarn sei sogleich ein sehr starker Verdacht auf den fremden Gesellen gefallen und man habe auch diesen durch viele List und Mühe jedoch ohne Anwendung der Folter, zum Geständnisse seiner Schandtath gebracht. Ja besagter Friedrich Schrag hab auch noch aus eigenem Antriebe eingestanden, wie er schon im Jahre 1 . . . zu R. einen Schuhmachergesellen ermordet habe und durch welche List er damals der über ihn verhängten Strafe entgangen sei. Der Rath zu A. begehre daher zur Beleuchtung der Sache die nötigen Mittheilungen und sei in ähnlichen Fällen zu gleichen Diensten eben so willig als bereit.« —

Welcher Abgrund der Verruchtheit, von Heuchelei und von Arglist in dem Herzen des Schrag! Welche Gefahr für den Criminalrichter in solchen und ähnlichen Fällen, da der Schein zu sehr trügt!

Damals konnte dergleichen nur zu leicht vorkommen, denn jene Zeit war die der Schwärmerei auf den Gebieten der hauptsächlichsten Wissenschaften. Jetzt sind wir doch wohl, Gott sei Dank, in dem Gebiete der Rechtspflege und namentlich auf dem des Criminalrechts auf besserem Boden; denn aus dem Alten ist ein besseres Neues hervorgegangen und die Schwärmerei ist hoffentlich dem Vernunftglauben gewichen.

— E n d e —

# Im Moore.

Sonntag den 27. Juni 1858.

Von der westlichen Küste Frankreichs durch das nördliche Deutschland und Rußland bis tief in Sibirien hinein erstrecken sich einförmige weite Ebenen. Es sind meist Hügel- und baumlose öde Strecken, denen man mit Recht den Namen die Wüste Europas, oder die Sahara des Norden's geben könnte. Meilenweit wechselt nur das auf dürrem Sande kümmerlich wachsende, erblühende Heidekraut mit der grünen stillen Rasendecke unheimlicher Sümpfe und Moore, meilenweit sucht das Auge vergebens nach einer Wohnung der Menschen oder einem Baume; nur niedrige, halbverkommene Föhren und Birken unterbrechen hier und dort die Eintönigkeit.

Still wie im Grabe ist es in diesen Gegenden, wenn Schnee sie bedeckte eine weiße, glänzende, unabsehbare Fläche, welche kein Weg unterbricht, in der keine Spur des Menschenfußes, selbst nicht einmal die leichte kehrt eines Hasen zu bemerken ist, es ist alles still und öde. Etwas lieblicher sieht diese Gegend zwar im Sommer aus, wenn die Haide blüht und die roten Blumen sich aus dem dunklen Grün erheben, wenn die Moore und Sümpfe sich mit grüner Rasendecke geschmückt haben. Aber still ist es auch dann noch hier; außer dem eintönigen Summen der Bienen, welche den Honig aus den Haideblüthen saugen, außerdem unheimlichen Schrei des Sumpfhuhnes und dem leisen Rauschen des in dem Schilfe des nahen Moores unterbricht nichts die tiefe Einsamkeit.

Diese Einsamkeit ruft aber in dem Wanderer, der sich in diese Gegenden verirrt, nicht jene ruhige Erhebung und Beschaulichkeit hervor, wie sie das Herz am stillen Sommermorgen in einer lieblichen Landschaft erfüllte, sondern es ergreift ihn eine

unabwendbare Bangigkeit, ein ängstliches Verlassen fühlen. Nichts erinnert ihn daran, daß schon ein menschlicher Fuß diese Gegend berührt, unbegrenzt erscheint ihm die Haide und wehe ihm, wenn er in jene Moore sich verirrt, die unheimlich türkisch sich unter jener üppigen Rasendecke verbergen! Denn ist er unrettbar verloren, er versinkt in dem schmerzen Moore, der trügerische Rasen trägt ihn nicht, stumm, wie es sich öffnete, schließt sich der schwarze Schlund wieder und kein Zeichen bleibt zurück, welches verkündete, daß hier ein Menschenleben einsam und unbeweint zu Grunde ging. Manche Menschen haben diese tückischen Moore schon verschlungen und schweigen in unheimlicher Ruhe darüber, die einst, vielleicht nach langen Jahren, Torfgräber das Gerippe einen Menschen, den sie nie gekannt, hervorziehen und teilnahmslos in die Erde scharren. Auf dem Grunde des Moores ruhen lange und traurige Geschichten, über seiner Rasendecke ist Alles still.

Deshalb begrüßt der Wanderer selbst die Schaafheerden, die die Haide durchziehen, mit freudigem Auge, denn sie erinnern ihn doch an Menschen, sie gehören Menschen an; deshalb beeilt er mit frischem Muthe seine Schritte, wenn er in der Ferne grauen Torfrauch aus dem Dache einer niedrigen Hütte emporsteigen sieht. Aber es kostet ihn Mühe die Hütte zu erreichen, zu der oft nur ein einziger schmaler Dammweg führt. Sie scheint in mitten grüner Wiesen zu liegen, aber die Wiesen sind eben nur trügerische Moorbecken, welche nie ein menschlicher Fuß unbestraft betreten. Jene kleine Hütte, auf einer kaum bemerkbaren Anhöhe erbaut, steht sicherer und einsamer da, wie eine Insel inmitten des Moores, denn die Fluthen können durch Nachen durchschnitten werden, der Moor ist aber für Alles unzugänglich und gefährlicher noch als eine schmale Brücke ist der Dammweg, denn jeder Fehltritt führt in sicheres Verderben. Selbst die Bewohner solcher Hütten scheuen sich zur Nachtzeit den Damm zu betreten, obschon sie jahrelang mit der Gefahr vertraut sind; sie fürchten sich der den tückischen, verlockenden Moorgeistern, die als Irrlichter den Wanderer von dem sichern Pfade locken und ihn da, wo er der Hilfe und dem Schutze der Menschen nahe zu sein glaubte, für ewig in dem Moore begraben.

In dem kleinen, niedrigen Zimmer einer solchen, mitten in



einem großen Moore gelegenen Hütte saßen zwei Männer am Tische und spielten Karten. Es war der Torfbauer Stephan und sein Bruder, der frühere Wirt am Wege, der sein Wirtshaus verspielt und vertrunken hatte und nun mit seiner Tochter, der Grethe, bei dem Torfbauer wohnte und sich gleich jenem von dem mühsamen, ärmlichen Geschäfte des Torfstechens nährte.

Die kleine Oellampe, welche auf dem Tische der den beiden Spielern stand, erhellte das ärmliche Zimmer nur spärlich und nur dann, wenn der Wind, der über die weite Moorfläche heulend einherfuhr, den Regen an das Fenster warf und pfeifend durch die zerbrochene Scheibe zog, flackerte das Licht etwas heller auf und ließ die Gesichter der beiden Männer deutlicher erkennen. Der eine, der frühere Wirt, war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Sein Gesicht war breit und gerötet; unter den starken, weißlichen Augenbrauen blickten zwei kleine, graue, stechende Augen hervor und um die geschlossenen Lippen zog sich ein bitteres höhnisches Lächeln. Sie graue, schmutzige Mühe, welche er tief über die Stirne gezogen hatte, erhöhte noch den unheimlichen tückischen Ausdruck des ganzen Gesichtes. Seine Gestalt war fast klein, aber stark gebaut und die weichen Hände verrieten, daß sie nur wenig an die Arbeit gewöhnt waren. Schon aus der unruhigen Hast, mit der er die Karten mischte und pochend auf den Tisch warf, aus dem flüchtigen, verstohlenen Blick in die Karten seines Gegners, aus der Veränderung welche jeder Wechsel des Spiels in seinem Gesichte hervorrief, konnte man den unruhigem schlaun Charakter des Mannes erkennen.

Fast in allem als ein Gegenteil erschien sein jüngerer Bruder, der Torfbauer. Seine Gestalt war groß und stark, seine Gesichtszüge waren groß, grob und roh, aber es lag eine Gleichgültigkeit und Ruhe auf denselben, die durch nichts erschüttert werden zu können schien. Seine Bewegungen waren unbeholfen und langsam, und mit derselben Trägheit, mit der er die Karten mischte und ausspielte, folgten seine Augen und seine Gedanken dem Gange des Spiels. Nur wenn sein Bruder vom Glücke besonders begünstigt wurde und er selbst verlor, murmelte er einen kaum verständlichen Fluch, aber selbst dieser Fluch rief nicht die geringste Veränderung in seinem Gesichte hervor, er ließ erkennen, daß es ihm nicht gleichgültig war, ob er

gewonnen oder verloren.

Neben dem Tische auf einem niedrigen Stuhle saß die Grethe, ein liebliches Mädchen den ungefähr achtzehn bis zwanzig Jahren.

Sie war eifrig mit einem Strickzeuge beschäftigt; ohne auf das Spiel der beiden Männer neben ihr zu achten, schien sie ganz ihren eigenen Gedanken hingegeben, und nur wenn der Wind den Regen heulend gegen die Fenster trieb, schlug sie ihr dunkles Auge in die Höhe und schaute mit bangem Blicke durch bat Fenster in die dunkle, stürmische Nacht. Der Anzug des Mädchens war einfach und sauber; in seinem lieblichen Gesichte lag ein ruhiger, fast schwermütiger Ausdruck und das reiche dunkle Haar erhöhte noch die zarte blasse Farbe der Wangen.

Wieder fuhr der Wind heulend über den Moor daher und brach sich pfeifend an der niedrigen Hütte und durch ihn hindurch klang es wie ein ferner Hilferuf. Das Mädchen schien den Ruf vernommen zu haben, denn es stand auf und trat horchend an das Fenster. Zum zweiten Male, und deutlicher ertönte der Ruf und rasch wandte sich das Mädchen zu den Spielern und rief:

»Ein Hilferuf dem Moore her, ein Unglücklicher hat sich verirrt und ist in Gefahr; Vater und Oheim!«

»'s ist der Wind, der über den Moor fährt und heult«, erwiderte der Vater des Mädchens ohne seine Aufmerksamkeit dem Spiele abzulenken.

»Nein, nein«, rief das Mädchen unruhig; »ich habe den Ruf zu deutlich vernommen; horcht, eben ruft es zum dritten Male, helft, helft!«

»So laß es rufen«, entgegnete der Mann unwillig, weil er bei seinem Spiele gestört wurde. »Wer bei solchem Wetter, bei solcher Nacht Jemanden aus dem Moore zu retten wagt, der läuft für sein eigenen Leben Gefahr.«

Wieder erklang der Hilferuf laut und deutlich, und diesmal vernahmen ihn selbst die beiden Spieler und legten horchend die Karten auf den Tisch.

»Eilt, eilt, Vater und Ohm«, rief das Mädchen in höchster Ungeduld, »vielleicht ist es noch möglich, daß Ihr den Unglücklichen rettet, es gilt ein Menschenleben!«

»Nun, so jammere nur nicht so laut, als ob's dein leiblicher Bruder wär'. Was kümmert's uns, wer da draußen im Moore steckt, wer hat ihn geheißten, zur Nachtzeit sich durch den Moor zu wagen, was nicht einmal unser einer gern unternimmt, der seit Jahr und Tag mit jeder Stelle vertraut ist; mag er sehen, wie er wieder herauskommt. Spiel weiter, Konrad!« rief der Wirt, indem er seine Karten zur Hand nahm.

»So werde ich selbst gehen und den Unglücklichen zu retten suchen, da Euer Herz kein Mitleid kennt und Ihr ein Menschenleben hilflos zu Grunde gehen lassen Wollt!« entgegnete das Mädchen entschlossen und schickte sich an, ihre Worte auszuführen.

»Bleib, Grethe«, rief der Vater des Mädchens. »Glaubst Du auf dem Moor gehe es sich so sicher wie aus dem Tanzboden und Du brauchst den, der da ruft, nur bei der Hand zu fassen und ihn hierher zu führen? Du weißt nicht, was es heißt, zur Nachtzeit auf den Moor zu gehen. Wenn keine Gefahr dabei wär', ging' ich selbst.«

Wieder tönte des Unglücklichen Stimme hilferufend durch den heulenden Wind und scheinbar schon schwächer.

»Wenn Ihr nicht retten wollt, so rette ich!« rief das Mädchen in höchster Angst und wandte sich zur Tür, um zu gehen.

»Bleib!« rief der Wirt, indem er sich langsam und unwillig erhob. »Du wärst im Stande und liefest mitten in den Moor hinein. Wenn einer gehen muss, so wollen wir gehen. Komm Konrad, nimm die Laterne, Stange und Stricke, mir wollen es dem Mäd'el zu Willen thun, denn wer weiß, ob es der Mühe lohnt, ,s ist vielleicht nur ein armer Teufel.«

»Es ist ein Menschenleben, das Ihr retten sollt«, erwiderte das Mädchen.

»Pah!« rief der Wirt lachend, »ein Menschenleben; Menschenleben liegen schon mehr als eins im Moore und es gibt deren noch genug. Wenn es weiter nichts wäre, darum ginge ich nicht einen Schritt bei solchem heidnischen Wetter aus dem Hause, denn es ist Torheit und man bringt sein eigenes Leben in Gefahr.«

Schweigend hatte der Torfbauer die Laterne angezündet,

Stange und Stricke ergriffen, und die beiden Männer verließen das Haus und schritten vorsichtig auf dem Damme in die dunkle Nacht hinein.

In fieberhafter Hast aus dem Fenster gebeugt folgte das Mädchen, dem mehr und mehr sich entfernenden schwachen Lichtschimmer der Laterne mit den Augen, bis er gänzlich verschwunden war. Der Wind fuhr laut und dumpf heulend über den Moor und trieb Regen auf ihre glühende Stirne, aber sie empfand es nicht. Eine unnennbare Angst hatte ihr Herz ergriffen, mit starrendem Blicke suchte sie die Finsternis zu durchbringen und ihrer aufgeregten Phantasie erschien es, als ob dunkle, riesige Gestalten vorüber jagten, und das Rauschen der Binsen und des Moorschilfes erklang ihr wie Seufzer und Stöhnen von Sterbenden. Da tönte ein einziger lauter, gellender Schrei durch die Nacht; das Mädchen fuhr erschrocken zurück, ihr Herz schlug bange und laut und die zitternden Hände falteten sich zum Gebete. Mit angehaltenem Atem horchte sie in die Nacht hinein, aber Alles blieb still, und der Wind fuhr heulend über den Moor und in den Binsen rauschte es unheimlich wie Todesgestöhn.

Das Mädchen vermochte die Angst, die sie ergriffen hatte, die bange Ahnung, die durch ihre Brust zog, nicht zu begreifen und zurückzudrängen. Erschöpft trat sie zurück und sank auf einen Stuhl, die Augen starr auf das Fenster, in die dunkle Nacht gerichtet. Die Stimme des Wirtes und seines Bruders erklang vor dem Hause. Grethe wollte ihnen entgegengehen, aber sie vermochte es nicht. Die beiden Männer traten in das Zimmer, und erschrocken sprang das Mädchen in die Höhe, als sie das bleiche, zum Teil mit Blut befleckte Gesicht ihres Vaters erblickte. Seine Augen blickten starr, sein Haar hing wild und nah über seine Stirn, seine Kleidung war fast gänzlich mit schwarzem Moorschlamme bedeckt.

»Sol' mich der Kukuk holen«, rief er, »wenn ich je wieder auf solche Winselei höre und zur Nachtzeit in den Moor hineinlaufe, es ist ein Heidenwetter. Komm, Konrad, es thut noth, daß wir uns durch ein Glas Brandwein erquicken.«

Die lange, starke Gestalt des Angeredeten leistete schweigend Folge. Die kalte, teilnahmslose Ruhe war zwar nicht aus seinem Gesichte gewichen, aber auch sein Antlitz war bleicher, seine

Augen blickten scheu um sich und seine Hände und Füße versagten ihm fast ihren Dienst.

»Wo habt Ihr den Unglücklichen?« fragte das Mädchen, daß sich erst jetzt von seinem Schrecken erholt hatte.

»Wen?« fragte der Wirt, indem seine Augen scheu dem Blicke des Mädchens auswichen.

»Den Unglücklichen im Moore, der um Hilfe rief; wo habt Ihr ihn?«

»Was missen wir davon, wir haben ihn nicht gefunden und er muß längst versunken sein, wenn es ein wirklicher Mensch war; der Moor birgt schon mehr Menschenleben, als dieses«, erwiderte der Wirt, indem er sich gewaltsam zu einem lauten Lachen zwang; »aber wer weiß, ob es nicht der Wind oder ein Moorgeist war, der um Hilfe rief«, setzte er hinzu.

»Nein, nein, es war ein Mensch«, rief das Mädchen laut und mit funkelnden Augen; »ich habe seine Stimme gehört, ich habe jenen lauten, gellenden Angstschrei, der weithin *durch* die Nacht schallte, vernommen und da,« rief sie, indem sie dicht vor die beiden Männer trat, und sie mit gerötetem Antlitze anblickte, »da — habt Ihr ihn gemordet!«

Der Wirt sprang erschrocken und wild in die Höhe, und sein Gesicht warb noch bleicher, als es bereits war.

»Schweig«, rief er heftig, »schweig! Wer kann es uns beweisen, daß wir ihn umgebracht, wenn er im Moor versunken. Schweig, sage ich; solch' eines armen Burschen wegen lohnt es nicht der Mühe, ein Menschenleben sich auf die Seele zubürden. Geh' zur Ruhe, leg Dich schlafen. Ihr Frauenvolk seht gleich Gespenster, wo unser einer nichts erblickt.«

»Ich sehe kein Gespenst«, erwiderte das Mädchen, indem es seine Augen fest auf den Vater gerichtet hielt, »ich täusche mich nicht. Ich habe den Angst- und Todesschrei des Unglücklichen gehört, ich sehe es Euren bleichen Gesichtern, Euren scheuen Augen an, »Ihr habt es getan, habt ihn umgebracht. Wie kommt das Blut in Dein Gesicht, wovon sind Deine Kleider so beschmutzt, wo ist Deine Mütze?«

»Schweig!« rief der Wirt noch heftiger als vorher, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug, aber trotzdem das Zittern seines

ganzen Körpers nicht verbergen konnte. »Muh ich deshalb ein Menschenleben umgebracht haben, weil ich auf dem schlüpfrigen Dammwege ausglitt und selbst fast im Moore umgekommen wäre, wenn Konrad mir nicht beigestanden? Habe ich deshalb Einen gemordet, weil der Wind mir die Mütze vom Kopf riß? Ist's ein Wunder, wenn einem in solcher Nacht, wo alle Geister und Teufel auf dem Moore hausen, das Blut aus den Wangen weicht? Dir zu Willen zu sein, laufen mir in solcher Nacht in den Moor hinein, und Du wärst im Stande, Deinen eigenen Vater beim Gerichte als Mörder anzuklagen, weil der Wind ihm die Mütze dem Kopfe riß und er im Fallen sich das Gesicht zerschlug.«

»Nicht ich werde Dich anklagen, aber Der, der uns einst alle richtet, der blickt auch durch die Dunkelheit der Nacht und er läßt keinen Tropfen Blut, der vergossen wird, ungesühnt.« Mit diesen Worten verließ das Mädchen ernst und schweigend das Zimmer.

Der Wirt war durch den heiligen Ernst, durch die zuversichtliche Ruhe des Mädchens für einen Augenblick bestürzt; als sie aber das Zimmer verlassen hatte, rief er ihr lachend nach: »Das Blut, welches wir vergossen haben, mag er Sühnen, mag er es gesehen haben, — der Moor ist stumm!«

Bis tief in die Nacht hinein blieben die beiden Männer bei der Branntweinflasche sitzen, während das Mädchen schlaflos auf seinem Lager sich wälzte. Finstere, wilde Bilder zogen bei ihren Augen vorüber, und so oft sie dieselben auch zu verscheuchen versuchte, sie kehrten stets wieder und brachten stets neue Qual in ihr geängstigtes Herz.

Als die beiden Männer am andern Morgen das Haus verlassen hatten, um in die einige Stunden entfernte Stadt zu gehen, vermochte auch Grethe nicht länger, in der Hütte auszuhalten, es trieb sie hinaus, vielleicht konnte sie einige Spuren des armen Verunglückten, aber wie ihr stets eine innere Stimme zurief, gemordeten Menschen entdecken; vielleicht fand sie die Stelle, wo er durch die trügerische Rasendecke eingebrochen und versunken war und dann, konnte doch wenigstens sein Leichnam gerettet und auf dem Friedhofe in die Erde gebettet werden. Von dem Damme her war der Hilferuf gedrungen und auf ihm schritt sie langsam dahin, mit den Augen prüfend umher spähend.

Es war ein heiterer, stiller Frühlingsmorgen. Die Sonne schien

so warm und mild auf die Erbe herab, als ob ihr nie eine stürmische Nacht vorhergegangen wäre. Das frische Grün, welches ringsum den Moor bedeckte, erschien so weich und rein wie ein großer, weicher Sammetteppich und eine so heilige, friedliche Stille war ringsum, als ob hier nie ein banger Hilferuf ertönt wäre. Schwalben jagten zwitschernd über den Rasenteppich hin, Libellen schwirrten zwischen den Binsen am Dammwege, Thauperlen hingen an den Gräsern und warfen spiegelnd und farbig die Sonnenstrahlen zurück.

Die ganze Natur schien in dem milden, heitern Frühlingsmorgen neu aufzuatmen, nur das Herz des Mädchens blieb schwer und von Angst erfüllt. Weithin schweifte ihr Auge über den Moor, aber nirgends vermochte sie ein Zeichen zu entdecken, daß hier die grüne Rasendecke sich geöffnet und ein Menschenleben verschlungen hatte.

Erfolglos kehrte das Mädchen heim und setzte sich, ihren trüben Gedanken nachhängend, in das niedrige Zimmer der Hütte. Lange Zeit saß sie regungslos da. Ein junger, schlank gewachsener Mann schritt vor dem Fenster vorüber und trat in's Zimmer, aber sie bemerkte es nicht eher, als bis er sie anredete. Erschrocken fuhr sie in die Höhe. Als sie aber den Mann erkannte, wich der Schreck aus ihrem Gesichte und lächelnd reichte sie ihm die Hand.

»Woher kommst Du so zeitig Klausen? Hast Du schon Torf genug für diesen Sommer gestochen, daß Du nicht mehr nötig hast, solche heiteren Tage zu benutzen? Dein Moor liegt ja trockener als der unsrige.«

»Nein, Grethe«, erwiderte der junge Mann, indem er ihr herzlich die Hand schüttelte, »ich bin zwar schon tüchtig am Werke gewesen, aber ich muß noch viel schaffen, ehe ich für diesen Sommer genug hab'. Mich führt eine andere Ursache hierher, ich erwarte meinen Bruder und glaubte, er wäre bei Dir eingekehrt.«

»Den Heinrich?« unterbrach ihn Grethe sichtbar freudig überrascht.

»Ja!«

»Und das sagst Du mir erst jetzt«, rief sie scherzend scheltend;

»geh, Du bist ein schlechter Freund.«

»Hast Du mich doch selbst nicht dazu kommen lassen, es dir früher zu sagen«, erwiderte der junge Mann lachend, »und bin doch auch erst in das Haus getreten.«

»Und wie kommt es, daß Heinrich jetzt kommen will und ich nichts davon erfahren habe? Du sagtest mir treulich, daß er erst spät im Sommer Dich besuchen werde!« fragte das Mädchen ungeduldig.

»Das hab' ich Dir freilich gesagt; er wollte Dich nämlich überraschen. Unsere alte Base in der Stadt ist gestorben und hat uns jedem 2000 Thaler vermacht. Da ist er nun in die Stadt gereist und hat seinen Teil erhoben, um — doch wollte er Dich ja damit überraschen und hoffte, durch das Geld Deinen Vater für sich zu stimmen, und nun habe ich es ausgeplaudert, aber weshalb fragst Du mich auch so dringend.« Er hatte sich bei diesen Worten, weil er das Geheimnis seines Bruders ausgeplaudert hatte, vor den Kopf geschlagen, und schien nun um so gewissenhafter schweigen zu wollen; aber das Mädchen war dadurch um so neugieriger geworden, ihr Auge strahlte vor Freude und indem sie des jungen Mannes Hand ergriff, sagte sie glücklich lächelnd:

»Gelt, Klausen, Du treibst nur einen Scherz mit mir? Das ist garstig von Dir.«

»Nein, nein, es ist Alles wahr, wie ich es Dir gesagt habe«, entgegnete der junge Mann.

»Und an die zweitausend Thaler hat er geerbt?«

»Ja, so viel ist es und ich bekomme dieselbe Summe.«

»Und wann glaubst Du, daß Heinrich kommen wird?« fragte Grethe weiter.

»Ich hoffte ihn schon bei Dir zu treffen. Er hatte mir geschrieben, daß er schon gestern Abend kommen werde. Ich habe ihn vergeblich gestern erwartet, das schlechte Wetter . . . «

»Gestern Abend?« unterbrach ihn das Märschen, indem sie ihn mit erschrockenem, starren Blicke anschaute, und nachdem das Blut ans ihren Wangen gewichen war. »Gestern Abend, sagst Du?«

»Ja, so hat er mir geschrieben.«



»Allmächtiger Gott!« schrie sie laut und sank bewußtlos um.

Der junge Mann fing sie in seinen Armen aus und trug sie bestürzt aus einen Stuhl. Er vermochte den Schrecken des Mädchens nicht zu begreifen, weil er es nicht wußte, was in ihrem Innern vorgegangen war, und so viel er auch anwandte, um sie zum Bewußtsein zurückzurufen, es gelang ihm nicht, denn Freude und Schrecken waren einander zu schnell gefolgt und hatten dem Herzen des Mädchens einen tüchtigen Schlag versetzt.

Bestürzt stand der junge Mann über das bleiche, liebliche Mädchen gebeugt, ihre Hand ruhte in der seinen und ängstlich lauschte sein Ohr, um den wiederkehrenden Atem zu vernehmen. Er blickte sie traurig an, denn ihre großen dunklen Augen, die jetzt geschlossen waren, hatten ihm längst in's Herz hineingestrahlt, und wäre sie nicht seinem Bruder versprochen gewesen, kein schöneres Glück hätte er sich denken können als sie heimzuführen als sein treues Weib.

Bereits seit mehreren Jahren war Grethe mit Heinrich, des jungen Mannes Bruder, versprochen. Er hatte bei ihrem Vater, als derselbe noch das Wirtshaus am Wege besaß, im Dienste gestanden. Er war ein fleißiger stiller Mensch und da hatten sich die beiden jungen Leute kennen gelernt und miteinander versprochen. Aber Grethe's Vater war dagegen gewesen, denn er dachte mit seinem hübschen Kinde höher hinaus, als daß er sie seinem Dienstknechte zum Weibe gegeben hätte; und als Heinrich endlich, da der Vater das Wirtshaus Schuldenhalber verkaufen mußte, dasselbe gekauft und sogleich von seinem mühsam ersparten Lohne die Hälfte der Kaufsumme bezahlt hatte, da verweigerte ihm der Wirt sein Kind hartnäckiger als zuvor, denn er zürnte ihm, weil er als früherer Dienstknecht jetzt Besitzer des Wirtshauses war. Aber die Herzen beider jungen Leute hatten nicht von einander gelassen, sondern liebten sich noch eben so innig denn je, und hofften die Einwilligung des Vaters endlich doch nach zu erlangen.

Wie sein Bruder erzählt, hatte Heinrich von einer Verwandten in der Stadt fast zweitausend Thaler geerbt, und freudig war er zur Stadt geeilt und hatte das Geld in Empfang genommen. Mit dieser freudigen Nachricht wollte er seine Grethe überraschen und hoffte deren Vater sich geneigt zu machen, denn nun war er ja ein für

jene Gegend reicher Mann, nun kannte er den letzten Schuldenrest, der auf seinem Wirtshaus haftete, abbezahlen, nun war er reich genug, um den Vater seines Weibes zu sich zu nehmen und bis an sein Ende zu ernähren, und zu pflegen.

Mit solchen frohen Gedanken und Hoffnungen hatte er die Stadt verlassen, und war zu seiner Geliebten geeilt, — um sie nie wiederzusehen.

\*                      \*  
\*

Länger als zwei Jahre waren verflossen. In der Stelle, wo einst die niedrige Hütte inmitten des Moores stand, erhob sich jetzt ein nettes stattliches Gebäude dessen rotes Ziegeldach und weiße Wände weithin über die grüne Moordecke schimmerten. Neben diesem Gebäude stand ein großer geräumiger und bedeckter Schuppen, in welchem große Massen getrockneten Torfes aufgeschichtet lagen. Hinter dem Hause, dessen Grund erhöht war, befand sich ein kleiner Garten, in welchem einige junge Bäume gepflanzt waren, und einige Herbstblumen blühten. Von dem Hause aus führte ein erhöhter und breiter Dammweg, zu beiden Seiten von breiten und tiefen Gräben eingefast. Die grüne Rasendecke des Moores selbst sah man durch lange, und breite schwarze Streifen geschieden, es waren Abzugsgräben und Kanäle angelegt, um den Moor trocken zu legen und die Torfgewinnung zu erleichtern; dadurch war aber der unheimlich bange Eindruck, welchen der unabsehbare Moor früher machte, zum großen Teil geschwunden, denn das Auge erkannte aus ihm nun sofort das Wirken von Menschenhänden.

Dieses Alles hatte der junge, tätige Torfbauer Klausen vollbracht, der vor zwei Jahren die ärmliche Hütte dem Torfbauer Stephan gekauft hatte. Klausen hatte mehrere tausend Thaler an die Erbauung des neuen Hauses, an die Verbesserung des Dammweges und Nutzbarmachung des großen Moores gewandt, er hatte aber auch die Genugtuung, daß er mehr denn fünfzig Mal so viel Torf zu stechen vermochte, als früher der Torfbauer Stephan. Er hatte den großen Schuppen erbaut, damit der Torf trocken liege, und täglich brachten zwei tüchtige, starke Gäule ein großes Fuder davon in die Stadt. Klausen galt als ein reicher und

angesehener Mann, und wenn ihn auch die Erbschaft seiner Base in der Stadt bedeutend unterstützt hatte, so verdankte er doch das Meiste seinem eigenen Fleiße, und der Einsicht, mit welcher er stets seine Arbeiten geleitet hatte. Wo er wirkte, herrschte ein fleißiges, geregeltes Leben, und was er unternahm, das gelang ihm, weil er mit Ernst und Eifer daran ging und es zuvor reiflich nach allen Seiten hin überlegt hatte.

Der junge Torfbauer, der Besitzer von all' diesem Reichthume, schritt auf dem Dammwege dahin und sein Auge schweifte über den Moor, über Gräben und Kanäle. Dann und wann blieb er wohl stehen und sein-Auge haftete an einem bestimmten Gegenstand gleichsam als ob er denselben prüfe und über neue Verbesserungen, welche er mit dem Moore vornehmen könne, nachdenke; wer ihm aber aufmerksamer in's Auge schaute, der bemerkte gar wohl, daß ganz andere Gedanken ihn erfüllten und daß er mehr aus Gewohnheit seine Aufmerksamkeit dem Moore zuwandte.

Und so war es auch in der That. Klausen dachte nicht an Gräben und Kanäle, sondern ein ganz anderer Gegenstand erfüllte ihn: er ging zum Wirtshaus am Wege, um die Grethe zu freien. Vor etwas länger als zwei Jahren hatte er noch nicht daran gedacht, aber welche Veränderung hatten diese zwei Jahre hervorgerufen! Der Moor war kaum wieder zu erkennen und die Bewohner jener früheren kleinen Hütte in demselben lebten jetzt in viel besseren und wohlhabenderen Verhältnissen.

Die beiden Gebrüder Stephan waren plötzlich reich geworden und die Gerüchte, welche umliefen, behaupteten, nicht aus einer ehrlichen Art; aber darüber schwebte ein geheimnißvolles Dunkel. Der Wirt und der Torfbauer Stephan waren vor fast zwei Jahren zum Gerichte gegangen und hatten Anzeige gemacht, daß sie im Moore beim Torfgraben einen Kasten mit Geld, über zweitausend Thaler gefunden hätten und sie hatten sogar den halbverfaulten Kasten mit dem Gelde dem Gerichte überliefert und das Gericht hatte Nachforschungen darüber angestellt und den Eigentümer desselben in öffentlichen Zeitungen aufgefordert, sich zu melden. Es hatte sich Niemand gemeldet und da hat das Gericht den glücklichen Fund den beiden Brüdern zugesprochen und Niemand konnte nun sagen, daß sie das Geld auf andere Weise erworben

hatten.

Der junge Torfbauer Klausen, der aus dem Schrecken, welchen die Grethe erfaßt hatte, als er ihr die Nachricht mitteilte, daß sein Bruder eine Erbschaft erhoben und sie an dem bezeichneten Abende habe besuchen wollen, der aus ihrem Ausrufe: Allmächtiger Gott! und dem rätselhaften, spurlosen Verschwinden seines Bruders, um dessen willen er vergeblich die eifrigsten Nachforschungen angestellt, Verdacht geschöpft hatte, daß der Wirt und der Torfbauer Stephan um das Verschwinden seines Bruders wüßten, und daß das angeblich gefundene Geld seinem Bruder geraubt sei, hatte bei dem Gerichte Anzeige seines Verdachtes gemacht; es wurde auch eine Untersuchung eingeleitet, welche indes erwiesen hatte, daß die beiden Brüder unschuldig seien, denn erstens war das von ihnen angeblich im Moore gefundene Geld von ganz anderen Münzsorten als das welches Klausens Bruder bei der Erbschaft erhoben hatte, sodann hatten der Wirt und sein Bruder einen Eid geleistet, daß sie Klausens Bruder seit länger als einem Jahre nicht gesehen und endlich hatte der Wirt sogar einen herumziehenden Händler als Zeugen gestellt, der eidlich versicherte, daß er Klausens Bruder Heinrich, kurze Zeit nach seinem Verschwinden in Hamburg gesehen habe. Er fügte nach hinzu, daß derselbe dem Anscheine nach viel Geld besessen habe, denn er habe viel darauf gehen lassen, und wie er vernommen, habe derselbe nach Amerika gehen wollen, — weiter wisse er nichts von ihm und habe sich auch nicht weiter um ihn gekümmert.

Das Gericht fand deshalb keinen Grund, die beiden Männer eines Verbrechens schuldig zu erachten, ja Klausen selbst war endlich von ihrer Unschuld fest überzeugt, obschon ihm das Verschwinden seines Bruders stets rätselhaft blieb. Zwei Jahre lang hatte er gehofft, daß der Verschwundene irgend ein Lebenszeichen von sich geben werde, aber vergebens, — da entschloß er sich, um die Verlobte seines Bruders zu werben, und auf dem Wege zu ihr haben wir ihn getroffen.

Der Torfbauer Stephan hatte sein Haus und seine Moorgerechtsame an Klausen verkauft, hatte daraus eine Zeitlang bei seinem Bruder, der das Wirtshaus am Wege wieder an sich gebracht hatte, gewohnt, hatte ein träges, wüstes Leben geführt

und war endlich nach Amerika ausgewandert.

Der Wirt hatte sein wiedererlangtes Wirtshaus am Wege mit großem Pompe bezogen und erzählte jedem Gaste, der bei ihm einkehrte, die Geschichte seines wunderbaren Geldfundes im Moore. Waren auch anfangs bei Manchem Zweifel über die Wahrheit dieser Geschichte aufgestiegen, so hatte die Zeit doch alle Zweifel und alle dunklen Gerüchte verwischt. Der Moor war ja stumm, ihn konnte Niemand befragen und der Wirt lebte lustig und unangefochten in seinem neuen Besitzthume.

Nur in einem Herzen war der Zweifel an des Wirtes Unschuld nicht gewichen, in einem Herzen hatten alle jene dunklen Gerüchte einen nimmer zu verwischenden Eindruck hinterlassen, dies eine Herz war fest von des Wirtes Verbrechen überzeugt und das war das Herz seines eigenen Kindes.

Die Qualen, die Grethe während der ganzen Zeit erduldet und still in ihrem Herzen verschlossen hatte, waren namenlos; für sie schien die Erde keine Freuden mehr zu bergen und die einst so blühende Gestalt des lieblichen Mädchens war fast zu einem Schattenbilde geschwunden. In ihr Herz war fast kein Hoffnungsstrahl, daß ihr Geliebter einst wiederkehren werde, gedrungen, sie wußte nur zu gut, daß der Moor seine Beute nimmer zurückgibt und zu dem Schmerze um den Geliebten gesellte sich die schreckliche Überzeugung, daß ihr Vater der Mörder desselben sei und Niemanden konnte sie ihren Schmerz mitteilen, denn sie würde dadurch zugleich die Anklägerin ihres Vaters geworden sein.

So frei und zufrieden sich auch der Wirt zu fühlen schien, so wenig Angst in seinem ganzen Wesen zu bemerken war, da er mit der größten Ruhe über das räthelhafte Verschwinden Heinrichs sprach, so konnte er doch den stillen und traurigen Blick seines Kindes nicht ertragen, denn dieser Blick war nicht stumm wie der Moor, er sprach deutlich aus: »Du bist sein Mörder, Du hast ihn beraubt und im Moore versenkt, den Geliebten Deines Kindes; ich werde Dich nicht anklagen, aber Einer hat es gesehen, der jede Sünde straft.« —

Der Wirt wich deshalb seinem Kinde so viel als möglich aus und Grethe lebte still und fleißig für sich und ihre Erinnerung. Das Wirtshaus, wo sie früher zusammen gelebt, wo er später Herr

gewesen war, trug ja noch so viele Erinnerungszeichen von ihm.

Als Klausen sich dem Wirtshaus am Wege näherte, sah er Grethe mit einem Tragkorbe voll Futter vor sich hergehen. Sie hatte ihn nicht bemerkt, er schritt deshalb tüchtig aus und halte sie bald ein.

»Guten Tag, Grethe!« rief er ihr zu, als er nur noch wenige Schritte von ihr entfernt war, und das Mädchen wandte sich erschrocken um, reichte ihm jedoch, als sie ihn erkannt hatte, ruhig lächelnd die Hand zum Gruße dar.

»Ich glaubte, Du hättest uns ganz vergessen, Klausen«, sprach sie, »da Du Dich so lange nicht mehr hast sehen lassen; doch was kümmert Dich die arme Grethe.«

»Du thust mir Unrecht, Grethe«, erwiderte der junge Mann, indem er des Mädchens Hand fest in der seinigen behielt. »Du thust mir wahrlich Unrecht. Es ist wahr, ich bin lange Zeit nicht bei Euch gewesen, aber ich habe die Arbeit gehabt mit dem Moore und dem Hause; jetzt ist es fertig und steht schmuck und stolz da, daß Du Dich darüber freuen würdest. Es ist viel größer und höher als das alte und hinter ihm habe ich einen kleinen Garten angelegt und Blumen darein gepflanzt, denn ich weiß, daß Du die Blumen gern hast.«

»Ich?« unterbrach ihn die Grethe fragend.

»Ja, Du, Grethe«, erwiderte der junge Mann, indem Röte seine Wangen überzog und er die Hand des Mädchens leise drückte. Für Dich habe ich die Blumen gepflanzt«, fuhr er nach einigen Augenblicken schüchtern und verlegen fort, »ich komme nämlich heute um mit Dir, Grethe, zu sprechen, ja mit Dir allein Grethe.«

»So komm mit mir in das Haus, Klausen, damit ich Dir wenigstens einen Sitz anbieten kann«, erwiderte das Mädchen ruhig und arglos.

»Nein Grethe, laß mich es Dir sagen, hier unter dem blauen Himmel, da ist es mir immer, als ob ich freier und offener vom Herzen weg sprechen könnte, als drinnen im Hause, wo Wände und Decke einem fast die Brust zupressen. Bleibe hier, setze Deinen Korb ab und setz' Dich zu mir, hier an den Graben, denn will ich Dir sagen, was ich mit Dir zu sprechen habe.«

Er half dem Mädchen den Tragkorb von der Schulter nehmen,

ergriff sie bei der Hand, zog sie sanft neben sich auf den Graben und sie ließ es ruhig geschehen.

Sieh«, Grethe«, sprach er verlegen, »Du weißt, daß ich Alles was in meinen Kräften stand, getan habe, um Nachricht von meinem Bruder zu erhalten. Es ist Alles vergeblich gewesen, ich glaube nicht, daß Heinrich je wiederkehren wird.«

Das Mädchen schüttelte verneinend mit dem Kopfe. »Er kehrt nicht wieder!« sprach sie mit einem schweren Seufzer.

»Sieh' Grethe«, fuhr der junge Mann fort, »es ist nicht gut, daß Du ewig um Heinrich trauerst; ich habe mir ein neues, schönes Haus gebaut, es ist Alles auf das Herrlichste eingerichtet, der Moor gibt jetzt eine reiche Ausbeute und ich kann nicht so viel Torf schaffen, als sie in der Stadt verlangen; es geht Alles, wie ich es nur wünschen kann und ich würde ganz glücklich sein, wenn — wenn Du mein Weib würest. — Werde es Grethe, sprich ja! Mädchen« rief er leidenschaftlich innig, indem er des Mädchens Hand mit beiden Händen erfaßt hatte, »Du sollst es wie eine Königin bei mir haben; sag' nicht nein, Grethe.«

Er hatte sein Auge mit Liebe und Spannung auf das Mädchen geheftet, denn jetzt mußte sich das Glück seines ganzen Lebens entscheiden, Grethe hatte den Blick zu Boden geschlagen, sie schien heftig mit sich zu kämpfen, aber sie ließ dem jungen Manne ruhig ihre Hand.

»Du weißt Klausen«, sprach sie endlich, indem sie die Augen aufschlug und ihn ruhig anblickte, daß ich Heinrich nicht vergessen habe und daß ich ihn ewig im Herzen tragen werde. Magst Du ein Mädchen zum Weibe haben, dessen Herz einem Andern gehört?«

»Ich liebe meinen Bruder auch«, entgegnete der junge Torfbauer, und ich würde nimmer um Dich werben, wenn ich müßte, daß er einst wiederkehren würde; aber wer weiß, welches Unglück ihn längst betroffen hat, sonst hätte er mir geschrieben. Ich bin überzeugt, Grethe, daß er todt ist und mag es ihm nicht mißgönnen, daß Du das Andenken an ihn stets mit Liebe in Deinem Herzen trägst; sieh', ich habe Dich darum um so lieber, da ich weiß, wie treu Dein Herz ist.«

Tränen rennen über die Wangen des Mädchens und sie war

nicht imstande, ihm ein Wort zu erwidern, aber endlich faste sie sich und sprach ruhig und entschlossen: »Ich will Dein Weib werden, Klausen, weil ich es weiß, daß Du Deinen Bruder aufrichtig geliebt hast und sein Andenken immer in Ehren halten wirst; ich will Dein werden, denn hier, wo ich Niemand habe, dem ich mich mitteilen kann, hier, wo jeder Gegenstand mich an Heinrich erinnert, hier bei meinem Vater vermag ich nicht länger zu bleiben.« —

Der junge Mann zog Sie beglückt und innig an sich und drückte sie fest an sein Herz. »Es soll Dich nimmer gereuen, Grethe«, rief er freudig, auf meinen Händen will ich Dich tragen und wie eine Königin sollst Du es bei mir haben.«

»Ich weiß, daß Du gut bist, Klausen«, entgegnete das Mädchen, »sonst hätt' ich mich Dir nimmer zu eigen gegeben; mir graut vor schlechten Menschen.«

»Sag mir Grethe«, fragte der Torfbauer, »glaubst Du wirklich, daß Dein Vater schuldig ist und um das Verschwinden des Heinrich weiß?

»Gott gebe, daß er unschuldig ist«, entgegnete das Mädchen, »und lastet eine Schuld auf seiner Seele, so möge er sie ihm vergeben, darum bete ich täglich.«

Sie stand mit diesen Worten auf, nahm den Tragkorb auf die Schuster und schritt mit dem jungen Manne dem Wirtshaus zu. Er drängte mit keinem Worte weiter in sie; »es ist ihr Vater«, dachte er, »und der Heinrich ist ja nach Amerika gegangen, wie der Händler bezeugt hat.«

\* \* \*

Der Wirt am Wege hatte die Bewerbungen des Torfbauers Klausen, um sein Mädchel mit Freuden angenommen. »Ich habe Eurem Bruder«, hatte er gesprochen, »mein Kind verweigert, weil ich wußte, daß das Weib eines Wirtes ein saures und ruheloses Leben hat, aber Euch gebe ich das Mädchel mit Freuden. Ihr seid fleißig und unverdrossen in der Arbeit und in dem Moore liegt Geld vergraben. — Es ist zwar das Glück nicht jedem so günstig als mir«, hatte er lächelnd und mit arglosem Blicke hinzugefügt,



»es findet nicht ein jeder dieses Geld sogleich in klingender Münze, aber der Torf ist auch Gold und er liegt im Moore in unerschöpflicher Masse. Ihr seid der Mann dazu, dies Geld zu gewinnen und ohne Sorge vertraue ich Euch mein Kind an.«

Selbst gegen die Bitte des Torfbauern, daß die Hochzeit noch vor Beginn des Winters stattfinden möge, hatte der Wirt nichts einzuwenden gehabt. »Ich habe ja selbst im Moore gelebt«, hatte er erwidert, »und weiß, daß ein alleinstehender Mann wie ihr im Winter ein Weib am nöthigsten hat, um die einsamen Tage und langen Abende mit ihr zu verplaudern. Ich kann das Mädchel schon eher entbehren, denn in einem Wirtshaus gibt es immer Menschen mit denen man plaudern kann, da hilft sich ein alleinstehender Mann schon eher durch.«

Der Torfbauer war mit freudigem Herzen heim geeilt, denn er hatte nicht geglaubt, daß ihm seine liebsten Wünsche so schnell und willig erfüllt werden würden. Der Wirt hatte aber sogleich die nöthigen Vorkehrungen zur Aussteuer und baldigen Hochzeit seines Kindes in Angriff genommen; es sollte eine große Hochzeit werden, so sehr auch Grethe dagegen sprach, die am liebsten in aller Stille getraut und fortgezogen wäre und es herrschte deshalb ein reges tätiges Leben in dem sonst ziemlich stillen Wirtshaus am Wege.

»Es ist ein schöner Tag, wie wir nicht viele mehr in diesem Jahre zu erwarten haben«, sprach der Wirt eines Tages, indem er zu der Grethe in's Zimmer trat, »ich habe Klausen schon längst versprochen, ihn mit Dir zu besuchen, damit Du sein neues Haus in Augenschein nimmst, ehe Du für immer darin einziehst, stell' deshalb Deine Arbeit ein und setz Dich in Bereitschaft, denn heute Nachmittag wollen wir uns auf den Weg zum Torfbauer machen, ich habe es ihm bereits durch den Knecht, den ich in die Stadt geschickt habe, sagen lassen.«

\*

\*

\*

Es war ein sonniger heiterer Nachmittag, die Sonne schien mit aller Milde und Wärme, gleichsam um die armen Erdenbewohner noch einmal des Sommers Herrlichkeit empfinden zu lassen, ehe der kalte Winter einkehrte und Alles mit seinem weißen Mantel

bedeckte. Schweigend schritt Grethe an ihres Vaters Seite über die Haide dahin dem Moore zu, ihre Seele war mit traurigen Gedanken erfüllt, denn sie gedachte ihres einstigen Geliebten und des Glücks, daß sie an seiner Seite gefunden haben würde, sie gedachte seines traurigen Endes und die Erinnerung an jenen unheilvollen Abend trat in aller Lebendigkeit vor ihren Geist. Und der, der neben ihr schritt, ihr Vater hatte ihn gemordet, — oder wenn er unschuldig wäre, wenn sie ihn mit Unrecht in ihrem Herzen angeklagt hätte! — Solche trübe Gedanken zogen in ihrer Seele vorüber.

Dem Wirte fiel das Schweigen seines Kindes nicht auf, er war längst daran gewöhnt; scheinbar sehr vergnügt, schritt er pfeifend weiter. Als sie an einem Wirtshaus vorüberkamen, begehrte er einzukehren und sich durch einen Trunk zu erfrischen. »Ich bin das ganze Jahr hindurch Wirt«, sprach er, »heute will ich einmal Gast sein, zudem bin ich es dem Wirte schuldig, daß ich bei ihm vorspreche.«

In dem Wirtshaus traf er mehrere Bekannte, er erzählte ihnen, daß sein Kind den jungen und reichen Torfbauer heirate, daß er ihn besuchen wolle, um sein neugebautes Haus zu besehen und die Freunde stießen mit ihm an auf das Glück seiner Tochter und deren baldige Hochzeit. Er war ausgelassen heiter und trank ein Glas nach dem andern. Vergebens drängte Grethe zum Ausbruch und machte ihren Vater darauf aufmerksam, daß der Abend sie überreiche, ehe sie das Haus des Torfbauern erreicht hätten.

Und wenn es Nacht wird, so dunkel, daß man den Himmel nicht sehen kann«, rief der Wirt durch den Branntwein aufgeregt und halb berauscht. »Ich kenne den Weg durch den Moor so gut, daß ich ihn mit verbundenen Augen finden will; ich habe im Moor gelebt und Klausen hat obendrein den Dammweg erhöhen und breiter machen lassen. Sei ohne Sorge, Kind, ich kenne den Weg so gut wie meine eigene Stube.«

Als sie endlich das Wirtshaus verließen, war die Abenddämmerung bereits hereingebrochen und ein dichter Herbstnebel hatte sich aus die Erde gelagert. Nicht ohne Angst dachte Grethe an den gefährlichen Weg durch den Moor, aber ihr Vater sprach ihr Muth zu und schritt halbtrunken schnell und entschlossen voran.

Mehr und mehr brach die Nacht herein und der Nebel war so dicht, daß sie kaum fünf Schritte weit zu sehen vermochten. Dem Wirte gebrach es nicht an Muth, aber bald hatten sie den Weg in der Haide verloren und als Grethe ihren Vater darauf aufmerksam machte und er es selbst einsah, suchte er über den Nebel, der so dicht sei, daß man nicht, einmal seine eigenen Füße zu sehen vermöge.

Sie fanden indes den rechten Weg bald wieder und als sie endlich den Dammweg, der durch den Moor führt, erreicht hatten, rief der Wirt: »nun sind wir aus einem Wege, den ich genau kenne, den ich manchmal in nach finsterner Nacht gegangen bin, nun sind wir geborgen; und als Führer ging er voran, während Grethe dicht hinter ihm folgte. Er lobte den Weg, welchen der Torfbauer verbessert hatte und bedauerte, daß es nicht Tag sei, damit er alle die neuen Anlagen in Augenschein nehmen könne.

Während er in seinem halbtrunkenem Zustande mit lauter Stimme sprach und erzählte, hatten sie den größten Teil des Moorweges glücklich zurückgelegt und mußten das Haus des Torfbauern bald erreicht haben, als plötzlich der Ruf zu ihnen drang: »Stephan seid ihr es?«

Erschrocken blieb der Wirt stehen, und blickte mit starrem Auge in den Nebel hinein seine Knie erzitterten heftig und kaum vermochte er sich aufrecht zu erhalten.

»War das nicht des Heinrich Stimme?« fragte er erschrocken.

»Wie sollte Heinrich hierher kommen«, entgegnete Grethe, die ihres Vaters Schrecken nicht bemerkt hatte, »es wird Klausen sein, der uns entgegengegangen ist.«

»Du hast Recht Kind, Du hast Recht, es ist Klausen, aber seine Stimme hat Ähnlichkeit mit der seines Bruders.«

»Ja, jetzt höre ich es genau«, fügte er hinzu, als derselbe Ruf wiederholt wurde, »es ist Klausen, er hat eine Laterne; sieh dort das Licht durch den Nebel.«

»Das Licht ist seitwärts vom Damme«, erwiderte Grethe, »das rann nicht von Klausen kommen, es wird ein Sumpflicht sein.«

»Nein, nein«, rief der Wirt, indem er schnell vorwärts schritt, »ich sehe es genau, es ist Klausen mit der Laterne, ich erkenne schon die Gestalt; komm, Grethe.«

»Vater, Vater«, schrie das Mädchen laut, »es ist ein Irrlicht, Du gehst ja seitwärts dem Moore zu!« Aber ehe sie nach hinzuspringen konnte, war die Gestalt ihres Vaters schon verschwunden, versunken im Moore, den er, durch ein Irrlicht verleitet betreten hatte. Sie stieß einen lauten Schrei aus und wollte ihrem Vater nachstürzen, als ein starker Arm sie plötzlich umfaßte und zurückhielt, es war der Arm Klausens.

»Um Gottes willen, Grethe«, sprach er erschrocken, »wohin willst Du?«

Das Mädchen streckte die Hand aus, dort — mein Vater — versunken im Moore!« rief sie und sank bewußtlos in die Arme ihres Verlobten.

\* \*  
\*

Die Sonne hatte am folgenden Morgen den Herbstnebel nach nicht zerstreut, als der junge Torfbauer mit trauriger, niedergeschlagener Miene aus dem Moore zu seinem Hause zurückkehrte, wo ihn Grethe, die Augen schweigend und fragend auf ihn gerichtet, empfing.

»Wir haben fast die ganze Nacht gearbeitet und gesucht, haben aber bis jetzt den Leichnam Deines Vaters nicht auffinden können«, sprach er; »wir müssen die rechte Stelle, an der er eingesunken, verfehlt haben. Meine Arbeiter sind indessen noch beschäftigt, ihn aufzusuchen.«

Schweigend hatte das Mädchen ihn angehört. Ihre Wangen waren bleich, ihre Augen gerötet; aber nicht von Tränen, denn sie hatte nicht zu Weinen vermocht, sondern von der schlaflos durchwachten Nacht.

»Ich will mit Dir gehen«, entgegnete sie endlich, »ich kenne die Stelle; komm Klausen, ich will Dir den Ort zeigen, denn ich sehe ihn im Geiste vor meinen Augen« und hastig zog sie den jungen Mann mit sich aus dem Hause den Damm entlang.

»Hier!« sprach sie, indem sie mit der Hand auf eine kaum zwei Schritt weit von den Arbeitern, die fortwährend mit langen Stangen im Moore nach dem Leichnam des Wirtes suchten, entfernte Stelle zeigte, hier ist es, hier ist er versunken.«

Klausen selbst nahm eine Stange zur Hand und untersuchte den Moor, nachdem der Rasen über ihm entfernt war.

»Hier ist er«, rief er plötzlich, indem er von einigen Arbeitern unterstützt mit großen Anstrengung einen Leichnam aus dem Moore hervorzog. Aber Schrecken ergriff Alle, denn es war nicht der Leichnam des Wirtes, sondern der bereits halbverweste Körper eines Mannes.

Sie zogen ihn auf den Damm und auch Grethe trat zu ihm heran. Als sie aber den von schwarzem Moorschlamme bedeckten Leichnam erblickte, fuhr sie erschrocken zurück, ihre Augen traten starr hervor, ihre Gestalt schwankte, sie rang vergebens nach Worten und stieß endlich mit lautem Schrei die Worte hervor »Heinrich, Heinrich!« und sank ohnmächtig neben dem schlammbedeckten Leichnam nieder.

Er war es. Das Auge der Liebe hatte selbst den Toten und Halbverwesten wiedererkannt. Noch war sein Haar und seine Kleidung deutlich zu erkennen; in der rechten Hand hielt er einen Stock fest umklammert und die linke hielt die graue Mütze des Wirtes umfaßt. In seiner Tasche steckte nach seine Uhr und an seinem fleischlosen Finger glänzte nach der Ring, den ihm seine Geliebte vor Jahren heimlich geschenkt. — Der Moor war stumm gewesen, aber treu hatte er jedes Andenken aufbewahrt.

\*

\*

\*

Nach Jahren. Vor dem schönen neuen Hause inmitten des Moores spielen zwei kleine Knaben und mit glücklichem Gesichte schaut ihnen ein junges schönes Weib zu. Ihre Gestalt ist schlank und voll, ihre Wangen sind von einem frischen Roth überhaucht und das große dunkle Auge blickt mit mildem Glanze. Ein stattlicher, kräftiger Mann, der reiche Torfbauer, tritt aus dem Hause und geht lächelnd zu der friedlichen Gruppe.

»Sieh, Klaus«, spricht die Frau, indem sie ihm die Hand zum Gruße reicht, »sieh, wie unsere Jungens schöne Törfe machen.«

Der Mann lächelte. »Es ist Dir doch recht, Grethe, fragte er, indem er das Weib mit dem Arme zärtlich umfaßte, »wenn die Jungens Torfbauern werden wie ihr Vater? Der Moor ist groß und

reich genug sie beide zu ernähren.«

»Mögen sie werden, was sie wollen«, erwiderte das Weib, »wenn sie nur so lieb und gut werden wie ihr Vater, dann kommen sie beide durch das Leben und Gott möge es so fügen.«

Auf dem Friedhofe des nächsten Kirchdorfes ist ein Grabhügel mit einem herrlichen Grabstein, darauf steht auf der einen Seite der Name »Heinrich Klausen«, und auf der andern Seite stehen die Worte:

»Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Matth. 5, 7.«

Auf dem Dammwege durch den Moor steht ein einfach hölzernes Kreuz, auf dem steht nur der Name: »Heinrich Klausen und darunter zwei Datum mit zwei Jahreszahlen, aber jährlich, wenn die Herbstsonne den Moor bescheint, wird ein frischer Kranz von Astern und Herbstblumen darauf gehängt, der bleibt das ganze Jahr dort hängen, bis der Wind eine Blume und ein Blatt nach dem andern abweht und lustig über den Moor hinträgt.

Und der Wirt zum Wege? — Der Moor ist stumm — noch hat er nicht verraten, wo dessen Leichnam in ihm versunken liegt. —

# Ein Blatt aus dem Leben Katharina II. Von L. D.

Sonntag den 11. März 1860.

## 1.

**A**n einem Tage im Monat April 1772, als ein junges Weib, ein Kosak und ein Mönch am Fuße eines jener Riesenfelsen bei einander saßen, welche in so großer Anzahl über die Steppen des Irgbis zerstreut liegen.

Die Frau war nicht regelmäßig schön zu nennen, aber ein unbeschreiblicher Liebreiz lag doch in dem sanften Ausdruck ihrer Züge.

Der Kosak war groß und stark gebaut; sein blondes Haar fiel in langen Locken über die Schultern herab und verband sich im Gesichte mit einem dichten und krausen Barte. Sein Name war Twogaroff.

Der Mann im Mönchskleide dagegen war klein und leicht gebaut; aber aus seinen Augen sprühte ein düsteres Feuer, und obgleich er keine Art von Bart trug, so hatte sein Gesicht doch einen nicht minder wilden Ausdruck als das seines Gefährten. Er nannte sich Jemelka Pugatschew.

Geboren im Lande der Kosaken, im kleinen Dorfe Simoweisk, hatte er mehrere Jahre unter den russischen Fahnen gefochten, war aber zur Zeit der Belagerung van Bender desertiert und nach Polen geflohen, wo er bei einigen Mönchen der griechischen Kirche Zuflucht fand. Dort ging ihm eine neue Welt auf, und als er später in seine heimischen Steppen zurückkehrte, war seine Brust von einem unwiderstehlichen Verlangen nach Erhebung und Größe erfüllt.

Die Zeitverhältnisse begünstigten seine Bestrebungen.

Peter III. starb eines gewaltsamen Todes. Pugatschew besaß viel persönliche Ähnlichkeit mit ihm und beschloß, im Vertrauen hierauf, sich für diesen Prinzen auszugeben. In Moskau wagte er es natürlich nicht zu tun, denn dort war der Tod desselben notorisch, da sein Leichnam mehrere Tage auf dem Paradebett öffentlich ausgestellt worden war: aber in den Steppen des Irghis, unter den halbwilden Bauern durfte er auf genug gläubige Ohren und eine hinreichende Anzahl Anhänger für die von ihm beabsichtigte Rebellion zählen.

Es gab dort jedoch einen Kosaken, den Pugatschew über seine Geburt nicht täuschen konnte. Beide waren in demselben Dorf geboren und miteinander aufgewachsen. Es wäre für ihn gefährlich gewesen, sich den Mann zum Feinde zu machen, der allein seinen Betrug an das Licht bringen konnte. Dieser Kosak war Twogaroff.

Pugatschew hatte seine Tochter geheiratet, und obgleich er im Stillen bereits daran dachte, sie zu verstoßen, so gab er sich doch noch den Schein einer großen Anhänglichkeit für Vater und Tochter.

»Twogaroff«, sagte er zu seinem Schwiegervater, »bis jetzt hat das Glück uns gelächelt. Vor sechs Monaten besaßen wir keine Copeke, und heute können wir über eine Million Rubel gebieten. Damals hatten wir keinen einzigen Soldaten, jetzt haben wir eine Armee.

»Ja,« erwiderte der Kosak, »das Glück ist Dir günstig, Du wirst den kaiserlichen Thron besteigen; aber wirst Du Dich auch stets der Bedingungen erinnern, unter denen ich Dein Mitschuldiger geworden bin? Ich habe Dir meine Tochter Sophie gegeben. Vergiß nie, dass das Weib, welches Deine Armut geteilt hat, auch Deinen Glanz und Deine Größe teilen muß.«

»Ich werde es nie vergessen,« versetzte Pugatschew.

»Jemelka,« sagte Sophie traurig, »wir waren hier so glücklich; warum sollen wir unsere Steppen verlassen? Was nützen mir Macht und Reichtum: Ich will nur Deine Liebe besitzen.«

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als ein lautes Geschrei aus der Entfernung hörbar wurde, mit dem eine Menge



wilder Gestalten herbei strömten und Pugatschew und Twogaroff umgaben. Es waren Kosaken, Kalmücken, Baschkiren, Kirgisen, in ihren nationalen Trachten, welche, nebst einigen nur mit Sensen bewaffneten Bauern den Kern der Rebellion bildeten.

Pugatschew warf einen schnellen Blick über die langen Reihen dieser wilden Krieger und kniete dann vor dem heiligen Banner nieder, das an ihrer Spitze getragen wurde. Als er s wieder aufstand, blickte er Twogaroff bedeutungsvoll an und rief: »Das Reich ist unser!«



## 2.

Wenige Personen der neueren Geschichte sind so schwer zu charakterisieren wie Katharina II. Es schien fast, als wären in ihr zwei Weiber vorhanden, die sich fortwährend gegenseitig Lügen straftten: das Eine groß in der Politik, kühn in Entwürfen und energisch in deren Ausführung; das Andere, zaghaft und Sklavin seiner Leidenschaften, — ein schwaches Nachbild des Cardinal Richelieu. Gleich ihm schrieb sie Verse mit derselben Feder, mit der sie eben ein Todesurteil oder eine Kriegserklärung unterzeichnet hatte.

Während Pugatschew eine Provinz nach der andern eroberte und bereits Geld mit seinem Bildnis schlagen ließ, scherzte sie in ihren Briefen an Voltaire über diesen großartigen Abenteurer, welcher sich einbildete, dass man einen Thron mit einigen hundert trunkener Bauern erobern könne.

Sie saß in ihrem Studierzimmer, über einen Tisch gebeugt, welcher mit Büchern beladen war, auf deren Rücken man in goldener Schrift berühmte Namen, wie La Harpe, Diderst und Alembert lesen konnte. In ihrer Umgebung befanden sich die Prinzessin Aschoff und Gras Panin, der Erzieher ihres Sohnes, des Großfürsten Paul.

»Ist es denn wahr«, begann die Kaiserin mit verächtlichem Lächeln, »dass dieser Kosak seinen Kopf so hoch trägt, dass

Niemand seine Züge erkennen kann?«

»Sie würden leicht erkennbar werden«, erwiderte die Prinzessin Aschoff, »wenn Ew. Majestät geruhen wollten, ihn mit etwas schärferen Waffen, als bloßer Verachtung zu bekämpfen. Die Rebellion ist viel gefahrdrohender, als man anfänglich glaubte. Alle Leibeigenen und der größere Teil der Geistlichkeit haben sich ihr angeschlossen.«

»Mag sein«, versetzte Katharina, sich ärgerlich in die Lippen beißend, »aber was sind diese Leibeigenen? Nichts als viehische Geschöpfe, die nur zu kriechen gewohnt sind und es nicht wagen, ihre Ketten zu zerbrechen, aus Furcht, das Geräusch möchte unser Ohr erreichen. Was die Priester betrifft, so ist ihre Habsucht eine genügende Bürgschaft für ihren Gehorsam. Einige tausend Rubel machen sie treuer und knechtischer, als sie je zuvor waren. Hätten wir nicht den Krieg mit der Türkei und wäre Bibikoff nicht ein so jämmerlicher General, so würde diese lächerliche Insurrektion längst unterdrückt sein.«

Nach diesen Worten schwieg die Kaiserin einige Augenblicke, nahm dann ihre Feder und sagte, zum Grasen Panin gewandt:

»Verzeihen Sie, Graf; ich muss meinen Brief an Voltaire beendigen.«

In diesem Augenblick trat ein Ordonnanz-Offizier bleich und mit Staub bedeckt ein und nahte sich der Kaiserin.

Katharina blickte ihn kalt an und fragte:

»Was haben Sie zu berichten?«

»Traurige Nachrichten, Majestät!« lautete die Antwort. »Alle gegen Pugatschew geschickten Heeresabtheilungen sind geschlagen worden; er hat bereits Rapsypnais und Katschewa genommen. Obrist Buloff ist mit der ganzen Besatzung von Orenburg niedergehauen worden und den berühmten Astronomen Lowiecz haben sie gepfählt und seinen Leichnam aus Piken umhergetragen, damit er, wie sich Pugatschew ausgedrückt haben soll, »den Sternen desto näher sei.« Mehrere Städte sind in Asche gelegt worden und die Insurgenten sind nur noch drei Tagesmärsche von den Toren Moscow's entfernt.«

»Gut, gehen Sie!« versetzte Katharina mit vollkommener Gemütsruhe.

Sie beendigte den Brief an Voltaire, verschloss ihn und übergab ihn dann einem aufwartenden Kammerdiener mit dem Befehle:

»Ein Courier nach Fernoy.



### 3.

Der erstattete Bericht war nicht übertrieben; Pugatschew hatte sein Lager fast vor den Thoren von Moscow aufgeschlagen. Allein seiner Siege ungeachtet war der Mann jetzt weniger furchtbar als früher; er hatte sich, berauscht von seinen unerwarteten Erfolgen, Ausschweifungen aller Art hingegeben und dadurch die Herrschaft über seine Parteigenossen verloren. Wenn Twogaroff und Sophie ihm noch treu blieben, so geschah es nicht mehr aus Anhänglichkeit, — wenigstens nicht von Seiten des Ersteren; denn Pugatschew hatte seine Frau, die Tochter desselben, verstoßen, um sie mit einem Freudenmädchen zu verbinden.

Fast selbst beunruhigt über die Größe seiner fortwährenden Triumphe, wollte er im Augenblicke, als es darauf ankam, die Früchte seines Betruges zu ernten, sich lieber der Hinterlist bedienen, als eine entscheidende Schlacht wagen.

Mit Hilfe eines bestochenen Offiziers der kaiserlichen Leibgarde hoffte er, sich der Person Katharina's so nähern zu können, dass er sie erdolchen konnte. Ein Licht von der Terrasse der Eremitage, dem Lieblingsaufenthalte Katharina's, aus sollte seinen Anhängern als Zeichen gelten, dass der Mord ausgeführt sei.

Es war am Abende des hierzu bestimmten Tages, als Twogaroff vor den Zelten, welche die Insurgenten längs des Ufers der Moscowa aufgeschlagen hatten, unruhig auf und abging. Verbissene Wuth leuchtete aus seinen Augen, die er nur mühsam zu unterdrücken suchte.

Seine Tochter, in geringer Entfernung von ihm sitzend, beobachtete ängstlich den Ausdruck seiner Züge und je länger sie ihn betrachtete, desto mehr stieg ihre Angst, bis sie endlich, von einem plötzlich aufsteigenden Gedanken ergriffen, sich ihm

weinend nahte.

»Vater«, sagte sie mit flehender Stimme, »vergib mir, — aber — Du willst doch nicht Jemelka töten?«

»Ich ihn töten? Kind!« rief der Kosak mit sonderbarem Lächeln; »ich ihn töten? Bin ich nicht sein Freund, sein Vertrauter, sein Mitschuldiger?«

In diesem Augenblicke trat Pugatschew, erhitzt von Wein, an der Seite seines neuen Weibes aus einem der Zelte hervor.

»Jemelka, es ist Zeit!« rief der Kosak, die Augen senkend, um den Grimm seines Innern zu verbergen. »Dein Anzug als Leibgardist liegt bereit. Die Wache an der Nogoskaia-Pforte ist mit uns einverstanden. Sei kühn, und Du wirst Kaiser werden!«

»So komm' und kleide mich an!« rief Pugatschew.

Er warf einen etwas zweifelhaften Blick auf die Gebäude Moscov's, die sich gleich riesigen Phantomen, von den Schatten der sinkenden Dämmerung umhüllt, in der Entfernung zeigten. Dann, die hochverräterische Kleidung anlegend und sein schamloses Weib noch einmal an die Brust drückend, ging er.

»Fluch und Verdammnis!« murmelte der Kosak im drohend nach.



## 4.

In der Vorhalle der Eremitage, in deren stattlichen Räumen Katharina so oft die Pflichten eines Weibes und die Würde einer Kaiserin vergaß, stand vor der Türe eines Zimmers, dem Privatgemach der Kaiserin ein Leibgardist Wache. Bleich wie der Tod und regungslos wie eine Statue schien er nur zu warten, bis alle Töne im Palast erstorben sein würden. Dann plötzlich sich wendend, öffnete er schnell die Türe, schloß sie wieder hinter sich und stand vor Katharina II.

Die Kaiserin erschrak. Ein dunkles Gefühl von Furcht bemächtigte sich ihrer, während sie staunend die vor ihr stehende Figur betrachtete, welche eine täuschende Ähnlichkeit mit ihrem

verstorbenen, Gemahle an sich trug.

Im nächsten Augenblicke hatte sie sich jedoch gefasst. Sie erkannte, dass die Absichten des Eindringenden hochverräterischer Art waren und ihre erste Bewegung war deshalb die Richtung nach dem Kamine zu, auf dessen Gesims eine Pistole lag; allein Pugatschew trat ihr in den Weg.

»Katharina,« sagte er leise, »kennen Sie mich?«

»Lege Deine Maske ab, Schauspieler; ich weiß, dass Du ein Betrüger bist.«

Die Augen des Kosaken flammten? Katharina bebte. Sie liebte das Leben; sie war eine Herrscherin, besaß Macht und Schönheit, und vergötterte das Vergnügen.

Einen Augenblick lang erwog sie die Gefahr und im nächsten war ihr Entschluss in Bezug auf die Mittel gefasst, durch die sie sich schützen wollte. Plötzlich ihren Ton ändernd, wurde sie demütig; Bitten traten jetzt an die Stelle der Schmähungen.

»Sie können mich nicht täuschen«, rief sie; »Sie sind nicht Peter III., aber Sie sind einem Kaiser tausendmal mehr ähnlich, als er. Ihre Klugheit und Ihr Mut verleiht Ihnen, was kein Purpur geben kann.«

Während dieser Worte war sie unmerklich dem Kamingesims näher gekommen.

»Ich segne den Zufall, der Sie diesen Abend hierher geführt hat«, fuhr sie fort. »Ich bin des Lebens müde, das ich bisher geführt habe, — so wie Sie wahrscheinlich auch der Rolle überdrüssig sind, die Sie bisher gespielt haben. Verbinden Sie Ihr Schicksal mit dem meinigen! Kommen Sie und teilen Sie meinen Thron! Seien Sie mein! Ich kann unendliche Wonnen Dem bereiten, zu dem ich sage: »»ich liebe Dich!«« Jemelka Pugatschew, schlagen Sie meine Liebe aus?«

Sie, ein schönes und bewundertes Weib, eine Beherrscherin von fünfzig Millionen Untertanen blickte mit Augen der Liebe auf den armen Kosaken hinab.

Während Pugatschew diese süßen und berausenden Worte hörte, fühlte er sich einer unwiderstehlichen Macht unterliegend, denn in den Ausschweifungen der letzten Zeit hatte sein Charakter die Festigkeit verloren die ihm früher eigen war.

»Katharina!« rief er, »Sie besitzen eine Macht zu bezaubern, der ich nicht widerstehen kann. Nein, ich bin nicht Peter III. sondern nur ein armer Kosak, geboren in den Steppen des Irgebis. Sie bieten mir Ihre Liebe, ich nehme sie an. Ich gebe meine ehrgeizigen Pläne auf, denn der Gedanke, Ihre Krone zu teilen, hebt mich zu einer Wonne empor, die meine kühnsten Träume nie erreichen konnten. Ich will Ihnen dienen wie ein Sklave; ich will Sie anbeten wie —«

Eine auffallende Veränderung war, unbemerkt von ihm, während er sprach, in ihren Zügen vorgegangen.

Plötzlich, ehe er den angefangenen Satz beenden konnte, sprang sie auf das Kamingesims zu, ergriff die Pistole und richtete sie auf seine Brust.

»Nieder auf die Knie, Sklave Bauer?« rief sie; »nieder auf die Knie vor deiner Herrscherin und Richterin!«

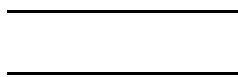
Wuth sprühte aus den Augen des Kosaken.

»Nichtswürdige!« schrie er, den Säbel schwingend; allein die Mündung der Pistole bedrohte ihn und er bebte vor der entschlossenen Haltung der Kaiserin zurück. »Du bist eine vortreffliche Schauspielerin«, sagte er, sich langsam nach der Türe bewegend, »aber schieße nicht! denn Du könntest fehlen, oder mich nur verwunden und dann — gute Nacht allen Deinen geheimen Vergnügungen der Liebe, allen Deinen nächtlichen Orgien! Mein Säbel würde Dich nicht verfehlen.

Er erreichte die Türe und öffnete sie, ohne dass die Kaiserin ihre Stellung zu verändern wagte.

Jemelka grüßt Dich, Katharina; aber nimm Dich in Acht, er kehrt zurück als Peter III!«

»Au revoir, Pugatschew!«



## 5.

Ob das beängstigende Gefühl der Gefahr, der Katharina II. eben entgangen war, ihre natürliche Energie lähmte, oder ob sie

fürchtete, durch eine Verfolgung Pugatschews die geheimen Feinde herauszufordern, welche sich augenscheinlich unter ihrer Leibgarde befanden, sei dahin gestellt, — gewiss aber ist, dass Katharina über die Begebenheiten jenes Abends schwieg.

Am nächsten Morgen erschien sie auf dem Paradeplatz, versammelte ihre Generäle um sich und befahl ihnen, noch eine letzte entscheidende Schlacht zum Schutze des Reiches gegen die Armee der Rebellen zu wagen.

Die Schlacht fand statt und Pugatschew wurde völlig geschlagen und in die Steppen von Saik zurückgetrieben, von wo die Rebellion ausgegangen war.

Verwundet und verfolgt suchte er mit einem Haufen Kosaken und in Begleitung Twogaroffs und seiner Tochter, an einem fast unzugänglichen Platze in den Gebirgen Schutz. Dort, auf einer großen Steinplatte ausgestreckt, zerfleischt und blutend, hatte er Zeit, über seine Fehler und die Unbeständigkeit des Glückes nachzudenken. Dennoch war die Hoffnung bei ihm noch nicht ganz erloschen.

»Twogaroff«, sagte er zu seinen Gefährten, »das Glück hat uns verlassen; aber bei den Bergbewohnern des Ural gelte ich noch immer als Peter III.; sein Name wird hinreichend sein, um eine neue Armee zusammen zu bringen.«

Der Kosak schüttelte den Kopf und lächelte auf sonderbare Weise.

»Die Hoffnung ist vergeblich!« erwiderte er. »Alles ist vorbei und Widerstand unmöglich. Es bleibt Dir nichts übrig, als Dich zu überliefern.«

»Mich überliefern?« rief Pugatschew, erschreckt, während er sich mühsam halb aufzurichten suchte. »Weißt Du nicht, dass, wenn wir uns überliefern, Katharina uns rädern und Glied für Glied zerreißen lassen wird?«

»Ich weiß das, Pugatschew, allein ich habe nichts zu fürchten; — Dein Leben wird als Lösegeld für das meinige dienen. »In einer Stunde werde ich Dich gebunden dem General Samaroff übergeben.«

Während dieser Worte ergriff er den Dolch des Abenteurers und drückte sein Knie auf die Brust des Liegenden.

»Erinnere Dich der Vergangenheit, Pugatschew,« fuhr er fort. »Hast Du jemals einen Gefährten gehabt, der dir treuer und furchtloser als Twogaroff gedient hat? Wer war der Erste, der Dich als Kaiser in den Steppen des Ural ausrief? — Ich! Ich, der die Hand zu Deinem Betrüge lieh, ohne ihm Entferntesten an Gewinn dabei zu denken, — dem die Lanze lieber als das Scepter und das Zelt lieber als der Palast war. Was ich für Dich tat, habe ich nur getan, weil Du der Freund meiner Jugend, der Gatte meiner Tochter warst. Aber Du hast ein frevelhaftes Spiel mit einer Anhänglichkeit getrieben und meine väterliche Liebe mit Füßen getreten; — jetzt sollst Du meine lange vorbereitete Rache empfinden! Sieger oder besiegt, nichts hätte Dich dagegen schützen können. Hättest Du eine Krone gewonnen, so wäre ich der Erste gewesen, sie Dir vom Kopfe zu reißen und den Hermelin mit Deinem verräterischen Blute zu beflecken!—

Pugatschew wurde totenbleich und kalter Schweiß bedeckte seine Stirne.

»Barbar!« rief er, »bin ich nicht schon elend genug?«

»Nicht so elend wie schlecht.«

»Gönne mir Zeit zur Reue!«

»Erbitte sie von der Kaiserin!«

»Gnade, Twogaroff! — Bestrafe nicht einen Fehler durch ein Verbrechen!«

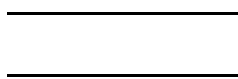
»Du hast meine Tochter verstoßen!«

Pugatschew's Todesangst stieg mit jedem Worte. Er sah deutlich, dass der Haß des Kosaken unversöhnlich war und schleppte sich deshalb kriechend zu den Füßen Sophien's, die schweigend und traurig in geringer Entfernung stand.

»Engel, gegen den ich in meiner Blindheit gesündigt habe, willst Du kein gutes Wort für mich einlegen?« flehte er zu ihr.

»Sie verflucht Dich, schändlicher Bube!« rief Twogaroff, ihn mit den Fuße stoßend.

»Ich verzeihe Dir, Jemelka«, antwortete Sophie und ging wankenden Schrittes davon.





## 6.

Vierzehn Tage später war auf dem großen Platze in Moscow eine zahllose Menschenmenge vor einem Käfig versammelt, in dem ein Gefangener dem Volke gezeigt wurde.

Katharina II. befand sich auch unter den Zuschauern. Mit grausamen Vergnügen betrachtete sie den lebendigen Leichnam hinter den eisernen Stäben.

»Guten Tag, Pugatschew«, sagte sie zu dem unglücklichen Abenteurer.

Dann sich an die Fürstin Aschoff und den Grafen Panin wendend, welche sie begleiteten,« fügte sie hinzu:

»Kommen Sie, — die Komödie ist zu Ende; ich muss an Voltaire schreiben und ihm darüber Bericht erstatten.«

Am nächsten Tage wurde Pugatschew gevierteilt.

Twogaroff und Sophie kehrten wieder in die heimischen Steppen des Irgbis zurück.

– E n d e –

# Eine russische Dorfgeschichte.

Eine Erzählung aus dem russischen Volksleben,  
nach Luganski,  
bearbeitet von  
Philipp Löbenstein.

**W**ir bewegen uns in Kreisen von Personen, die von Geburt und Schicksal begünstigt müßig und sorglos dahinleben, und am mühsamen Leben der arbeitenden Klassen, des sogenannten Plebs, nicht den leisesten Anteil nehmen. Die ganze Existenz des eigentlichen Volkes scheint uns höchst einförmig, unbemerkenswert, allen Gedanken und Absichten ist ein enger Kreis angewiesen; nichts als die ewigen Sorgen ums tägliche Brot; außer Nahrung und Schlaf scheint sie nichts zu beschäftigen; eine immerwährende Apathie, die nur gelegentlich von einer Kraftäußerung unterbrochen wird; die Tugend besteht, so lange sich keine Versuchung darbietet, und die Versuchung fehlt — wo keine — Schenke vorhanden.

Die Richtigkeit dieser Tatsachen lässt sich nicht bestreiten — doch sind sie nicht immer und überall dieselben. Der Mensch ist sich überall gleich; er unterscheidet sich nur vom Andern durch die Gaben der Vorsehung — und diese Gaben werden nicht nach den Ständen verteilt; jeder kann sie sich durch Wissenschaft und Bildung erwerben — und sind sie auch meistens das Eigentum der höheren Klassen, so besitzen wenigstens Alle die Fähigkeit, die Empfänglichkeit; das Kleid mag wohl den wesentlichsten Unterschied abgeben, und darauf ist Vieles gegründet.

---

In den russischen Gouvernements, die wenig zum Landbau tauglichen Boden besitzen, arbeitete der größte Teil der Fremde

und kehrt nur für kurze Zeit, gleichsam zum Besuche, in die Heimat zurück, mit dem kärglichen Lohn der Mühe, Brot und andere notwendige Bedürfnisse für die daheimgebliebene Familie einzukaufen und die Personensteuer zu entrichten. In den von den Hauptstädten nicht entfernten Gouvernements verlassen die Bauern nur während des Sommers die Heimat. Im Winter vermieten sie sich für kurze Strecken als Fuhrleute oder treiben irgend ein Handwerk oder liegen am warmen Ofen. Aus den weitabliegenden Gouvernements gehen die Arbeiter nicht nur in die Hauptstädte, sondern auch in die entferntesten Punkte des Kaiserreichs; Zimmerleute aus Simbirsk und Wladimir bauen Häuser in Uralsk, Orenburg, Omsk und Tschernigow. In allen diesen Gouvernements zahlen die Leibeigenen für die zu leistenden Frondienste eine verhältnismäßige jährliche Abgabe, um ungehindert in allen Teilen Russlands sich ihren Lebensunterhalt erarbeiten zu dürfen; nur Greise, Frauen und Kinder sind die Bewohner der stillen Hütten. Tausende von Zimmerleuten, Tischlern, Steinhauern, Maurern, Dachdeckern u. dgl. zerstreuen sich über ganz Russland; ganze Ortschaften gehören einem Gewerbe an, das als Erbstück vom Vater auf den Sohn übergeht. In Massen kommen sie aus Twer und Nowgorod nach Petersburg, sind den Sommer hindurch Maurer und während des Winters Schuster. Im Frühling bringen sie das Leder in ganzen Ladungen aus der Provinz und verkaufen die Stiefel um einen Spottpreis, um nur ihren Bedarf für den Winter zu erschwingen. Mit solchen Waren sind die Läden des berühmten Schtschukinhofes überfüllt. Dort kann Ente man ein Paar fertige und dem Anscheine nach leidliche Stiefel für einen Silberrubel kaufen, also wohlfeiler, als in Petersburg das Leder zu stehen kommt.

Die Bulaken und Masuren halten sich in großen Haufen als Schiffsarbeiter und Matrosen an den Ufern der Wolga auf. Den Quersack und einen Rock von dicken Tuch auf dem Rücken, ein Paar Bastschuhe im Gürtel, einen hölzernen Löffel mit einem Riemen befestigt, das ist Alles, was man unter der Masse von Staub und Kot, womit sie immer bedeckt sind, zu unterscheiden vermag. Sie ziehen mit starken Gurten die Bote auf der Wolga stromaufwärts und den Schiffsinhabern kommen diese

menschlichen Arbeiter billiger als Pferde oder Ochsen zu stehen. Das ist die Arbeit des gemeinsten, gar kein Handwerk treibenden Volkes, das nachdem es durch seine Roßanstrengung im Schweiß seines Angesichts einen Monat hindurch sich etwas erworben, die Früchte dieser Mühe in drei Tagen vertrinkt. Hierher gehören auch die Herumträger und Hausierer, die Katzenläufer, welche in den Dörfern Katzen gegen hölzernes Geschirr eintauschen und aus den Katzenfellen eine Art Pelzwerk zubereiten, die Dorfschneider, die von Haus zu Haus gehen, mit der Elle ans Fenster klopfen, nach Arbeit fragen und für das Versprechen, einen andern Schneider nicht in das Dorf einzulassen, für die gesamte Dorfborgkeit umsonst nähen und nach vollbrachter Arbeit ihren Wanderstab weiter setzen.

Die Tataren kaufen für das verdiente Geld bei den Baschkiren, Kirgisen und Kalmücken Pferde, füttern sie verstohlen bei Nacht in fremden Scheunen und Getreidestößen und verkaufen sie dann mit Gewinn an Fuhrleute und Postillione.

in diesen Gouvernements herrscht das alte, unumstößliche Herkommen, daß ein junger Bauer zuerst eine bestimmte Stimme für seine Eltern erarbeitet, dann drei oder vier Jahre lang für den Vater und die jüngeren Brüder die Personensteuer bezahlt und dann erst ein paar Jahre für sich arbeitet, um heiraten zu können. Da findet man keinen Bauer, der nicht die Welt gesehen; nur in großen, aus sechs oder sieben männlichen Mitgliedern bestehenden Familien bleibt ein Mitglied beständig zu Hause. Dieser Umstand erklärt vielleicht die heftige Neigung, die immerwährende Bereitwilligkeit der russischen Bauern zur Übersiedlung; kaum verstreichen zwei oder drei Jahre, und irgend ein leeres, ungegründetes Gerücht, ein gedankenloses Märchen, das auf die ungeschickteste Weise mit einer neuen Verordnung in Verbindung gebracht wird, eine solche formlose Fabel bringt ein ganzes Volk auf die Beine. Da hören sie von einem glückseligen Lande, das keine Steuern zahlt, wo man keine Rekruten aushebt. In ganzen Horden überschwemmen Tambower, Woroneschier, Orlower Auswanderer die östlichen Grenzen des Reiches, vagabundieren wie die Zigeuner Jahrelang, theils weil man ihnen keinen Boden einräumt, theils weil der ihnen angewiesene Boden nicht kulturfähig ist; oft siedeln sie sich auf fremdem Lande an,

und kehren, nachdem man sie von da ausgewiesen, nur gezwungen wieder zurück in die Heimath. Leibeigene gehen bis nach Astrachan, arbeiten als Burlaken an den Barken, vermieten sich als Fischer, lassen sich als Matrosen auf Handelsschiffen anwerben, und fallen oft in die Gefangenschaft der Turkomanen, die sie früher als Sklaven verkauften. Diesem Missbrauch hat die Regierung erst vor Kurzem Einhalt getan.

Dieses Nomadenleben ist zweifelsohne der Hauptgrund der Sittenverderbnis, der Bauer verwöhnt sich teilweise und nimmt in der Fremde viele Laster an, die er in seinem Dorfe nicht gekannt hätte. Doch dieses lebenslängliche Herumwandern hat seine triftigen Gründe. Wer das Wladimirer Gouvernement z. B. durchreist, wird sich nicht mehr wundern, daß es jährlich von Tausenden rüstiger Arbeiter verlassen wird. Da ist der Boden so schlecht, sandig, lehmicht, mit tiefliegenden Wurzeln bewachsen, dass man den armen Landmann bedauern muss, der im Schweiß seines Angesichts den Pflug mit schwerer Mühe durch diesen unfruchtbaren Boden zieht, und am Ende alle seine Anstrengungen unbelohnt sieht. Wenn der Engländer behauptet, aus diesem undankbaren Boden zehnmal mehr als der Russe gewinnen zu können, so beweist dies erst nichts; was wir nicht wissen, das glauben wir nicht — und um einem Menschen, bei dem alles auf Erfahrung, auf das Erbe der Väter fußt, seinen Glauben zu nehmen, — muss man ihn durch Tatsachen und nicht durch Worte überzeugen. Es mögen ohne Zweifel noch andere Gründe der so starken Neigung zum Übersiedeln und Wandern da sein — doch wir wollen sie nicht berühren und gehen zu unserer Erzählung über.

---

Im Wladimirer Gouvernement liegt an der Landstraße ein Dorf, bekannt durch den Fleiß seiner Bauern, die fast alle Zimmerleute und Tischler sind. In diesem Dorfe wohnte die Familie Worozaw der Großvater saß bereits zu Hause am warmen Ofen; außerdem bestand die Familie aus dem Vater und vier Söhnen, die beständig in weiter Ferne arbeiteten, siebzehn Personen ernährten und die gebührenden Steuern zahlten. Der Bruder des Vaters, der Onkel also der vier Söhne, war selbst

Geschäftsunternehmer, d. h. er mietete eine große Zahl Arbeiter und unternahm dann auf eigene Rechnung den Bau eines Hauses und andere in sein Handwerk einschlagende Arbeiten. Eine derartige Unternehmung nennt man eine Arbeitergesellschaft (Artel).

Diesen Sommer hatte die ganze Familie zusammengearbeitet; der Vater befahl ihnen, auch zusammen den Heimweg für den Winter anzutreten, um weniger auszugeben.

Sie kauften ein paar Pferde, die sie auf dem nächsten Jahrmarkte mit etwas Gewinn losschlagen konnten, und kamen gegen Weihnachten nach Hause. Der Vater war schon zwei Jahre nicht in der Heimat gewesen und ganz unerwartet stand sein Schlitten vor dem Thor, plötzlich — wie der Schnee vom Himmel fällt. Ohne Eile trat er in die Hütte und drängte sanft mit der linken Hand seine Alte von sich, welche laut aufschrie vor Freude und mit den Worten: Ach Du, mein Teurer!« die Spindel wegwarf, ihren Mann zu umarmen. Er verrichtete ruhig vor dem Muttergottesbild sein Gebet, während seine Frau in Freudentränen ausbrach; dann erst grüßte er und küsste seine Alte, seine Töchter, die kleinen Söhne und Enkel. Die vier Söhne traten ins Zimmer und wurden ebenso begrüßt. Die ganze Familie wohnte zusammen in einer geräumigen Hütte, die, durch eine Wand geschieden, zwei Zimmer bildete. Bald lief alles zusammen, Schwiegertochter, Schwäger und Schwägerinnen, Onkel und Tanten, Gevatter und Paten, die ganze Hütte war übervoll. Der Vater verneigte sich tief vor dem alten Worozaëw, die Frau gleichfalls, wie es Gebrauch ist, mit einem Worte, Alles ging seinen gewöhnlichen Gang, die Verwandten grüßten ehrerbietig den Vater umarmten die Söhne, sprachen gebührende Redensarten, zum Beispiel; Hat Gott Sie bewahrt? Alles wohlauf und gesund? Wir langweilten uns sehr, wir sehnten uns nach Ihnen!« und ähnliche Phrasen. Dann entkleideten sich die Gäste, das heißt, sie legten ihre Gürtel ab, zogen die Pelze und Kaftane aus, nahmen all am Tische Platz, die Frauen trugen Speisen und Getränke auf, durchsuchten den mit Schnitzwerk versehenen Schrank, drängten sich um den Herd und jagten die Hühner hinaus, die sich den Feiertag und den allgemeinen Wirrwarr zu Nutze machten und auf Tisch und Bank flogen oder sich unter den Füßen der Gäste herumdrehten. Die

Kinder hatten sich indessen auf dem Boden der Länge nach, mit dem Bauche nach unten, ausgestreckt und unterhielten sich mit einander, indem sie die Köpfchen schüttelten und mit den Füßchen nach hinten ausschlugen. Unsere Zimmerleute leerten indessen eine große Schüssel Schtschi, einen Topf Kascha und zwei Krüge Quas [Schtschi, eine aus Kraut und Rüben zubereitete Speise; Kascha, zu einem festen Breie gekochte Heiden; Quas ein aus Brot und Kleien zubereitetes Getränk.] und schnitten sich endlich zum Nachtisch jeder den dritten Teil eines Brotes, das sie mit dickförmigem, beinahe erbsenähnlichem Salze beschütteten.

»Sind wir einmal wieder bei unserm Tische,« — sagte der Vater — »fast hätten wir das Essen verlernt.«

»Ja wohl sind wir hier,« antwortete der Sohn, der sich schon den Dialekt der Fremde angewöhnt hatte — »aber die weißen Kolatschen in der Fremde kitzeln recht angenehm den Gaumen, Väterchen, sie sehen aus wie unser Kuchen. Den kennt man dort gar nicht,« — fügte er hinzu, sich an seinen Schwager, der immer zu Hause geblieben, wendend — »nichts als Kolatschen, die aber herrlich schmecken.«

»Darum gehen wir auch dorthin, um ihre Kolatschen zu essen,« — bemerkte der Vater, indem er noch einmal sein Brot ins Salzfass steckte, und dann mit dem Finger darüber strich — »sie haben ihrer gar zu viele und können mit ihnen nicht fertig werden.«

»Und was sie für Fische haben,« fing der andere Sohn an, »und wenn selbst das ganze Jahr Fasten wäre, die Schweine füttern sie mit Fischen, ja Hunde und Kühe fressen dort Fische, wahrhaftig, Bruder! das ist ein Land.«

»Ja wohl,« sagte einer der Verwandten, »jede Stadt hat ihre Gebräuche.«

»Warum nicht gar die Kühe!« sagte der Schwager; der eben nicht die Auffassungsgabe und die Nachgiebigkeit seines Verwandten besaß.

»So ist's nun einmal,« Brüderchen, die Kühe fressen Fische, nichts anders; frage meinerwegen den Vater und die Brüder, die lassen keine Lüge gelten; ja selbst in Astrachan geben sie den Kühen statt des gewöhnlichen Futters gesalzene Fische, und die

kauen sie wie Brot.«

»Und die Leute, sind sie noch Heiden?« frug ein Zweiter.

»Ums Himmels willen! als ob wir in einem andern Reiche waren, sie sind alle gute Christen und die Mädchen sind dort gar wunderschön.«

»Ei! der tausend, das gefällt mir, Bruder!«

Alle Gäste, und besonders die Frauen, horchten mit Staunen auf die erzählten Wunder. Indessen hatten sich die entfernteren Verwandten mit tiefen Verbeugungen empfohlen, es blieben nur die nächsten Familienglieder. Es dunkelte man brachte einen brennenden Kienspan in einen sonderbar geformten eisernen Leuchter: der Vater rief den Großpapa zur Beratung; die Tür wurde verriegelt, nachdem man früher die Frauen hinausgeschickt, — das Geld wurde hervorgeholt und gezählt, es kamen zweihundert Rubel auf die Person. Steuern hatte man schon früher entrichtet, man berechnete noch die notwendigen Ausgaben, endlich wurde das Geld wieder aufbewahrt, die Frauen hereingerufen, und der Vater schenkte seiner Frau sowie jeder von den Töchtern und Schwiegertöchtern ein Tuch; die Männer holten auch die Geschenke für ihre Frauen hervor. Endlich verklagte Worosaëw seinen dritten Sohn beim Großvater, dass er etwas liederlich lebe und mehr Geld als die Andern verbraucht hatte.

Zornig blickte der Greis auf den furchtsamen Stephan, welcher sich bis zur Erde neigte und schwur, von nun an nichts mehr in den Mund zu nehmen.

Dem Greise flammten die Augen, ein graues Haar und seinem düsteren, roten Angesichte einen schrecklichen Ausdruck; sein weißer, an manchen Stellen vergilbter Bart bebte. Stephan weinte bitterlich, und der Vater, der ihn selbst dem Zorne des Alten preisgegeben, begütigte nun den Großvater und verbürgte sich für den Sohn, dass er künftig keine Ursachen zu Klagen mehr gehen würde. Man erklärte ihm endlich, dass es kommende Frühling für seine eigene Wirtschaft sorgen müsse, da er schon bald heiraten könne. Schau um Dich,« fügte der Großvater hinzu, indem er die Krücke auf den Boden stieß und seinen bis auf den Gürtel reichenden Bart bedeutungsvoll schüttelte, Schau um Dich,« fügte der Großvater hinzu, wenn Du vom heutigen Tage an nicht das



viele Trinken aufgibst, so wird der Herr Dich züchtigen, und das Unglück wird Dich unvermeidlich treffen.«

Der Monat März kam heran, Stephan legte noch einmal einen Schwur ab, dass er nichts Berauschendes in den Mund nehmen wolle, und machte seine Vorbereitungen um sich bald auf den Weg zu begeben. Er meinte es wirklich aufrichtig und hatte auch zu Hause den ganzen Winter nichts getrunken — doch hatte er eine gewisse Scheu, mit dem Vater und den Brüdern zusammen zu sein, und ging ganz allein in's Saratower Gouvernement, unter dem Vorwande, dass, man dort dem Gerüchte nach besser zahle. Wirklich vermietete er sich auch, da er ein tüchtiger Zimmermann war, für 780 Rubel bloß für den Sommer.

Auf dem herrschaftlichen Gute war ein Wirtshaus, dessen Inhaber eine Person ganz eigener Art war. Er war früher ein Leibeigener gewesen und hatte sich's in den Kopf gesetzt, dass er frei werden müsse. Weder Gefahr noch augenscheinliche Unmöglichkeit des Unternehmens, weder Vernunft noch Überzeugung können einen Russen von dem abbringen, was sich ein solcher in den Kopf setzt. Unser Gastwirt erfuhr in seiner Jugend das unsinnige Gerücht, dass am schwarzen Meere es ein Leichtes sei, sich als freier Bürger einzuschreiben, nahm seine Siebensachen zusammen und ging durch. Von diesem ersten Zuge nach dem schwarzen Meere wurde der Bursche mit einem halbrasierten Kopfe zurückgebracht. Da er aber fest entschlossen war, es koste, was es wolle, das gelobte Land seiner Wünsche zu erreichen, so entfloh er mehr als zehn mal, wurde jedes mal eingeholt und mit halbrasiertem Kopfe heimgebracht. Dadurch fiel er dem Edelmann so zur Last, dass er ihn für 300 Rubel wirklich frei gab. Allein war es unerklärlich wie der Schwarzmatrose — so nannte ihn das ganze Dorf — zu dem Gelde gekommen.

Der Schwarzmeermatrose siedelte sich im Saratower Gouvernement auf einem herrschaftlichen Dorfe an und hatte noch, niemand wußte woher, Geld genug, sich ein Häuschen zu kaufen und dem Edelmann den Jahreszins für das Schankrecht im Voraus zu zahlen. Stephan wurde zufällig mit ihm bekannt, als er in früherer Zeit da gearbeitet, ja sie hatten sogar im Rausche einen Freundschaftsbund geschlossen und sich mehr als einmal zusammen betrunken. Stephan widerstand jetzt der Versuchung;

zum Glücke ging er bald in ein entferntes Dorf mit seiner Gesellschaft, und wahrscheinlich hätte ihre Freundschaft jetzt ein Ende erreicht, wenn Stephan nicht für den Winter in der Gegend geblieben wäre, weil er Arbeit gefunden und nach mehr Geld nach Hause bringen wollte, um den Vater und den Großvater zu erfreuen und — um zu heiraten. Da schickte ihm das Haupt der Gesellschaft eines Tages mit einem kleinen Schlitten und einem einzigen Pferde ins herrschaftliche Dorf, um dort zurückgelassenes Gerät zu holen.

Stephan übernachtete bei seinem Schwarzmatrosen, und da konnte er nun als Gast der zudringlichen Aufwartung seines Gastes nicht widerstehen. Der Hausherr trank ihm mit besonderer Herzlichkeit zu! Stephan wurde redseliger und gestand im freundschaftlichen Gespräche, das er Leibgürtel zweihundert bereits erarbeitete Rubel habe. Man begab sich endlich zur Ruhe. Dem Gaste wurde auf der Bank unter dem Heiligenbilde eine Streu angeschüttet, der Wirt mit der Wirtin schliefen hinter dem im Zimmer angebrachten Verschlage. Stephan schlief sogleich ein und hatte einen fürchterlichen Traum: sein Großvater stand vor ihm im roten Hemde, mit seinen lang herabhängenden Haaren, mit dem vergilbten Barte, mit fürchterlichen funkelnden Augen, und wollte ihm mit einem großen Messer die Kehle abschneiden, weil er sich betrunken. Stephan erwachte und bekreuzte sich; ein kalter Schweiß bedeckte seinen ganzen Körper. Der Rausch war vorüber, der Schlaf war fort, der Traum verschwunden, er war wach, das Herz klopfte hörbar und er wagte keinen Seufzer auszustoßen.

Da hörte er mit einem Male ein leichtes Geräusch und Geflüster hinter dem Verschlage. Stephan richtete im Finstern die Augen nach der Gegend des Geräusches und horchte aufmerksam. Die Wirtin bat und flehte den Wirt um etwas, er antwortete ihr mürrisch und befahl, Feuer anzumachen. Sie sagte immer dasselbe; er ärgert sich, darüber — aber alles im Geflüster; endlich hört Stephan deutlich, dass von seinem Leben die Rede ist; die Wirtin spricht: »Mein Teurer, es sei genug, lasse ihn in Ruhe, Gott sei mit ihm — Du hast schon der Sünden nicht wenig auf der Seele; weswegen willst Du ihn töten? fürchte doch einmal den ewigen Richter, rühre ihn nicht an . . . «

Ein Schauer ergriff Stephan; doch er fasste sich bald, untersuchte zuerst seine Axt, erhob sich, hustete laut und fragte: »Wirt, Du schläfst scheint es, auch nicht? Sei so gut und lasse Licht anzünden, wir wollen für Heu und Hafer abrechnen, es ist Zeit, dass ich fahre.« Der Wirt gab seiner Hausfrau in der Stille ein Paar tüchtige Stöße, befahl Licht anzustecken und kam dann auf Stephan zu: »Warum so früh, der Hahn hat kaum zum ersten Male gekräht?« — »Mein Pferd hat bereits ausgeruht,« antwortete Stephan, »unser Herr befahl mir, so schnell als möglich zurück zu sein.« Stephan zahlte, kleidete sich an, steckte die Axt in den Gürtel und ging, sein Pferd vorzuspannen, versprach aber, noch für einen Augenblick einzusprechen, um Abschied zu nehmen. Indessen öffnete er selbst das Thor, bekreuzte sich, saß auf und fort war er. Der Rausch war längst verraucht, keine Spur war zurückgeblieben.

Als das Dorf hinter ihm war, ließ er sein Pferd im Schritte gehen und dachte an das erlebte Ereignis. Er konnte es beinahe nicht glauben, dass der Schwarzmatrose zu der Sündenfahne geschworen, und er war fast bereit, anzunehmen, dass er alles im Schlafe gesehen oder dass die Dunkelheit es ihm vorgegaukelt. Da hörte Stephan den raschen Trab eines Eines Einspanners, und Jemand schrie ihm zu: »so lenke doch auf die Seite, siehst Du denn nicht?« — Stephan schaute in der Dämmerung um sich — die Stimme schien ihm bekannt. — »Du sollst ausweichen, sagt man Dir!« hört er wieder schreien. — »Ist Dir der Weg zu eng, wie?« fragte Stephan. — Der Reisende hatte indessen zur Seite gelenkt, und wie er Stephan nahe kam, versetzte ihm einen tüchtigen Schlag mit einer Kette. Zum Glücke hatte Stephan, der vor der ihm bekannten Stimme erschrak und Unheil ahnte, seinen Gefährten im Auge behalten und konnte daher dem Schlage ausweichen. Im Nu hatte Stephan dem Mörder die Kette entrissen und schlug auf gut Glück im Helldunkel mit aller Kraftanstrengung auf ihn los. Der Getroffene fiel in den Schlitten zurück und stand nicht mehr auf. Die Pferde waren indessen am Rande der Straße gegen eine Tanne gestoßen und beide Schlitten blieben stehen.

Stephan bekreuzte sich, stieg vom Schlitten und sah um sich — Alles still und öde; er näherte sich seinem Feinde, schaute ihm ins Gesicht — er wars, es war der Schwarzmatrose, der Wirt lag

erschlagen vor dem Zimmermann, und dieser freute sich über seine Rettung, wußte aber nicht, was er vor Schrecken beginnen sollte; er hatte einen Menschen erschlagen, wird ins Gefängnis geworfen, verhört, gerichtet — mit einem Worte, er geht zu Grunde. Nach einigem Nachdenken entschloss sich Stephan aus Furcht vor den schrecklichen Folgen, das Ereignis geheim zu halten. Er fand abseits von der Straße eine mit Schnee und Baumzweigen gefüllte Schlucht. Er räumte Alles weg, legte den Erschlagenen hinein, warf Schnee und Gestrüpp wieder darüber und wendete den Schlitten um, so dass das Pferd den bekannten Heimweg einschlug. Dann setzte sich Stephan auf seinen eigenen Schlitten und fuhr seines Weges dahin.

Die Nacht war finster, die Kälte schnitt in alle Glieder, Alles war still und öde. Stephan stiegen ganz eigene Gedanken auf, und er entschied, dass doch eigentlich der verdammte Trunk an Allem die Schuld trage. Ich werde nicht mehr trinken, Gott ist mein Zeuge, niemals mehr!— Er zog die Mütze ab, bekreuzte sich, gen Himmel schauend, und fing an zu weinen.

Stephan fuhr in das Dorf, nahm die Geräte in Empfang, fütterte sein Pferd und machte sich wieder auf den Weg. Es wurde ihm unheimlich, als er sich der Gegend näherte, wo ihn vorige Nacht das Unheil beinahe getroffen; das Herz klopfte ihm, und er schaute schüchtern um sich. Es war wieder dunkel geworden, alle Straßen waren verödet, nur hie und da sah man eine Frau mit dem Wassereimer, einen Burschen in dem Pelze des Bruders und der Mütze des Vaters; hie und da sah man Licht auftauchen, eine friedliche Ruhe war über das Ganze ausgegossen. Furcht und Neugier quälten Stephan, er wollte gern wissen, wie es im Hause des Schwarzmatrosen aussähe. Er kommt dort vorbei — auch da Alles still, ein Licht leuchtet durchs Fenster, das Thor geschlossen. Stephan stand unentschlossen da, — endlich klopfte er mit der Knute ans Fenster — »wer da?« — »Ich will mein Pferd füttern.« — Die Wirtin öffnete und steckt den Kopf heraus: »Gehen Sie mit Gott, kehren Sie irgendwo anders ein.« — »Warum das?« — »Der Wirt ist nicht zu Hause und hat befohlen in seiner Abwesenheit Niemand einzulassen. Doch das bist Du ja, Stephan! ich habe Dich beinahe nicht erkannt! Nein, mein Lieber, ohne den Wirt mag ich Dich nicht einzulassen, er

ärgert sich hernach; da gegenüber bei Fedor ist herrliches Heu.« — »Aber wo ist denn der Wirt? Er war ja heute früh zu Hause?« — »Der liebe Himmel weiß, wo er hin ist; er setzte sich gleich nach Deiner Abreise in den Schlitten, Gott weiß, mit welcher Absicht. Er hatte auch gegen hundert Rubel im Leibgürtel; wahrscheinlich hat er sich irgendwo besoffen; ich wundere mich nur, dass das Pferd selbst nach Hause kam — er muss es im Rausche von sich gejagt haben — im Schlitten sind Spuren, dass er auf dem Stroh gesessen, aber er ist bis zur Stunde nicht wiedergekommen.

Stephan nahm Abschied, saß auf und fuhr weiter — die Wirtin schloss das Fenster. Die Sache ist also ganz unbekannt, dachte er bei sich. Was habe ich auch in der Tat zu fürchten? Ich bin zuerst fortgefahren, man fragte in Roiwka, ich war sonst nirgends, ich habe Niemanden gesprochen — er ist erst nach mir vom Hause fort — warum sollte man mich in Verdacht haben? Niemand wirds einfallen — Indessen die Wirhin sagt, er habe hundert Rubel bei sich gehabt — und wem werden sie zufallen? — Sie gehen zu Grunde, faulen, wenn der Frühling kommt. Und unser einer plagt sich den ganzen Sommer für hundert Rubel. — Man kriegt wahrhaftig Lust dazu, wenn mans näher überlegt! Hundert Rubel! und man tut Niemand Abbruch. Niemand fragt darnach! Doch denken wir nicht mehr daran, gelobt sei der Herr, dass er das Unglück von mir ferngehalten.

Als sich Stephan der bekannten Stelle näherte, fing er wieder an das Geld zu denken an. Wie kann man so vorbeifahren und das Geld so in der Erde lassen? Ich beleidige damit damit Niemand, ich eigne mir kein fremdes Gut zu — er hats doch selbst so haben wollen. Stephan hielt sein Pferd an, horchte auf allen Seiten — überall still und wüst, nirgends eine Menschenspur. Er stieg in die Schlucht hinab, grub den Toten aus, fand das Geld und beeilte sich, den Ort zu verlassen.

Als Stephan zu zu seiner Gesellschaft zurückgekehrt war, fing er wieder, trotz Vorsatz und Schwur, zu trinken an. Schlechterworbenes Geld hat keine Dauer und wird gleichsam vom Winde aus dem Beutel geweht.

Stephan ließ sich von seiner Leidenschaft hinreißen, dass er nicht allein das unerwartet gewonnene Geld, sondern auch seinen

Arbeitslohn vertrank. Der Vorsteher der Gesellschaft jagte ihn aus dem Dienste, er suchte einen andern auf, vertrank im Voraus, was er verdiente, und schickte keinen Groschen nach Hause. Der Sommer ging zu Ende — und der letzte Meister sagte, da er ihm seinen Rest auszahlte: »Fürs künftige Jahr kann ich Dich nicht brauchen — Deine Hände tragen Gold ein, Bruder, doch Du jagst alles durch die Gurgel. Solche Leute mag ich nicht; Gott mit Dir.«

Stephan fand beim neuen Meister einen neuen schlechten Gesellen, mit dem er bald Freundschaft schloss und recht oft zusammen zechte. Sie entschlossen sich sogar, da sie 150 Werst denselben Weg zu machen hatten, zusammen die Heimreise anzutreten.

Das Gewissen plagte jetzt Stephan, raubte ihm den Schlaf, die Esslust — besonders ließ ihm die Angst der Vater und Großvater keine Ruhe. Es wurde ihm unheimlich zu Mute, als er daran dachte, wie er ganz ohne Geld nach Hause gehe. Wie kann ich Ihnen vor die Augen treten? Sagte er zu sich selbst. Und den Schwarzmatrosen habe ich auch beraubt, — als wäre ich ein Räuber — und doch habe ich Nichts gespart!

Sein Gefährte Grischka fand ihn traurig dasitzen und fragte ihn, warum er so den Kopf hängen lasse, welche Sorge ihn so verstimmt? — Stephan bekannte, dass es ihm schwer falle, so ganz ohne Geld nach Hause zu kommen. — Ists das, Freundchen, sagte Grischka, so sind wir Leidensbrüder: ich habe auch gut eingebrockt, achtzehn Rubel sind meine ganze Barschaft, und ich hätte zweihundert zusammen haben können, — so meinen wenigstens unsere Bekannten. Höre Stephan, was sollen wir zu Hause machen? Wir haben uns schon gewiss mehr als einmal ausschelten lassen.«

»Ich würde gern meine Heimreise verschieben,« sagte Stephan, aber mein Reisepass geht Ostern zu Ende.«

Bis Ostern ist nach lange Zeit! Da geht nächstens, höre ich, eine Gesellschaft Arbeiter nach Kasan; schreibe nach Hause, dass Du in Kasan Arbeit für den Winter gefunden, und lasse Dir einen neuen Pass hinschicken. Den Winter über verdienst Du wenigstens einen hunderter, im Sommer kanns an Arbeit nicht fehlen; im Herbst gehen wir dann, die Taschen gefüllt, mit Gottes Hilfe nach Hause.

Stephan ging eine neue Welt auf; voller Freude lud er Grischka in die Schenke, um ihm für den guten Rat zu danken und Leid und Freud zu versaufen.

Am andern Tage schlossen sie sich an die Gesellschaft und wanderten nach Kasan. Doch vor der Stadt blieben sie etwas zurück, um sich zur Arbeit vorzubereiten. Bald bekommen wir nichts zu trinken, sprachen sie einstimmig, so leeren wir noch zu guter Letzt zusammen einige Gläschen und dann wollen wir nüchtern bleiben. Die Freunde tranken darauf los, wurden bald betrunken — und umarmten und küssten sich zuerst und dann — ohne dass ein Grund vorhanden — entzweiten sie sich, zankten und kamen ins Handgemenge. Dann versöhnten sie sich, küssten sich und gingen endlich Arm in Arm aus der Schenke, der Stadt zu. Die Dämmerung und endlich die Nacht überraschte sie noch auf der Landstraße. Die Freunde lagerten sich, um auszuruhen, an einem Gebüsche, hart am Ufer der Wolga. Der Rausch war noch nicht verflogen — sie fingen daher wieder Händel an — zankten und schlugen sich wahrscheinlich herum — wer kanns wissen, waren sie doch ganz allein.

Stephan wacht mit der Morgenröte auf — schaute um sich — er ist allein. — Nicht weit vom Gebüsch liegt die Straße — ein Dreigespann jagt vorbei, noch ist der Schall des Glöckchens nicht verhallt — Staubwolken wirbeln in die Höhe und zerteilen sich langsam in der Luft, — endlich ist wieder Alles still geworden; zu seinen Füßen liegt die Wolga, breit, tief, ein ruhiger Wasserspiegel, der Gefährte fehlt.

Stephan war zu Mute, als ob man ihn bald mit eiskaltem, bald mit kochendem Wasser überschüttete — etwas Unheimliches lebte in seinem Gedächtnisse — er blickte zufällig aufs Gras und sah Blut daran kleben; — und nun war ihm Alles klar, als ob ein Blitz die Dunkelheit der fürchterlichen Nacht erhellte. Stephan brach in Tränen aus, heulte und ächzte, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, jammerte wie ein Schwerkranker und saß da in düsterer Verzweiflung.

Er erhob sich, neigte sich zum Abschiede tief zur Erde, küsste den feuchten Boden, machte das Zeichen des Kreuzes und sprach mit Tränen: Grischka, klage mich jenseits nicht für meine Sünden an! — Dann ging er in die Stadt.

»Nüchtern, wie er war — ans Essen dachte er jetzt nicht — meldete sich Stephan beim Kriegsgericht. — Es ist zu früh, antwortete man ihm, es ist noch Niemand da. — Stephan setzt sich draußen zu den übrigen Sublikanten, deren ungefähr zehn waren, und wartete. Mir wird Recht geschehen, dachte er bei sich selbst; aber diese Armen — die hat die Not hergetrieben — der Eine klagt über Ungerechtigkeit, der Andere über Gewalt — ich klage mich selbst an.

Der Richter erschien, und Stephan warf sich ihm zu Füßen. Doch dem Richter war dies ein gewöhnlicher Anblick, er sah jeden Tag viele Bittende sich vor ihm im Staube krümmen und ging daher gleichgültig vorüber. Da rief Stephan laut und vernehmlich: »Gebt den Befehl, mich festzunehmen, ich habe in dieser Nacht einen Menschen ermordet.« Alle schrien laut auf, selbst der Richter wurde aufmerksam, er sah ihn starr an, rief ihn in die Gerichtsstube, stellte eine Wache vor die Türe und begann das Verhör: wie er heiße, welches Handwerk er treibe, wer seine Eltern, woher, wo der Reisepass, wie alt, welchen Glaubens, ob er zur Beichte gewesen, und dann erst ging er zur eigentlichen Tatsache über.

»Ich heiße Stephan, Artemitsch Worozaëw, habe, glaube ich, schon vierundzwanzig Jahre, bin aus dem Wladimirer Gouvernement aus demselben Kreise, aus dem Dorfe Gluchow, rechtgläubig und habe jedes Jahr vor Ostern das heilige Abendmahl genommen. Ich ging gestern mit meinem Gefährten Gregor in die Stadt. In einer Schänke hatten wir etwas getrunken; in unsern Köpfen wars nicht ganz richtig, wir rechneten mit einander ab, denn er hatte vor einigen Tagen bei mir einen halben Silberrubel geliehen, ihn mir einzeln zurückgegeben und ich fordere nach zwanzig Kopeken. — Einige Mal zankten wir und hatten uns beinahe gerauft — daran war wohl der Rausch schuld, ich erinnere mich gar Nichts — und wenn man mich auch tot schlug. Doch das weiß ich, wir setzen uns, um auszuruhen, und verzehrten unser Nachtmahl; ich fing wieder an, ihm Vorwürfe zu machen, wir fingen unsere Rechnung von Neuem an, er beleidigte mich, nannte mich einen Galgenschwengel, — ich schlug ihn — ich schaudere, wenn ich daran denke — ich schlug ihn mit dem Rücken der Axt auf den Kopf; zum Unglücke kam mir die Axt in



die Hand. Grischka fiel auf den Boden, und das Blut strömte aus Nase und Ohren. Ich erschrak fürchterlich. Wir saßen nicht weit vom Ufer der Wolga; im Schrecken schleppte ich ihn ans Ufer und stürzte ihn ins Wasser. So habe ich um Nichts und wieder Nichts eine Seele zu Grunde gerichtet; Gott ist mein Zeuge, nur die Trunkenheit war an Allem schuld, ich weiß nicht, wie und warum ichs getan. Ich habe Alles gesagt, was ich wusste. Nun geschehe mit mir, wie es Gott gefällt; was das Gesetz über mich verhängt, das lasset vollziehen — Lasst mich auch in Fesseln legen.«

Worozaëw wurden Ketten und Fußklötze angelegt. Er hielt selbst die Arme und die Füße hin; es wäre ihm um sie nicht leid — sagte er — wenn er nur rascher das Endziel erreiche — wenn er nur nicht lange im Kerker schmachten müsste.

Er wurde in's Gefängnis gebracht.

Zum ersten Male in seinem Leben befand sich Stephan in einem solchen Orte — es war finster und feucht, ängstlich und schmutzig in dieser letzten Diebsstation. Mit Schrecken und Schauer sah er seine Gefährten; die meisten in Lumpen gehüllt; Haupt- und Barthaar fürchterlich lang gewachsen, hingen zerzaust über Gesicht und Brust; manche waren so mager, dass man kein Gesicht sah und die Stimme unheimlich klang; manche waren noch gesund und frisch und hatten solche Spitzbubenphysiognomien, dass man selbst im Gefängnisse ihre Nähe scheute. Es waren hier, wie es gewöhnlich an dergleichen Orten der Fall ist, drei Personen, die sich Iwan nannten: kerngesunde Bauern, mit Bärten, die beinahe bis zum Gürtel reichten, und jeder von ihnen sagte: Ich heiße Iwan, außerdem weiß ich Nichts, kann mich auch an Nichts erinnern; ich weiß nicht, wo ich geboren, wo ich aufgewachsen, wer mein Vater, und meine Mutter, wo meine Heimat; als Iwan und nur als Iwan habe ich mein ganzes Leben verbracht. Einer saß mit Frau und Kind; auch dieser sagte dasselbe aus; auch die Frau wußte weiter nichts, als dass man sie Marie nenne.

Einmal knüpfte einer dieser unwissenden Iwan mit Stephan ein Gespräch an und fing an, ihm zuzureden, zusammen zu entfliehen. Stephan schlug es aus. »Ich habe mich ja selbst angegeben,« sagte er, — »Wie das?« v »So und so.« — »Da warst Du ein schöner Esel und bists noch; doch Du kannst ja noch

leugnen; Zeugen sind keine da, es kann Dir also nichts geschehen!« — Aber Stephan blieb bei seiner Aussage, so sehr er sich auch abhärmte, und marterte geduldig das ihm bestimmte Los ab.

Indessen ging die Sache seinen gewöhnlichen, schleppenden Gang: wenigstens zweimal in der Woche wurde Stephan zum Verhör genommen, ausgefragt und wieder dieselben Fragen auf eine andere Art gestellt — es kam immer dasselbe Resultat zum Vorschein. Man erfuhr, wer und was sein Gefährte Grischka war, es wurden überallhin Nachfragen und Edikte ausgesandt, ob er sich nicht irgendwo aufhalte; — nach langer Zeit kamen endlich von allen Orten die Erwiderungen dass er nirgends aufzufinden gewesen. Da man endlich von der andern Welt keine Berichte haben konnte, so wurden die Akten geschlossen und Stephan in Folge seines eigenen Geständnisses bloß zu einigen Jahren Zuchthausarbeit verurteilt. Nun musste erst dieses Urteil aus dem Kreisgerichte ins Kriminalgericht wandern — dort lag es natürlich auch einige Zeit; endlich wurde es auch dort vorgenommen; man fand Alles in Ordnung — das Urteil des Kreisgerichts wurde bestätigt — es blieb nur noch dem Prokurator sein *Vidi* hinzuzusetzen, dann die Bestätigung des Gouverneurs einzuholen, und es hernach in die Bücher, wie es das Gesetz erfordert, einzutragen, um auch das Urteil vollziehen zu können.

Der Prokurator war ein guter, friedlicher Mann, der nie der Wahrheit entgegen handelte, aber aus Herzensgüte sich auch gegen Niemanden, selbst in kritischen Fällen auflehnte. Mehr als zweitausend Urteile gingen jährlich durch seine Hände, außerdem gegen dreißigtausend Gouverneursbeschlüsse.

Aber die Urteile des Kriminalgerichtes las der Alte wenigstens vom Worte »Wir befehlen« an. Er hatte also den langen Bericht über unsern Stephan durchgelesen und legte ihn auf den Lyombrettisch der mit einem geblümten Tischtuche bedeckt war. Auf diesen Tisch legte er alle etwas zweifelhaften Aktenstücke, an die er dann, wenn er gerade Muße hatte, dachte. Jetzt ging unser Prokurator lange im Zimmer auf und ab oder warf sich mit seiner Pfeife auf den Divan und neigte seinen Ellenbogen auf den zweifelhaften Tisch und besonders auf das Urteil, nach welchem man einen Menschen für ein Verbrechen, das keine Zeugen hatte,

bloß nach eigenem Bekenntnisse strafen sollte. Aller Anschein ist dafür — dachte der Prokurator bei sich selbst — die Wolga hat den Körper fortgetragen — die Wolga ist tief, lang und breit; ist er auch irgendwo angeschwommen, so schafften ihn die Bauern des Nachts heimlich fort, um lästigen Untersuchungen auszuweichen, es ist also nicht zu verwundern, wenn man den Körper nicht gefunden. Ich weiß selbst nicht, warum, aber die Sache kommt mir doch etwas zweifelhaft vor; das Urteil scheint mir nicht im Gesetze begründet. Ich muss erst früher im fünfzehnten Bande der »Gesetzessammlung« genau nachlesen. Nachdem er so gedacht, lehnte sich der Prokurator noch mehr auf den Tisch und schlief ein, oder, je nach der Zeit, legte er auch seinen Überrock an und machte sich zu seiner gewöhnlichen Whistparthie auf den Weg.

Indessen verstrich die Zeit; der Sekretär erinnerte unsern Prokurator ein, zwei, drei Mal — morgen und wieder morgen erhielt er zur Antwort, und so waren nun aus den drei Tagen drei Wochen geworden, und noch war das Urteil nicht unterschrieben. Endlich setzte man dem Prokurator zu, man drang in ihn, nicht länger zu zaudern, und drohte sogar, in Zeitungsblättern von schwebenden Prozessen ein Wörtchen fallen zu lassen. Doch kaum ging er mit schwerem Herzen daran, das Urteil zu unterschreiben, um die Sache doch friedlich, ohne Geräusch zu Ende zu bringen, als plötzlich der Wagen des Präsidenten und des Kriminalgerichts vorfuhr, der Präsident selbst ins Zimmer trat und nach den ersten Begrüßungen solche Wunder zu erzählen begann, dass der Prokurator staunend die Hände übereinander kreuzte, schweigend horchte und bloß mit den Achseln zuckte.

»Sie erinnern sich wohl noch,« begann der Präsident, »des Stephan Worozaëw, der seinem eigenen Geständnisse nach, nahe an der Wolga seinen Gefährten erschlagen? Nun, denken Sie einmal, der Selige lebt! Ja, er lebt, wenn nicht der Satan in seine Haut gefahren und in ihr herumwandelt! Gestern trafen ihn mehrere Zimmerleute in der Schenke und erhoben einen solchen Lärm, dass die ganze Stadt zusammenlief. Sie erkannten ihn für denselben Zimmermann, den Worozaëw im vorigen Herbste erschlagen. Sie drangen in ihn und fragten: wer bist Du? woher kommst Du? — Ich heiße Gregor, antwortete er, war den Sommer

über an der Wolga und gehe jetzt nach Haus. Ich habe auf dem Wege etwas über den Durst getrunken, das in meine Schuld. — Man hat Dich ja vorigen Sommer totgeschlagen? — Nein, bis jetzt hat mich doch der Herr bewahrt und unsere Sünden mit Langmut verziehen. — Hast Du Stephan Worozaëw gekannt? — Ja wohl; kannte ich ihn, wir haben den ganzen Sommer zusammen gearbeitet, er ist mir noch zwanzig Kopeken schuldig geblieben. — Nun, warst Du mit ihm zusammen in Kasan? — Nein, wir waren nicht bis in die Stadt gekommen — Dort soll er Dich eben erschlagen haben. Er ist jetzt im Gefängnisse und wird zur Zwangsarbeit verurteilt — Gott wende es von ihm ab; wir waren Beide betrunken und zankten daher um jede Kleinigkeit: ich hatte von ihm zwanzig Kopeken zu fordern, und er wollte sie von mir haben, ganz, natürlich ein betrunkenener Vierstand. Wir setzten uns, um auszuruhen, indessen war es Nacht geworden; wir fingen wider Händel an, ich versetzte ihm ein in den Nacken, er schlug mir ins Gesicht, dass mir das Blut aus der Nase floss. Endlich ließ ich ihn allein, wusch mir am Ufer das Gesicht rein und ging meiner Wege. Er war indessen aus Müdigkeit und auch in Folge des zu vielen Trinkens eingeschlafen. Seitdem habe ich ihn nicht gesehen und auch Nichts von ihm gehört.«

Der Präsident und der Prokurator wunderten sich nicht wenig über dieses merkwürdige Ereignis. Der Prokurator freute sich, dass er mit dem Unterschreiben gezögert — endlich fingen sie von andern Dingen zu sprechen an.

Indessen wurde Grischka zuerst ins Kriminalgericht zur Beendigung der Untersuchung geschickt. So viele Male sie auch verhört wurden, weder Grischka noch Stephan sagten etwas Anderes aus. Als man sie Beide gegenüberstellte, bekreuzte sich Stephan, stöhnte vor Angst, als er Grischka erblickte, den er aus der andern Welt heraufbeschworen glaubte, und sagte: »Ich bin in Eurer Macht, tut an mir, was und wie Euch gefällt, aber ich habe ihn gewiss erschlagen.« Grischka erwiderte ihm, dass er lüge, und erinnerte ihn auf Befehl des Richters an Alles, was zwischen ihnen vorgefallen. — Stephan, stumm und fast gelähmt vor Schrecken, konnte Nichts begreifen, starrte ihn mit trüben Blicken an, seufzte, blieb aber bei seiner Aussage, mehr sagte er, wisse er nicht. Die Sache endete damit, dass man ein ärztliches

Zeugniß verlangte, ob Stephan nicht geistesverwirrt, dass man ihn einen Narren schalt, weil er umsonst Lärm und vergebens Arbeit gemacht, und ihm befahl, sich zu allen Teufeln zu scheren.

Als man aber Stephan bestimmt erklärte, dass er frei und kein Mörder — brach der Arme in Tränen aus und sagte: »Nein, es war mir noch vor der Geburt bestimmt, Niemand entgeht seinem Schicksale! So fesselt mich denn wieder: ich habe noch einen Menschen getötet.« . . . Man ließ ihn nicht ausreden, und indem man ihm den Mund stopfte, wurde er ins Freie gebracht und sich selbst überlassen. Niemand glaubte ihm, und Alle hielten ihn für verrückt, obgleich die Ärzte bezeugt, dass er bei vollem Verstande.

Lange konnte er nicht zu sich kommen und ging wirklich wie ein Geistesverwirrter herum, bis endlich Grischka, der vergebens den ganzen Tag in ihn drang, zusammen den Kummer zu vertrinken, ihn doch halb und halb überzeugte, dass er wirklich lebe und Alles sich glücklich geendet. Jetzt erst atmete er frei, bekreuzte sich, erinnerte sich an die Vergangenheit und dachte an Zukunft. Der Branntwein, dieses käufliche Unglück, widerte ihn nun so an, dass er sein ganzes Leben hindurch nicht einmal den Geruch vertragen konnte. Da er das Trinken aufgab, wurde er ein recht ordentlicher Mensch und erarbeitete nicht bloß, was er für sich und die Seinigen brauchte, sondern nach acht Jahren war er schon das Haupt einer Arbeitergesellschaft und ging in der dunkelblauen Jacke, mit dem Klaffer in der Hand. Vater und Großvater gaben ihm ihren Segen, und seine Frau bereitete ihm, während er auf der Arbeit war, herrlichen Schtschi und Kascha und im Fasten schmackhafte, wenn auch nicht sehr wohlriechende Kuchen, mit Masholderbeeren gefüllt.

– E n d e –

## **Nachtrag des Übersetzters.**

Bei Uebertragung dieser einfachen, schmucklosen und doch tiefergreifenden Erzählung beabsichtigte ich nicht allein die

deutsche Lesewelt mit einem der volkstümlichsten russischen Novellenschreiber bekannt zu machen. Es ist auch zugleich mein inniger Wunsch, durch dieses wahrhafte Lebensbild die Deutschen mit dem russischen Volke besser bekannt zu machen, als es das Heer flüchtiger, das Land mit Extrapost durcheilender Touristen zu thun vermögen. In der Literatur, wie in der Politik richtet man gegenwärtig ein besonderes Augenmerk auf den Zustand der niedrigen Klassen. Dorfnovellen und kommunistische Ideen, Volksromane und Proletarier sind eigenthümliche Erscheinungen unserer Zeit. Eine Erzählung, die, wie die vorliegende, einzig und allein aus dem Volksleben hervorgegangen, kann also als ein nicht unwichtiger Beitrag zu dieser Zeitrichtung betrachtet werden.

# Der zerbrochene Grabstichel.

## Eine Kriminal – Geschichte.

### 1.

**D**ie kleine Stadt St. Bignold war in einer gewaltigen Aufregung, als am Morgen den 8. Oktober 1812 das Gerücht sich in den Straßen verbreitete, es sei innerhalb des Weichbilds der Stadt ein Mord begangen worden. Ein derartiges Ereignis war schon seit vielen Jahren nicht mehr vorgekommen; es war die unerhörteste Begebenheit seit der Verheiratung des Grafen »de l'Orme« mit der schwarzäugigen Tochter des Geldwechslers Lopez, dem Ereignisse, von wo an sämtliche Begebenheiten zu St. Bignold datiert wurden. Was aber im vorliegenden Falle am seltsamsten klang, das war der Umstand, dass Madame de l'Orme selbst das Opfer jener grässlichen ruchlosen Tat war.

Jedermann in St. Bignold wusste, wie schlecht jene ungleiche Ehe ausgefallen war; war aber auch in der Tat etwas Anderes zu erwarten gewesen, der der schwache junge Graf die hochfahrende jähzornige eifersüchtige Erbin nur um ihres Vermögens willen geheiratet hatte? Und dennoch hatte jedermann damals seine Resignation und Selbstaufopferung bewundern müssen, denn es war zur Genüge bekannt, dass der junge Graf nicht bloß um seiner selbst Willen diese Verbindung eingegangen hatte, sondern in noch weit höherem Grade um seiner verweisten Geschwister willen, welche ohne diese Heirat keine Erziehung und keine Mitgift erhalten hätten. Für diese hatte er seine Freiheit zum Opfer gebracht, für diese hatte er sich ein Leben lang an eine Frau gefesselt, deren goldene Reize diejenigen ihrer Person an Anziehungskraft weit übertrafen und die durch ihren Stolz. Eigensinn und Eifersucht die ersten fünf Jahre nach der Heirat zu

einer ununterbrochenen Reihenfolge von Zwistigkeiten und Unbehagen machte. Nach Verlauf dieser Zeit starb der Lopez, und bald darauf ging das Gerücht, der Graf de l'Orme mache als Freiwilliger den russischen Feldzug mit.

Niemand staunte über diesen Entschluss; vielmehr vernahm jedermann mit Freuden, dass der Graf einen so ruhmvollen und musterhaften Weg entdeckt und eingeschlagen habe, um der Knechtschaft zu entgehen, worin er seither gehalten worden war. Allein es erregte großes Aufsehen, dass kaum eine oder zwei Wochen noch der Abreise des Grafen, die Gräfin ihr Hauswesen auf dem Schlosse abbrach und sich nach dem sonderbaren Hause zu St. Bignold übersiedelte, welches sie von ihrem Vater ererbt hatte.

Es war schwer die Ursachen dieser Übersiedlung zu ermitteln und niemand hatte ein Recht, sie hierüber zu befragen. Und doch war das Hotel de l'Orme, wie die Nachbarn das Haus des alten Lopez seit der Verheiratung seiner Tochter getauft hatten, durchaus nicht der Platz, der zum Wohnsitz einer Frau geeignet schien, welche so stolz auf ihren Stand und Rang und so entschlossen war, jedem Versuch einer vertraulichen Annäherung von Seiten solcher Personen zu widerstehen, denen sie sich irgendeine überlegen dünkte.

Allerdings hatte, die Gräfin den ursprünglichen Eingang des Hauses zubauen und einen neuen Zugang dazu durch eine Sackgasse machen lassen, welche beinahe direkt in den besseren Teil der Stadt mündete; und wahrscheinlich bildete sie sich ein, sie habe durch diese Vorkehrung ihrem Wohnhause, welches in Wirklichkeit einige hübsche und geräumige Gelasse besaß, eine aristokratische Zurückgezogenheit gesichert. Allein für Jemand, welcher einen richtigen Takt besessen hätte und mit den Regeln der Wohlanständigkeit vertraut gewesen wäre, würde die Lage des Hauses fortwährend Anlass zu Unbehagen und Verlegenheit gegeben haben, denn die ursprüngliche Front des Hauses stieß auf eine der schlechtesten Straßen von St. Bignold, welche von den ärmsten Leuten bewohnt wurde, deren Fenster diejenigen des Hotels gerade beherrschten.

Man sieht in alten, von Mauern umfriedigten Städten oft solche Straßen wie die Rue Sylvaine, wo der enge Raum die Baumeister



zwang, die Gebäude hoch zu machen anstatt breit; wo die Häuser mit den gewaltigen Giebeln eine ungeheure Höhe erreichen und dort das obere Stockwerk stets über das untere hervortritt, bis die obersten Gelasse der Häuser sich beinahe in der Mitte begegnen, kaum einen einzigen schmalen Streifen Himmel zwischen sich lassen und Luft und Licht und die Wärme und Gesundheit spendenden Strahlen der heiteren Sonne beinahe ganz ausschließen. Dieses war auch der Fall in der Rue Sylvaine, und das Hotel de l'Orme war natürlich so dunkel und unheimlich wie möglich, trotz seiner schön geschnitzten Fensterrahmen und der wirklich eleganten Balustraden, die um die schmale Leiste des dritten Stockwerks herumliefen, wo die Hauptwohngelasse der Gräfin lagen. Das Geräte und die Einrichtung des Hotels standen mehr im Einklang mit der Lage des Hauses als mit dem Rang seines Besitzers. Das Erdgeschoss war an einen Schuhmacher vermietet, dessen Weib für die Reinigung und Instandhaltung der oberen Gelasse Sorge trug, worin Madame de l'Orme die paar Personen empfing, welche sie in geschäftlichen Angelegenheiten besuchten, denn freundschaftliche Besuche empfängt sie nie. Einige Stühle mit steifen Lehnen, etliche Tische mit dünnen Spinnfüßen und einige viereckige Stückchen Teppich inmitten der starkgebohten Fußböden bildeten das ganze Geräte dieser öde aussehenden Zimmer. Auch das Privatzimmer der Gräfin war nicht viel üppiger möbliert, außer etwa in einer Hinsicht, nämlich wunderlicher Weise mit einem Übermaß von Spiegeln, mit welchen das ganze Zimmer ausgeschlagen schien. Wohin man sich auch wenden mochte, da begegnete einem das eigene Gesicht, und das Zimmer erschien bis zum Ersticken angefüllt mit den zurückgestrahlten Spiegelbildern des Eingetretenen. Diese Einrichtung machte auf den Fremden anfangs eine sehr überraschende und befremdliche Wirkung; es bedünkte ihm, als befände er sich in einem Menschenüberfüllten Zimmer, und es mussten immer einige Minuten hergehen, ehe er entdeckte, des die vermeintliche Menschenmenge nur eine Anhäufung von Spiegelbildern seines eigenen Ichs war. Bei Madame de l'Ormes Lebzeiten hatten übrigens keine Fremden hier Zutritt; dagegen strömten nach ihrem Tode desto mehr hier zusammen.

Das kleine Dienstpersonal dieses Hausstandes in dem düsteren

Hause bestand außer Madelaine, der Gattin des Schusters, noch aus einem Kutscher und einem Lakaien, welche nur zu bestimmten Zeiten ins Haus kamen, um Befehle für den Tag zu holen., und aus der Kammerjungfer von Madame l'Orme, einem Mädchen von zwanzig Jahren Namens Julie, das allein von dem ganzen Dienstpersonal des Schlosses seiner Herrin in die Zurückgezogenheit von St. Bignold gefolgt war.

Julie allein hatte Zutritt in das Allerheiligste des dritten Stockwerks; niemand außer ihr durfte die Schwelle seiner eisenbeschlagenen Türe überschreiten, niemand empfing auch nur den mindesten Grad von Zutraulichkeit von Seiten ihrer Herrin, als Julie. Man hatte seither vergebens sich bemüht die Ursache dieses Vertrauens der Gräfin in ein so junges Mädchen zu ermitteln, obschon manche über diese auffallende Erscheinung nachgrübelten, zumal da die Zofe in jeder Hinsicht einen so großen Kontrast mit ihrer Herrin bildete. Am nächsten wunderte man sich, dass Julie gar nichts von der harten barschen Behandlung zu erfahren hatte, welcher niemand entging, der mit Madame de l'Orme zu tun hatte. Doch gab es Leute, welche ganz wohlweislich und pfiffig fragten: »Wer weiß, wie Julie von der Gräfin eigentlich behandelt wird?« Die alte Madelaine berichtete zwar, Julie rühme sich einer freundlichen liebevollen Behandlung von Seiten Madames; allein davon konnte ja jeder denken, was er wollte, und niemand vermochte hierüber etwas Gewisses zu sagen. Denn so viel war wenigstens erwiesen, dass Julie immer schwermütig aussah, und dieses deutete doch offenbar auf keine sehr glückliche Heimat hin.

Julies Geschichte war eine ebenso einfache als traurige. Ihre Eltern waren einer Seuche erlegen, als sie noch ein kleines Kind gewesen, und der Graf de l'Orme — oder Graf August, wie er damals noch hieß, — hatte sich des armen hübschen, eiteln- und heimatlosen Kindes erbarmt und seine Mutter veranlasst, es im Schloss zu nehmen und unter ihren eigenen Augen erziehen zu lassen. So war das kleine Mädchen in vielen Stücken beinahe eine Dame, und hieraus entsprang vielleicht Juliens Zurückhaltung gegen Leute ihres eigenen Standes und der wenige freundschaftliche Umgang, den sie mit solchen pflegte. Bei der Verheiratung des Grafen ward Julie der Aufsicht der

neuen Gräfin übergeben und von dieser seither in der Eigenschaft einer vertrauten Zofe bei sich behalten worden. Man behauptete in der Tat nachgerade: falls Madame de l'Orme an jemand ein Interesse nähme oder jemand ihr Vertrauen schenkte, so wäre dies Julie.

Böse Zungen wollten zwar andeuten, der aufmerksamen Sorgfalt, welche die Gräfin der jungen Waise widme, dürfte weit weniger Neigung als vielmehr Eifersucht zu Grunde liegen, denn sie sei gewandt genug um einzusehen, das beste Mittel, Herrn de l'Orme offenkundig Parteilichkeit für das junge Mädchen unschädlich zu machen, bestehe darin, dasselbe stets unter ihren Augen zu behalten. Allein dies war nur müßiges Gerede. Allerdings war der Graf außer Stande, in Gegenwart seiner Gemahlin auch nur ein einziges wohlwollendes Wort an das Kind zu richten, dem er das Leben gerettet und das er früher mit brüderlicher Herzensgüte behandelt hatte; allein dies war auch alles. Und doch bemerkte jedermann, dass damals, wo der Graf de l'Orme und seine Diener das Schloss verließen, Julie sehr verkümmert aussah, und dass sie noch viel trauriger und trüber gestimmt wurde, als kurze Zeit darauf verlautete, der Graf und seine Diener hätten den verhängnisvollen Feldzug nach Russland mitgemacht. Und als dann erst die Nachrichten vom Kriegsschauplatz kamen, wie begierig horchte sie da auf dieselben! Wie bleich ward ihre Wange, als die Kunde nach St. Bignold gelangte, die Division, worin Graf de l'Orme diente, sei beim Übergang über den Neimen großer Gefahr ausgesetzt gewesen! Wie füllten sich ihre hübschen Augen mit Tränen, als trotz der offiziellen Bulletins von Erfolg und Sieg dennoch dumpfe Gerüchte von dem Elend, welches die große Armee durch Strapazen, Hunger und Krankheit auszustehen habe, nach Frankreich gelangten! Und wie glühte die Farbe des Lebens wieder auf ihren Wangen auf, als die Nachricht von dem sogenannten glorreichen Siege bei Borodino das Ohr des Publikums mit Freuden erfüllte! Was lag Julien daran, dass Tausende auf beiden Seiten gefallen waren? Waren ja doch diejenigen, an denen St. Bignold ein Interesse hatte, gerettet und wohlbehalten! Doch nein, von allen diesen dachte Julie offenbar nur an einen Einzigen. Er war ja in Sicherheit! Aber wer war

dieser Er? War es der Graf de l'Orme?

Die erfreulichen Hort-richten erweckten sogar in Madame de l'Orme kaltem Busen einige Aufregung und als die Honorationen von St. Bignold sie ersuchten, einem festlichen Ball zu präsidieren, welcher der großen Ereignisse zu Ehren gegeben werden sollte, so kam sie den Wünschen derselben bereitwillig entgegen, gab für ein einziges Mal ihre gewöhnliche Abgeschlossenheit auf und erschien auf dem Ball in einer prächtigen Toilette und geschmückt mit ihrem reichsten Geschmeide. Ja noch mehr als dies: sie gab Julien Erlaubnis, den Bürgerball zu besuchen, welcher zur Feier desselben großen Sieges den darauffolgenden Abend auf dem Stadt- oder Rathause gegeben werden sollte. Julie war hoch erfreut und ganz entzückt über diese Aussicht, und äußerte gegen Madelaine: sie sei nie zuvor auf einem öffentlichen Ball gewesen und habe nicht mehr getanzt — buchstäblich nicht mehr getanzt — seit der Herr Graf vom Schlosse weggegangen. Aber auf diesem Balle wolle sie tanzen, und zwar mit leichtem Herzen, denn nun seien ja Schlachten, Strapazen, Hunger und Elend vorbei und der Weg nach Moskau offen, wie die Leute sagen und die Russen liegen schon zu Kaiser Napoleons Füßen, und die Armee müsse daher bald wieder nach Frankreich zurückkehren. O ja, sie wollte sich auf dem Ball recht köstlich amüsieren!

So lautete die vertrauliche Mitteilung, welche Julie ihrer alten Freundin machte, als sie, nachdem die Herrin auf den Ball gefahren war, noch einen Augenblick auf der Schwelle der schweren Scheidetüre verweilte, ehe sie dieselbe bis zur Rückkehr ihrer Herrin zwischen sich und der Außenwelt abschloss.

Aber der Mensch denkt und Gott lenkte und die arme Julie saß noch in derselben Nacht, von welcher sie sich so viel Vergnügen versprochen hatte, allein in einer Gefängniszelle, der Ermordung ihrer Wohltäterin angeklagt, und ohne die geringste Hoffnung, sich selbst von einer solchen Anschuldigung zu entlasten.

---

## 2.

»O dass ich doch wenigstens einen einzigen Freund, einen Ratgeber in meiner großen Not hätte!« rief Julie in der Bitterkeit ihres Kummers; »allein ich habe keinen Einzigen, ich habe gar niemand. Wollte Gott, der Mörder hätte mich umgebracht und nicht Madame! Es wäre nur ein kurzer Augenblick des Wehs und dann alles vorüber gewesen. Aber dieses hoffnungslose Harren, dieser schmachvolle Tod! Und Louis, nicht einmal Louis wird jemals erfahren, dass ich unschuldig sterbe.«

Dieser letzte Gedanke insbesondere erfüllte sie mit unbeschreiblicher Bitterkeit. Es war für sie ein namenloser Schmerz, zu denken, dass Louis sie eines solchen Verbrechens schuldig und fähig halten würde, darum verbarg sie das Gesicht in die gefalteten Hände und weinte, als ob ihr das Herz brechen sollte.

Eine leichte Berührung ihrer Schultern und der Klang einer bekannten vertrauten Stimme erweckten sie aus der Betäubung ihres Grams, und als sie verdutzt und halb erschrocken zu Demjenigen aufblickte, welcher mit ihr redete, so erkannte sie den alten Priester, welcher sie von Jugend auf gekannt hatte.

»Tröste und beruhige Dich, meine Tochter!« sagte er, »vertrau auf Gott und er wird Dir helfen. Bedenke, dass zwar eine Mutter ihr Kind vergessen kann, dass aber unser lieber Vater im Himmel niemals diejenigen verlässt, welche auf Ihn vertrauen!«

Julie sank dem ehrwürdigen Greise zu Füßen und stammelt: »O mein Vater, ich danke Ihnen für diese gesegneten Worte. Und doch spricht so viel wider mich, dass . . . dass, obschon Gott meine Unschuld kennt und Sie ebenfalls daran glauben mögen, jene strengen Richter mir doch nicht glauben werden.«

»Beruhige Dich, mein Kind, und erzähl mir, wie alles zugegangen ist!« versetzte der Geistliche; »ich will alles aufbieten, was in meinen Kräften steht, um Deine Unschuld darzutun; allein um dies zu können, darfst Du auch nicht das mindeste Hehl vor mir haben!«

»Ich werde Ihnen gewiss alles sagen, mein Vater, denn ich habe kein wirkliches Verbrechen zu bekennen, sondern nur einen kleinen Fehltritt, welcher leider ein namenloses Elend über mich verhängt hat!« rief Julie und des Schluchsen beraubte sie der Stimme.

Der gute alte Priester ließ ihr Zeit, sich einigermaßen von ihrer Gemütsbewegung zu erholen, und als sie ihre Fassung wieder erlangt hatte, teilte sie ihm die ganze Wahrheit mit.

Nachdem sie Madelaine verlassen und sorgfältig die Verbindungstür zwischen ihr und dem unteren Teile des Hauses verschlossen hatte, war Julie wieder in das Privatzimmer der Gräfin getreten und hatte sich die paar Mußestunden, welche die Abwesenheit ihrer Herrin ihr gewährte, zu Nutz gemacht, um die letzte Hand an das weiße Musselinkleid zu legen, welches sie auf dem morgenden Bürgerballe zu tragen beabsichtigte. Als das Kleid fertig war, veranlasste eine verzeihliche Eitelkeit und Neugierde Julien, dasselbe auch anzuprobieren; und als sie die anmutigen Falten bemerkte, in denen es um ihre wirklich hübsche und zierliche Figur herumfiel, so drängte sich ihr der Gedanke auf, es könnten vielleicht nur wenige Wochen vergehen, ehe sie wieder ein weißes Kleid und einen Brautkranz tragen und mit ihrem Louis vor dem Altar in der lieben alten Kapelle des schönen Schlosses de l'Orme knien werde.

»Mit Louis, meine Tochter?« unterbrach der ehrwürdige Geistliche ihre naive Erzählung. »Wer ist denn dieser Louis?«

»Ach, ehrwürdiger Herr, Sie kennen ihn ja! Sie werden sich doch noch Louis, des Dieners des Grafen, erinnern?« entgegnete Julie rasch. »Sie können doch unmöglich meinen Louis vergessen haben? Wir beide waren schon als Kinder immer beisammen, und später pflegten wir an Fest- und Feiertagen immer mit einander zu tanzen. Als er mit dem Herrn Grafen vom Schlosse de l'Orme wegging, glaubte ich, mein Herz müsse mir brechen; allein wir wussten beide, dass er gehen müsse, und so schied er denn.«

»Ach ja; ich entsinne mich,« sagte der Geistliche.

»Ich wusste wohl, dass Sie ihn nicht vergessen könnten,« fuhr Julie mit Wärme fort. »Denken Sie sich, noch eine kleine Stunde, ehe er mit dem Herrn Grafen nach Russland abreiste, kam er noch zu mir, und seither hat er ein- oder zweimal an die arme

Julie geschrieben. Es war doch kein Unrecht, mein Vater, dass ich seine Briefe annahm, nicht wahr?« fragte sie und schlug ihre sanften Taubenaugen zu dem Gesicht des greisen Priesters auf.

»Mitnichten, mein Kind,« erwiderte der Geistliche sanft und legte ihr seine bebende Hand segnend auf das Haupt, »fahre fort meine Tochter! Du dachtest an Deinen Louis und an Dein Hochzeitskleid!«

»Ja, mein Vater, aber allmählich kamen mir noch sündhaftere Gedanken in den Sinn, denn meine Augen fielen zufällig auf einen Kaschmirschal, welchen Madame am Morgen getragen hatte, und ich fragte mich in Gedanken, wie ich meinem Louis gefallen würde mit solch einem hübschen Ding auf den Schultern, und darum legte ich ihn an, um zu sehen, wie er zu meinem weißen Kleide passen würde; und er sah so hübsch aus, dass ich mich von einem Spiegel zum andern wandte, um mich selbst darin zu bewundern. Und dann — dann wünschte ich mir im Stillen, ich möchte doch auch solch eine reiche Dame sein und täglich Kaschmirschals tragen können. Und als dieser Gedanke sich meiner bemächtigt hatte, dann ging ich immer weiter. Ich nahm die Ohrringe, welche Madame abgelegt, als sie ihre große Toilette gemacht hatte, und hing sie mir selbst in die Ohren, die ihre goldene Kette um meinen Hals und ihre Armbänder um meine Handgelenke, und beim Anblick jedes neuen Geschmeides steigerte sich in mir der frevle Wunsch, ich möchte doch auch solch eine vornehme reiche Dame sein, und gewann immer mehr Gewalt in mir, bis ich am Ende vor lauter Vergnügen laut lachte. Der Schall verhallte in der Stille der Nacht von den leeren Zimmern nebenan, und ich glaubte beinahe, es sei nicht mehr meine Stimme allein, welche eine solch sonderbare Wirkung auf mich ausübte. Ich schauderte, ohne zu wissen warum, und geriet am Ende in eine solche Angst und Schrecken hinein, dass, als ich unbehaglich und bange in den Spiegel vor mich blickte, mir beinahe zu Mute war, als sähe ich hinter mir aus den geschlossenen Vorhängen des Fensters ein männliches Angesicht nach mir hinstieren. Mich schaudert noch, wenn ich mich an das Grausen erinnere, welches mich überfiel, als ich mich erinnerte, wie allein und schutzlos ich war. Allein gerade wie das Übermaß meines Schrecks hinderte mich am Schreien, und ich

stand ganz still vor dem Spiegel und versuchte mich zu überzeugen, der vorübergehende Anblick jenes Gesichts sei nur ein Phantom gewesen, welches mein Gewissen heraufbeschworen habe, um mich für meine Eitelkeit zu bestrafen. Und allmählig begann ich mir einzureden, und mich zu überzeugen wie unmöglich es sei, dass Jemand Zutritt zu jenem Zimmer bekommen könnte, dessen einziger Zugang durch mein eigenes Stübchen führte, zu welchem man von der Treppe aus nur durch jene schwere eisenbeschlagene Türe gelangen konnte, die wir immer so sorgfältig verschlossen hielten. Hinsichtlich der Fenster war ich ganz ruhig, denn sie lagen 40 bis 50 Fuß über der Erde. Als ich so hierüber nachdachte, wurden meine Befürchtungen beschwichtigt; ich legte hastig die Ketten und die Armbänder ab und verschloss sie wieder in der Schmuckschublade. Dann nahm ich auch den Kaschmirschal ab, faltete ihn sorgfältig zusammen und legte ihn beiseite, damit mir sein schönes Farbenspiel nicht länger den Sinn verwirren möge. Und als dies alles geschehen war, wechselte ich meine Kleidung und nahm die Stickerei vor, deren Beendigung mir Madame übertragen hatte. Eines jedoch hatte ich vergessen nämlich die Ohrringe! Aber ich versichere Sie hoch und teuer, mein Vater, es war reine Vergesslichkeit, dass ich sie in den Ohren behielt, obschon die Richter mir dies nicht glauben wollen und schon ein großes Geschrei gegen mich erhoben, als sie sie darin fanden, und mich, wie Sie wissen, deshalb sogleich schuldig finden wollten . . . «

»Vielleicht,« fuhr Julie nach einer kurzen Pause fort, — »vielleicht weil diese verhängnisvollen Ringe noch immer in meinen Ohren waren, vielleicht auch, dass ich wirkliche Ursache zum Schreck hatte, — kurzum, wie ich so ruhig dasaß bei meiner Arbeit, vermochte ich meine Gedanken nicht ruhig zu erhalten. Die Spiegel schienen mir das Licht meiner kleinen Lampe immer und immer wieder auf eine Weise zurückzuwerfen, wie ich es noch nie gesehen hatte; seltsame Lichter und Schatten schienen durch das Zimmer zu huschen, so oft ich zufällig aufschaute, und dann blickte ich wieder auf meine Arbeit, verfolgt von der Furcht, noch einmal das Gesicht zu sehen, welches ich hinter den Fenstervorhängen vermeintlich hatte hervorlugen sehen. Es war



sehr schwer, den erforderlichen Mut zu sammeln; aber ich tat es dennoch und fand — nichts; nichts als dichte Finsternis.«

»Und dann, mein Kind?«

»Ach, dann kam Madame nach Hause, sehr müde und sehr . . . « Sie hielt inne und setzte dann bedeutsam hinzu: »Die Leute sind oft etwas reizbar, wenn sie ermüdet sind, und Madame beklagte sich, ich habe sie gezaust, als ich Ihr das Haar für die Nacht aufband, was auch vielleicht so geschah, denn ich war sehr schläfrig. Allein Gottlob, sie sagte noch vor dem Einschlafen: »Gute Nacht, mein Kind! Gott segne Dich!« und dies gereicht mir nun zu großer Beruhigung.«

Der Rest der Geschichte wurde nun kürzer erzählt. Julie schlief am Morgen nach dem Balle sehr lange, und als sie erwachte, fand sie zu ihrem Erstaunen, dass die Verbindungstüre zwischen ihrem Zimmer und demjenigen ihrer Herrin noch immer geschlossen war. Madame de l'Orme pflegte sich jeden Abend, nach dem Julie sie verlassen hatte, in ihrem Zimmer einzuriegeln, konnte aber durch eine sinnreiche mechanische Vorrichtung nach Belieben den Riegel zurückziehen, ohne vom Bett aufzustehen, und am Morgen war dann die Türe gewöhnlich unverriegelt. War dies jedoch nicht der Fall, so genügte ein einzelnes leises Pochen an der Türe, um den leichten Schlaf der Gräfin zu unterbrechen. Aber an diesem Morgen war es nicht so, Julie wiederholte ihr Pochen einmal um das andere, ohne eine Antwort zu erhalten. Es schlug zehn Uhr, halb elf Uhr, und noch war nicht der geringste Laut in dem Zimmer zu vernehmen. Endlich war es elf Uhr, und Julie ward nachgerade durch den langen Schlaf ihrer Herrin so sehr beunruhigt, dass sie sich in einem verzweifelten Schritte entschloss, um ihre Angst los zu werden. Sie konnte nämlich keine Hilfe von Außen erlangen, denn der Schlüssel zu der Türe, welche nach der Treppe führte, befand sich im Besitze ihrer Herrin. Sie war daher in ihrem eigenen Zimmer eingesperrt, welches nur eine einzige Art des Ausganges darbot, und zwar eine von solch gefährlichen Charakter, dass nur die eben obwaltenden Umstände sie zu bewegen vermochten, diesen Weg zu versuchen. Ihr Fenster und diejenigen des anstoßenden Zimmers öffneten sich auf einen sehr schmalen Balkon oder vielmehr ein steinernes Gesims, und längs des Gesimses hin

vermochte Julie kaum zu kriechen und mittels der »Schnalle« oder dem Schlüssel zu ihrem eigenen Fenster, welcher, wie sie früher schon durch einen Zufall ermittelt hatte, auch an die übrigen Fenster passte, sich den Weg in Madame de l'Ormes Zimmer zu öffnen. Es war nicht nur ein gefährlicher Versuch, sondern auch einer, der, wenn er auch gelang, ihr den Zorn ihrer Gebieterin zuziehen konnte. Gleichwohl würde sie dies gern riskiert haben, wenn sie nur sicher war, dass der Balkon ihr Gewicht tragen konnte. Wie zerbrechlich sah er aber aus! und wie hoch war er über dem Boden, so dass wenn sie herunterfiel —! Ihr schwindelte bei dem Gedanken, aber sie war ein wackeres Mädchen, und ihre Unruhe und Angst wegen Madame de l'Orme gab ihr endlich die Kraft ein, den gefährlichen Gang zu wagen. Als sie jedoch vorsichtig zum Fenster hinausstieg, gab sie ihr Vorhaben beinahe verzweiflungsvoll auf: das Gesims war kaum zwei Fuß breit, die Balustrade, welche dasselbe einfasste nur anderthalb Fuß hoch. Allein sie wandte entschlossen ihre Augen vom Abhang hinweg, welcher drunten gähnt, und erreichte mit dem Schlüssel in der Hand wohlbehalten das andere Fenster. Der Schlüssel war jedoch unnütz, *denn das Fenster stand offen!* Der Schreck, welchen ihr diese Entdeckung einflößte, machte beinahe, dass sie das Gleichgewicht verlor; aber der Instinkt der Selbsterhaltung lehrte sie, sich an dem Fensterrahmen anzuklammern und dadurch eine Stütze zu suchen. Sie erlangte ihr Gleichgewicht wieder, schob den geschlossenen Vorhang beiseite und trat ins Zimmer.

Alles war totenstille, als sie sich aber hastig umsah, bemerkte sie, daß der Schreibtisch, worin Madame de l'Orme ihr Geld und ihre Wertpapiere verwahrte, offen und seines Inhalts beraubt war; das Juwelenkästchen welches Julie in vergangener Nacht auf dem Ankleidetisch hatte stehen lassen, war fort, und die Kleiderschränke ebenfalls offen, aber anscheinend unberührt. Hätte dies geschehen können, ohne eine Person von solch leisem Schläfe wie ihre Herrin aufzuwecken? Eine neue Angst bemächtigte sich Julies, als sie fühlte, dass dies unmöglich war, und mit unsicherem Schritt auf das Bett zutrat. Die Vorhänge zu Häupten des Bettes waren zugezogen, wie Julie sie am Morgen gewöhnlich zu finden pflegte, und die Betttücher waren nicht in

Unordnung. Nichts im ganzen Aussehen des Zimmers deutete auf einen Akt der Gewalt, und doch zögerte das Mädchen, die Bettgardinen zurückzuschlagen.

»Madame, es ist schon sehr spät,« flüsterte sie, erhielt aber keine Antwort. Sie wiederholte die Worte in einem lauterem Tone und wagte endlich die Hand zu berühren, welche ganz behaglich außerhalb der Bettdecke lag. Diese Berührung war jedoch hinreichend — Julie spürte jene feuchte eigentümliche Kälte, die nur der Tod geben kann. Sie riss den Vorhang zurück und hatte nun einen Anblick, ob welchem sie beinahe erstarrte.

Madame de l'Orme war tot — feig und niederträchtig ermordet. Ein dicken Handtuch, dessen sich die Gräfin gewöhnlich Morgens beim Baden bediente, war in Wasser getränkt und auf das Gesicht der Schläferin gedrückt worden, so dass die Erstickung erfolgte und zwar so plötzlich dass sie ohne einen Kampf vom Schlummer in den Tod hinübergeführt worden zu sein schien.

Julie beseitigte den Tuch und blickte mit tränenden Augen auf das verstörte Gesicht. Die großmütigen Gefühle der Jugend ließen sie die Fehler der Toten vergessen und erinnerten Julien nur daran, dass die Verblichene ihr, der Waise Schutz und Obdach hatte angedeihen lassen. Und wer würde sich nun ihrer annehmen und ihr Schutz verleihen? Schutz? Ach Himmel! Wer würde ihr nur glauben, dass sie keinen Anteil an dem fürchterlichen, gewaltigen Verbrechen gehabt habe? Wie ein Blitzstrahl schoss ihr nun die ganze Gefahr ihrer Lage durch den Kopf. Aller Verdacht sprach gegen sie, nichts zeugte zu ihren Gunsten.

Die Folge zeigte, wie richtig ihre Befürchtungen gewesen waren. Alle Umstände verbanden sich, um ihre Schuld zu beweisen. Selbst Madelaine, die erste Person, welche sie zu Hilfe rief, konnte nur äußern: es sei recht schade, das Mademoiselle Julie so unvorsichtig gewesen; sie könne möglicherweise unschuldig sein, aber es sei doch seltsam, dass sie die Ohrringe der Gräfin trage, und man müsse gestehen, die Todesart von Madame sei von der Art, dass ein Kind sie hätte ausführen können. Und Mademoiselle Julie sei die einzige Person, welche wisse, wo Madame ihre Kostbarkeiten und die Schlüssel zu denselben verwahrte — mutmaßlich unter ihrem Kopfkissen —

dazu gehört, um nur die Wertpapiere und Juwelen und die kleineren Kostbarkeiten auszuwählen und alles zurückzulassen, was schwer und unnütz sei. Allerdings wurden diese Gegenstände nicht unter Julies wenigen Habseligkeiten gefunden; allein ein Mann in einem der gegenüberliegenden Häuser hatte sie über den Balkon klettern sehen, und angegeben, sie habe dies mit solcher Leichtigkeit getan, dass man nur habe denken müssen, was sie einmal, möcht ihr auch fünfzig Male gelungen sein.

Kurzum die gegen Julie vorgebrachte Menge der Beweise war so überführend, dass die öffentliche Stimme, welche seither in ihr nur ein Opfer der Barschheit eines hochfahrenden Weibes gesehen, nun dem undankbaren Mädchen auch das allerschlimmste zutraute, und die erboste wütende Menge würde Julien in Stücke zerrissen haben, wenn nicht die Gendarmen sie davor geschützt hätten.

Vater Sylvestre hörte mit unermüdlicher Geduld und Aufmerksamkeit auf jeden Umstand, und richtete sogar hie und da entsprechende Fragen an sein Beichtkind, die darauf abzielten, ihr Zeugnis zu ihren eigenen Gunsten wo möglich zu erschüttern, falls sie ihn zu hintergehen versucht hatte. Allein sie bog nie von der einfachen ungeschmückten Wahrheit ab, und als sie mit ihren Mitteilungen zu Ende war, fragte sie nur einfach: »Und hoffen Sie nun mich retten zu können?«

Er schüttelte den Kopf und sagte ernst: »die Indizien gegen Dich sind sehr stark. Gott allein kann Dir einen Weg durch dies verworrene Dickicht bahnen. Allein was Dir auch immer begegnen mag, vertraue auf ihn und erinnere Dich stets, dass dieses Leben nicht das Ende von allem und der höchste Zweck ist, sondern dass es noch eine andere Welt gibt, wo ein gerechtes Urteil gefällt wird, und dort drohen, wenn auch nicht hienieden, wirst Du von der Schuld an diesem Verbrechen freigesprochen werden!«

»Ach mein Vater,« ich würde gern allen ertragen, wenn nicht mein Louis wäre! Es wird ihm solch bitteren Kummer verursachen, wenn er seine Julie für eine Verbrecherin halten muss.«

»Ich werde mit Louis reden und ihn über alles aufklären, wenn Du von Deinen Richtern nicht freigesprochen wirst, meine Tochter!« versicherte der Priester, und aufgeheitert und getröstet

von dem Versprechen und von dem Segen des Greises legte Julie gefasst ihr Haupt auf die Pritsche des Gefängnisses und schlief ruhig.

Durch Vater Sylvestres Verwendung ward nach geschlossener Untersuchung das öffentliche Schlussverfahren noch viele Wochen aufgeschoben, in der Hoffnung, das öffentliche Vorurteil gegen Julie werde vergehen, oder irgend ein Zufall auf die Entdeckung des eigentlichen Mörders führen.

Die letztere Hoffnung erwies sich als trügerisch, allein die erstere ward bald durch das wachsende Interesse an dem Ausgang des verhängnisvollen russischen Feldzugs verwirklicht, und durch die Rückkehr der überlebenden Teilnehmer an denselben, die sich zu Zweien und Dreien einfanden.

Unter diesen Angelegenheiten von öffentlichem Interesse war Julie von den Einwohnern von St. Bignold schon nahezu vergessen worden, als sich des Gerücht verbreitete, Herr de l'Orme sei den mannigfaltigen Gefahren des Krieges entgangen und bereits im Begriff, nach seinem väterlichen Schloss zurückzukehren. Wenn sich dieses Gerücht bewährte, musste er nicht eine Kränkung darin sehen, dass seither noch keine wirksamen Schritte getan worden, um den an seiner Gattin begangenen Mord zu sühnen? Das Schlussverfahren durfte nicht länger aufgeschoben werden und ward nun eingeleitet. Bekanntlich werden in Frankreich diese öffentlichen Gerichtsverfahren auf eine andere Weise gehandhabt, als bei uns in Deutschland oder gar in England. Man erteilt dem Gefangenen keine Warnung, sich nicht durch irgend ein Geständnis zu verwickeln, sondern man wendet im Gegenteil alle möglichen Mittel an, um durch verfängliche Fragen oder Kreuzverhöre dem vermeintlichen Verbrecher irgend etwas zu entlocken, was zu seiner Überweisung führen kann, und die ungekünstelten naiven Antworten Juliens dienten eher dazu, die gegen sie erhobene Anschuldigung festzustellen, als zu beseitigen.

Das Schlussverfahren nahm schließlich Julien als des begangenen Verbrechens überwiesen an. Jetzt war jede Hoffnung vorüber; aber Vater Sylvestres Bericht war nicht vergeblich gewesen, und obschon zu einem schmachvollen und unverdienten Tode verurteilt, trug Julie ihr Geschick so demütig

und doch dabei so tapfer, dass selbst die strengen Gerichtsbeamten der Jury eine andere Meinung von ihr bekamen, als sie diesen Ausdruck geduldiger Resignation auf ihrem lieblichen Gesicht bemerkten. Auch die Volksmenge schien plötzlich zu einer anderen Ansicht gekommen zu sein, und bereute nun das Schicksal, welches sie über das junge Mädchen heraufbeschworen hatte; ein ungeheurer Haufe Volks drängte sich um die Türe, durch welche sie den Gerichtssaal verlassen musste, um ihr Mitgefühl und Mitleid auszudrücken, und ohne Vater Sylvestres Unterstützung wären die Bemühungen der Gendarmen und Beamten kaum im Stande genesen, sie vor dem Andrang der wankelmütigen Menge zu retten. Endlich wurde ihr eine Bahn durch den Volkshaufen gemacht und sie hatte beinahe die Tür ihres Gefängnisses erreicht, als ein Mann vorsprang, sich ihr gerade in den Weg warf und mit dem Rufe: »Julie, meine Julie!« den er im Tone des tiefsten Grams ausstieß, ihre Hände ergriff. Es bedurfte nicht ihrer plötzlichen Blässe noch des im tiefsten Seelenschmerze geflüsterten Namens »Louis,« um den Vater Sylvestre zu überzeugen, dass der abgerissene, verkümmerte und abgehärmte Soldat vor ihm der ehemalige Liebhaber des armen Mädchens war.

---

### 3.

Es lässt sich denken, was für Aufklärungen dieser erschütternden Wiederbegegnung folgten, welchen Anteil die Volksmenge daran nahm, und wie furchtbar ein solches Wiedersehen auf Louis einwirkte; allein zum Glück für beide waren weder Louis natürliches Temperament noch seine jüngsten Erlebnisse und deren Einwirkungen auf seinen Charakter von der Art, dass sie ihn leicht zur Verzweiflung brachten.

»Julie ist unschuldig, und ihre Unschuld muss bewiesen werden,« war alsbald seine Antwort, als der Priester sich Mühe gab, ihm ruhige Ergebung in sein Geschick zu predigen. »Ich werde sie sogar noch jetzt retten. Ich fühle dies, ich bin davon überzeugt. Gebt mir nur noch drei Tage Frist von diesem kostbaren Leben und ich werde Julien retten! Der Greis schüttelte zwar ungläubig Kopf, versprach aber sein Äußerstes zu tun, und der Aufschub der Vollstreckung des Urteils ward auf die vereinten Bitten des milden Geistlichen und des wackeren Soldaten, welcher jenen fürchterlichen Feldzug überstanden hatte, um so eher gewährt, als der gesetzlichen Form gemäß das Urteil zur Bestätigung erst an den Kaiser geschickt werden musste. Louis seinerseits wartete kaum die Bestätigung des erbetenen Aufschubs ab, bevor er sich energisch ans Werk machte, auf die Spur zu kommen. Er verschaffte sich Zutritt im Hotel de l'Orme. — er untersuchte jeden Teil desselben Schritt vor Schritt, als ob er noch immer erwartete, Spuren von dem Mörder zu finden, — er öffnete ein Fenster um das andere, — er ging wie Julie längs der schmalen Gesimsleiste außerhalb derselben hin und hielt, wie sie getan, vor dem offenen Fenster des mit Spiegeln ausgeschlagenen Boudoirs still.

»Habt Ihr etwas gefundene guter Freund?« fragte der Polizeisergeant, welcher ihn bei seiner Nachforschung begleitet hatte. »Es scheint nichts von Bedeutung zu sein,« setzte er hinzu, als er das Bruchstück eines kleinen stählernen Instruments zurückgab, welches Louis noch in der Rückseite der Fensterrahmen steckend gefunden hatte. »Sie bediente sich

desselben vermutlich, um den Riegel zurückzuschieben. Es sieht aus wie die scharfe Spitze einer Schere.«

»Mitnichten,« erwiderte Louis ruhig; »es ist ein Stück von dem Grabstichel eines Graveurs oder Kupferstechers. Ein derartiges Instrument findet sich nicht leicht unter dem Arbeitszeug eines Frauenzimmers; und so unbedeutend die Sache ist, so kann sie doch unter Umständen mir den gesuchten Aufschluss geben. Sind denn viele Graveure oder Siegelstecher in St. Bignold?«

»Siegelstecher? Lasst mal sehen! Nein, ich kenne nur einen Einzigen, Namens Clement Lebrun.

»Lebrun? Mir ist als hätt ich den Namen schon gehört!«

»Wahrscheinlich«, versetzte der Sergeant trocken; »das ist der Mann, der die Jungfer Julie über die Gesimsleiste hingehen sah!«

»Ach so? er wohnt also ganz in der Nähe?«

»Ja und nein, der Straße nach sind es reichlich fünfhundert Schritte von hier noch der Rue Sylvaine, und doch, setzte er hinzu und deutete aus dem Fenster, »es ist jenes Haus dort gegenüber die Rückseite von seiner Wohnung.«

Louis schrak bei diesen Worten zusammen und lehnte sich aus dem Fenster, als wollte er mit einem einzigen Sprunge über den schmalen Rand sehen, welcher beide Häuser trennte; dann zog er sich zurück und untersuchte den schmalen Balkon noch genauer als zuvor.

»Ihr habt vermutlich eine Idee, guter Freund?« fragte der Sergeant; »und ich gestehe Euch, ich mache mir auch so meine eigenen Gedanken über die Sache.«

Louis schaute dem Mann scharf ins Gesicht, konnte aber in seinen unstörbar gleichmütigen Zügen nichts lesen. »Lasst uns einmal diesen Lebrun aufsuchen!« sagte er.

»Er ist ein Mann, mit dem nicht zu spaßen ist!« meinte der Sergeant.

»Je nun, ich hin auch kein solcher,« entgegnete Louis ruhig und entschieden.

Nachdem sie mehrere enge gewundene Gässchen durchschritten hatten, erreichten sie die Rue Sylvaine und betraten Lebruns Haus, welches in jeder Hinsicht einen Kontrast zu demjenigen bildete, das sie oben verlassen. Es war ein hohes



schmales Gebäude, mit einem enden, finstren Hof in der Mitte, das sich tief in das Häuserquadrat hineinerstreckte, und war ebenso sehr von Menschen überfüllt, wie das Hotel de l'Orme verlassen war, — ebenso sehr voll Leben und Geräusch wie das andere öde und unheimlich und leer von allem Andren als schreckhaften düsteren Erinnerungen.

Lebrun empfing sie kalt aber artig, und als ihm der Sergeant mitteilte, Louis sei ein Bekannter der Familie de l'Orme und wünsche alles zu erfahren, was der Siegelstecher von dem Mord wisse, so gab dieser seine Schilderung ruhig und deutlich zum Besten.

Alles was er wisse, sagte er, beschränke sich darauf: Als er am Morgen nach dem Morde hier an seine Arbeit gesessen, sei er erschrocken, als er sich gegenüber ein Mädchen habe aus dem Fenster steigen, über die schmale Leiste hingehen und ins nächste Fenster hineinklettern sehen. Es sei ihm dies sogleich als höchst seltsam aufgefallen, und als er von dem Morde gehört, habe er natürlich auch von dieser seiner Wahrnehmung gesprochen und sie mit dem erschütternden Ereignis in Verbindung gebracht.

»Und sie hatten alles Recht dazu,« meinte der Polizeisergeant, denn Sie sind ja ein Nachbar der seligen Frau Gräfin gewesen. Sie waren so nahe, dass Sie alles genau mussten sehen können, denn wenn die beiden Haustüren von ihrer Wohnung und von dem Hotel de l'Orme der Straße nach auf fünfhundert Schritte von einander liegen mögen, so sind Ihre Fenster doch von denjenigen des Hotels kaum dreißig Fuß entfernt. Was meinen Sie, Herr Louis?«

»Dreißig?« wiederholte dieser und lehnte sich aus dem breiten Fenster; um aber dieses um so leichter tun zu können, rückte er einen Blumentopf beiseite, der auf der Fensterbrüstung stand; »mich dünkt, zwanzig Fuß wäre näher an das Ziel geschossen!«

»Ich habe den Abstand nie gemessen,« entgegnete den Siegelstecher mürrisch.

Sein veränderter Ton fiel sowohl dem Sergeanten als Louis auf, allein keiner von beiden erwiderte etwas darauf, obschon sich jeder eine sorgfältige Untersuchung von Lebruns Wohnung angelegen sein ließ. Laute beseitigte die Blumentöpfe einen um

den andern und untersuchte den oberen Rand der Fensterbrüstung; der Sergeant aber musterte sorgfältig, wiewohl nicht auf auffallende Weise, das Geräte und die Möbeln der Werkstätte. Es waren nur zwei Gegenstände vorhanden, welche beiden verdächtig erschienen; da jedoch beide in die Idee hineinpassten, welche beiden gekommen war, so untersuchten sie dieselben genau. Die eine Wahrnehmung ging dahin, dass die Pflanzen in den Töpfen am Fenster weit wertvoller waren, als sich mit der Armut des Siegelstechers zu vertragen schien; die andere bestand darin, dass außer den verschiedenen anderen, in seinem Gewerbe wesentlichen Dingen eine sehr lange und dicke hölzerne Planke in der dunkelsten Ecke der Stube an der Wand lehnte. Dem Sergeanten entging auch nicht, dass Lebruns Blicke heimlich den seinigen folgten, als sie neugierig auf der verdeckten Planke ruhten.

»Haben Sie noch einige Fragen an mich zu richten, meine Herren?« fragte der Siegelstecher endlich in einem Tone, der weit weniger artig war, als seine seitherigen Äußerungen; »ich bin ein armer Mann und kann bei Tage nicht viel Zeit einbüßen.«

»O ja;« versetzte Louis und wandte sich vom Fenster um, »ich möchte Sie fragen,« setzte er hinzu und nahm ein spezielles Werkzeug von denjenigen hinweg, welche auf dem Tisch lagen, »zu was für einen Gebrauch dieses Ding hier dient!«

»Es ist ein Grabstichel,« erwiderte der Mann sogleich.

»Ich dachte mirs doch; und diesen hier ist auch ein Stück von einem Grabstichel, nicht wahr?« fragte er und nahm das Stück, das er im Hotel de l'Orme gefunden hatte, aus der Tasche.

»So scheint es,« stammelte Lebrun plötzlich erblassend, setzte jedoch rasch hinzu: »Aber wozu diese Frage an mich?«

»Weil ich wissen möchte, ob er Ihnen gehört,« sagte Louis.

Ehe der Siegelstecher aber noch mit sich ins Reine kommen konnte, wie er die anscheinend einfache, aber offenbar bedeutsame Frage beantworten sollte, klopfte der Sergeant ihm auf die Schulter und sagte; »He, guter Freund, ich habe die Planke gemessen, welche dort in der Ecke der Stube lehnt. Sie ist gerade zwanzig Fuß lang, wie ich finde. Wollen Sie mir erlauben, dass ich einige von Ihren Blumentöpfen beiseite stelle, die Planke

auf das schon gebrochene Geländer vor dem Fenster setze und sie über die Straße nach dem Hotel de l'Orme hinüberschiebe? Mich dünkt, das andere Ende wird gerade einen Stützpunkt auf dem zerbrochene Teil des Geländers unterhalb dem Fenster von Madames Schlafzimmer finden. Was meinen Sie, Herr Louis?»

Während dieser Anrede hatte sich Lebruns Blässe in eine noch fahlere gespenstige Farbe verwandelt, — in eine wahre Todesblässe; und als der Sergeant einen Augenblick später einen anderen Ton anschlug und ihm barsch zurief: »Clement Lebrun, ich verhafte Euch als den Mörder der Gräfin de l'Orme!« da machte dieser gar keinen Versuch sich der Anschuldigung zu erwehren, sondern ließ sich mit der Rue der Verzweiflung die Verhaftung über sich ergehen. Es bedurfte nun nicht mehr viel, um Lebruns Schuld und Juliens Unschuld zu beweisen. Wie Louis prophezeit hatte, war die Auffindung des zerbrochenen Grabstichels, obschon an sich eine Kleinigkeit doch der Schlüssel zu dem ganzen Geheimnis. Die Lage von Lebruns Wohnung in Hinsicht auf diejenige der Gräfin de l'Orme legte dem Auge des Soldaten auf ganz natürliche Weise die Möglichkeit nahe, von dem einem Hause nach dem anderen zu gelangen, was noch der zerbrochene Rand des Geländers auf beiden Seiten bestätigte. Das Übrige war leicht und wurde durch das Geständnis des Mörders noch rasch zur Gewissheit erhoben. Lebrun trug sich schon lange mit dem Gedanken, sich der Juwelen und des Geldes zu bemächtigen, welche Madame de l'Orme angeblich in ihrem Privatzimmer verwahren sollte, und hatte sich vorgenommen, sich dort einzuschleichen, während sie auf dem Ball abwesend war, und sich seine Beute mit Muße zu sichern. Juliens Anwesenheit hatte ihn daran gehindert; sein Gesicht war es gewesen, welches sie im Spiegel gesehen hatte, und ihre Störung seines damaligen Vorhabens hatte ihm später die teuflische Idee eingegeben, den Verdacht des Mordes auf sie zu lenken. Sein Erfolg hatte alle seine Erwartungen weit übertroffen; allein der Mord will an den Tag, und nur selten geschieht es, dass ein Mörder, wenn er auch alles mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Gewandtheit eingerichtet hat, nicht irgendeine verhängnisvolle Spur zurücklässt, welche auf sein Vergehen hinweist. In Lebruns Fall waren zwei derartige

Anzeichen vorhanden. Der abgebrochene Grabstichel und die hölzerne Planke, womit er den Abgrund überbrückt hatte. Ohne dieses Versehen von seiner Seite hätte die Unschuldige für den Schuldigen büßen müssen. Nun aber musste Lebrun sein Haupt auf den Block legen und zur Sühne für den Begangenen Raubmord hingeben.

Einen Monat später ging Juliens Liebesträum in Erfüllung. In einem weißen Gewande, dem jungfräulichen Kranz von Orangenblüten im Haar, kniete sie vor dem Altar in der Schlosskapelle und ward mir dem treuen Louis getraut, und der Graf de l'Orme selbst beehrte diese Feierlichkeit mit seiner Gegenwart. Jedes war dem andren desto teurer, weil jedes — obschon unter ganz verschiedenen Umständen — dem Könige der Schrecken, dem Tode, so nahe gegenübergestanden hatte und von ihm durch einem noch mächtigeren Arm befreit worden war, auf welchem beide ihr felsenfestes Vertrauen gesetzt hatten, als alle Hoffnung gewichen und bereits beinahe in Verzweiflung umgeschlagen war.

– E n d e –

# Was sich die Kaserne erzählt. Traurige Soldatenstücklein.

Morgenblatt. 1857. Nr. 26./28. 28./12. Juni/Juli 1857.

Der Aufzeichner der nachfolgenden Züge aus dem Leben besitzt ein schlechtes Gedächtniß und eine lebhafte Einbildungskraft; bei alledem darf er behaupten, daß er nur den Vortrag und einen Theil der Ausschmückung aus Eigenem ergänzt, während er die eigenthümliche Weltanschauung, die wunderliche Auffassung geschichtlicher Thatsachen und andere Seltsamkeiten so wiedergibt, wie er sie empfangen hat.

## Sympathie gegen die Todesangst.

*(Erzählung eines Schweizer Söldners.)*

**N**eapel ist eine wunderschöne Stadt. Wer Luzern kennt, wird sich's ungefähr einbilden mögen. Luzern ist freilich lange nicht so groß und hat nicht so viel Wasser. Wenn einer zu Neapel am Ufer steht, sieht er drüben kein Land. Der See heißt dort die See. Auf dem Wasser treiben sich keine schwarzen Duckenten herum, wie sie in Schwärmen vor Luzern zu sehen sind. Die Schiffe sind größer als manches Bauernhaus mitsammt Stall und Scheuer. Der Pilatusberg steht zu Neapel links, wenn du gegen das Wasser schaust, raucht den ganzen Tag wie ein Türk', speit manchmal Feuer und heißt Vesuv. Bis auf diese kleinen Unterschiede ist die Aehnlichkeit unbestreitbar, besonders da sich ungeheuer viele Engländer zu Neapel umher treiben.

Der fremde Soldat hat's gut zu Neapel. Das Gewand ist sauber und kleidsam, die Löhnung anständig, die Kost reichlich, der beste Wein spottwohlfeil. Wenn einer zuerst hinkommt, beschwert er sich über die Hitze. Die Sonne brennt dort rechtschaffen; im März wird es Fröhorgens schon so heiß, wie bei uns zu Mittag im August, und das geht so fort bis Weihnachten. Hernach gibt's ein wenig Ruhe mit dem Sonnenbrand. Der Mann wird, wie gesagt, im Anfang ein bischen verdrießlich über die Hitze, aber bald kommt er aus den rechten Geschmack. Wenn's nicht so heiß wäre, könnte er von dem guten wohlfeilen Wein nicht halb so viel zu sich nehmen, als er trinkt, und das wäre doch gewiß ein Schade für ihn.

Auf der andern Seite ist es wieder ein gefährliches Ding um selbigen Wein. Warum? Weil er blutroth ist und die hitzige Farbe im Blute stecken bleibt. Zu Neapel schwitzt nämlich der Mann auch nur klares Wasser wie bei uns daheim, also geht die Farbe nicht von ihm; deßhalb muß er fleißig aufschauen, daß er sich nicht in Worten und Werken verschnappt. Mit den Gedanken mag er's halten wie er will; die Hauptsache bleibt, daß er sie nicht losläßt, wenn sie von der Weinfarbe angezogen haben.

Das hat leider der Hansdennel nicht genugsam bedacht. Er war unser Trommelschläger, schöner Leute Kind von Straßburg im Elsaß, und hieß eigentlich Johannes Daniel Schneegans. Zu Neapel werden außer den ächten und rechten Eidgenossen auch Deutsche und Franzosen als Schweizer angeworben; die Herren nehmen es damit nicht zu genau, sobald der Mann nur von jenseits der Berge herkommt. Der Hansdennel, ein blutjunger kleiner Kerl, war von daheim in die weite Welt gelaufen, weil die Alten ihm seine Liebste nicht zur Frau geben wollten. — »Sobald ich das Geld dazu beisammen habe,« schrieb er an seine Salome, »schicke ich dir's, daß du nach Neapel kommen kannst. Hierlandes verlangen sie zum Heirathen keine Papiere, wie bei uns; wenn der hochwürdige Herr ein Weiblein und ein Männlein vor sich hat, die Eheleute zu werden begehren, so gibt er sie frischweg zusammen.«

Das Brieflein verdrehte der Salome vollends den Kopf. Sie wollte um jeden Preis nach Neapel kommen, und zwar ohne zu warten, bis ihr Liebster sich das Geld zusammengetrommelt. Die

Aufgabe war schwierig; die ganze Baarschaft des Mädchens betrug kaum so viel, als der Paß allein gekostet hätte, und der Paß stellt nur die Polizei zufrieden, nicht aber den Wirth, den Fuhrmann und die andern Dornhecken am Wege des Wanderers. Nur wenn der Paß nicht in der Ordnung und dazu der Beutel leer ist, sorgt die Polizei für Obdach, Nahrung und sicheres Geleit, aber mit umgekehrter Deichsel. Das alles wußte die Jungfer und bedachte es wohl, denn der Kopf war ihr zwar verdreht, aber nicht abhanden gekommen. Bald war ein feiner Anschlag gefunden. Sie ging nach Baden-Baden, trat bei ihrer Base, der Schnürleibmacherin, in Arbeit, und ließ in's Blättchen setzen: »Eine Französin, die fertig Deutsch spricht und sonst noch das und jenes versteht, wünscht als Kammerjungfer mit einer Herrschaft nach Neapel zu reisen.« Die Anzeige hatte den gewünschten Erfolg. Eine einzelne Dame, natürlich aus England, nahm unsere Salome nach Italien mit.

Eines schonen Tages erhielt der Hansdennel ein Brieflein, worin Salome ihm meldete, was sich zugetragen, und daß sie um die und die Zeit zu Neapel eintreffen würde. Jetzt hing dem guten Burschen der Himmel voller Geigen, und wenn er auch etwelche mal in seiner Herzensfreude sich schon Frühmorgens — einen Haarbeutel antrank, beim Ausrücken oder beim Zapfenstreich verkehrt trommelte und dem Vorgesetzten dreiste Antworten gab, so hatte das nichts zu sagen. Im Gefängniß konnte er ja ungestört vom Morgen bis zum Abend an die Salome denken, vom Abend bis zum Morgen von ihr träumen, und wenn er herauskam, waren wieder so und so viele Tage überstanden. Manchmal bekam er die Peitsche, weil ers zu grob gemacht; aber auch danach fragte er nichts. Es kam ihm vor, als lindere der körperliche Schmerz sein ungeduldiges Herzweh ein wenig. So ging es fort in angenehmer Abwechslung von Uebertretung und Strafe, bis endlich der heißersehnte Tag erschien. Jeder Tag, der zu etwas anberaumt worden, kommt ganz gewiß einmal, sey er nun erwünscht oder gefürchtet, nur daß er nicht allemal mitbringt, was er verheißen oder, nach Umständen, angedroht. So gings auch hier. Die Salome kam nicht zum Vorschein und ließ auch nichts von sich hören.

Hansdennel wurde schier verrückt. Bei Tage schwatzte er kein

Wort, außer wo er den Mund hätte halten sollen, bei Nacht schlief er nicht, außer um in hitzige Fieberträume zu gerathen. Dabei sah er aus wie der leibhaftige Tod von Yperm Zweifelsohne wäre der arme Schelm draufgegangen, wenn der gute Wein nicht gewesen, und hätte sich nicht gerade noch zu rechter Zeit ein Brieflein von der Salome eingestellt.

Die Jungfer befand sich mit ihrer Frau Pudding, Breakfast, Yeßeiduh, Veryuell, oder wie sie hieß, in einem kleinen Nest, dessen Name mir entfallen. Es war so ein Dorf auf O, A oder J und lag im Königreich Neapel, hart an der römischen Grenze. Besagte Dame war auf der Reise plötzlich von etwas überrascht worden, das sie zu Neapel abzumachen gerechnet hatte, und hernach bedenklich erkrankt, so daß sie ein paar Wochen zwischen Tod und Leben gelegen. Salome war die ganze Zeit über als treue Wärterin nicht aus den Kleidern gekommen und hatte kein Blatt Papier gehabt, um zu schreiben, wenn sie auch die Muße dazu sich erobert hätte.

Erst als die Frau aus dem hitzigen Fieber wieder zu sich gekommen, konnte das Mädchen einen Briefbogen und eine Feder von ihr erbitten. Eine englische Herrschaft führt dergleichen immer bei sich, aber an der Schatulle der Frau befand sich ein Drehschloß, dessen Geheimniß die Dienerin nicht kannte. Das Schreiben schloß mit der niederschmetternden Nachricht, daß noch vier bis sechs Wochen vergehen würden, bevor der Zustand der Dame und des Neugeborenen die Weiterreise erlaubten, bis wohin der verliebte Trommelschläger sich gedulden möge.

Das war eine Ermahnung in den Wind. Der Hansdennel war viel zu sehr heruntergekommen, um sich in Geduld zu fassen. Darum ging er zum Feldwebel und verlangte Urlaub. Der Feldwebel war ein so grober Eidgenoß, als nur je einer das Blasen des Stiers von Uri vernommen. Er hieß den Trommler zum Gottseybeiuns gehen, aber dabei in der Kaserne bleiben. Hansdennel ging nicht zum Teufel, sondern zum Hauptmann, der Engel hieß und von Basel gebürtig war, weilhalb er wie der Basler Lällenkönig gern die Augen verdrehte und die Zähne blöckte. — »Du hast alleweil recht,« sagte der Lällenkönig; »weil du dich die ganze Zeit her gar so brav aufgeführt, werden wir dir den Urlaub sammt einem erklerklichen Trinkgeld geben, aber du mußt ein Bissel Geduld



haben. Frage in vier Wochen wieder an.«

Der Trommler bat und flehte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen; der Basler war härter als ein Stein. Hansdennel lief zum Oberstwachmeister und that einen Fußfall, der ihm die Weisung eintrug, sich Abends nach dem Zapfenstreich auf die Stockwache zu verfügen und bis zum Morgen dort zu bleiben.

Man soll keinen Menschen zur Verzweiflung treiben, sonst macht er dumme Streiche. Der Hansdennel stellte deren an, die über allen Spaß hinausgingen. Statt dem Herrn Oberstwachmeister das Maul anzuhängen, wie es sonst seine Gewohnheit war, schwieg er mäuschenstill, aber nicht aus militärischem Gehorsam, wie es seine Pflicht und Schuldigkeit gewesen wäre, sondern weil er Arges im Schilde führte. Abends ging er nicht auf die Stockwache, wie ihm befohlen worden, sondern nahm Urlaub hinter der Thüre. Darauf sieht nach den Kriegsartikeln der Schweizer Regimenter der Tod. Das strenge Gesetz stammt noch von den alten Lanzknechten her, welche der römische Kaiser Maximilian erfunden hat. An der einen Uebertretung war es aber dem verzweifelten Menschen nicht genug; er stach auch noch den Gefreiten, seinen Vorgesetzten, über den Haufen, weil der sich dem Ausreißer in den Weg gestellt. Ihr könnt euch selber einbilden, welchen Lärm die Geschichte machte.

Hansdennel rannte spornstreichs, dem Dorfe zu, wo seine Liebste verweilte. Unterwegs wußte er sich auch ein anderes Gewand zu verschaffen, aber das konnte ihm am Ende nicht von großem Nutzen seyn; seine blauen Augen, sein flachsfarbiges Haar, sein Milchsuppengesicht ließen sich nicht umtauschen wie des Königs rother Rock.

Wie freute sich die gute Salome, als ihr Liebster wie vom Himmel geschneit ihr um den Hals fiel! Ihr frohmüthiger Schrecken verwandelte sich jedoch nur zu bald in Angst und Entsetzen, da sie erfuhr, daß Hansdennel der Fahne entlaufen. Sie nahm es ihm allerdings nicht übel auf, denn die Weiber haben es so gerne, wenn einer um ihretwillen Leib und Leben In die Schanze schlägt, aber sie fürchtete sich um seinetwillen vor dem Haltunsfest. Was nützte ihr ein Schatz auf dem »Galee?« Vom erstochenen Gefreiten schnaufte der Straßburger kein Wörtlein,

um die arme Salome nicht vollends zu Tode zu erschrecken.

Die Yeßeiduh war die gute Stunde selbst und hatte in ihrem Herzen der treuen Jungfer ewige Dankbarkeit gelobt. Dazu war sie eine närrische Engländerin, also gefiel ihr der tolle Streich des Trommelschlägers, und seine standhafte Liebe rührte sie um so mehr, als sie die Treue für einen seltenen Vogel hielt. Sie hatte allen möglichen Grund dazu; ihr Mann war ihr mit einer Mulattin durchgegangen.

Die gute Dame ließ sich trotz ihrer Schwäche aus dem Bette heben, ankleiden und aus der Kammer tragen, um den Hansdennel sehen zu können. Ihr werdet wohl wissen, daß eine Engländerin keinen fremden Mann in dem Raume empfängt, wo ein Bett steht, aus Furcht, er könnte sie sich im Nachtgewande vorstellen.

Der Hansdennel war ein sauberes Mutterkind und hätte der »Missis« gefallen, wäre sie auch nicht zum voraus für ihn eingenommen gewesen. Sie gab ihm Geld, hieß ihn in's Römische hinübergehen und dort ihre Genesung abwarten. — »Ich nehme Euch in meinen Dienst,« sagte sie, »und kehre nach Rom zurück, um die Salome behalten zu können. Sie ist mir lieber als Neapel und Sicilien miteinander. In Rom richte ich eure Hochzeit aus; hernach segeln wir von Livorno nach Lissabon, dem eigentlichen Ziele meiner Reise. Ich habe dort eine Tante, bei der ich bleiben will. Ihr seyd fürs Zeitlebens bei mir versorgt, und der Tausch ist nicht übel, wenn Ihr auch nicht so vielen Lärm mehr machen dürft, als im Dienste des Königs beider Sicilien.«

Hansdennel machte gebührendermaßen seinen Kratzfuß und huschte über die Grenze, just noch zu rechter Zeit, um den Landjägern zu entkommen. Kaum hatte er den Rücken gewendet, so waren die Verfolger auch schon zur Stelle. Er befand sich in Sicherheit und hatte nichts zu thun, als seine Zelt ruhig abzuwarten.

Das Warten ward ihm sauer genug. Die Sache drohte sich in die Länge zu ziehen, weil das Aufstehen und die Gemüthsbewegung der Engländerin übel bekommen waren. Dennoch hielt der Hansdennel tapfer Stand gegen die Versuchung. Er setzte keinen Fuß über die Grenze, doch stellte er sich manchmal auf einen Platz, wo er, vom Gebüsch verdeckt,

nach dem Dorfe hinübersehen konnte. Zwei oder dreimal kam auch die Salome zu ihm in das Wäldchen. Das hätte vielleicht nicht viel auf sich gehabt, wenn der ehrliche Elsässer nicht so thöricht gewesen wäre, einen Hirtenbuben mit Briefchen zu schicken.

Die Wälschen sind ein pffiffiges Gesindel. Für ein Stück Geld verrathen sie Vater und Mutter. Der Bube hatte herausgebracht, daß ein Ausreißer von Neapel mit blauen Augen und hellen Haaren zur Fahndung ausgeschrieben sey, und war entschlossen, das Blutgeld zu verdienen. Er verständigte sich mit den neapolitanischen Landjägern. Eines Abends, wo er ein Brieflein bestellen sollte, verspätete er seine Rückkehr bis nach Mitternacht, um dann mit verstörter Miene und unter Krokodillsthränen zu vermelden: die Jungfer sey schwer erkrankt, der Geistliche habe ihr die heilige Wegzehrung gereicht und sie begehre vor ihrem Tode den Liebsten noch einmal zu sehen. Der junge Heuchler spielte seine Rolle so gut und sprach in so rührenden Worten von dem letzten Wunsche der Sterbenden, daß der Hansdennel gar nicht dazu gelangte, sich zu besinnen. Er war schon auf dem Wege, als der Bube immer noch sprach, und rannte blindlings in die wälsche Wolfsgrube.

In Ketten und Banden kam er nach Neapel zurück. Von Gnade und Barmherzigkeit war natürlich keine Rede. Der Mann hatte in den letzten Monaten sich übel aufgeführt, und hätte er sich auch betragen wie der leibhaftige Tugendspiegel von Einsiedeln, so wäre der erstochene Vorgesetzte dadurch nicht lebendig geworden.

Nachmittags nach dem Aveläuten war der Ausreißer eingebracht worden. Das Kriegerrecht trat ohne Verzug zusammen und fällte seinen Spruch. Der Verurtheilte legte Berufung ein. Die Erledigung verzögerte sich bis Abends um neun Uhr; der Herr General hatte Abhaltung gehabt; so mußte der Vollzug bis zum Morgen verschoben werden, weil es bei den Schweizern nicht herkömmlich, dergleichen mitten in der Nacht vorzunehmen, wenn nicht Gefahr auf dem Verzuge steht. Das Erschießen bei Nacht und Nebel kostet jedesmal die Laterne, welche dem Mann auf die Brust gehängt wird, und um die Laterne ist es Schade.

Als der Hansdennel vernahm, daß er nur noch wenige Stunden

zu leben habe, kam die schmachlichste Feigheit über ihn, eine wahre Galgenangst, obschon er nicht gehenkt werden, sondern ehrlich wie ein Soldat sterben sollte. Er heulte, schrie, lachte wie ein Kobold, wand und krümmte sich auf dem Estrich, redete wie ein Verrückter, lästerte Gott und die Welt, winselte wie ein Hund um Gnade und blieb für jeden Zuspruch dergestalt taub, daß sogar der berühmte Vater Barnaba vom ehrwürdigen Orden der Kapuziner sich kein Gehör bei ihm verschaffen konnte. Wo aber dem Vater Barnaba sein Latein ausging, da schien Hopfen und Malz verloren.

Die Kunde von der widerspänstigen Verzweiflung des Trommlers brachte die gesammte Mannschaft in Aufruhr. Wohlverstanden, wir stifteten nicht etwa eine Meuterei an, sondern wir liefen zusammen, um zu berathen, wie die drohende Schande von uns abzuwenden sey. Das ganze Regiment war auf ewige Zeiten beschimpft, wenn der Mann wie ein Hundsvott starb. Die einen sprachen davon, Abgeordnete an den armen Sünder zu senden, um ihm kameradschaftlich ihre Ehre an's Herz zu legen. Aber was war von einem Kerl zu hoffen, der nicht einmal auf den hochwürdigen Vater Barnaba hören wollte? Andere sprachen davon, ihm ein berauschendes Pülverlein oder meinetwegen Gift beizubringen; aber er verschmähte ja hartnäckig Trank wie Speise. Den besten Wein ließ er stehen.

Wo jedoch dem Satan selber der Faden ausgeht und kein altes Weib mehr hin mag, da tappen wir Eidgenossen uns noch durch. Wir drehen den Pfiffikus Schmerle von Berlin über den Daumen und geben sogar einem Amerikaner zu rathen auf. Der kleine Spitzbart von Interlaken half aus aller Noth und Pein. Eigentlich hieß er Füßli zum Geschlecht und war unser »Lustig.« Er brauchte nur das Maul aufzuthun, um das Regiment zum Lachen zu bringen. Dießmal lachten wir auch, aber endlich hörten wir ihm ganz ernsthaft zu, wie er sich hoch und theuer verschwor, er wisse eine Kunst gegen die Galgenangst und sey bereit, sein Hokuspokus zu machen. — »Worin besteht das Mittel?« fragten die Soldaten. — »Es ist eine Sympathie,« antwortete Füßli; »wenn man sie vorher ausplaudert, wirkt sie nicht.« — »Mache keine dummen Späße, Spitzbart!« brummte der Feldwebelz »es geht hier um die Ehre der ganzen Eidgenossenschaft.« — »Machen

wir ein Gewett,« sagte Füßli: »ich zahle ein Stückfaß Wein, wenn ich verliere, wogegen jeder von euch der Reihe nach mich einen Abend im Wirthshause freizuhalten hat, wenn ich es dahin bringe, daß der Elsässer zum Tode geht, als wäre er ein biderber Eidgenoß.« — »Es gilt, bigott, es gilt!« riefen wir alle. »Der Spitzbart soll seine Kunst machen.«

Um Mitternacht lehnte sich eine Leiter an die Wand und der Spitzbart kroch daran zum Luftloch des Gefängnisses hinauf, worin der arme Sünder mit der Zwangsjacke angethan lag. Hansdennel meldete sich auf das erste Bst, Bst! Wir wunderten uns darüber, aber mit Unrecht, denn da die Stimme von außen kam, so bildete sich der Gefangene ohne Zweifel ein, daß der Befreier zur Stelle sey. Seine Verzweiflung rührte ja nur daher, daß er sterben sollte, statt die Salome zu heirathen; mithin faßte er frischen Muth, sobald sich ein Hoffnungsstrahl offenbarte.

Was die beiden am Fensterchen droben zischelten und wisperten, konnten wir unten nicht verstehen. Doch wenn wir auch die Reden nicht vernahmen, so sahen wir doch den Erfolg. Die Sympathie that ihre volle Wirkung. Kaum hatte der Lustig seinen lustigen Posten verlassen, als der Gefangene den Vater Barnaba rufen ließ. Der Kapuziner brachte eine halbe Stunde mit ihm zu. Hernach begehrte Hansdennel ein nahrhaftes Frühstück, um, wie er sagte, auf dem Gange zum Sandhaufen nicht einem Schmachtlappen gleich zu sehen. Er war ausgehungert, so daß er wie ein Wolf fraß. Von einer Schüssel voll Maccaroni ließ er nur die Schüssel übrig, von einer Viertelelle Salamiwurst nur die Haut. Wie viel er getrunken hat, mag der Himmel wissen. Als er sich tüchtig vollgegessen, steckte er sich eine Pfeife in's Gesicht und dampfte mit dem Vesuv um die Wette.

Mit der dampfenden Pfeife im Munde wurde er ausgeführt. Von Verzweiflung war an ihm gar nichts mehr zu spüren. Die Sympathie hatte schier gar zu stark gewirkt; wenigstens hielt sich das herbeigelaufene Volk darüber auf, daß der arme Sünder gar so dreist einher gehe und nicht einmal blaß ausschaue. Wir Soldaten konnten uns die Rosen auf den Wangen wohl erklären; die kamen vom vielen Wein. Bei alledem kam uns seine übertriebene Dreistigkeit schier wie Teufelsspuck vor.

Auf dem Hinrichtungsplatze angelangt, gab Hansdennel seine

halb ausgerauchte Pfeife einem Kameraden zu halten, und zwar mit einer Miene, als wollte er sagen: »Lasse das Feuer nicht ausgehen, ich rauche hernach weiter!« Mit unerhörtem Gleichmuth kniete er auf den Sandhaufen und ließ sich die Augen verbinden. Sechs Mann traten vor. Hansdennel konnte natürlich nicht sehen, wie sie aus das Zeichen des Offiziers ihn aufs Korn nahmen; aber das Anschlagen der Gewehre mußte er vernehmen, und dennoch zuckte er mit keinem Gliede. Der Offizier klatschte in die Hände. In demselben Augenblick blitzte das Feuer von sechs Pfannen und fuhr aus sechs Läufen. Blitz, Knall und Fall waren eins. Maustodt lag der Straßburger da.

Während der entseelte Leichnam eingescharrt wurde, brummte Füßli in den Bart: »Der wird mich nicht übel herunterputzen, wenn wir uns im großen Hauptquartier wieder treffen, weil ich ihn so schändlich angelogen.« — »Was hast du ihm denn gesagt?« — »Er würde auf dem Sandhaufen begnadigt werden, habe sich ihm gesagt, und wenn es nicht wahr sey, so möge er mich vor Gottes Thron einen schlechten Kerl heißen, was er jetzt gewiß gethan hat. Aber ich mache mir nichts draus. Unser Herrgott kennt mich ja, und die Ehre des Regiments ist am Ende wohl auch ein paar Jahre Fegefeuer werth.«

---

## Der tolle Feldscher.

*(Erzählung eines ungarischen Husaren.)*

**Z**u Ritterszeiten war es Sitte, daß ein armer Sünder sich den Baum heraussuchen durfte, der ihm gefiel, um sich daran henken zu lassen. Nun geschah es eines Tages, daß der großmächtige Kaiser Carolus Magnus auf einem Kriegszuge gegen den türkischen Erbfeind durch den Bakonyer Wald kam, begleitet von ungarischen Husaren und Grenadieren, deutschen Musketieren und böhmischen Dragonern. Auf dem Lagerplatz wurde Standrecht über einen Mann vom Leibgrenadierregiment gehalten. Er hieß Marcolfus und hatte marodirt. Nachdem er verurtheilt worden, bat er sich die herkömmliche Gnade aus, sich selber den Baum auszusuchen, der ihm gefiele. Der Wunsch ward gewährt. Meinem Marcolfus aber gefiel im ganzen Bakonyer Wald kein Baum so gut, daß er sich gern daran hätte henken lassen, so fleißig er auch suchte. Darob ward dem Kaiser die Weile lang. — »Laßt den Kerl für dießmal laufen,« sagte er, »denn wir haben keine Zeit zu verlieren, alldieweil der Türk' vor Neuhäusel liegt!«

Seit selbiger Zeit ist die Sitte abgekommen, daß sich einer seinen Baum selber heraussuchen darf; was aber das Heirathen betrifft, so kann jeder noch bis zum heutigen Tage den Marcolfus spielen. Indessen mißrath es den allermeisten, erstens weil es mehr Weibsleute auf Erden gibt, als Bäume im Wald von Bakonya, und zweitens, weil sie dem Heraussuchen nicht so ruhig zuschauen, sondern allerlei Angelhaken auswerfen mit verführerischem Köder. Jeder schnappt danach und selten geräth es einem, den Köder zu fassen, ohne den Hamen mitzuschlucken. Wenn er dann festhängt, wird er an den Strand gezogen und in das Ehejoch gespannt.

Das ist schon schlimm genug; aber es gibt noch etwas schlimmeres, wenn nämlich einer sich unrettbar festbeißt und hernach nicht herausgezogen wird, sondern Zeitlebens zappeln muß. Das war unserem Feldscher begegnet. Der arme Kerl

nannte sich Szabo Mihaly, doch hieß er eigentlich Michel Schneider und war aus »Sachsen in Leipzig« gebürtig. Den Namen hatte er freilich ins Ungarische übersetzt, aber mit seinen wasserblauen Augen, seinen flachsblonden Haaren und seinem Herzen brachte er nicht dasselbe Kunststück fertig. Er war ein Kerl wie eine Milchsuppe ohne Salz und Schmalz. Daheim hatte er sich in eine braune Dirne mit schwarzen Augen verliebt, die eine Weile den Narren mit ihm gemacht, um ihm dann eine Nase zu drehen. In seiner Verzweiflung war er in die weite Welt gelaufen und hatte sich bei den Kaiserlichen anwerben lassen. Seines Zeichens war er ein sitzengebliebener Doktor; seine feine weiße Hand schien wenig geeignet, den Säbel zu führen, aber um desto besser verstand sie mit dem Schermesser umzuspringen. Es war ein wahres Vergnügen, sich von ihm einseifen und abschaben zu lassen. Trotzdem fürchteten manche sich vor ihm, weil ihm ein Sparren schief im Dachstuhl saß und seine wasserblauen Augen so irrlichtmäßig flackerten, daß sie manchmal Funken sprühten und dann wieder wie erloschen schienen. Ihr werdet mir's vielleicht nicht glauben, aber es ist so gewiß, als daß die Leute essen: mir selber war's unheimlich unter seinem Messer zwischen zwei Scharmützeln. Gestern waren mir die blauen Bohnen wie Maikäfer um die Ohren geflogen, morgen schoß mich vielleicht der Feind vom Pferde und heute empfand ich unter den Händen des Barbiers ein Grauen, das mich in der Schlacht nie angewandelt, außer damals, als ich im ersten Treffen das Kanonenfieber bekam. Lächerlich!

Unser Szabo Mihaly hatte dreißig Jahre treu gedient und niemals einen Mann mit seinem Schermesser umgebracht. Was er vielleicht mit der Lanzette gethan, lasse ich dahingestellt; ein Doktor braucht just kein Narr zu seyn, um die Leute todtzumachen.

Wir kamen in Besatzung nach Peterwardein. Szabo ward dort zwar nicht in Ruhestand versetzt, aber er erhielt einen ruhigen Posten im Festungsspital und blieb der Verpflichtung enthoben, weitere Feldzüge mitzumachen. Das war ihm wohl zu gönnen; seine Gesundheit wankte und wackelte wie ein baufälliges Haus und seine Laune wurde immer mürrischer.

Zu jener Zeit lag in der Gefangenenabtheilung des Spitals ein



Soldat mit gebrochenem Bein. Er war bei einem Fluchtversuch verunglückt. Zur Flucht hatte er guten Grund. Warum? Weil er in ein Bauernhaus eingebrochen war, den Bauern erschlagen, die Bäuerin erstochen und die Tochter erdrosselt hatte. Die Dirne hatte seine Liebesanträge verschmäht, und er sich dafür auf so grausame Weise gerächt. Nachdem er den dreifachen Mord und sonst noch eine Schandthat begangen, die ihr leicht errathet, wollte er auch für seine Mühe etwas haben. Er nahm eine silberne Uhr sammt einigen Zwanzigern, die er im erbrochenen Kasten gefunden, trug eine Maßstasche voll Slibowitz davon und warf zum Abschied einen brennenden Schwefelfaden auf's Dach.

Die Sache kam auf; der Mörder hatte außer dem dreifachen Todtschlage noch drei Verbrechen begangen, auf deren jedem nach den Kriegsartikeln der Tod stand; mithin hatte er, wenn man auch die Blutthat nur einfach rechnete, das Leben viermal verwirkt und konnte nicht auf Gnade rechnen. Der Fluchtversuch machte seine Sache zwar nicht schlechter, aber auch nicht besser. Das Kriegsrecht wartete nur die Heilung des gebrochenen Beines ab, um über den Hals zu entscheiden.

Als Szabo beim Antritt seiner neuen Wirksamkeit den Fuß des Gefangenen untersuchte, wimmerte der: »Heeren Se, sehen Se doch, Se dhun mer ja weeh!« Wie der Feldscher die sächsische Sprache vernahm, wurde ihm urplötzlich ganz anders. Er legte seine gewohnte Schweigsamkeit ab und begann den Mann auszufragen, natürlich zuerst nach Namen und Heimath.

Die Heimath verstand sich von selbst, der Name lautete Gottlieb Erdmann. — Erdmann hatte der Glückliche geheißten, an welchen Michel Schneider seine treulose Rike verloren. Bei näherer Etkundigung ergab sich, daß der Mörder der syrmischen Bauersleute Rikchens Sohn war, der liederlicher Streiche halber von daheim durchgegangen. Der Vater des Burschen war ebenfalls ein Taugenichts von Hause aus, wie der Feldscher recht wohl wußte.

Ein rechter Kerl hätte nun bei sich gedacht: »Geschieht der Rike schon recht, warum hat sie den Lumpen mir vorgezogen!« Aber der Szabo war sammt seinem ungarischen Namen ein Schmachtlappen geblieben. Er kränkte und grämte sich und hätte den Hallunken gern gerettet. Ausbitten konnte er ihn nicht, das

sah selber sein verbranntes Hirn ein, aber besagtes Hirn brütete einen Plan aus, auf den nur ein Verrückter fallen konnte.

Szabo saß Stundenlang beim Lager Erdmanns, ließ sich Geschichten aus der Heimath erzählen und hörte in andächtiger Wehmuth zu. Auch wandte er alle seine Kunst auf, die Heilung zu verzögern, und da er dazu eine natürliche Anlage besaß, so gerieth es ihm ziemlich gut. Endlich aber behauptete die gesunde Natur des Pfleglings ihre Rechte. Erdmann war hergestellt, wurde kriegsrechtlich abgeurtheilt und hinausgeführt.

Der Galgen stand eine halbe Stunde Weges von der Festung entfernt auf einem kleinen Hügel. Die Bewohner von Neusatz, die Landleute aus der ganzen Umgegend waren herbeigeströmt, um den ruchlosen Mörder seine verdiente Strafe empfangen zu sehen. Erdmann zeigte mehr Fassung als Zerknirschung. Vermuthlich hatte der närrische Feldscher ihm in den Kopf gesetzt, daß er Gnade erhalten werde. Narrheit steckt an, besonders wenn sie im grünen Kleide der Hoffnung zu einem verzweifelten armen Sünder tritt.

Er war ein sauberer Kerl, groß und stark, schlank um die Mitte, breit von Schultern. Der Schnauzbart stand ihm spannenlang von den Mundwinkeln weg. Die Weibsleute begannen, wie sie nun eben sind, Bedauern mit ihm zu empfinden. Sie vergaßen seine Verbrechen, weil er gar so schön aussah. Darum schauten sie auch fleißig nach der Festung zurück, als erwarteten sie einen Gnadenboten.

Schon stand Erdmann auf der Leiter, da schrie plötzlich eine gellende Weiberstimme: Gnade! Von weitem kam ein Mann in Uniform gelaufen. In seiner Hand flatterte ein weißes Tuch. Erdmann machte sich hurtig von der Leiter herunter. Die Weiber, welche wie gewöhnlich den größten Theil der Zuschauermenge bildeten, brachen in lauten Jubel aus. Der Profoß aber brummte achselzuckend: »Was ist das für eine verdammte Neuerung? Der Gnadenbote soll doch zu Pferd kommen, nicht zu Fuß. Was fällt dem Herrn — Oberstwachmeister ein?«

Der Herr Lieutenant, welcher die Hinrichtung commandirte, schüttelte den Kopf, als der mit dem weißen Tuche näher kam. »Das ist ja nicht einmal ein Offizier,« sagte er, »geschweige denn ein Oberstwachmeister.«

In der That war's kein Offizier, sondern der verrückte Feldscher.

Der Herr Lieutenant ließ ihn herankommen und fragte ihn, was die Sache zu bedeuten habe? »Gnade, Gnade!« keuchte Szabo. — »Gnade!« rief der arme Sünder, freudig erschrocken. — »Gnade!« jauchzte das Weibsvolk ringsumher. — Der Herr Lieutenant verlangte den Befehl zu sehen. Szabo hatte nichts Schriftliches vorzuweisen.

Das Ende vom Liede war, daß dem Feldscher der Degen abgenommen wurde und der Herr Lieutenant sagte: »Gnade ist bei Gott!«

Erdmann starb, dem Narren fluchend, der ihn mit eitler Hoffnung getäuscht hatte.

---